**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,144,692

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# ANNALEN

DES

# HISTORISCHEN VEREINS

## FÜR DEN NIEDERRHEIN

INSBESONDERE DIE ALTE ERZDIÖZESE KÖLN

---

HUNDERTUNDDREIZEHNTES HEFT

APR 11 1977

The University of Michigan Periodical Reading Room

KÖLN 1928

J. & W. BOISSERÉE'S BUCHHANDLUNG
(INH. HERM. SCHILLING)

Digitized by Google

# Zur Beachtung.

1. Die Vereine, mit welchen wir in Schriftenaustausch stehen, werden gebeten, Bücher und Zeitschriften **fortan nicht mehr** an die Stadtbibliothek in Köln, Gereonskloster 12, zu senden, da diese nicht mehr zur Annahme **berechtigt** ist, sondern an Notar Johannes Schüller, Köln, Eintrachtstrasse 120.

2. An- und Abmeldungen sind zu richten an Notar Johannes Schüller, Köln, Eintrachtstrasse 120.

3. Beitragszahlungen sowie alle Zahlungen für die Vereinskasse sind zu richten an das Postscheckamt Köln: Konto **15579**, Historischer Verein für den Niederrhein in Köln.

4. Mitteilungen und Anfragen, die sich auf den Verein beziehen, sind an den Vorsitzenden Abteilungs-Direktor an der Preuß. Staatsbibliothek Dr. Alexander Schnütgen in Berlin NW 7, Unter den Linden 38, zu richten.

5. Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsstücke für die Annalen sind einzusenden an Professor Dr. Max Braubach in Bonn, Meckenheimer Allee 53.

6. Mitglieder, die ältere Hefte zu beziehen wünschen, wollen sich an Notar Schüller, Köln, Eintrachtstrasse 120, wenden.

**Der Vorstand.**

Digitized by Google

# ANNALEN

DES

# HISTORISCHEN VEREINS

## FÜR DEN NIEDERRHEIN

INSBESONDERE DIE ALTE ERZDIÖZESE KÖLN

---

HUNDERTUNDDREIZEHNTES HEFT

KÖLN
J. & W. BOISSERÉE'S BUCHHANDLUNG
(INH. HERM. SCHILLING)
1928

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Das Viktor- und Siegfriedproblem. Von Bernhard Vollmer | 1—12 |
| Die Beginen in Köln. Dritter (Schluß-) Teil. Von Johannes Asen | 13—96 |
| Gottfried Kinkels Jugendentwicklung und der Maikäferbund. Von Oskar Schultheiß | 97—128 |


## Kleinere Beiträge.


| | |
|---|---|
| Das Kölner Domkapitel und die Kaiserwahl Karls VI. (1711). Von H. Gerig | 129—143 |
| Der letzte Verfassungskonflikt zwischen Domkapitel und Regierung im Kurfürstentum Köln. Von M. Braubach | 143—146 |


## Literatur.


| | |
|---|---|
| Wilh. Levison: Das Werden der Ursulalegende. Bespr. von W. Kisky | 147—150 |
| J. Deilmann: Geschichte des Amtes Brüggen. Erster Teil: Äußere Geschichte. Bespr. von J. Bremer | 151 |


## Berichte.


| | |
|---|---|
| Hauptversammlung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Kaiserswerth am 4. Juni 1928. Von M. Braubach | 152—161 |


**Mitgliederverzeichnis**
nach dem Stande vom 1. Oktober 1928.

Digitized by Google

Digitized by Google

GENERAL BOOKBINDING CO.
C 13 C
Rhen. 2440
Bd.
QUALITY CONTROL MARK

# Das Viktor- und Siegfriedproblem.

Von

**Bernhard Vollmer** [1]).

Zwei Gestalten, von Legende und Sage verklärt, sind mit Xanten eng verbunden: Siegfrieds leuchtende Erscheinung, der volkstümlichste Held unserer bedeutendsten epischen Dichtung, und Sankt Viktor, einer der ersten christlichen Märtyrer auf deutschem Boden, der Patron des gewaltigen Gotteshauses, in dessen Schatten wir heute tagen. Aus zwei verschiedenen Sphären stammend, zunächst ohne irgendwelche Berührungspunkte, hat sich der Niederschlag, den ihre Gestalten in mündlicher und schriftlicher Überlieferung fanden, in einzelnen Zügen einander genähert, so daß sie wie eine Abwandlung derselben Idee erscheinen. Wieweit des christlichen Streiters Tod im Amphitheater zu Birten geschichtlich zu erweisen, welche mythischen Vorstellungen und geschichtlichen Persönlichkeiten dem Recken von Niederland Züge geliehen, welche Beziehungen sich zwischen den Schwerpunkten der beiden Sagenkreise, Xanten und Worms, urkundlich belegen lassen, und schließlich welche Zusammenhänge zwischen Siegfried und Viktor selbst bestehen, soll im folgenden in großen Zügen umrissen werden.

Gestatten Sie mir, zunächst auf den Niederschlag einzugehen, den Sankt Viktors Bild in den Quellen gefunden hat. Eine wesentliche Erschwerung des Problems bildet das häufige Auftreten seines Namens unter den frühen christlichen Märtyrern. Eine kaum übersehbare Schar von Glaubenszeugen erscheint unter dieser Bezeichnung [2]). Es gewinnt den Anschein, als ob der Name an sich eine

1) Niederschrift des auf der Herbstversammlung des Vereins in Xanten am 26. September 1927 gehaltenen Vortrags.

2) Vgl. Joh. Ev. Stadler, Vollständiges Heiligen-Lexikon V. Bd. S. 675 ff.



Digitized by Google

Gattungsbezeichnung für diese Bekenner ihres Glaubens gewesen sei, und daß der bei ihnen mehrfach als Symbol überlieferte Drache den Ausdruck für den Sieg des Christentums über das Heidentum gebildet habe.

Wie steht es nun mit der Xantener Viktorsgestalt?

Eine reiche, wenn auch erst aus späterer Zeit stammende Überlieferung bietet hierfür mannigfaches Material. Nach der örtlichen Tradition gehörte Viktor zu der in Agaunum im Kanton Wallis stehenden sog. thebaischen christlichen Legion, die unter Kaiser Diokletian von dessen Mitregenten Maximinian um das Jahr 286 auf ihre Weigerung hin, den alten Göttern zu opfern, zwei Mal dezimiert und schließlich mit ihrem Führer Mauritius niedergemacht wurde. Schon abgerückte Abteilungen verfielen in Solothurn unter Ursus, in Bonn unter Cassius und Florentius und in Köln unter Gereon dem gleichen Schicksal. Eine Kohorte von 360 Mann mit ihrem Führer Viktor gelangte bis nach Xanten und starb hier im Amphitheater zu Birten den Tod für ihre Überzeugung. Ihre Leichen wurden in einen vor der Stadt gelegenen Sumpf geworfen, später gehoben und in der Kirche zu Birten und im Viktorsdom ehrenvoll beigesetzt.

Die zeitgenössischen Quellen schweigen über die ganzen Ereignisse. Die Kritik hat darum den gesamten Vorgang ins Gebiet der Legende verwiesen. An ihrer Spitze steht Jean de Bourdieu mit seiner im Jahre 1705 erschienenen „Dissertation critique sur le martyre de la legion Thébéenne". Den Gegenbeweis suchten die Bollandisten zu führen. Eine eingehende Darstellung hat die ganze Kontroverse durch den Jesuiten Stephan Beissel in seinen grundlegenden Studien über die Viktorskirche gefunden, die er unter dem Titel „Die Bauführung des Mittelalters" veröffentlichte[1]). Ein wesentliches argumentum ex silentio ist der Umstand, daß kein Schriftsteller des 4. oder 5. Jahrhunderts etwas über diese immerhin aufsehenerregenden Vorgänge berichtet. Gerade Sulpicius Severus, der als Kirchenhistoriker in erster Linie in Betracht kommt, erwähnt jedoch, daß er die Zeit Diokletians und Maximinians ausgeschlossen habe, und der für diese Gegenden einschlägige Band der Märtyrergeschichte des Eusebius ist nicht erhalten. So verdanken wir den ersten Bericht erst der Zeit vor dem Jahre 454.

[1]) Freiburg i. Br. 1889. Vgl besonders S. 7 ff.

Digitized by Google

Er stammt vom h. Eucherius, dem späteren Bischof von Lyon, der sich auf die Bischöfe Isaak und Theodor von Genf bezieht, die in das 4. Jahrhundert hineinreichen und als Träger einer den fraglichen Örtlichkeiten nahestehenden, glaubwürdigen Überlieferung gelten können. In den zeitlich folgenden Quellen wie Gregor von Tours, Venantius Fortunatus und Whalafried Strabo sowie in den alten Martyrologien finden wir die Geschichte der thebaischen Legion schon als Gemeingut. Eine wesentliche Stütze für ihre Existenz bildet das ihrem Gedächtnis gewidmete Kloster Agaunum, das heutige St. Mauriz, das bereits im Jahre 515 durch König Sigismund seine Erneuerung fand. Auch die Dedikation vieler früher Kirchen an die thebaischen Märtyrer darf als Zeugnis gewertet werden.

Noch wesentlich später als in den Märtyrerstätten zu Agaunum, Solothurn, Bonn und Köln setzt die Xantener Überlieferung ein. Den Normanneneinfällen und verschiedenen großen Bränden — der des Jahres 1109 vernichtete die Manuskripte — sind alle früheren Quellen zum Opfer gefallen. So sind wir hier erst auf Otto von Freising, auf die Erzählungen des Zisterziensers Helinand der Abtei Kamp von ca. 1200 und auf die Xantener Fest-Antiphon jener Zeit angewiesen. Ein Einsetzen der Verehrung der thebaischen Märtyrer zu dieser Zeit, in der auch an anderen Orten eine Reliquienverehrung größeren Umfangs beginnt — es sei an die in Zusammenhang mit den Kreuzzügen aufblühende Verehrung der Aachener Heiligtümer erinnert — würde zur Vorsicht stimmen, wenn nicht andere Beweismittel vorhanden wären. Bei den verschiedenen Kirchenerweiterungen und Umbauten wurden unter den Fundamenten und an anderen Stellen, die nicht als Begräbnisstätten in Betracht kommen, Gebeine gefunden, die auf Grund ihrer Ausstattung nach den erhaltenen Protokollen als Märtyrerreliquien anzusprechen sind[1]). Und als weiterer Gesichtspunkt ist zu werten, daß die Verehrung der Märtyrer in Xanten bezw. Santen, d. i. der Stadt ad Sanctos, wie sie zuerst zum J. 864 in den Xantener Annalen erscheint, oder als dativische Bildung *Zi den Santun*, zu den Heiligen[2]), durch Gregor von Tours bezeugt ist. Beachtenswert ist auch, daß die den thebaischen

1) Beissel, a. a. O. S. 15 ff.

2) Vgl. Franz Cramer, Zwei denkwürdige Ortsnamen am Niederrhein (Xanten und Birten). Beiträge z. Gesch. des Niederrheins. 12. Bd. S. 258 ff.

Digitized by Google

Legionären Gereon in Köln und Viktor in Xanten gewidmeten Kirchen durch den Archidiakonat ausgezeichnet waren. Als Gesamtergebnis ist darum zu verzeichnen: Besitzen wir auch keine direkten Zeugnisse für die Gestalt Viktors, so ist doch die historische Tatsache eines christlichen Großmärtyrers, eines Viktors, in Xanten, der dem Ort Ruf und Gepräge gab, in hohem Grade als wahrscheinlich zu erachten.

Wenden wir uns nun zu der anderen mit Xanten eng verbundenen Gestalt, zu Siegfried, dem jugendlichen Recken von Niederland. Als Sohn König Siegmunds und der Siegelind wuchs der Held hier auf, nach dem Wortlaut des Nibelungenliedes „in einer richen bürge, witen wol bekannt". Es ist der Siegfried der höfischen Ritterwelt, den wir hier vor uns sehen, der Held der letzten epischen Fassung des Stoffes.

Wie steht nun diese zu den sonstigen Überlieferungen der Siegfriedsage? Wir betreten damit ein heiß umstrittenes Gebiet, eine Welt von Hypothesen. Bekanntlich hatte Karl Lachmann, der große Philologe, eine scharfsinnige Gliederung des Nibelungenliedes in 20 einzelne Lieder vorgenommen, aus denen nach seiner Ansicht das Gesamtepos gewissermaßen als Schöpfung des ganzen Volkes erwachsen war. Andreas Heusler hat die Unmöglichkeit dieser Theorie nachgewiesen und zu zeigen versucht, daß unser Nibelungenlied auf einem älteren, verlorenen Epos beruhe, das nur den zweiten Teil unserer Fassung, den Burgundenfall, nicht die Siegfriedsaga umfaßte und um das Jahr 1160 von einem einzelnen Dichter österreichischer Herkunft geschaffen worden sei[1]). Eine Prosabearbeitung dieses älteren Epos liege in der nordischen Thidreksaga vor. Die Hauptquellen unseres heutigen Nibelungenliedes waren nach Heusler ein sangbares Lied der Saga von Brünhild und von Siegfrieds Tod sowie das erwähnte Lescepos vom Burgundenuntergang oder der Nibelungennot. Als Nebenquellen dienten nach ihm ein kurzes Lied von der Jungsiegfriedsage mit der Erbeutung des elbischen Nibelungenhorts und das älteste donauländische Epos über Dietrichs Flucht und Etzels Hofhaltung. Als Ahnen galten Heusler somit 1. stabreimende Lieder der Merovingerzeit, 2. eine liedhafte Zwischenstufe aus der Zeit Karls d. Gr. und 3. die reimenden Formen des staufischen Hochmittelalters, ein Lied und ein Epos. Auf Grund

1) Nibelungensage und Nibelungenlied. 2. Aufl. 1922.

Digitized by Google

dieses Systems stellt Heusler dann einen nach Jahrhunderten gegliederten Stammbaum des Nibelungenliedes auf, von dessen einzelnen Stufen er die Sigurdlieder der Edda vom 9.—12. Jahrhundert, sowie die Prosaerzählung der nordischen Thidreksaga um 1250 einerseits und die Atlilieder der Edda anderseits abzweigen läßt[1]). Gustav Roethe schloß sich Heusler an, nahm jedoch neben den zum Epos erweiterten Gesamtliedern auch Einzellieder, die Hauptszenen und Episoden für sich behandelten, als Quellen an und suchte seinerseits die von ihm „Nibelungias" bezeichnete epische Dichtung als Vorstufe nachzuweisen[2]). Im Gegensatz zu Heusler und Roethe setzte Karl Droege dies ältere Epos schon um 1125 an und ließ es nicht in Österreich, sondern in Rheinfranken entstehen[3]). Mit einer neuen, sich mit Droege berührenden, aber mehr historische Gesichtspunkte betonenden Theorie trat dann J. M. Dieterich hervor. Auf Grund seines Versuchs, die rheinischen Nebenfiguren des Nibelungenliedes, wie Folker, Ortwin und den alten Bischof von Speyer, mit geschichtlichen rheinischen Persönlichkeiten der Salierzeit zu identifizieren, verlegt er den Ort der Entstehung in die Umgebung Kaiser Konrads III., also in die Gegend von Worms und in die Zeit von 1150. Als Vorwurf für Kriemhildens Fahrt zu Etzel habe dem Dichter der Brautzug der Bertha von Sulzbach, der Schwägerin Konrads III., nach Konstantinopel zu König Manuel, gedient[4]). Roethe versucht Dieterichs in manchem überzeugende, im ganzen aber zu einseitig aufgebaute Theorie seinerseits in schnellfertiger Kritik vom hohen Rosse angeblich unwiderleglicher Tatsachen, wie es Dieterich treffend bezeichnet, abzuweisen, worauf ihm jedoch Dieterich erwiderte, daß sämtliche von Heusler und Roethe angenommenen Vorstufen bis auf ein sächsisches Lied von 1131 Konstruktionen sind[5]). Neuerdings hat Heinrich Hempel in seinen eindringenden Nibelungenstudien das Ergebnis gezogen, das an dem älteren Epos

1) a. a. O. S. 97 ff.

2) Nibelungias und Waltharius. Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie d. Wissenschaften. Jahrg. 1909, 1. Halbband S. 649 ff.

3) Zur Geschichte der Nibelungendichtung und der Siegfriedsage. Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. 48 S. 471 ff., 51 S. 177 ff., 58 S. 1 ff., 62 S. 185 ff.

4) Der Dichter des Nibelungenliedes. 1923.

5) Nibelungenfragen. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. 1927 S. 24 ff.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES

[illegible] die [illegible] Jahr- [illegible] beruht [illegible] die [illegible] eben [illegible] Dietrich [illegible] einen [illegible] von [illegible] als [illegible] auch [illegible] verwendet wird, [illegible] Lokars und [illegible] zu [illegible] Meer- [illegible] als der [illegible] zu Meerbei-

[illegible] Viele Einzel- [illegible] in seinem [illegible] eine [illegible] Er- [illegible] germanischen Frühzeit. [illegible] im Todesschlaf [illegible] zu den Ersten [illegible] zu den Besten [illegible] Hermann der Cherusker [illegible] wird ihm [illegible] Über Dichter wissen wir ja von [illegible] Ludwig [illegible] Tieck, Kosegarten, Lenau haben [illegible] verfaßt. Das gemeinsame [illegible] von verwandter Hand, die

---

[illegible] 1 Nordische Frühlingslust und Balladen. [illegible] S. 1–4. Die von Irmgard als [illegible] Interpretation [illegible] Kaiser Heinrich [illegible] Eingang ab. — Hinsichtlich [illegible] Lieblingsmotiv Dietrich von Berns Schicksal. Der Urheber [illegible] Sage [illegible] Not und die Lösung der Nibelungen [illegible] der die Entstehung des Liedes schon ins 10. [illegible] und zwar an den Hof des Thüringerkönigs Geisa verlegt, sei [illegible] Besprechung A. Heusler's Deutsche Literaturzeitung [illegible].

[illegible] Geschichte der deutschen Literatur S. 41. Vgl. [illegible]

Digitized by Google

bei den Sigambern häufige Bildung von Fürstennamen mit der Silbe „Sieg“ wie Siegast, Sigimar, Sigidank und Siegmund, die Stelle aus der Thidreksaga, nach der laut Erzählungen von Kaufleuten aus Münster und Bremen der letzte Palastkampf in Soest stattgefunden habe, schließlich die im älteren Atliliede der Edda erwähnte Gnitaheide, die nach dem Reisebuch des isländischen Abtes Nikolaus zwischen Paderborn und Mainz lag und bei dessen damaliger Durchreise um 1150 in der Bevölkerung noch als Stätte von Siegfrieds Drachenkampf galt, sind ihnen deutliche Hinweise auf die Nachwirkung des Befreiungskampfes unserer Vorfahren im Nibelungenlied. Eine in vielem zutreffende, wenn auch den Gehalt von Siegfrieds Gestalt nicht erschöpfen wollende Auffassung[1]).

Stärksten Niederschlag fand dann die Völkerwanderung in unserer Dichtung mit ihren gewaltigen Kämpfen, der Überflutung des Ostgotenreichs durch die Hunnen, dem Zusammenbruch des Burgunderreichs und dem Aufstieg der Franken sowie mit ihren Reckengestalten, die wie Theoderich d. Gr. als Dietrich von Bern in der Sage fortlebten.

Zwei Fassungen der Siegfriedsage haben wir nun im großen zu unterscheiden. Die erste stellt die vom 9.—11. Jahrhundert nach Norwegen und Island ausgewanderte Überlieferung dar, die wie schon gestreift, im Sigurdlied der Edda und in der Thidreksaga ihren Niederschlag fand. Dem ganzen Charakter des Nordens entsprechend herrscht hier das Mythische vor. Siegfried wächst als Sproß des Völsungengeschlechts fern von seinen Eltern bei einem Schmied im Walde unter Raubhändeln heran. Durch Tötung des Drachen, einem typischen nordischen Element, gelangt er in den Besitz des Hortes. In einer Mischung von Märchenmotiv und Sage verbindet sich hiermit die Brünhildenepisode. Siegfried erweckt die vom Feuer umloderte Jungfrau aus ihrem Todesschlaf. Nach dem Verlöbnis eilt er zu Gunnar, dessen Mutter, hier Griemhild genannt, ihm den Zaubertrunk einflößt, auf Grund dessen er Brün-

1) Ludwig Wilser, Sigfrid nur Sagenheld? Germania. Tijdschrift voor Vlaamsche Beweging usw. 7. Jahrg. S. 275 ff. und 320 ff. Brüssel 1905. Theodor Reismann-Grone, Siegfried in Westfalen. Rheinisch-Westfälische Zeitung. 1927 Nr. 387b und 398b. Derselbe, Die Gnitaheide als Kampfplatz der Siegfried-Warusschlacht a. a. O. Nr. 476a. Neuerdings zusammengefaßt in einem Vortrag: Siegfried in Westfalen. (Als Manuskript gedruckt).

Digitized by Google

festhält, diesem jedoch außer dem Burgundenfall auch schon die Siegfriedsage zuschreibt. Die isländische Thidreksaga des 13. Jahrhunderts, die diese Vorstufe leicht verhüllt wiederspiegelt, beruht nach ihm jedoch erst auf einer Soester Bearbeitung, die das eben erwähnte sächsische Lied in sich aufgenommen habe. Mit Dietrich und Droege nimmt er im Gegensatz zur älteren Forschung einen rheinfränkischen Ursprung der Dichtung an. Neben den schon von Droege angeführten Orten Santen und Tronege, das allerdings auch in anderen Dichtungen erscheint und mit Vorbehalt verwendet wird, sowie Worms, Alzei und Lorsch, außer den Gestalten Folkers und Ortwins von Metz deutet nach ihm besonders die mittel- bzw. niederrheinische Lautform Burgonden statt Burgunden darauf, daß der Dichter nicht österreichischer, sondern rheinischer bzw. niederrheinischer Herkunft sei [1]).

Kehren wir nun zu Siegfrieds Gestalt zurück. Welche Einzelzüge sagenhafter bezw. geschichtlicher Art lassen sich in seinem Bilde nachweisen? Die erste Verkörperung fand seine lichtvolle Erscheinung offenbar in den Naturmythen der germanischen Frühzeit. Als Symbol des Frühlings bei der Erweckung der im Todesschlaf schlummernden Jungfrau, als Lichtheros im Kampf mit den Fürsten des Nebelreichs, den Nibelungen, wird seine Gestalt in den ältesten mythischen Dichtungen gefeiert worden sein [2]). Hermann der Cherusker, der Befreier und Einiger der deutschen Stämme, wird ihm weitere Züge geliehen haben. Durch Tacitus wissen wir ja von den Liedern, mit denen die Germanen ihre Helden besangen. Ludwig Wilser und in erweiterter Form Theodor Reismann-Grone haben Hermann und Siegfried zu identifizieren versucht. Das gemeinsame Schicksal beider, der hinterlistige Mord von verwandter Hand, die

1) Nibelungenstudien. I. Nibelungenlied, Thidrikssaga und Balladen. (Germanische Bibliothek). 1926, besonders S. 16 ff. Die von Droege als Vorbild für Siegfrieds Bestattung herangezogene Beisetzung Kaiser Heinrichs IV. in Speyer lehnt H. als typischen Vorgang ab. — Hinsichtlich der jüngsten, wenig überzeugenden Theorie von Aloys Schröfl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Nôt und die Lösung der Nibelungenfrage. München 1927, der die Entstehung des Liedes schon ins 10. Jahrhundert und zwar an den Hof des Ungarnkönigs Geisa verlegt, sei auf die ablehnende Besprechung A. Heuslers (Deutsche Literaturzeitung 1927 Sp. 1954 f.) verwiesen.

2) Friedrich Vogt, Geschichte der deutschen Literatur S. 4 f. Vgl. auch zum folgenden.

Digitized by Google

bei den Sigambern häufige Bildung von Fürstennamen mit der Silbe „Sieg“ wie Siegast, Sigimar, Sigidank und Siegmund, die Stelle aus der Thidreksaga, nach der laut Erzählungen von Kaufleuten aus Münster und Bremen der letzte Palastkampf in Soest stattgefunden habe, schließlich die im älteren Atliliede der Edda erwähnte Gnitaheide, die nach dem Reisebuch des isländischen Abtes Nikolaus zwischen Paderborn und Mainz lag und bei dessen damaliger Durchreise um 1150 in der Bevölkerung noch als Stätte von Siegfrieds Drachenkampf galt, sind ihnen deutliche Hinweise auf die Nachwirkung des Befreiungskampfes unserer Vorfahren im Nibelungenlied. Eine in vielem zutreffende, wenn auch den Gehalt von Siegfrieds Gestalt nicht erschöpfen wollende Auffassung[1]).

Stärksten Niederschlag fand dann die Völkerwanderung in unserer Dichtung mit ihren gewaltigen Kämpfen, der Überflutung des Ostgotenreichs durch die Hunnen, dem Zusammenbruch des Burgunderreichs und dem Aufstieg der Franken sowie mit ihren Reckengestalten, die wie Theoderich d. Gr. als Dietrich von Bern in der Sage fortlebten.

Zwei Fassungen der Siegfriedsage haben wir nun im großen zu unterscheiden. Die erste stellt die vom 9.—11. Jahrhundert nach Norwegen und Island ausgewanderte Überlieferung dar, die wie schon gestreift, im Sigurdlied der Edda und in der Thidreksaga ihren Niederschlag fand. Dem ganzen Charakter des Nordens entsprechend herrscht hier das Mythische vor. Siegfried wächst als Sproß des Völsungengeschlechts fern von seinen Eltern bei einem Schmied im Walde unter Raubhändeln heran. Durch Tötung des Drachen, einem typischen nordischen Element, gelangt er in den Besitz des Hortes. In einer Mischung von Märchenmotiv und Sage verbindet sich hiermit die Brünhildenepisode. Siegfried erweckt die vom Feuer umloderte Jungfrau aus ihrem Todesschlaf. Nach dem Verlöbnis eilt er zu Gunnar, dessen Mutter, hier Griemhild genannt, ihm den Zaubertrunk einflößt, auf Grund dessen er Brün-

1) Ludwig Wilser, Sigfrid nur Sagenheld? Germania. Tijdschrift voor Vlaamsche Beweging usw. 7. Jahrg. S. 275 ff. und 320 ff. Brüssel 1905. Theodor Reismann-Grone, Siegfried in Westfalen. Rheinisch-Westfälische Zeitung. 1927 Nr. 387b und 398b. Derselbe, Die Gnitaheide als Kampfplatz der Siegfried-Warusschlacht a. a. O. Nr. 476a. Neuerdings zusammengefaßt in einem Vortrag: Siegfried in Westfalen. (Als Manuskript gedruckt).

Digitized by Google

hilde vergißt und sich mit Gunnars Schwester, hier Gudrun geheißen, vermählt. In Gunnars Gestalt wirbt er erneut um Brunhild und vollzieht mit ihr das durch das Schwert getrennte Beilager. Diese erfährt im Streit mit Gudrun die Täuschung und veranlaßt durch Gunnar Siegfrieds Ermordung.

Im wesentlichen Gegensatz hierzu steht die Version des Nibelungenliedes. Höfischer Geist hat hier das Übergewicht gewonnen. Am Königshof zu Xanten wächst der junge Held auf. Eine ritterliche, mit der Schwertleite endende Erziehung kennzeichnet seine Jugend. Von den nordischen Motiven ist nur der Drachenkampf mit der Hortgewinnung und der Tarnkappenbeute geblieben. Statt dessen sind die Beziehungen zu Worms in den Vordergrund gerückt. Die Werbung um die schöne Königstochter Kriemhild, deren Gestalt das ganze Lied beherrscht, führt ihn an den burgundischen Hof. Lediglich als Brautwerber Gunthers tritt er zu der auf der fernen Insel Eisenstein herrschenden, mit übermenschlichen Kräften ausgestatteten Königin Brunhild in Beziehung. In gewaltigem Kampfe, durch die Tarnkappe gedeckt, besiegt er die Walküre. Nach der Doppelhochzeit kehrt der Held zu seinen Eltern zurück, um die Herrschaft über Niederland anzutreten. Erst die Einladung zum Sonnenwendfest bringt ihn wieder nach Worms. Die Rangstreitigkeit zwischen den beiden Königinnen wird die Ursache seines Endes. Auf der Jagd fällt er durch Hagens mörderische Hand.

Läßt sich nun ein historischer Kern in der Siegfriedsage nachweisen? Ein Versuch, das Nibelungenlied geschichtlich zu unterbauen, hieße m. E. das Wesen von Sage und Dichtung verkennen. Es sei an den Wandel erinnert, den die einzelnen Gestalten in den verschiedenen Versionen durchmachen, so an den Hagens vom Albensohn zum Bastardbruder der burgundischen Könige und schließlich zu deren Gefolgsmann, wie an die Entwicklung der Franken über die Burgunder zu den Nibelungen. Eine Bindung der Dichtung an Tatsächliches kommt auch für das Nibelungenlied nicht in Frage. Dagegen haben große, das Volksempfinden bewegende Geschehnisse der Vergangenheit wie zeitgeschichtliche Ereignisse ohne Frage ihren Niederschlag darin gefunden.

Nächst Hermann dem Cherusker hatten wir vorhin in dieser Hinsicht schon auf die reckenhaften Gestalten der Völkerwanderung hingewiesen. Unter den Völkergruppen am Rhein stiegen die Franken zu besonderer Bedeutung auf. Chlodio hatte die einzelnen

Digitized by Google

Stämme geeint. Sein Enkel Chlodowech schüttelte das römische Joch des Syagrius ab. Inzwischen war das in der Gegend von Worms entstandene Burgunderreich unter König Gundikar im Jahre 437 von Aetius im Bunde mit den Hunnen überrannt worden. Ungefähr ein Jahrhundert später erfolgte seine völlige Vernichtung unter den Königen Sigismund und Godomar durch die Franken. Es ist naheliegend, daß diese umwälzenden Ereignisse in den damaligen Liedern gefeiert worden sind und später im Nibelungenlied ihren Nachklang fanden.

Auf die Gestalten von Siegfried und Brünhild im besonderen wird die Tragödie, der Sigibert I. von Austrasien und dessen Gemahlin Brunichildis zum Opfer fielen, nicht ohne Einfluß geblieben sein. Sigibert, Chlotars I. Sohn, hatte sich mit Brunichildis, der Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, in Spanien vermählt. Ihre königliche Gestalt und entsprechende Ausstattung, verbunden mit der Werbungsfahrt in ein fernes Land, weisen verwandte Züge mit Siegfrieds Brautfahrt zu Brünhilde auf[1]). Sigiberts Bruder Chilperich heiratete seinerseits Brunichildens Schwester Gailswintha, die auf Veranlassung von dessen bisheriger unebenbürtiger Gattin Fredegundis ermordet wurde. Auf Grund des zwischen Sigibert und Chilperich entbrennenden Kampfes wird Sigibert auf Betreiben der herrschsüchtigen Fredegundis ermordet. Das Drama endet mit Brunichildens Hinrichtung.

Wenden wir uns nun den beiden Hauptstätten des ersten Teiles des Nibelungenliedes zu, Xanten und Worms.

Xanten, das Troja minor oder Troja Francorum, war der Mittelpunkt der fränkischen Trojasage. Die alte Colonia Trajana — wohl nicht aus Mißverständnis, sondern nach damaligem Sprachgebrauch auch Colonia Trojana[2]) —, bot der schon von Tacitus überlieferten Sage der Abstammung der niederrheinischen Stämme von Odysseus eine naheliegende Anknüpfung und wurde so der Ausdruck des fränkischen Stammesehrgeizes und gelehrter Spielerei. Besonders in der Salierzeit wurden, wie wir Wipos Leben Konrads II. entnehmen können, diese Sage gepflegt. Sie erscheint, von Fredegar bis Otto von Freising, im Annolied, auf den Münzen und in

1) Hempel, a. a. O. S 135. H. will im II. Teil seiner Studien diesen Zusammenhängen weiter nachgehen.

2) Cramer, a. a. O. S. 267 f.

Digitized by Google

sämtlichen Xantener Quellen, sogar in den Rechten und Gewohnheiten des Bischofshofes. Die halb sagenhafte, halb mythische Gestalt Hagens von Tronje findet so ihre Verknüpfung mit Xanten Man hat das Tronege des Nibelungenliedes auch mit dem elsässischen Troneje Kirchheim verbinden wollen, das in der Vita S. Florentii auch als Troja erscheint. Dieterich tritt seinerseits für die Burg Throneck im Hunsrück ein. Auch für Childerichs Residenz Doornick, das heutige Tournai, hat man sich eingesetzt. Das Interesse der fränkischen Kaiser an Xanten deutet jedoch auf diese Erklärung. Erwähnt sei auch, daß der benachbarte Fürstenberg im Anfang des 12. Jahrhunderts einem Heinrich von Thornecke — mit Methatesis des „r" Throneke — gehört, der damals diese seine Besitzungen der Abtei Siegburg schenkte[1]).

Sehr bemerkenswert sind dann verschiedene urkundlich belegte Beziehungen zwischen Xanten und Worms.

Schon S. A. Würdtwein in seinen „Historischen Studien"[2]) und J. F. Schannat in seiner „Historia episcopatus Wormatiensis"[3]) hatten eine Urkunde von 1237 auf Grund einer Wormser Überlieferung beigebracht, die Zusammenhänge zwischen der Xantener Viktorskirche und dem Wormser Domstift ergaben. Johannes Janssen[4]) und Philipp Heber in seinem kritisch zu betrachtenden Buch „Die vorkarolingischen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit nebst einem Anhange über Siegfried den Drachentöter"[5]) hatten entsprechende Belege aus demselben Jahre veröffentlicht. Wir können sie durch ein älteres Stück vom Jahre 1215 und durch ein späteres von 1245, die beide im Bestande des Stiftsarchivs zu Xanten beruhen, ergänzen.

Welchen Inhalt haben nun diese Stücke? Am 19. November 1215 schwören der Kanoniker Wabert vom Stephansstift in Mainz nebst zwei anderen Ausstellern dem Propst Dietrich und dem Kanoniker Gunther der Xantener Viktorskirche in der Kunibertskirche zu Köln, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen sie die Einkünfte der Kirche zu Guntersblum (bei Worms), gegen eine Jahrespacht von $^1/_2$ Fuder Wein, 200 Malter Roggen und 15 Malter

1) Theodor Jos. Lacomblet, Rechten ind gewoenten des Bischopshoffs van Xanten. Archiv f. d. Gesch. des Niederrheins I. S. 173 Anm. 2.

2) Nova subsidia diplomatica. III. Bd. S. 262. 3) I S. 21.

4) Alte Verbindung zwischen Xanten und Worms. I. Jahrg. dieser Zeitschrift S. 105. 5) Frankfurt a. M. 1858 S. 361 ff.

Digitized by Google

Weizen sowie gegen eine in Köln zu hinterlegende Kaution auf 10 Jahre vom Stift Xanten gepachtet haben. Zwei Dezennien später ist der Besitz durch Kaufvertrag an das Stift Worms übergegangen, denn am 15. Februar 1237 bestätigt der Propst Gottfried von Xanten den Verkauf sämtlicher Güter seines Stifts zu Guntersblum durch den Dechanten Johannes und das Kapitel an die Wormser Kirche für die Summe von 800 Mark Sterling. In einer Urkunde vom 1. Februar desselben Jahres übernehmen darauf der genannte Dechant und das Kapitel der Xantener Kirche für die durch ihren Abgesandten vor Richter und Schöffen zu Guntersblum an die Vertreter der Wormser Kirche erfolgte Übertragung ihres dortigen Allods Bürgschaft. Im gleichen Wormser Kopiar, das heute im Staatsarchiv Darmstadt beruht, folgt dann die undatierte, aber offenbar aus demselben Jahr stammende Bestätigung des Verkaufs durch den Erzbischof von Köln mit der Begründung, daß die genannten Güter dem Xantener Stift weniger von Nutzen gewesen seien. Der Bischof von Worms gestattet seinerseits seinem Kapitel, die aus dem obigen Kauf stammenden Einkünfte der Kirche zu Guntersblum zur Verbesserung seiner Präbenden zu verwenden. Schließlich überläßt Propst Heinrich von Xanten im Jahre 1245 seinem Kapitel für dessen Anteil an dem von den Stiftsgütern zu Guntersblum erzielten Verkaufspreise die mit demselben erworbenen Güter zu Borth und Schwalmen sowie den Zehnten zu Repelen, während er die gleichfalls damit angekauften Güter zu Hönnepel, Rindern und Husen sich vorbehält. Wir entnehmen aus dem Ganzen, daß es sich um einen ziemlichen beträchtlichen Grundbesitz gehandelt hat[1]).

Wie darf man nun diese Urkunden interpretieren? Grundbesitz niederrheinischer Stifter und Klöster am Mittelrhein zur Deckung des Weinbedarfs läßt sich auch sonst nachweisen. Offenbar ging jedoch der Xantener Besitz in Guntersblum an Umfang über diesen Zweck hinaus. Auch ist die Weinversorgung des Stifts durch ein jährlich an einem bestimmten Tag an den Oberrhein entsandtes Schiff bezeugt[2]). Außer diesem alten Allod besaß das Stiftskapitel laut Xantener Überlieferung auch noch den Rosen-

1) Guntersblum erscheint vom 14. Jahrhundert ab als kölnisches Lehen. Vgl. Staatsarchiv Düsseldorf, Kurköln, Lehen Nr. 79. Freundlicher Hinweis von Herrn Prof. Dr. Weimann in Leipzig.

2) Beissel, a. a. O S. 35 A. 1.

Digitized by Google

garten zu Worms[1]). Berücksichtigen wir ferner, daß die Kirche zu Guntersblum dem h. Viktor geweiht ist, also vermutlich vom Xantener Viktorsstift als Eigenkirche begründet worden ist, und daß ferner das Kloster Lorsch, in dem Frau Ute bestattet wurde, wiederum Güter am Niederrhein unweit Xanten besaß, so erscheint es naheliegend, daß diese Beziehungen auf den mit den rheinischen Verhältnissen vertrauten Dichter des Nibelungenliedes eingewirkt haben. Daß allerdings Guntersblum als Königsgut durch Kriemhilde an das Xantener Stift gekommen sei, wie Heber meint, die als Ildico oder Hildike, die Gemahlin Attilas, hier mit der Kaiserin Helena, der legendarischen Stifterin des Viktordomes, verwechselt worden sei[2]), führt uns auf unkontrollierbare Gebiete. Verständlich ist dagegen, daß Xanten als Stätte eines Viktor Anziehung auf den Dichter eines Siegfriedepos ausübte. Zu beachten ist dabei, daß auch der Xantener Viktor, wie man im Dom feststellen kann, als Drachentöter dargestellt worden ist, also einen Siegfried gemeinsamen Zug trägt[3]). Eine weitere Übereinstimmung stellt die Namensform Viktor und Siegfried dar, deren Ableitung auch wieder in Siegfrieds Elternnamen Siegmund und Siegelind erscheint. Bemerkenswert ist auch, daß in Xanten, wie einer Handschrift des Stiftsarchivs zu entnehmen ist, noch vor dem Wiederbekanntwerden des Nibelungenliedes eine Reminiszenz desselben bestand[4]). Eine Identifizierung beider Gestalten bezw. die Annahme, daß sich die Siegfriedgestalt erst an den älteren Namen Viktor angelehnt habe[5]), und daß in dem Drachentöter Siegfried der christliche Sieger Viktor über das Heidentum verherrlicht worden sei, bezw. daß umgekehrt Viktor wie der h. Georg nur die Übersetzung der deutschen Siegfriedgestalt gewesen sei[6]), ist abzulehnen. Daß sich jedoch beide Gestalten im Fluß der Sage gegenseitig beeinflußt haben, und daß die tatsächlichen Beziehungen zwischen den beiden Viktor bezw. Siegfriedstädten, Xanten und Worms, bei der Schöpfung des Nibelungenliedes mitgespielt haben, ist nicht zu bezweifeln.

1) Cramer, a. a. O. S. 273. Nach Angabe des Stadtarchivs Worms dort nicht nachzuweisen. 2) Heber, a. a. O.

3) Das auf den Schultern der Viktorstatue des Domchores erscheinende Kreuz ist dagegen nicht als eine Beeinflussung durch das Siegfried von Kriemhild angeheftete Schutzkreuz anzusprechen, sondern stellt das Xantener Stiftswappen dar. 4) Cramer, a. a. O. S. 273 Anm. 1.

5) a. a. O. 6) Wilser, a. a. S. 327.

Digitized by Google

# Die Beginen in Köln.

Von

**Johannes Asen.**

(Schluß)

---

## Muderen in der Marzellenstraße.

Nur bei zwei Gelegenheiten wird der K. Muderen apud predicatores (Marzellenstraße?) erwähnt, genaue Lage, Gründer, Entstehungszeit und Ende sind unbekannt. 1359 erhielt er zusammen mit mehreren anderen Konventen von Greta, Schwester des Richolf Eschmenger 6 Sol. Erbzins von einem Haus in der Kämmergasse[1]), die er aber 1362 wieder an die Geberin zurückerstattete[2]). Weiterhin wird er nicht mehr genannt; es ist möglich, daß er mit einem anderen K. identisch ist, da in der Marzellenstraße (apud predicatores) noch verschiedene andere Konvente lagen, doch ist infolge des spärlichen Materials keine sichere Entscheidung zu geben.

## Dorweg-Lyskirchen-Costyn in der Stolkgasse.

Der ursprüngliche Name des K. Dorweg (Torweg oder Durchgang) findet sich nur 1334 einmal, zo deme dorwege versus puteum iuxta murum fratrum predicatorum in der Stoilgassin[3]), 1364 heißt er conventus beckinarum domini Constantini de Lisenkirgen[4]), 1438 beren Costyns convent[5]), welche Bezeichnung von nun ab neben Lieskirchens convent[6]) allein vorkommt. Im Einwohnerverzeichnis von 1797 führt er die Nummer 3732, später Stolkgasse Nr. 27.

1285 verkaufte das Kloster Weiher bei Köln an Constantinus ante ecclesiam Lisolphi ein Grundstück in der Stolkgasse, auf dem ein Erbzins von 12 Denaren lastete; Constantinus erbaute dann

---

1) Top. 1, 253b d.
2) Schrb. 122, 56' u. 87.
3) Schrb. 439, 26.
4) Schrb. 439, 68.
5) Schrb. 85, 37.
6) Städte-Chroniken 13, 469.

Digitized by Google

hierauf ein Haus zur Aufnahme von 12 Beginen[1]). Die Eigentumsverhältnisse des K. sind etwas verworren, in einem Rentbuch des K., das bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reicht[2]), sind die Einkünfte sehr unübersichtlich und teilweise doppelt eingetragen; schon das Revisionsprotokoll von 1452 klagt hierüber, indem es sagt: habent multrum et non determinate sunt, quantum multri habeant[3]). 1312 erhielt der K. einen Erbzins von 9 Malter Multer[4]), in demselben Jahre von Rutger Lyskirchen einen Erbzins von 6 Malter Roggenmehl[5]). 1334 schenkte Constantin von Lyskirchen 12 Malter Multer jährlichen Einkommens von $^2/_3$ eines halben Mühlenanteils zu unveräußerlichem Besitz[6]). 1335 steht der K. an 6 Sümmer Roggen geschrieben[7]), 1340 an 2 Malter Weizenmehl, geschenkt von Arnoldus de Palacio von $^4/_{10}$ eines Mühlenanteils[8]). 1346 erhält er 5 Malter Multer[9]), um 1370 noch 1 Malter Multer[10]). 1401 vermachte Elisabeth, Witwe des Konstantin Lyskirchen 1 Malter Weizen, 3 Sol. Pag. und 1 Alt Mörchen Zins an 6 Beginen im K., zahlbar von den Dominikanern am Tage des Jahrgedächtnisses der Stifterin[11]). Ohne Jahresangabe sind aufgeführt die Einkünfte von 2 und 3 Malter Roggenmehl[12]), letztere wahrscheinlich um 1336 erworben[13]). Der größte Teil des Einkommens bestand hiernach in Anteilen an den Rheinmühlen, die zumeist wohl von der Familie Lyskirchen oder deren Verwandten geschenkt waren. 1438 steht der K. an 4 rhein. Gulden Erbzins von dem Haus Brandenburg in der Höhle angeschreint[14]); das Haus war 1295 von Constantin von Lyskirchen an die K. Lörshaus und Sele geschenkt worden[15]). Unser K. besaß auch einen

1) Schrb. 275, 9a; Imhoff Nr. 75 S. 57f.; Ehlen, Die Prämonstratenser-Abtei Knechtsteden. Geschichte und Urkundenbuch. 1904. Nr. 101 S. 77 Anm.; Trippen, Zur Geschichte der beiden Kölner Geschlechter von Lyskirchen. Beiträge zur Kölner Gesch., Sprache und Eigenart 1, 183—185; Löhr, Beiträge 2, 43 Nr. 80.

2) Kasten 130 Nr. 103. 3) Annalen 73, 44 Nr. 18.

4) Rentbuch Bl. 3'. 5) Ebd. Bl. 4.

6) ebd. Bl. 2 u. 2'; Schrb. 439, 2f; Mitt. 24, 84 Nr. 48.

7) Rentbuch Bl. 2'. 8) ebd. Bl. 4'; Schrb. 439, 68.

9) Rentbuch Bl. 2. 10) ebd. Bl. 2'.

11) Löhr, Beiträge 2, 259 Nr. 715. 12) Rentbuch Bl. 8 u. 8'.

13) Schrb. 439, 25'; auf Bl. 6' des Rentbuches werden bezüglich der Getreidemaße folgende Bemerkungen gemacht: Item 4 hoyffen maichen eynen sester. Item 17 sester maichen eyn malder.

14) Rentbuch Bl. 9; Schrb. 85, 37; Top. 1, 1..7a 1—3.

15) Schrb. 75, 14.

Digitized by Google

alten Konvent zum Lämmchen in der Schmierstraße im Kirchspiel St. Paul, den ihm Constantin von Lyskirchen nach 1452 geschenkt hatte[1]; seine Gründung ist unbekannt, sie lag jedenfalls vor 1452; das genannte Revisionsprotokoll berichtet über ihn, daß Constantin von Lyskirchen „intromisit se tamquam superior“[2]), woraus die oben erwähnte Schenkung zu erklären ist. Dieses Konventshaus war für 2 Kaufmannsgulden ausgetan, die für Holz, Kohlen und zum Bau verwandt werden sollten; ein diesem Konvent gehöriger Erbzins von 4 Albus von dem Haus zur Krucht war auch an unsern Konvent gefallen[3]). Das Rentbuch führt auf Bl. 14′ noch 6 Albus Erbzins an, von einem Hofe, der von dem Konventshof abgetrennt war. Von gelegentlichen späteren Schenkungen sind folgende bekannt: 100 Reichstaler von Barbara Krosch zur Dotierung eines täglich zu betenden Rosenkranzes[4]), und 12 Taler Zins von dem Haus Seilhoff vom Jahre 1723[5]); 1689 ein Kapital von 500 Reichstalern von Gertrud von der Beck, 1691 ein solches von 400 Reichstalern, 1692 ein gleiches von 250 Reichstalern von Constantin von Lyskirchen[6]). Verschiedene Kapitalien waren bei den städtischen Rentkammern angelegt, genaueres läßt sich aus den erhaltenen Rechnungen 1677—1689. 1710. 1723—1731. 1752—1789. 1792—1793 und 1798) nicht ersehen. 1492 besaß der K zu Rommerskirchen 7 Morgen Ackerland, die er auf 12 Jahre für jährlich 6 Malter Roggen verpachtete[7]).

Die geistliche Aufsicht war von dem Gründer dem jeweiligen Prior der Dominikaner übertragen[8]). Auch die Einsetzung der Beginen sollte nach dem Tode des Stifters und seiner Frau der Prior der Dominikaner mit Zustimmung der im Hause wohnenden Beginen vornehmen; jedoch scheinen später die Nachkommen des Gründers das Recht an sich genommen zu haben: 1600 überwies der Bürgermeister Lyskirchen seiner Magd einen Platz im Konvent[9]). Gelegentlich griff auch der Rat hier ein; so ließ er 1566 auf Antrag des Bürgermeisters Lyskirchen 4 Frauen im K., die beständig untereinander im Streit lagen, durch die Gewaltrichterdiener aus-

1) Rentbuch Bl. 10. vgl. S. 57.
2) Annalen 73, 48 Nr. 40.
3) Rentbuch Bl. 11; Annalen 73, 48 Nr. 40.
4) K. 130 Nr. 104.
5) Armenverwaltung I, 44 Nr. 1.
6) K. 130 Nr. 104.
7) Löhr, Beiträge 2, 312 Nr. 848.
8) Löhr, Beiträge 1, 67.
9) K. 130 Nr. 108.

Digitized by Google

weisen[1]). Die Stelle des Superiors war wohl immer in der Familie Lyskirchen, in dem Revisionsprotokoll von 1452 wird Constantin von Lyskirchen als Oberster genannt, desgleichen heißt es in einem Protokoll von 1785, daß die Familie Lyskirchen Stifter des K. gewesen sei und das Patronat bis 1723 innegehabt habe[2]). Über den Provisor ist nur bekannt, daß er, wie die Rechnung von 1723 sagt, von altersher jährlich 20 Gulden bekam.

Das Eintrittsgeld, wenigstens im 18. Jahrhundert, betrug 25 Reichstaler. Es scheint, das einzelne Beginen zwar an den Einkünften des Hauses teilhatten, aber nicht im K. wohnten. 1334 wird bei einer Schenkung bestimmt, das ihre Erträge nur den Beginen zufallen sollten, die ein ganzes Jahr lang persönlich in dem K. gewohnt hatten, sonst solle ihr Anteil an das Heilig Geist Haus gegeben werden; dasselbe solle geschehen, wenn weniger als 12 Personen im K. wären[3]). Diese Bestimmung war längere Zeit nicht beachtet worden, 1487 erhoben deshalb die Provisoren des Heilig Geist Hauses Klage gegen den K., und sie erreichten auch gegen Nachlass des verfallenen Geldes, daß der Anteil der an der Zwölfzahl fehlenden oder nicht im K. wohnenden Frauen, ausgenommen, wenn sie krankheitshalber oder aus sonst einem triftigen Grunde einen Monat nicht im K. wohnten, an das Hospital gezahlt werden sollte[4]).

Der K. hatte sich zwar nicht einem Orden angeschlossen, aber nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 wurde das Pater noster gebetet nach Art der Stundengebete. Auch sonst hatte er einen gewissen geistlichen Anstrich, er besaß eine Kapelle und Meßgeräte, sodaß anzunehmen ist, daß hier Messe gelesen wurde[5]).

Jede Begine hatte ein eigenes Zimmer, daneben gab es auch eine gemeinsame Stube; Holz und Kohlen wurden aus den Einkünften des Hauses bezahlt. Alles was eine Frau bei ihrem Tode für den Bau hinterließ, sollte verkauft und der Erlös in die Baukasse getan werden[6]). 1785 war das Haus in so schlechtem Zustand, daß es einzufallen drohte; der Rat beschloß deshalb das Haus neu bauen zu lassen[2]). Der K. war für 12 Beginen eingerichtet, 1334 sind

1) Rpr. 23, 8'.
2) Französische Abt. Caps. 23 C 45.
3) Schrb. 439, 26.
4) Urk. A. V. Nr. 841.
5) K. 130 Nr. 104.
6) Rentbuch Bl. 10' f.

Digitized by Google

auch 12 vorhanden, 1452 nur 5, 1487 wieder 11[1]); doch sollten damals, da der K. aus zwei Häusern bestand und reichlich Platz hatte, 6 oder 7 Personen aus dem K. Lilie in der Engegasse mit dem Konventsvermögen in unsern K. versetzt werden, dann sollte man 7 oder 8 Personen aussterben lassen. Nach dem Kommissionsvorschlag von 1476/1484 wollte man 6 Beginen aus dem Griechen-K. hier unterbringen[2]). 1566 hatte der K. 4 Insassen, 1679: 5[3]); 1723 wurde das Haus umgebaut und für 9 Personen eingerichtet[4]).

Zwei Siegelstempel des K. sind erhalten, beide mit dem Wappen der Familie Lyskirchen; das eine führt die Umschrift „Costin-Convent", das andere „Lyskirchen-Convent"[5]).

1785 wurden die Akten und Rechnungen des K. der Freitagsrentkammer übergeben, desgleichen ein Betrag von 500 Reichstalern[6]). 1818 wurde der K. der Armenverwaltung überwiesen, er bestand noch 1860[7]).

## Kriech (Griechen)-Krachshof-Klein Karthaus in der Stolkgasse.

1252 erbaute Henricus de Susato auf dem Grundstück der Begine Bela Crieg und ihres Verwandten Wolbero in der Stolkgasse ein Haus mit 3 Wohnungen, welche nur an Beginen gegen einen jährlichen Zins verpachtet werden sollten. Von dem Zins erhielt Henricus für sich, seine Frau und seinen Sohn drei Viertel, Bela und Wolbero zusammen ein Viertel. Nach dem Tode der Vorgenannten sollte das Haus als zinsfreie Wohnung für arme, gottergebene Beginen dienen. Neubauten sollte Henricus bezahlen, Reparaturen waren von ihm und Bela gemeinsam zu tragen, desgleichen Brandschaden. Weigerte sich eine Partei ihren Anteil zu zahlen, so verlor sie alle Rechte bis zum Tode dessen, der die Reparatur hatte vornehmen lassen. Ging das Haus durch Brand gänzlich zugrunde, so sollte es wieder aufgebaut werden; wenn dies nicht geschah, so sollte der Boden an Bela und Wolbero zurückfallen. Starben Bela und Wolbero vor Henricus und seinen Verwandten, dann sollte die

1) Stein, Akten 2, 690 Nr. 17.
2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1' u. 4.
3) K. 130 Nr. 104. 4) Loses Blatt Stadt-Archiv.
5) Trippen, a. a. O. 1, 183 ff. 6) Franz. Abt. Caps. 23 C 45.
7) Haass, Convente 128. 136. 143. 161.



Digitized by Google

Meisterin der Beginen die Rechte Belas an dem K. des Henricus erhalten. Das Einsetzungsrecht der Beginen hatten Heinrich und Bela gemeinsam; wenn Heinrich vor Bela starb, fielen dessen Rechte an Bela und Wolbero, umgekehrt kamen Belas Rechte an die Meisterin des von Bela zu errichtenden Konvents[1]). Über den K. verlautet später nichts mehr, er scheint mit der folgenden Stiftung Belas von 1269 bald verschmolzen zu sein.

Sie vermachte das Haus, in welchem sie selbst wohnte, mit Kapelle im Hofe und anliegendem Weingarten an ihre Verwandten Hadwig, Greta, Druda und Blitza mit der Bedingung, daß sie eine gewisse Blitza und Sophia aufnähmen, welche bei schlechter Aufführung ausgewiesen und mit Zustimmung des Priors der Dominikaner in Köln und des Pfarrers von Maria Ablass durch andere ersetzt werden sollten. Nach dem Tode dieser 6 Vorgenannten sollte das Haus als K. für 12 oder mehr Beginen eingerichtet werden. Bela bestimmte weiter ihr Haus neben der Kapelle im Hofe als K. für 10 Beginen, ferner ihr Haus auf demselben Grundstück nach der Straße hin für 12 Beginen.

Um diese drei Stiftungen lebenskräftiger zu machen setzte sie fest, daß der Erbzins des 1252 von Henricus de Susato auf ihrem Grundstück errichteten K. nach Heinrichs Tod an ihre drei K. fallen sollte[2]). Von diesem Gebäude waren 4 Mark Erbzins an das Leprosenhaus Melaten bei Köln zu zahlen[3]). Das Haus brachte nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 31 Mark Erbzins ein[4]); es ist anscheinend dasselbe Haus, welches 1461 dem K. anheimfiel, da der Zins nicht bezahlt war[5]), und 1490 — es waren damals vier Häuser unter einem Dach — dem Treuhänder des verstorbenen Wilhelm von Zons für 8 oberl. rhein. Gulden Erbzins ausgetan wurde[6]). Der Ertrag des hinter dem K. gelegenen Weingartens betrug 1452 12 Mark; 1494 wurde der Garten, der ungefähr 3 Viertel groß war und an den Hunnenrücken stieß, dem Ignatius-Konvent für 7 oberl. rhein. Gulden verpachtet[7]). In einem Transfix zu der

1) Quellen 2, Nr. 311 S. 325; Imhoff Nr. 81 S. 62; Annalen 35, 180; Haass, Convente S. 34; Ennen, Geschichte 1, 703; 3, 822; Top. 2, 152b 12; Löhr, Beiträge 2, 16 Nr. 24. 2) Annalen 35, 179.
3) Asen, Melaten S. 94 Nr. 39; Quellen 2, Nr. 223 S. 291.
4) Annalen 73, 44 Nr. 17. 5) Top. 2, 152a 8.
6) Urk. A. V. Nr. 866; Löhr, Beiträge 2, 311 Nr. 844.
7) Urk. A. V. Nr. 898.

Digitized by Google

vorigen Urkunde vom 29. November 1494 wurde bestimmt, daß kein Kirchhof oder geweihter Platz davon gemacht, ferner in der Ecke bei des Brillmachers Häuschen keine Abortgrube oder ein Schweinestall oder ähnliches errichtet werden dürfe. 1350 schenkte Greta, Schwester des Richolph Eschmenger dem K., der hier Krachshof genannt wird, 2 Mark Erbzins von einem Haus in der Kämmergasse, die aber 1361 an das Heilig Geisthospital abgetreten wurden[1]). Alle Überschüsse sollten zum Bau des Hauses, zur Bezahlung des Erbzinses, oder zum Einkauf von besonderer Zukost verbraucht werden[2]).

Die geistliche Aufsicht hatte 1452 der Pastor von Maria Ablaß und der Prior der Dominikaner in Köln[3]). In einem Transfix zu der Urkunde von 1490 wird allein der Pastor von Maria Ablaß als „unse visitatoir ind overste" genannt[4]); die 1499 erlassenen Statuten sind nur von diesem unterzeichnet und geben nur diesen als ihren Obersten und Vorgänger an.

In der Gründungsurkunde von 1269 heißt es, daß der Pastor von Maria Ablaß und der Prior der Dominikaner einen ehrenhaften Bürger ernennen sollen, dem die äußere Leitung und Vertretung des K. übertragen werden solle. Das Amt scheint aber nicht lange bestanden zu haben, wenigstens wird niemals mehr ein Provisor genannt, dagegen erscheint mehrfach die Mutter als Vertreterin des K. Das Recht der Einsetzung der Beginen übertrug die Stifterin dem Pastor von Maria Ablaß und dem Prior der Dominikaner. Nach den Statuten von 1499 konnte der Pastor alle, die sich nicht friedlich verhielten, ausweisen. In einem Nachtrag hierzu von 1500 wird bestimmt, daß jede neu Aufgenommene 20 Mark zum Bau des K. einbringen müsse, dafür daß sie eine besondere Kammer in einem der Häuschen erhielt, müsse sie außerdem noch 12 Mark für Reparaturen zahlen; jede müsse wenigstens 4 Mark zum Bau hinterlassen, über das sonstige Eigentum könne sie frei verfügen.

Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 gehörte der K. keinem Orden an, hatte auch keine Statuten. 1499 sah sich der Pastor von Maria Ablaß Doktor Johannes Erwini infolge vieler Streitigkeiten unter den Witfrauen und Schwestern des K. veran-

1) Schrb. 143, 30 u. 40'; Top. 2, 153a 18.
2) Annalen 35, 179; Imhoff Nr. 84 S. 64.
3) Löhr, Beiträge 1, 67. 4) Urk. A. V. Nr. 866

Digitized by Google

laßt, Statuten aufzustellen[1]). Ihr Inhalt ist kurz folgender: Alle Streitigkeiten mußten vor den Pastor gebracht werden, der sie schlichtete. Jede Person mußte ihre Kammer oder ihr Häuschen allein bewohnen und durfte keine Fremden bei sich aufnehmen oder aus- und eingehen lassen, es sei denn in ganz seltenen Fällen und mit Bewilligung des Pastors. Wer die vorgeschriebenen Gebete für die Stifterin nicht verrichtete, sollte nichts von den Einkünften des K. erhalten und seiner Stelle verlustigt gehen. Dies gründete sich auf eine Bestimmung der Stifterin von 1269, daß jede Begine des Hauses einmal in der Woche das „De profundis" für sie und ihren Verwandten Wolbero beten müsse. Um 9 Uhr abends wurde das Haus geschlossen, damit die Insassen desselben in ihrer Nachtruhe nicht gestört würden; wer später kam, wurde nicht mehr eingelassen. Jede, die sich nicht ruhig und friedlich verhielt, wurde nach der zweiten oder dritten Verwarnung durch den Pastor ausgewiesen. Allen neu Aufgenommenen wurden durch den Pastor oder seinen Kaplan in Gegenwart des ganzen K. die Statuten vorgelesen, damit sich niemand mit Unkenntnis derselben entschuldigen könnte. Die Mutter wurde durch den Pastor eingesetzt; sie hatte Ordnung zu halten und mußte dem Pastor alle Schwierigkeiten mitteilen, ebenso ihm Rechnung legen. Über die Tätigkeit im K. ist wenig zu sagen. Er hatte schon im 15. Jahrhundert den Charakter eines Altersversorgungsheims angenommen.

Bei der Stiftung befanden sich 6 Beginen im K., nach deren Tod sollten 12 oder mehr aufgenommen werden. Das zweite Haus war für 10, das dritte für 12 Beginen gestiftet. 1446/47 waren insgesamt 22 Plätze vorhanden, doch waren nur 9 besetzt[2]); 1452 waren von 12 Stellen nur 10 besetzt, 1478/84: 11. Ein Verzeichnis aus dem Ende des 18. Jahrh. führt 13 Personen mit Namen an[3]).

Mehrfach drohte dem K. der Untergang. 1446/47 wollte die Artistenfakultät der Universität, die in der Nähe ein Haus mit Bibliothek für einige Magister hatte, das Haus erwerben, da ihre Gebäulichkeiten zu klein waren, und der K. ihr für Vergrößerung sehr gelegen und außerdem auch sehr baufällig war. Erzbischof Dietrich gab Befehl, eine eventuelle Verlegung des K. ins Auge zu fassen; doch blieb er bestehen. 1476/84 wollte der Rat 3 Personen

1) Urk. A. V. Nr. 929.
2) Top. 2, 152b 12.
3) A. V. Kasten 130 Nr. 116.

Digitized by Google

aus dem K. Bonn hierher versetzen, oder den K. aufheben und für die Artistenfakultät freimachen, seine Insassen sollten in die K. Costin oder Spies versetzt werden[1]). 1487 wollte der Rat den K. leermachen, um daraus ein Krankenhaus für arme fremde und kranke Studenten zu machen; 4 Personen sollten als Pflegerinnen bleiben[2]). Auch dieser Vorschlag wurde nicht ausgeführt, die Kölhoffsche Chronik von 1499[3]) und die kleine Kölner Chronik von 1528[4]) erwähnen nichts hiervon. Das Haus trug in dem Einwohnerverzeichnis von 1797 die Nummer 3734, später die Straßennummer 33. 1860 ließ die Armenverwaltung ein neues Haus auf derselben Stelle errichten, in welchem 1880 für 43 Frauen freie Wohnung vorhanden war[5]). Dieses Gebäude besteht heute noch als Versorgungsheim für alte Frauen[6]).

1500 wurden bei Ausschachtungen in der Kapelle 37 „hoefder" gefunden, wahrscheinlich Überreste von römischen Gräbern, die schon seit dem 12. Jahrhundert hier in großer Zahl ausgegraben worden waren[7]).

### Krone in der Stolkgasse.

Der K. zur Krone bei den Dominikanern gegenüber der Präpositur von St. Andreas wurde 1306 von Hermannus de Ederne in seinem Haus in der Stolkgasse als Ersatz für den von ihm 1304 gegründeten, aber 1306 wieder aufgehobenen K. Kranz errichtet[8]). Zur Fundierung desselben schenkte er 1306 zu unveräußerlichem Besitz 2 Mark Erbzins von einem Haus bei dem Hause Sechtem[9]), 1307: 13 Sol. Erbzins von dem Haus des Volradus Vestimentarius in der Herzogstraße[10]), ferner 11 Sol. 6 Denare Erbzins von drei Häusern unter einem Dach in der Breitestraße gegenüber der Kapelle von St. Apern[11]). 1312 gab der Bäcker Wilhelmus de Lomere 1 Mark Erbzins von dem Haus Wadenheim in der Wolfstraße[12]).

1) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ u. 4. 2) Stein, Akten 2, 690.
3) Städte-Chroniken 13, 469. 4) Bl. 223a.
5) Stein, Zwei Stiftungsurkunden des Konvents Creich in der Stolkgasse in Köln. Annalen 35, 179; Haaß, Convente S. 34. 129. 172.
6) Bericht über die Armen- und Waisenpflege der Stadt Köln im Rechnungsjahre 1910. S. 51.
7) Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, 6, 1. S. 269
8) Schrb. 245, 3; Imhoff Nr. 31 S. 24; Top. 2, 155a 4.
9) Schrb. 302, 68. 10) Schrb. 173, 65; Top. 1, 324a 6.
11) Schrb. 162, 87′. 12) Schrb. 173, 68′; Top. 1, 387a 8.

Digitized by Google

Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 hatte der K. 12 Mark Einkommen, seine sonstigen Verhältnisse waren unbekannt[1]).

Die Aufsicht über den K. und die Regierung desselben sowie die Einsetzung und Ausweisung der Beginen übernahm der Gründer selbst (er starb um 1312)[2]); doch zog er den Bruder Johannes, Priester an der Kapelle im Burggrafenhof zu Hilfe; nach ihrem Tode sollten diese Rechte an den Pleban von Maria Ablass und zwei geeignete Amtleute von Niederich übergehen.

Wie der zuerst von Hermannus de Ederne gegründete K. Kranz war auch unser K. für 24 religiöse Beginen von gutem Ruf errichtet, doch wurde die Zahl später herabgesetzt, 1452 sollten es 12 sein, in Wirklichkeit befanden sich aber nur 2 Personen im K.

1489 hob ein Nachkomme des Stifters, der Lic. decret. Hermannus de Arka, Pfarrer in Koblenz den K. auf und schenkte das Haus mit seinen Einkünften der Pfarre Maria Ablass zur Wohnung und zum Unterhalt von drei armen Weltpriestern; angeblich hatte er den K. wegen seiner Ausartung beseitigt[3]), in Wirklichkeit wird er es wohl getan haben, um die Stiftung nicht an den Rat kommen zu lassen, der damals sehr auf die Einschränkung der Konvente bedacht war. Woikowsky-Biedau verdreht den Sachverhalt: ursprünglich sei das Haus als Hospital für arme Weltgeistliche von Johannes de Arka gegründet, im 15. Jahrhundert sei es Beginenkonvent geworden, und gegen Ende dieses Jahrhunderts sei es dann wieder seinem ursprünglichen Zweck zugeführt worden[4]).

### Loershaus-Ignatius in der Stolkgasse.

Das Gründungsjahr des K. Loershaus in der Stolkgasse ist nicht überliefert, ebenso der Name des Stifters nicht. Die „Kurtze Geschichte des jungfräulichen Klosters zu St. Ignatius“ aus dem 18. Jahrhundert[5]) sagt, das der K. 1297 von Costen von Lyskirchen für 12 Beginen gegründet sei. Diese Angabe ist nicht richtig, da der K. schon 1295 als bestehend, und zwar für 20 Beginen genannt wird; sie beruht vielleicht auf einer Verwechslung mit dem K. Dorweg, der von Constantin von Lyskirchen für 12 Personen 1285 ge-

1) Annalen 73, 45 Nr. 24 u. S. 59 Nr. 24.
2) Schrb. 173, 68′.
3) Stein, St. Ursula 48.
4) Armenwesen S. 59.
5) Geistl. Abt. Nr. 128 § 1.

Digitized by Google

gründet wurde (vgl. S. 13). 1295 schenkte Constantin de Lisolfkirgen dem Lorshûs gegenüber der Pforte der Dominikaner, in dem 20 Beginen wohnten, 2 Mark 2 Sol. Erbzins von dem Haus Brandenburg in der Höhle zur Beschaffung von Holz, Kohlen und Licht[1]). 1313 erwarb Johannes de Puteo von dem K. den vierten Teil des Hauses des Otto bei dem Hause des Diabolus auf dem Neumarkt für 1 Pag. Mark Erbzins[2]). Um 1330 gaben Rutger, Johannes, Konstantin und Greta, Kinder des Konstantin Lyskirchen je ein Viertel von einem Zehntel eines Mühlenanteils[3]). Als der Rat 1398 den Ver Selen K. in der Stolkgasse für die Artistenschule der Universität eingezogen hatte, versetzte sie die dort befindlichen 14 Beginen mit ihrem Vermögen in unsern K. und gab diesem dafür eine jährliche Rente von 20 Mark, die von der Mittwochsrentkammer bezahlt werden sollte[4]). Das Revisionsprotokoll von 1452 gibt als Einkommen und Besitzungen an: 8 rhein. Florin Zins von dem obengenannten Haus Brandenburg, 20 Mark Rente vom Rat, 5 Florin Zins von einem Haus am Hühnermarkt, 1 Malter Korn, desgleichen als Mühlenanteil 2 Malter Korn, ferner 8 Schill. Zins und zwei Häuser[5]). 1460 verkaufte Hennes inger Molen zu Karst dem K. $2^1/_2$ Malter Roggen jährlicher Rente von dem Hof ter Molen im Kirchspiel Karst, lieferbar nach Neuß in den Hunnenkonvent[6]). In demselben Jahr erwarb der K. von dem Genannten eine weitere jährliche Rente von $^1/_2$ Malter Weizen von demselben Hofe unter denselben Bedingungen[7]), und 1467 noch eine Rente von 1 Malter Weizen von demselben[8]). In Morenhoven im Kreise Rheinbach besaß der K. den Wolfshof, Zeit und Art der Erwerbung sind unbekannt[9]).

Die Räumlichkeiten des K. müssen ziemlich groß gewesen sein, 1295 hatte er schon 20 Bewohner, 1398 kamen noch 14 aus dem Ver Selen K. hinzu. 1452 hatte er allerdings nur 6, doch wollte der Rat damals die Beginen des K. Ruremund hierher ver-

---

1) Schrb. 75, 14; Top. 1, 157a 1. 2. 3; Löhr, Beiträge 2, 43 Nr. 80.
2) Schrb. 212, 14. 17'; Top. 1, 425a 2.
3) Schrb. 439, 40'.
4) Keussen in der Westdeutschen Zeitschrift 9, 358; Urk. St. A. Nr. 11447; Mitt. 19, 43; Ausgabenbuch der Mittwochsrentkammer von 1506 Bl. 83'.
5) Annalen 73, 44 Nr. 15.
6) Staatsarch. Düsseldorf, Abt. Köln St. Ignatius Nr. 2.
7) ebd. Nr. 3.
8) ebd. Nr. 5.
9) Schannat-Bärsch, Eiflia illustr. 1824—1855. Bd. 3, 1, 1, 283.

Digitized by Google

setzen[1]). Ennens Angabe, daß unser K. später von der Stadt für Universitätszwecke eingezogen worden sei, beruht auf Verwechslung mit dem K. Ver Selen[2].

Wie die meisten der größeren K. nahm auch unser K. Mitte des 15. Jahrhunderts eine Ordensregel an, u. zw. die 3. Regel des heiligen Franziskus; hierdurch erreichte er, daß der Rat den K. nicht aufheben konnte[3]). Das Datum ist nicht sicher, die „Kurtze Geschichte" sagt 1455, Stein 1460[4]), für letzteres Jahr ist die Zugehörigkeit zum 3. Orden des heiligen Franziskus bezeugt[5]). Der K., der von nun ab Ignatiuskloster hieß, nahm jetzt einen großen Aufschwung. In der Kölhoffschen Chronik von 1499 wird er Vergaderung zu sent Ignacius genannt[6]), die Kleine Kölner Chronik von 1528 spricht von einer Kapelle und Klause genannt zu St. Ignatius, Franziskanerordens[7]). Als Kloster brauchte das Haus auch eine Kapelle, die 1467 zu Ehren des heiligen Ignatius von dem Weihbischof Henricus Venecomponensis eingeweiht wurde[8]). 1482 erteilte Erzbischof Hermann verschiedene Privilegien bezüglich des Sakramenteempfanges im eigenen Hause, des Besuches der Pfarrkirche und des eigenen Kirchhofes, sowie drei zu errichtender Altäre und einer Kirchenglocke. 1485 wurden zwei Nebenaltäre zu Ehren des heiligen Kreuzes und der heiligen Anna geweiht[9]).

Seit Ende des 15. Jahrhunderts strebte das Kloster nach Vergrößerung seiner Gebäulichkeiten, nicht ohne dabei vielen Widerstand beim Rat zu finden. 1494 kaufte es von dem Kriegskonvent in der Stolkgasse ungefähr 3 Viertel Weingarten hinter diesem K., rührend an den Hunnenrücken, für 7 oberl. rhein. Gulden Erbzins und verpflichtete sich dabei, keinen Kirchhof, Abort, Schweinestall oder anderen unbequemen Ort darauf zu machen, auch keinen ungewöhnlichen Überbau darauf zu setzen[10]). 1514 erwarb das Kloster den neben ihm nach Süden gelegenen K. Ruremund, der 1452 mit unserm K. vereinigt werden sollte; dafür verzichtete es der Stadt gegenüber auf die Rente von 20 Mark, die es von dieser

1) Annalen 73, 59 Nr. 30. 2) Geschichte 3, 824.
3) Stein, Akten 2, 691; Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1' u. 3.
4) St. Ursula S. 52. 5) S. 23 Anm. 6. Nr. 3.
6) Städte-Chroniken 13, 469.
7) Bl. 222 b. 8) Kurtze Geschichte § 3.
9) ebd. § 4 u. 5. 10) Urk. A. V. Nr. 898; vgl. S. 18.

Digitized by Google

bisher für die Übernahme des K. Ver Selen erhalten hatte. Der K. Ruremund wurde in das Haus Deutz auf dem Hunnenrücken verlegt, und die Kirchmeister von Maria Ablass als Verweser des K. Ruremund an das Haus Deutz angeschreint[1]), das 1514 einer Schwester des Klosters erblich zugefallen war[2]). Wie die „Kurtze Geschichte" angibt, kaufte das Kloster 1538 das neben ihm nach Norden gelegene Haus Unkelbach in der Stolkgasse und zog es in den Klosterbezirk ein. 1549 erwarb es ein nebenan gelegenes Haus von dem Kloster St. Maximin für einen jährlichen Erbzins von 6 Radergulden; doch gestattete der Rat nicht, daß das Haus zum Neubau verwendet wurde[3]). 1622 kaufte es einen ihm wohlgelegenen Platz (wo?), dessen Erwerb der Rat bestätigte[4]). 1690 begann das Kloster einen Neubau, wobei ihm der Rat viele Schwierigkeiten machte. Das Kloster wollte zwei Nebenhäuser und den hinten anstoßenden K. Deutz in den Neubau einbeziehen, der Rat verbot dies 1692[5]) und befahl 1693 die schon errichteten Bauten wieder einzureißen[6]); 1696 gab er endlich nach, das Haus Deutz wurde dem Kloster übergeben, der K. Deutz wurde in das Vicarialhaus an Maria Ablass verlegt[7]); Stein versetzt dies fälschlich in das Jahr 1674, wohl im Anschluß an das Rechnungsbuch des K. Ruremund und die „Kurtze Geschichte". 1730 wurde die Kirche erweitert durch den Kommissar Christoph Joseph von Rensing, der sie im folgenden Jahre ausmalen ließ, die Kommunionbank, den hohen Altar und 8 Pfund Silber für den Tabernakel schenkte[8]). 1581 hatte Heinrich Fabritius, Weihbischof von Speier ein gemaltes Fenster gestiftet[9]); 1765 schenkte Johann Heinrich Gerst 1000 rhein. Gulden für eine neue Orgel, 1767 verschiedene Kleinodien und 1400 rhein. Gulden zu einem Neubau[10]). 1770 erwarb das Kloster noch einen Teil des 1549 von dem Kloster St. Maximin gekauften Hauses, wofür es den 1494 von dem Kriegskonvent erhaltenen Platz an diesen K. wieder abtrat. Den ganzen Komplex,

---

1) Schrb. 245, 82; vgl. Annalen 112, 140.

2) Schrb. 245, 81'; Steins Angaben (St. Ursula S. 52) sind hiernach zu berichtigen.

3) Fuchs, Topographie 4, 339; Kurtze Geschichte § 9 u. 14.

4) Rpr. 68, 243 u. 286'. 5) Rpr. 139, 227'. 257. 269'.

6) Rpr. 140, 203. 212. 226'. 236'; Rpr. 141, 139; Rpr. 142, 271.

7) Rpr. 143, 109. 177. 262. 8) Kurtze Geschichte § 19.

9) Annalen 93, 82. 10) Kurtze Geschichte § 21.

Digitized by Google

den es in beinahe 300 Jahren erworben hatte, umzog es 1769 mit einer Mauer und begann 1773 mit einem Neubau nach den Plänen des Dombaumeisters Heinrich Krakamp[1]). 1774 war der Bau fertig und wurde am 25. Oktober von dem erzbischöflichen Kommissar Domherr von Merle eingeweiht[2]).

Die vielen Neubauten konnte das Kloster vornehmen, da es finanziell günstig gestellt war. In der „Kurtzen Geschichte" sind die gesamten Stiftungen für Messen und Jahrgedächtnisse verzeichnet; seit 1530 sind es 66, im Gesamtbetrag von 2900 Goldgulden, 440 Gulden, 7131 Talern, 7996 Reichstalern Kapital und 12 Goldgulden und $13^1/_2$ Talern Rente, außerdem 400 Reichstaler und 30 Goldgulden Kapital für sonstige geistliche Zwecke. Es kommen hinzu die jedenfalls häufigen testamentarischen Vermächtnisse, von denen mir allerdings nur das der Margareta von der Beck von 1634 im Betrage von 25 Talern bekannt ist[3]).

In geistlicher Hinsicht unterstand das Kloster dem erzbischöflichen Ordinarius, der einen Kommissar zu ernennen pflegte[4]). Als Beichtvater wählte sich das Kloster einen Weltgeistlichen. Visitator war nach Braun der Prior der Dominikaner, später finden sich Weltgeistliche als solche.

Der Konvent wurde von dem Neußer Kloster Oberhoven in den 3. Orden aufgenommen[5]). 1652 erteilte der Erzbischof die Erlaubnis, die Tageszeiten laut zu singen[6]), 1669 wurde die strenge Klausur eingeführt. 1676 ließ Erzbischof Maximilian Heinrich von Baiern dem Kloster Statuten geben, 1772 wurde das Rituale bei Einkleidung, Profession und Jubiläum verbessert[7]).

Über die Aufnahme der Insassen des Hauses ist wenig bekannt. 1498 wird eine Frau für 160 Mark Pagament aufgenommen, anscheinend nicht als Schwester[8]). 1581 zog sich Margaretha Tochter des Kanzlers Mathias Held, nachdem sich ihre Heirat mit Viglius Zwichem zerschlagen hatte, für eine Zeitlang in unser

---

1) Merlo, Kölnische Künstler. Neubearb. S. 500.
2) Kurtze Geschichte § 22 f.
3) Test. B. 134. 4) Gelenius, Magnitudo S. 595.
5) Braun, Raps. 117; Winheim, Sacrarium² S. 215; Kurtze Geschichte § 2.
7) Kurtze Geschichte § 10. 7) ebd. § 13 u. 26.
8) Urk. St. A. o. Nr. 1498, Januar 17.

Digitized by Google

Kloster zurück[1]). 1772 wurde das Archiv geordnet und ein neues Rentbuch angelegt, dessen Verbleib unbekannt ist. Ein Konventssiegel, das 1499 erwähnt wird[2]), ist nicht erhalten.

Aus den letzten Jahren des Klosters ist wenig überliefert, 1786 vermerkt es Gercken in seinem Reisebuch[3]), in der Descriptio omnium archidioecesis Coloniensis ecclesiarum von 1794 wird es nur erwähnt[4]), im Einwohnerverzeichnis von 1797 führt es die Stadtnummer 3739 1/2. Es bestand bis 1802, dann wurde es durch die Franzosen aufgehoben[5]).

## Mommersloch-Apollonia in der Stolkgasse.

Die Gründungsurkunde des K. Mommersloch später St. Apollonia in der Stolkgasse ist nicht erhalten, zuerst erwähnt wird er 1315, nicht 1321 wie Keußen[6]) sagt; lange vor diesem Zeitpunkt wird er jedenfalls nicht entstanden sein. Gründerin ist die Begine Bela vom Mommersloch, Tochter Ludwigs vom Mommersloch, 1325 wird sie noch als lebend erwähnt[7]). In den Statuten von 1456 bezeichnen sich Gumprecht Hardevust und Herbert van Mummersloch als „neiste erven der yrster insetzer ind gever", und nennen Bela als Stifterin. Gelenius[8]) gibt 1355 als Gründungsjahr an, Mering-Reischert 1365[9]), wobei sie sich auf ein altes Memorienbuch des Klosters Apollonia anscheinend aus dem 15. oder 16. Jahrhundert berufen, das im Auszug mitgeteilt wird, welches aber für die ältere Zeit keinen Glauben verdient.

Die erste Schenkung stammte von der Gründerin, die 1315 3 Mark 6 Sol. Erbzins von einem Haus in der Gereonstraße an das Haus „de qua paravit conventum" überträgt; der Zins soll aber erst nach ihrem Tode dem K. zufallen[10]). 1321 schenkte sie 3 Mark Erbzins von dem halben Haus zum Stern in der Rheingasse[11]). Auf der alten Mauer besaß der K. vier Wohnungen unter einem Dach, an die er sich 1357 anschreinen ließ, und die er 1370 an Hen-

1) Ennen, Geschichte 4, 545. 2) Schrb. 8, 226'.
3) Bayer, Köln S. 38. 4) Kölner Pastoralblatt 13, 118.
5) Grote, Klosterlexikon S. 92. 6) Top. 2, 151 a 2.
7) Schrb. 341, 4. 8) Magnitudo S. 595 f.
9) Bischöfe 2, 251.
10) Schrb. 331, 59'; Schrb 341, 4; Top. 2, 251 b 32.
11) Löhr, Beiträge 2, 105 Nr. 247.

Digitized by Google

ricus de Caster für 5 Mark 6 Sol. Erbzins austat[1]). 1358 schenkte Druda, Witwe des Gerardus Scherfgin 32 Den. Erbzins von zwei Wohnungen unter einem Dache im Pützhof, wofür die Beginen das Jahrgedächtnis Drudas und ihres Mannes feiern und jährlich im Advent Lichter kaufen mußten[2]). Zu Nievenheim westlich Zons besaß der K. 26 1/2 Morgen Land in einzelnen Stücken, die er 1378 für 6 Malter Roggen verpachtete[3]). 1430 gab Godert Hardevust 3 Mark Erbzins von seinem Haus zum Stern in der Rheingasse[4]). Das Revisionsprotokoll von 1452 beziffert das Einkommen des K. auf 21 Mark[5]). Als der Grevenkonvent 1469 keine Insassen hatte, erlaubte die Priorin des Klosters zu den weißen Frauen in Köln auf Bitten des Konventpatrons Gumprecht Hardevust, daß unser K. solange der Grevenkonvent unbewohnt war, eine jährliche Rente von 5 Kaufmannsgulden an sich zog[6]); wie lange der K. die Rente bezogen hat, ist nicht bekannt. 1530 vermachte Sylvester von Aldenhoven der Konventsschwester Mergen Schragen 6 Mark Erbzins von einem Feld in Dormagen; nach ihrem Tod sollten sie an das Kloster fallen[7]). 1631 gaben Cornelius Müller und Frau der Professchwester Engin Moer 5 Taler Erbzins von zwei Häusern von sechs Häusern unter einem Dach entgegen der Ehrenpforte, die nach ihrem Tode dem K. gehören sollten[8]). Im Descriptionsbuch des Erzstifts Köln von 1599 sind drei Stücke Land angegeben, welche der K. besitzt, zu Brüggen im Amt Lechenich mit 34 Talern, im Neußer Burgbann mit 1,8 Malter Roggen und zu Nievenheim mit 5 Malter Roggen Einkommen, wovon 5 Florin 16 Albus 6 Heller Steuer an das Erzstift zu zahlen waren[9]).

Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 hatte der Prior der Dominikaner in Köln die geistliche Aufsicht. Gelenius sagt, daß Erzbischof Hermann 1484 dem Rektor des Klosters Weidenbach in Köln die Leitung des Klosters übertragen habe[10]). Da das Kloster

---

1) Schrb. 136, 84. 112. 138'. 140'. 141. 152'. 160. 168. 207'; Schrb. 143, 212'.

2) Schrb. 136, 85'.

3) Urk. St. A. Nr. 3135; Mitt. 9, 11.

4) Schrb. 2, 122; Top. 1, 66 b 7.

5) Annalen 73, 43 Nr. 13.

6) Urk. St. A. Nr. 13062 G. B.

7) Test. Nr. 86.

8) Schrb. 394, 2'.

9) Binterim u. Mooren, Erzdiözese. 2. Aufl. Bd. 2, 61.

10) Magnitudo S. 595; Winheim, Sacrarium² S. 210 Nr. 67; Braun, Raps. 118; Annalen 102. 111.

Digitized by Google

in der Pfarre Maria Ablaß lag, mußte es jährlich dem Pastor daselbst 15 Albus entrichten. Im Liber Pastoris von Maria Ablaß[1]) wird dem Kloster eingeschärft, daß es in keiner Weise in die geistlichen Rechte des Pfarrers eingreifen dürfe bezüglich Empfang der Sakramente, daß keine weltlichen Personen im Kloster begraben werden dürften, und beim Tode einer Schwester das Totenamt in der Pfarrkirche gehalten werden müsse.

Der K. war anfangs ohne Statuten und Regel, doch lasen die Beginen nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 regelmäßig das Pater noster[2]). Da aber viel Unordnung eingerissen war, gaben 1456 die Erben der Gründerin als Patrone Gumprecht Hardevust und Herbert van Mummersloch folgende Regel nach dem Muster anderer Konventsregeln, zu deren Befolgung sich alle verpflichten mußten. Die Mutter, der alle gehorchen müssen, und welche die Strafgewalt hat, wird von den Schwestern mit Zustimmung des Patrons oder des Pastors von Maria Ablaß gewählt, ohne die sie nicht abgesetzt werden darf. Mit Genehmigung des Pastors und der Mutter soll ein gemeinsamer Beichtvater gewählt werden. Wer zwei oder dreimal verwarnt ist und sich trotzdem nicht bessert, wird ausgewiesen; Vergehen gegen die Keuschheit werden mit sofortiger Ausweisung bestraft. Männer, ausgenommen Patron, Pastor und Beichtvater dürfen nur in dringenden Fällen mit Bewilligung der Mutter und zweier Schwestern das Haus betreten. Am Eingang ist ein Unterschlag zu machen mit Sprechfenster, das durch ein blaues Leinentuch zu verhängen ist. Ohne Erlaubnis darf niemand das Haus verlassen, und dann müssen immer zwei zusammen gehen; niemand darf nachts ausgehen, oder ohne Erlaubnis die Stadt verlassen. Orte und Personen, durch die man in schlechten Ruf kommen kann, Kindbettfeiern, weltliche Gesellschaften und Wirtschaften sind zu meiden. Die Schlüssel zu der vorderen und hinteren Haustür, die ohne Befehl außer morgens nicht geöffnet werden dürfen, verwahrt die Mutter oder eine von ihr bestimmte Schwester. Rote oder grüne Kleider, oder solche von auffallender Farbe sowie Schmucksachen dürfen nicht getragen werden, die Kleidung soll einfach und aus Wolle oder Leinen sein, wie andere innige Schwestern sie tragen, damit man erkennen kann, daß die

1) S. 152.

2) Ennen, Geschichte 3, 824; Annalen a. a. O.

Digitized by Google

Trägerinnen derselben sich der Welt begeben haben. In allem sollen sie sich ehrbar halten, zusammen zu Bett gehen, aufstehen, arbeiten, zur Kirche und zu Tisch gehen. Alle sollen stets auf einander Rücksicht nehmen und für die Patrone, Stifterin und Wohltäter beten[1]). Die Kölhoffsche Chronik von 1499[2]) nennt den K. eine Vergaderung vom St. Augustinusorden, ebenso die Kleine Kölner Chronik von 1528[3]).

1476 vereinigten sich die beiden neben einander liegenden K. Mommersloch und Strune, und hierbei gab der päpstliche Legat Alexander, Bischof von Forli, dem K. die Augustinerregel mit gewissen Einschränkungen, da die Schwestern wegen des geringen Vermögens des Klosters von ihrer Arbeit, besonders Weberei, und Mädchenerziehung leben mußten[4]); auch erlaubte er ihnen, auf einem Tragaltar Messe lesen und im Hause Beicht hören zu lassen[5]).

Der Rat suchte die Vereinigung der beiden K., die nach Gelenius bereits 1468 stattfand, zu verhindern. 1478 ernannte er eine Kommission, welche die Verhandlungen betr. die Beginen und Beginenhäuser bei den Akten des städtischen Protonotars einsehen und darüber berichten sollte[6]). Inzwischen hatten die K. die Trennungsmauern zwischen den beiden K. einreißen lassen und gemeinsame Wohnung gemacht, hatten eine Kapelle mit Kirchenfenster errichtet und sich auf diese Weise dem Machtbereich des Rates entzogen[7]). Dieser ließ 1482 die Stiftungsbriefe einsehen und befahl die Häuser in ihrem alten Zustand ohne Kapelle, so wie sie gegründet seien wieder herzustellen[6]); doch erreichte er nichts. 1483 weihte Johannes Spendel, Bischof von Cyrene, die Kirche zu Ehren Gottes, der hl. Maria, der Heiligen Johannes Evangelist, Peter und Paul, Sebastian, Hieronymus, Katharina, Apollonia und der 11000 Jungfrauen, vorläufig nur zum Gebrauch des Klosters[8]), 1585 wurde sie eine öffentliche Kapelle.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war die Zucht im Kloster sehr heruntergekommen, 1594 hatte der Pater aus dem Kloster

---

1) Urk. St. A. 12588 G. B.; Mitt. 38, 118.
2) Städte-Chroniken 13, 469. 3) Bl. 223 a.
4) Gelenius a. a. O.; Braun, Raps. a. a. O.
5) Kopiar St. Ursula-Archiv S. 149—151.
6) Stein, Akten 2, 572 Nr. 423 Anm. 1.
7) Renard, Köln. 1907. S. 118.
8) Ennen, Geschichte 3, 1001; Gelenius, a. a. O.

Digitized by Google

Weidenbach, der 39 Jahre lang Beichtiger des Konvents gewesen war, Unzucht mit der Mutter getrieben und mit ihr ein Kind erzeugt[1]). Über die Zahl der Insassen des K. ist wenig überliefert: 1452 sollten 12 Personen im Haus wohnen, doch waren nur 4 vorhanden; nach den Statuten von 1456 sollten sich immer 12 nicht unter 15 Jahren alte Beginen im K. befinden, er hatte damals aber nur 3, 1476/84 dagegen 10[2]).

1452 sollte der K. aufgehoben werden[3]), 1478/84 wollte der Rat die Insassen des K. Hand hierher versetzen[2]), 1487 wollte er die Zahl einschränken[4]). Über die späteren Geschicke des Klosters ist sehr wenig bekannt, Gercken erwähnt es 1786 in seiner Reisebeschreibung[5]), desgleichen findet es sich in der Descriptio omnium archidioecesis Coloniensis ecclesiarum von 1794[6]). 1802 wurde es aufgehoben[7]).

## Strune in der Stolkgasse.

Über den Anfängen des K. Strune in der Stolkgasse liegt Dunkel; Mering-Reischert[8]) und anschließend Stein[9]) behaupten ohne Quellenangabe, daß ihn ein Kanonikus Gottfried von Lechenich, wie Stein sagt, im 14. Jahrhundert gestiftet hätte. Mering-Reischert fügt noch hinzu, daß der Gründer das Haus mit einem Erbzins von 12 Maltern Roggen und 14 Solidi dotiert hätte. 1261 erwarb allerdings der Kanoniker Gottfried von Lechenich das Haus, in welchem sich später der K. befand[10]); nach dem Revisionsprotokoll von 1452 bestand das Einkommen des K. in 9 Maltern Korn, die von St. Aposteln gezahlt wurden[11]). Faßt man diese Tatsachen zusammen, so gewinnen die Angaben Merings, denen sonst nicht recht zu trauen ist, an Wahrscheinlichkeit. Der K. wäre dann wohl in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründet. Verwunderlich ist nur, daß bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts sonst keine Nachrichten von ihm erhalten sind.

---

1) Buch Weinsberg 4, 212.
2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1 u. 3.
3) Annalen 73, 59 Nr. 32.
4) Stein, a. a. O. 2, 691 Nr. 28.
5) Bayer, Köln S. 38.
6) Kölner Pastoralblatt 13, 118.
7) Grote, Klosterlexikon S. 89.
8) Bischöfe und Erzbischöfe 2, 253/54.
9) St. Ursula 53 f.
10) Top. 2, 151 a 1.
11) Annalen 73, 43 Nr. 12.

Digitized by Google

Superior war 1452 der Prior der Dominikaner. Damals sollte der K. von 12 Personen bewohnt sein, hatte aber nur 6. Der Rat beabsichtigte ihn damals aufzuheben[1]). 1476 vereinigte sich der K. mit dem nebenanliegenden K. Mommersloch, indem die trennenden Mauern eingerissen wurden; gleichzeitig nahm er die Augustinerregel an. Über die weitere Geschichte vgl. S. 30.

### Niel-Hengbaeh-Heimbach in der Stolkgasse.

Das Errichtungsjahr des K. Niel bei den Dominikanern in der Stolkgasse, 1335 Hengbach, 1452 Heymbach genannt, ist nicht bekannt, zuerst findet er sich 1304. In diesem Jahre schenkte Hadewigis, Witwe des Johann Quattermart dem K. ihr Haus auf dem Buttermarkt (Hafengasse) mit dem vorderen Keller zu unveräußerlichem Besitz[2]); 1335 erwerben Henricus, Sohn des verstorbenen Tilmann de Foro butiri und Bela de Bunna das Haus für 5 Pag. Mark Erbzins[3]), welcher Zins nach dem Revisionsprotokoll auch 1452 noch gezahlt wurde[4]).

Eine geistliche Aufsicht findet sich nicht, auch nicht ein Provisor. 1304 wird der magistratus des K. erwähnt; 1335 vermieten die Mutter des K. Nesa, Tochter des Hilger Hardevust, und der K. das Haus in der Hafengasse. Nesa wurde 1310 Begine.[5]). Statuten hatte der K. nicht, doch betete er nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 das Pater noster.

1452 sollten 4 Beginen im K. sein, doch waren nur 2 vorhanden, ebenso 1457; der K. sollte damals aufgehoben werden[6]). Wahrscheinlich infolge seiner geringen Bedeutung ging der K. ein. 1457 schenkten die letzten 2 Beginen das Haus an die Pfarre Maria Ablaß[7]); in demselben Jahre erwarben Hermann Landauwe und Frau Druitgin das „kirchenhuys genannt Heymbach“ von den Kirchspielsvorstehern von Maria Ablaß[8]).

### Pütz in der Stolkgasse.

Die beiden Beginen Bela und Cunza de Puteo, welche zusammen in einem Hause in der Stolkgasse wohnten, setzten sich 1297

1) Annalen 73, 60 Nr. 33.
2) Schrb. 434, 33′; Top. 1, 13a 2; 2, 152a 3.
3) Schrb. 434, 43′. 4) Annalen 73, 44 Nr. 14.
5) Urk. St. A. Dep. Kolumba Nr. 309; Schrb. 173, 67′.
6) Annalen 73, 59 Nr. 31. 7) Stein, St. Ursula S. 48.
8) Urk. St. A. Nr. 12618a.

Digitized by Google

gegenseitig zu Erben ein; nach dem Tode beider sollte ihr Haus ein K. für 8 friedfertige und gut beleumundete Beginen sein; diese wurden verpflichtet, das Haus instand zu halten und den darauf lastenden Erbzins zu zahlen[1]). Bela scheint bald gestorben zu sein, denn 1301 erwarb Cunza allein das Nebenhaus, welches sie dann unter Vorbehalt der Nutznießung an die Beginen Hildegundis de Puteo und Christina und Guda de antiquo Foro gab[2]). Das Vermögen des K. war nur gering. 1366 schenkte Gerhardus Krantz 1 Pag. Mark Erbzins von drei Häusern unter einem Dach neben dem Haus zur steinernen Kemenade in der Breitestrasse[3]). Die Gründerinnen wählten den Prior der Dominikaner in Köln zur Aufsicht (pro magistro) und empfahlen ihm dringend das Seelenheil der ihm anvertrauten Beginen[4]); er hatte auch das Recht der Einsetzung und Ausweisung der Beginen.

Nachdem 1398 der nebenan liegende K. Sele zu Universitätszwecken von der Stadt eingezogen war, dachte man auch daran, den K. Pütz zu demselben Zweck aufzuheben; 1439 verhandelte die Universität hierüber[5]), doch unterblieb es noch. Im Revisionsprotokoll von 1452 ist der K. nicht erwähnt. 1489 beschloß die Universität den Ankauf des Hauses. Über den Verbleib der Beginen und des Konventsvermögens ist nichts bekannt[6]).

## Sele in der Stolkgasse.

Der älteste der Kölner Konvente ist der nach Sela (Sibilla) in Ringazen, Frau des 1227 verstorbenen Daniel Jude[7]), benannte K. Sele oder Ver Sele, unverstandenerweise auch Alreselen und domus anime oder animarum bezeichnet. 1227 kaufte Sela von Gerardus de Munbersloche, Fridericus Pife und dessen Kindern ein Grundstück in der Stolkgasse, welches sie 1230 mit allen Gebäuden darauf dem Scholastiker am Dom Meister Bonifatius und seinen Nachfolgern schenkte zu Händen der Frauen, welche Beginen heißen, die es für ewige Zeiten besitzen sollten[8]). 1250[9]) übertrug die

1) Schrb. 276, 1'; Top. 2, 153 a 17; Löhr, Beiträge 2, 58 Nr. 113.
2) Schrb. 275, 11'.
3) Schrb. 163, 142'; Top. 1, 283 a 37.
4) Löhr, Beiträge 1, 67. 5) Artistisches Dekanatsbuch 1, 100'.
6) ebd. 3, 201 a. 7) Mitt. 26, 117 Nr. 5. 6.
8) Kölner Domblatt Nr. 246; Top. 2, 153 a 18.
9) Nicht 1240 wie Stein, St. Ursula S. 48 sagt.



Digitized by Google

Äbtissin von St. Ursula in Köln dem K. ein Grundstück neben dem Konventshaus für 6 Sol. Erbzins[1]). 1252 vermachte Ida, Tochter des Johannes de Lintgassen 3 Sol. Zins von ihrem Erbe in der Lintgasse[2]). 1259 gaben Th., Sohn des Vogelo und Frau 1 Mark Erbzins von dem Haus neben dem, welches früher dem Rutgerus Jungfrau vor St. Martin gehörte, fällig nach dem Tode des Th.[3]). 1263/64 kaufte Cristianus Ulnere von Meisterin und K. 1 Mark Erbzins von drei Wohnungen unter einem Dach am alten Ufer (in litore Reni)[4]). 1266 überließen die Meisterin und zwei Beginen des K. dem Kloster Weiher 13 Sol. Erbzins von drei Wohnungen unter einem Dach in der Röhrergasse[5]). 1272 verfielen dem K. zwei Wohnungen mit Kammer in der Röhrergasse wegen nicht bezahlten Zinses[6]), die er dann in demselben Jahre veräußerte[7]); ca. 1276 schenkte Constantinus ante ecclesiam Lisolfi zur Übergabe nach seinem Tode seiner Tochter Bliza einen ganzen Mühlenanteil der Rheinmühlen und seiner Tochter Margaretha einen halben mit der Bedingung, unserem K. jährlich drei Malter Weizenmehl zu geben[8]). 1278 überwies Theodericus Duvelgewesch seiner Schwester, der Begine Sophia ein Haus in der Mariengartengasse, das nach dem Tode der Sophia zu unveräußerlichem Besitz an den K. fallen sollte[9]); 1296 erwarb es Theodericus, Pleban in Liblar und Capellan an St. Nikolaus im Dom zusammen mit Bela, Tochter des verstorbenen Franco de Lutoltberge für 3 Sol. 6 Den. Erbzins[10]). 1286 schenkte Beatrix, Begine in unserem K., Schwester des Cristianus Jungen ihr Haus in Schottingassen (auf dem Berlich[11]). 1295 gab Constantinus de Lisolfkirgen 1 Mark 1 Sol. Erbzins von dem Haus Brandenburg in der Höhle zur Beschaffung von Holz, Kohlen und Licht[12]), Henricus de Caldario und Frau Cristina 6 Sol. Erbzins

1) Urk. St. A. Nr. 171; Qu. 2, 292 S. 293; Mitt. 3, 32.
2) Löhr, Beiträge 2, 15 Nr. 23.
3) Schrb. 22, 18; Top. 1, 56 b 15. 4) Schrb. 307, 22'.
5) Schrb. 157, 6 Nr. 94; Top 1. 362 b 24.
6) Schrb. 157, 8' Nr. 133.
7) Schrb. 157, 8' Nr 133—135; Dep. Col. Nr. 58; Top. 1, 362 a 16.
8) Schrb. 439, 18 u. 18'.
9) Schrb. 157, 22 Nr. 327; Top. 1, 342 b 10.
10) Schrb. 157, 47' Nr. 699.
11) Schrb. 157, 45 Nr. 712 u. 713; Top. 1, 276 b 26.
12) Schrb. 75, 14; Top. 1, 157 a 1. 2. 3; Löhr, Beiträge 2, 43 Nr. 80.

Digitized by Google

von zwei Häusern unter drei Dächern auf dem Heumarkt zu unveräußerlichem Besitz, wofür das Jahrgedächtnis der Geschenkgeber gefeiert werden sollte; da noch verschiedene andere kirchliche Institute hieran beteiligt waren, wurde das Heilig Geisthaus mit der Einziehung und Verteilung des Zinses beauftragt[1]). 1298 gab Tilmannus Scultetus $^1/_2$ Mark Erbzins von einem Hause in der Thiebaldsgasse[2]); 1304 Gerardus Overstolz und Frau Sophia 1 Mark Erbzins von einem Hause in der Trankgasse[3]); 1306 Durginis, Tochter des Albertus Schalle, 6 Sol. Erbzins von dem Hause Bardewich oben Marspforte[4]); 1307 Henricus de Laynsteyn und Frau Kigmudis 3 Sol. Erbzins von dem Haus zum Fuchs oben Marspforte[5]). 1317 erwarben Emundus de Cûsino und Frau Deymûdis von dem K. ein Drittel des Hauses der Hadewig auf dem Mühlenbach[6]) und des Hauses des Sifridus Sûche in der Mathiasstraße[7]); 1342 kaufte Tilmannus de Cusino von dem K. 40 Sol. Erbzins von den vorgenannten Häusern[8]). Der K. besaß zu Jngendorf „an dem Wezzelpûle" 2 Jurnale Ackerland, die er 1338 an Hermann von Jngendorp für 1 Malter Weizen verpachtete[9]). Das Kloster Altenberg hatte 1345 von einem Hause in der Penzgasse 3 Sol. Erbzins an unsern K. zu zahlen[10]). 1350 schenkte Greta, Schwester des Richolf Eschmenger 2 Mark Erbzins von ihrem Hause in der Kämmergasse, welcher Zins aber 1361 an das Heilig Geisthaus abgegeben wurde[11]). 1377 überwies Hermannus de Baculo verschiedenen K. darunter auch Sele 7 Sol. Erbzins von einem Haus in der Röhrergasse[12]). Als der K. 1398 mit dem K. Loershaus vereinigt wurde, glaubten verschiedene Schuldner, ihre Zinsen nicht mehr zahlen zu brauchen, so der Herr von Reifferscheidt, von dem der K. eine jährliche Pacht von 10 Maltern Roggen zu beziehen hatte, so daß

---

1) Schrb. 32, 15; gedruckt Urkundenbuch Altenberg Nr. 436 S. 328; Top. 1, 26 b 3. 4

2) Schrb. 217, 45'; Top. 1, 452 a n.

3) Schrb. 261, 4'; Top. 2, 159a 12.

4) Schrb. 93, 29; Top. 1, 211 a 15.

5) Schrb. 93, 30'; Top. 1, 212 b 13.

6) Top. 2, 34 b 14.

7) Schrb. 315, 46; Top. 2, 31 a 9.

8) Schrb. 315, 63'.

9) Urk. St. A. Nr. 1548; Mitt. 6, 27.

10) Urkundenbuch Altenberg Nr. 737 S. 583; der Hrsgbr. bezieht dies fälschlich auf den Schelenkonvent.

11) Schrb. 143, 30. 40'; Top. 1, 254a e.

12) Schrb. 158, 100.

Digitized by Google

sich der Rat der Sache annahm, da er sich für den K. verantwortlich fühlte[1]). Auch mit dem Kloster Benden hatte der K. finanzielle Schwierigkeiten, die 1433 mit Hilfe des Rates dahin beseitigt wurden, daß es an Stelle der 7 Malter Roggen, die es bisher bezahlt hatte, 5 rhein. Gulden Erbrente von dem Haus zum Hirsch auf dem Altenmarkt entrichtete[2]). Über einen Erbzins von 7 Sol., den in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der erste Dombaumeister Gerhard von einem Haus in der Mariengartengasse geschenkt hatte, sind wir nicht genauer unterrichtet[3]).

Schon früh machte sich das religiöse Leben im K. bemerkbar und zwar derart, wie bei keinem anderen K. Löhr glaubt, daß sich der K., weil er in der Nähe der Dominikaner lag, in geistlicher Beziehung diesen angeschlossen hätte[4]); doch ist diese Annahme nicht richtig. 1268 machte der Provinzalprior der Augustiner Eremiten für Deutschland das „Collegium ancillarum Christi in dom Sele" aller Gnaden des Ordens teilhaftig, beim Tode einer Begin des K. sollten dieselben Feierlichkeiten wie beim Tode eines Mitgliedes des Ordens stattfinden[5]). 1282 nahm der Generalminister der Minoriten für Deutschland den K. in die geistige Gemeinschaft des Ordens auf[6]). 1289 erteilten 16 Erzischöfe und Bischöfe allen denen, welche den unter dem Gelübde der Keuschheit in dem K. lebenden Beginen irgendwelche Unterstützung zuwiesen, einen Ablaß[7]); 1290 bestätigte Erzbischof Siegfried von Köln diesen Ablaß und fügte seinerseits einen neuen hinzu[8]).

1398 zog der Rat das Konventshaus ein, um es für die Artistenschule der Universität zu verwenden. Die im Konvent wohnenden Beginen wurden mitsamt den Einkünften in den nebenan liegenden K. Loershaus versetzt. Der Rat wies diesem K. eine jährliche Rente von 20 Mark Pag. an, die von der Mittwochsrentkammer bi

---

1) Kopienbücher 6, 46.

2) Urk. St. A. Nr. 10928; Mitt. 19, 12 u. 27, 290; Top. 1, 94a 43.

3) Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln 2. Aufl. 1812. S. 12 Anm. 2; Merlo, Kölner Künstler. Neubearb. S. 292.

4) Beiträge 1, 67

5) Urk. St. A. Nr. 308; Qu. 2, Nr. 502 S. 550.

6) Urk. St. A. Nr. 467; Qu. 3 Nr. 219 S. 189.

7) Qu. 3, Nr 331 S. 298.

8) Qu. 3, Nr. 339 S 305.

Digitized by Google

1514 gezahlt wurde; dann verzichtete der Loerskonvent darauf gegen die Erlaubnis des Rates, den K. Ruremund einziehen zu dürfen [1]).

## Spieß in der Stolkgasse.

Als Gründer des K. Spieß in der Stolkgasse wird Hedenricus Kûnredere in Mûlengassen bezeichnet; das Datum steht nicht genau fest, doch ist er jedenfalls um 1300 errichtet, nicht wie Stein [2]) sagt, 1306. 1287 verzichteten die Dominikaner zu Gunsten der Cunegunde, Tochter des Wilhelm und der Katharina, Tochter des verstorbenen Henricus und der Hilla auf einen Erbzins von 16 Sol. 6 Den. von einem Haus inter cubicula (Buttermarkt oder Heumarkt), mit der Bedingung, daß die beiden Genannten und deren Kinder zu ihren Lebzeiten den Zins genießen könnten, nach ihrem Tode sollte er aber an das Haus der Elisabeth Speis in der Stolkgasse gegenüber der Pforte des Dominikanerklosters fallen zum Lebensunterhalt der Beginen, welche in demselben wohnten [3]). 1301 schenkten die vorgenannte Cunegunde und Katharina der Meisterin Jutta und dem gesamten K. den für das Konventshaus zu entrichtenden Zins, den im folgenden Jahre Everardus, Sohn des verstorbenen Anselmus von der Meisterin und dem K. erwarb [4]). 1306 gab Tilmannus ligator vasorum der Witwe Hilla und ihrer Tochter Katharina, anscheinend die beiden oben Genannten, 2 Mark Erbzins von der Hälfte eines Hauses in der Goldgasse am Ufer des Rheines; nach ihrem Tode sollte der K. zûme Spisse, den einst Hedenricus Kûnredere in Mulengassen gegründet hatte, den Zins erhalten [5]).

1310 erfolgte durch Katharina, Tochter des verstorbenen Heydenricus Konredere, Nonne zu Mariengarten in Köln, eine Bestätigung bezw. Neugründung des K. Mit Genehmigung ihres Klosters stiftete sie ihr Haus Spieß in der Stolkgasse, gegenüber dem Obstgarten der Dominikaner, welches ihr Vater einst zur Ehre Gottes bestimmt hatte, zum K. für 12 gottergebene Beginen [6]). Stein [2]) verlegt fälschlich den K. auf die andere Straßenseite, wo sich das Dominikanerkloster befand, weshalb er auch eine Verlegung des K.

---

1) Urk. St. A. Nr. 11447; Mitt. 19, 43; Urk. St. A. Nr. 10928; Mitt. 19, 12 u. 27, 290; Top. 1, 139*; Ennen, Geschichte 3, 876; vgl. oben S. 24.
2) St. Ursula S. 55. 3) Schrb. 32, 13.
4) Schrb. 16, 60'. 5) Schrb. 261, 6'; Top. 2, 86a 1.
6) Schrb. 245, 5; Imhoff Nr. 33 S. 27; Haass, Convente S. 43 Anm. 1.

Digitized by Google

erfinden mußte. Die Angaben bei Haass[1]) beziehen sich auf den K. der Schwestern neben dem K. Hoenkirchen (vgl. Annalen 112, 141). 1379 schenkten Cäcilia de Ratingen genannt de Puteo und ihre Tochter Goitsta je ein Drittel von zwei Wohnungen unter einem Dach in der Stolkgasse hinter dem Hause zum Stern bei unserem K.; dieser verpflichtete sich, einen Zaun nach dem Haus zum Stern hin zu errichten und in Stand zu halten[2]). 1423 ließ er sich an das Haus Kelberg in der Agrippastraße, von dem er 22 Weißpfennige Erbzins zu erhalten hatte, anwäldigen, ebenso 1460[3]). Ende des 18. Jahrhunderts hieß das Haus zum grünen Walde und brachte 14 Albus ein[4]). Im Revisionsprotokoll von 1452 wird das Einkommen auf 4 Mark 4 Schill., 3 Malter und $1^1/_2$ Sümmer Korn angegeben[5]); Ende des 18. Jahrhunderts betrug es nur 14 Albus von dem oben genannten Hause[4]).

Die Aufsicht führte 1452 der Pastor von Maria Ablaß. 1310 setzte die Gründerin die Beginen selbst ein, weiterhin sollte dies durch die 4 ältesten Beginen zusammen mit den Amtleuten von Niederich geschehen. Die Gründerin bestimmte 1310 auch die Mutter, nach deren Tod sollten die Beginen aus ihrer Mitte eine Mutter wählen; falls sie sich über die Wahl nicht einigen könnten, sollten 2 von den Amtleuten von Niederich zusammen mit den vier ältesten Beginen des K. die Wahl vornehmen, wenn aber die übrigen Beginen hierbei mit den vier ältesten uneins wären, sollten die Amtleute allein die Meisterin bestimmen.

Einer Regel hatte der K. sich nicht angeschlossen, doch wurde regelmäßig das Pater noster gebetet, wie das Revisionsprotokoll 1452 sagt. 12 Personen sollten stiftungsgemäß im K. wohnen, 1452 hatte er nur 4, 1487 6, ebensoviel Ende des 18. Jahrhunderts[4]).

1476/84 wollte der Rat 3 Personen aus dem K. Bonn oder 5 aus dem K. Griechen hierher versetzen[6]); 1487 sollte der K. aufgehoben werden, um das Haus für die Universität freizumachen; die Insassen sollten in den K. auf dem Hunnenrücken neben dem

1) Convente S. 40 Nr. 23.
2) Schrb. 245, 33; Top. 2, 152a 8—10.
3) Schrb. 143, 84. 85. 162'; Top. 1, 227a f.
4) K. 130 Nr. 116.
5) Annalen 73, 44 Nr. 16.
6) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1' u. 4.

Digitized by Google

Pütz versetzt werden[1]). Er blieb aber bestehen, 1499 nennt ihn die Kölhoffsche Chronik[2]), 1528 die Kleine Kölner Chronik[3]). Über seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt. Zuletzt wird er gegen Ende des 18. Jahrhunderts in einem Verzeichnis der K. in dem Kirchspiel Maria Ablaß erwähnt[4]). Ob er mit einem der im Einwohnerverzeichnis von 1797 unter Nr. 3710 und 3732 genannten K. identisch ist, ist nicht zu entscheiden.

### Winke in der Stolkgasse.

Unsere Kenntnis von dem K. Winke in der Stolkgasse beruht nur auf einer einmaligen Erwähnung. Über seine Entstehung, genaue Lage und Schicksale ist nichts bekannt. 1377 erhielt er von Hermannus de Baculo 6 Mark Erbzins von einem Haus gegenüber dem Tor des Klosters Mariengarten[5]). Weiter findet sich keine Spur von dem K.; es ist möglich, daß er mit einem anderen K. in der Stolkgasse zusammenfällt.

### Brunstein in der Ursulastraße.

Auch für den K. Bruynstein in der Ursulastraße fließen die Quellen nur spärlich, sein Gründungsjahr ist nicht überliefert. Zuerst wird er 1309 bei der Lagebezeichnung eines Hauses „iuxta domum puellarum dictam Brûnsteins“[6]) erwähnt. 1335 gab Sophia, Tochter des verstorbenen Richolf Overstoils 7 Sol. Erbzins von einem Haus auf dem Eigelstein an die beiden Beginen Bela und Greta, Töchter des verstorbenen Petrus van dem Vogelsange; nach deren Tod sollte der Zins an den K. Brûnstein fallen[7]). 1365 wird ein Haus bei dem „hern Brûstiens convent“ und dem Ver Neten-Konvent genannt[6]); ebenso findet sich 1367 ein Haus zwischen zwei K., nämlich „vor Agneten convent“ und „her Druyntzsteins convent“[8]); die Bezeichnung Druyntzsteins convent ist ein Lese- oder Druckfehler. Der K. verschwindet nun aus unsern Augen, vielleicht ist er mit einem der anliegenden K. vereinigt worden.

---

1) Stein, Akten 2, 688 Nr. 3 und 692 Nr. 3.
2) Städte-Chroniken 13, 469. 3) Bl. 223a.
4) Kapsel 130 Nr. 116.
5) Schrb. 158, 100. 6) Top. 2, 166b 11. 7) Schrb. 250, 15.
8) Urkundenbuch von Altenberg, S. 662 Nr. 867.

Digitized by Google

### Hirtzgin in der Ursulastraße.

Ebenso wie bei den vorigen K. sind auch bezüglich des K. zum Hirtzgin in der Ursulastraße die Nachrichten nur spärlich erhalten; wann und von wem er gegründet wurde, ist nicht bekannt. 1359 wird er zuerst erwähnt; in diesem Jahre erhielt Henricus Quattermart infolge des Todes seiner Eltern das Haus neben dem Haus zur Hecken, „que quidem domus est conventus beginarum“ [1]). 1366 bestand der K. schon nicht mehr, in einem Schreinsnotum von diesem Jahre heißt es von ihm: „et erat aliquando conventus“ [2]), desgleichen 1367 „domus, que fuit conventus, qui vocabatur zome Hirtzgine“ [3]).

### Holzmarkt — Ver Nete — in der Ursulastraße.

In der Ursulastraße hinter der Äbtissinküche bei dem Hospital St. Revilien lag der K. zum Holzmarkt, 1402 zome Aldenhultzmarte, 1428 zome Houltze, 1367 Vor(=Ver) Agneten convent genannt nach dem Vornamen der Frau des Stifters [4]). Er war hervorgegangen aus einem Vermächtnis des Johannes Scholere und seiner Frau Agnes, wonach ihr Haus in der Ursulastraße, in welchem die Begine Hadewigis, Tochter des Jacobus Vlamme wohnte, nach deren Tod für 12 Beginen dienen sollte [5]); Hadewigis, eine Nichte des Richolf Overstolz [6]) war 1293 Begine geworden [7]). Die Stifter gaben dem K. außerdem noch 6 Sol. Erbzins von 2 Wohnungen unter einem Dach in der Johannisstraße gegenüber dem Haus ad Caldarium [8]). 1402 übertrug der Abt von Siegburg Pilgrim van Drachenfels 2 Mark 4 Schill. Erbzins von einem Haus mit Hofstatt auf dem Holzmarkt hinter dem Stall des Hauses der Abtei Siegburg in Köln [9]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 betrugen die Einkünfte des K. 7 Mark 4 Schill. [10]).

---

1) Schrb. 250, 31′. 2) Schrb. 250, 38.
3) Schrb. 270, 123.
4) Urkundenbuch Altenberg Nr. 867 S. 662.
5) Schrb. 276, 5′; Top. 2, 167a 13.
6) Schrb. 448 III, 16′.
7) Urk. Dep. Col. Nr. 156; Schrb. 266, 5.
8) Top. 2, 94a 56.
9) Urk. A. V. Nr. 359; Top. 2, 23b 4.
10) Annalen 73, 43 Nr. 11.

Digitized by Google

Wem der K. in geistlicher Hinsicht unterstand, ist nicht angegeben, nach Löhr[1]) angeblich den Dominikanern in Köln. Die weltlichen Oberen waren 1452 Daem und Ulrich van Belle. 1465 sagte Ulrich van Vyschenych genannt van Belle, daß ihm die Patronschaft des K. gehöre, da seine Voreltern den K. gestiftet hätten. Die Einsetzung und Ausweisung der Beginen war 4 Amtleuten von Niederich übertragen, die auch die Mutter zu ernennen hatten. Der Stifter hatte sich vorbehalten, daß seine Frau, wenn sie wollte, in den Konvent eintreten und lebenslang Meisterin daselbst sein konnte. Nach der Gründungsurkunde sollte das Haus immer von 12 Beginen bewohnt sein, im Revisionsprotokoll ist diese Zahl auf 6 herabgesetzt, doch waren 1452 nur 4 Insassen vorhanden, 1402 nur 3.

1465 ging der K. ein, indem der Rat den Provisoren des Hospitals St. Revilien erlaubte, den K., der baufällig war, zur Unterbringung von Wahnsinnigen an sich zu ziehen[2]). Infolgedessen gab Ulrich van Vyschenich genannt van Belle als Patron des K. das Haus an das Hospital.

## Margaretha in der Ursulastraße.

Der K. Margaretha in der Ursulastraße gehört eigentlich nicht mehr zu den Beginenkonventen, da seine Gründung in eine Zeit fiel, in der das ursprüngliche Beginentum nicht mehr existierte; doch soll er hier behandelt werden, weil er dieselben Ziele verfolgte wie die Konvente aus der früheren Zeit. 1609 richtete Margaretha von der Beeck ihr Haus bei dem Wießenkonvent hinter der Äbtissinküche zur Ehre Gottes für fünf ehrliche und friedliebende Frauen, die alt geworden und sich gut gehalten hätten, ein. Zur Unterstützung der im K. lebenden Personen gab sie einen Erbrentenbrief von 300 Goldgulden zu 4 % stehend bei der Stadt Köln. Sie bewog ihren Vetter, den Domherrn und Dechanten an St. Andreas zu Köln Dr. Jakob Middendorp zur Schenkung einer Erbrente von 125 Radergulden zu 4 %, die vom Kapitel von St. Maria ad Gradus in Köln erworben waren; ferner gab er zur Feier der heiligen Messe im K. einen Kelch, einen geweihten Altarstein, ein Meßgewand, ein Corporale, ein Altarbild und Handtücher. Die Stifterin behielt sich vor, zeitlebens als Mutter in dem K. zu wohnen, die vier anderen Beginen zu bestimmen und das Vermögen zu verwalten. Ihre

1) Beiträge 1, 68. 2) Rmem. 2, 96.

Digitized by Google

Verwandten sollten bei der Aufnahme immer den Vorzug haben. Als Provisor gewann sie den zeitigen Rektor der Bursa Montis, der für seine Mühe jährlich 1 Taler und von jeder neu Eintretenden $^1/_2$ Taler erhalten sollte. Wenn die Stifterin nicht selbst ihre Nachfolgerin als Mutter ernannte, sollte dies der Provisor tun; sie hatte die Einkünfte einzuziehen, das Haus instand zu halten, jeder Mitschwester jährlich 3 Taler zu geben und Rechnung abzulegen, dafür sollte sie die beste Kammer im Haus und jährlich 5 Taler erhalten. Die Konventsinsassen mußten sich verpflichten, bei ihrem Tode dem Hause wenigstens 3 Taler zu hinterlassen, täglich die heilige Messe zu hören und für die Stifterin und deren Freunde zu beten. Wenigstens an den vier hohen Festen sollten alle die Sakramente empfangen; Ungehorsame und solche, die sich nicht ehrbar und friedfertig benehmen, werden nach erfolgter Vermahnung im Einvernehmen mit dem Provisor ausgewiesen; beim Eintritt hat jede 5 Taler zu zahlen, die an den Provisor, die Insassen des Hauses und die Baukasse verteilt werden; alle Vierteljahre soll die Stiftung vorgelesen werden. Falls der K. einginge, sollte das Haus mit den Renten an die Montanerburse fallen zur Vergrößerung der Studienstiftung Jakob Middendorp und für einen dritten Studenten[1]). 1634 vermachte die Gründerin dem K. 400 Reichstaler zu $3^1/_2$ % Zinsen, zahlbar von der Stadt Köln anstelle der 1609 ausgesetzten 300 Goldgulden[2]). 1704 gaben Hermann Volkhausen und Frau testamentarisch 300 Taler Cölnisch[3]). Aus den Jahren 1748—1796 ist ein Rentbüchlein erhalten, in dem 15 Reichstaler jährlichen Einkommens verzeichnet sind, die unter die fünf Insassen des Hauses verteilt wurden[4]).

1617 gab die Stifterin dem K. Statuten, die sich inhaltlich in den meisten Punkten mit dem Stiftungsbrief decken. Neu sind folgende Bestimmungen: Niemand darf fremde Leute zu sich nehmen, besonders nicht Männer. Wenn eine außerhalb des K. arbeitet, muß sie abends um 8 Uhr zu Hause sein. Bier und Wein dürfen nach Sonnenuntergang außer für Kranke nicht geholt werden. Jährlich soll der Provisor zweimal revidieren[5]).

---

1) Urk. A. V. o. Nr. 1609, April 1. mit Transfix von 1609, Juni 22; Urkundenbuch der zur Verwaltung des Gymnasial- und Stiftungsfonds in Cöln gehörigen Stiftungen. 2. Aufl. 1914. Bd. 2, 780 Nr. 138.

2) K. 129 Nr. 29. 3) K. 129 Nr. 95. 4) K. 129 Nr. 95a.

5) K. 129 Nr. 85 (?).

Digitized by Google

Das genaue Datum des Untergangs des K. ist nicht bekannt, 1796 wird er zuletzt genannt; jedenfalls ist er der französischen Herrschaft zum Opfer gefallen.

## Quattermart in der Ursulastraße.

1275 vermachten Henricus Quattermart und seine Frau Sophia ihr Haus in der Ursulastraße zum K.[1]). 1296 schenkte Rutger, Sohn des verstorbenen Constantinus de Lysenkirgen 6 Sol. Zins [2]), desgleichen 1311 10 Sol. Erbzins von einem Haus in der großen Witschgasse[3]). 1333 verkauften Gerard Scherfgin, Johann von Lyskirchen, dessen Bruder Hermann, Mönch zu St. Kunibert (!), und dessen Bruder Constantin, Kanoniker an St. Andreas in Köln an Sander van der Baitstoyven einen Durchgang zwischen dem K. und dem Hause Sanders, und legten das erlöste Geld zu Nutzen des K. an[4]). 1364 gab Druda, Witwe des Gerhard Scherfgin, dem Heilig Geisthaus 11 Morgen Land mit Haus und Hofstatt in dem Dorfe Waltereppe im Kirchspiel Esch (untergegangenes Dorf Waldorf bei Longerich[5]), wofür das Hospital sich verpflichtete, jeder Person im K. (jedoch nicht über 9) jährlich eine Präbende zu geben[6]); nach Schäfer[5]) sollten jährlich 4 Malter Roggen an den K. verteilt werden.

Weiteres ist über den K. nicht bekannt, über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus hat er jedenfalls nicht bestanden, da er im Revisionsprotokoll von 1452 nicht genannt wird.

## Konvent in der Ursulastraße.

Die Begine Cristina de Eyghtz machte 1343 ihr Haus hinter dem Klosterhof der Äbtissin von St. Ursula, mit Garten und sonstigem Zubehör zum K. Nach ihrem Tode sollten Henricus Quattermart in der Straßburgergasse und seine Frau Blitza als Procuratoren und Rektoren das Haus leiten und die Beginen einsetzen bezw. bei schlechter Führung ausweisen. Die Stifterin behielt sich das Recht

---

1) Schrb. 238, 18; Top. 2, 167b 6.

2) Löhr, Beiträge 2, 57 Nr. 110 und 178; Löhr bezieht diese Schenkungen irrtümlich auf den K. Holzmarkt, der erst 1311 gegründet wurde.

3) Schrb. 296, 30; Top. 2, 61a 10. 11.

4) Urk. A. V. Nr. 154. 5) Schäfer, Heilig-Geisthaus S. 25.

6) Urk. A. V. Nr. 225.

Digitized by Google

des Widerrufs vor und machte schon 1347 hiervon Gebrauch, indem sie die Schenkung aufhob[1]). Die Erinnerung an den Konvent erhielt sich aber noch lange, 1422 wird ein Haus erwähnt „geleigen achter der abdissen kuchen van den 11 000 magden, dat vurtzytz eyn convent geweist is“[2]).

## Wijsse in der Ursulastraße.

Der K. Wijsse in der Ursulastraße ist wahrscheinlich eine Gründung des Gerardus Albus; wann er errichtet wurde, ist nicht bekannt, jedenfalls um 1250. Zuerst erwähnt wird er 1255, in welchem Jahre die Beginen, welche in dem Hause des Gerardus Albus hinter der Küche der Äbtissin von St. Ursula wohnten, 1 Mark Erbzins von einem Haus in der Martinstraße (bovin murin) gegenüber dem Haus Gürzenich kauften[3]). 1320 schenkten Johannes Vetscholdere und Frau Bela dem K. genannt Albus den fünften Teil von 3 Mark Erbzins von einem Fünftel eines Hauses auf dem Buttermarkt zu unveräußerlichem Besitz[4]); 1367 gab der Ritter Gerlacus de Cervo 4 Mark Erbzins von einem Haus auf dem Fischmarkt[5]), 1369 Johannes Quattermart 6 ungarische Goldflorin Erbzins von einem Haus in der Ursulastraße[6]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 betrug das Einkommen 25 Mark[7]); 1853 belief sich das gesamte Vermögen auf 2500 Taler[8]).

1607 hatte der Prior der Dominikaner in Köln die geistliche Aufsicht, wahrscheinlich auch schon vorher[9]). Die Verwaltung führte die Mutter des Hauses. 1452, als der K. 6 Insassen hatte, während es 7 sein sollten, dachte der Rat daran, den K. aufzuheben, in den Jahren 1476/84 wollte er die 8 Insassen in den K. Rode versetzen und das Haus einziehen[10]); umgekehrt sollten 1487 die 4 Personen des K. Rode in unsern K. versetzt werden, da dieser für ein Beginenhaus geeignet sei, dann sollte die Zahl auf 10 beschränkt

1) Schrb. 247, 19 Nr. 19 und 21; Top. 2, 166b 8.
2) Urk. A. V. Nr. 451; Top. 2, 166a 2.
3) Schrb. 22, 16′; Top. 2, 166b 9.
4) Schrb. 6, 114; Top. 1, 6b 8. 5) Schrb. 458, 76′.
6) Schrb. 250, 41: Top 2, 167a 1; Schrb. 270, 163; Schrb. 250, 52′.
7) Annalen 73, 43 Nr. 10. 8) Haaß, Convente S. 172.
9) Urk. A. V. o. Nr. 1607, Mai 17.
10) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ u. 4.

Digitized by Google

werden[1]); doch blieb alles beim alten Bestand. Über die Geschicke des K. in der späteren Zeit ist wenig bekannt; im Einwohnerverzeichnis von 1797 führt er die Stadtnummer 3238. Die letzte Erwähnung findet sich 1853.

### Hospital Maria im Capitol auf dem Lichhof.

Wie in vielen Hospitälern befanden sich auch in dem bei Maria im Capitol auf dem Lichhof Beginen. Nach Fuchs war der K. 1245 für 8 Personen gegründet[2]), seine Quelle gibt er leider nicht an, jedenfalls ist sie nicht richtig, denn schon 1238 waren dort Beginen vorhanden. In diesem Jahre nämlich wurden dem Hospital Maria im Capitol 3 Sol. Erbzins von einem Haus auf dem Fischmarkt geschenkt, die halb an die „domine super hospitale manentes“ und halb an die „pauperes inferius“ verteilt werden sollten[3]); wenn hier auch nicht ausdrücklich Beginen genannt werden, so geht doch aus allem hervor, daß sie solche waren. In späterer Zeit, als die Beginen namentlich genannt werden, wohnten sie immer in dem oberen Teil des Hauses, noch nach 1435[4]).

1289 erhielt das Hospital 18 Sol. Erbzins geschenkt, wovon 6 Sol. an die Beginen und 12 an die Hospitalsinsassen fielen[5]). 1290 gab Bela, Witwe des Henricus Hardefust 9 Sol. Erbzins von einem Haus in der Mauritiuspfarre; hiervon waren 3 Sol. für die oben wohnenden Beginen und 6 Sol. für die unten befindlichen Armen des Hospitals bestimmt[6]). 1317 erwarben Edmundus de Cusino und Frau von unserem K. zusammen mit drei anderen geistlichen Instituten das Haus der Hadewigis auf dem Mühlenbach[7]) und das Haus des Sifridus Sûche in der Mathiasstraße[8]); 1323 ließen sich der Provisor des Hospitals Maria im Capitol und die Beginen in demselben wegen Zinsversäumnis — 1 Mark dem Hospital und 6 Sol. den Beginen — an das Haus anwäldigen[9]). 1405 schenkte die Äbtissin von Maria im Capitol Irmgard von Schönecke eine Rente von 2 Malter Roggen, halb den oben wohnenden Beginen und halb den unten wohnenden Hospitalsarmen[10]).

1) Stein, Akten 2, 688 Nr. 2 u. 692 Nr. 2.
2) Topographie 3, 47.
3) Schrb. 58, 5′.
4) S. Marien Mem. 48.
5) Schrb. 315, 10.
6) Annalen 83, 13 Nr. 49.
7) Top. 2, 34b 14.
8) Top. 2, 31a 9; vgl. oben S. 35.
9) Schrb. 315, 44 u 46.
10) Pfarrarchiv v. St. Maria im Capitol. Kopiar 11, 23′.

Digitized by Google

Die Beginen standen in keiner Abhängigkeit von dem Hospital, vor Gericht vertrat sie nicht der Provisor des letzteren, sondern die Magistra. Der Begräbnisplatz der Beginen befand sich 1300 am Marienplatz „in portico (!) subtus scolas“ [1]). Nach Angabe von Woikowsky-Biedaus wurde das Hospital in späterer Zeit ganz von dem K. verdrängt [2]). Durch die Wahlkapitulationen von 1609 wurde die Vergebung der Pfründen an die alten Diener und Dienerinnen der Stiftsdamen festgelegt [3]).

Der K. hatte im Laufe der Zeit ein ansehnliches Vermögen erworben, das 1818 mit allen Rechten der Armenverwaltung zufiel. 1860 bestand er aus zwei Häusern, Lichhof 7 und Pipinstraße 4; die genauen Angaben über sein damaliges Vermögen sind bei Haaß [4]) angegeben Im Einwohnerverzeichnis von 1797 führt er die Stadtnummer 1757.

## Konvent des Werner de Horreo (Schure) auf dem Lichhof.

Der K. des Werner de Horreo (Schure) auf dem Lichhofe ist benannt nach seinem Gründer, der 1275 sein Haus gegenüber dem Kloster Maria im Capitol für arme Beginen bestimmte [5]). Die betr. Schreinseintragung ist zwar durchstrichen, aus welchem Grund ist nicht ersichtlich, der K. bestand aber weiter. 1277 vermachte derselbe Werner 16 Sol. Erbzins zu unveräußerlichem Besitz von einem Haus supra pontem (Filzengraben?) [6]); 1307 übertrugen Henricus de Laysteyn und seine Frau Rigmodis, sowie Katharina und ihr Mann Gobelinus Scherfgin 3 Sol. Erbzins von dem Haus zum Fuchs [7]); 1315 gab Bliza, Witwe des Theodericus de Wippervûrde 6 Sol. Erbzins von dem Haus zum Stern auf dem Heumarkt [8]). Weiter ist von dem K. nichts bekannt.

## Konvent auf dem Marienplatz.

Von dem K. auf dem Marienplatz ist nur die Stiftungsurkunde erhalten. 1312 bestimmte Godelevis, Witwe des Mathias de Lyde-

1) Rotulus von St. Maria im Capitol 111; Mitt. 35, 116.
2) Armenwesen S. 35. 3) Ennen, Geschichte 3, 820.
4) Convente S. 133. 136. 171. Podlechs Angaben (Die wichtigsten Stifter S. 50) sind ohne Belang.
5) Schrb. 447II, 28′; Top. 1, 47a 5.
6) Schrb. 290, 37′ u. 41′. 7) Schrb. 93, 30′.
8) Schrb. 451II, 39′; Top, 1, 19a 6.

Digitized by Google

berch, daß nach ihrem Tode die Hälfte ihres Hauses neben dem Haus sculpta porta, ausgenommen der Teil des Hauses, der einst dem Pleban von St. Martin Meister Godefried (Hagen) gehört hatte, als K. für 12 Beginen dienen sollte; außerdem schenkte sie die Hälfte des Zinses von 1 Mark. Sie behielt sich das Recht vor, die Stiftung zu ändern[1]). Anscheinend hat sie dieses Recht geltend gemacht, da der K. nicht mehr erwähnt wird.

### Korduan vor St. Martin.

Der K. Korduan vor Klein St. Martin wurde 1290 von Petrus de Houberg gegründet; den Namen hatte der K. von dem Hause, in welchem er sich befand. Im Revisionsprotokoll von 1452 wird Herr Johann Juede als Stifter genannt; doch bezieht sich dies nur auf eine Neugründung bzw. Vergrößerung des K., die Juede vornahm, nachdem er 1425 in den Besitz des Hauses gekommen war.

Petrus de Houberg verfügte 1290, daß nach seinem Tode der obere Teil des Hauses Korduan für 12 arme Beginen eingerichtet werden sollte, welche sein Jahrgedächtnis und das seines Bruders Theodor begehen mußten. Das Haus durfte nicht veräußert oder verpfändet werden, sondern sollte immer an den nächsten Erben fallen. Gleichzeitig schenkte er seiner Tochter 16 Sol. Erbzins von einem Haus gegenüber Groß St. Martin, die nach deren Tod dem K. zufallen sollten zur Beschaffung von Lebensmitteln[2]). 1293 vermachte Petrus seinem Verwandten Gobelinus und dessen Schwester Cunegundis je 3 Mark Erbzins von dem Haus zum Tisch in der Martinstraße (Bovenmuren) mit der Bedingung, daß der Zins des zuerst Verstorbenen an den K. übergehe[3]). 1295 änderte er dies dahin ab, daß Cunegundis nur 1 Mark Erbzins erhielt und die übrigen 2 Mark der K., wofür die Beginen das Haus im Bau zu halten hatten; etwaiger Überschuß sollte zur Beschaffung von Holz, Kohlen und Kerzen verwendet werden; ging das Haus infolge von Brand zugrunde, so sollte das Heilig Geisthaus den Zins erhalten[4]). Außerdem gab Petrus 1293 dem K. 15 Sol. Erbzins von dem Haus zum Stall in der großen Witschgasse, hiervon waren 12 Sol. zum Ankauf von Holz und Kohlen, und 3 Sol. für Spenden bei dem

1) Schrb. 2, 25′; Top. 1, 52a 16.
2) Schrb. 27, 20; Imhoff Nr. 53 S. 43.
3) Schrb. 22, 46′; Top. 1, 60b 4. 4) Schrb. 22, 48′.

Digitized by Google

Jahrgedächtnis des Gründers und seines Bruders bestimmt; dieser Zins sollte im Falle des Unterganges des Hauses an die Kranken des Kirchspiels im Hospital Maria im Capitol übergehen[1]). 1294 änderte Petrus auch diese Schenkung insofern, als seine Tochter Elisabeth, Nonne im Kloster Walberberg, lebenslänglich den Zinsgenuß erhielt[2]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 betrugen die Einkünfte 41 Mark[3]).

Die Aufnahme erfolgte anscheinend durch die Insassen des K. selbst, doch war die Einwilligung des Stifters und seines Bruders und nach deren Tod ihrer Verwandten Johannes und Friedrich bezw. deren Erben erforderlich. Die Aufnahme mußte innerhalb eines Monates nach Erledigung einer Stelle erfolgen, und die Aufzunehmende mußte wenigstens 30 Jahre alt sein. Wenn aber eine Verwandte des Stifters oder seines Bruders in den K. aufgenommen werden wollte, war sie an die letztere Bestimmung nicht gebunden. Ungehorsame und solche, die sich nicht gottesfürchtig zeigten, sollten ausgewiesen werden.

Stiftungsgemäß betrug die Zahl der Insassen 12, doch behielt der Gründer für sich und seinen Bruder Theodor das Recht vor, die Zahl zu ändern; 1452 befanden sich 10 Personen im K.

Nach dem Vorschlag von 1476/84 wollte der Rat, da das Konventshaus groß und stattlich sei und viel Raum hätte, zu den 4 alten Personen darin noch folgende hinzusetzen: aus dem K. Costin 11, aus Jakob 7, aus Hahn 10, aus Lämmchen in der Landskronengasse 5 und aus (Eve) in der Höhle 4; sie sollten die Kranken des Kirchspiels pflegen[4]). 1487 sollten die 8 Insassen aus dem K. neben dem Haus des Godart vanme Wasservass und die 4 aus dem K. Wevelpütz hierher gebracht werden, sodaß 16 hier wären, für die genug Platz vorhanden sei; 4 Stellen sollten aussterben, und die Zahl für dauernd auf 12 gebracht werden, diese sollten die Kranken und die Gräber des Kirchspiels Klein St. Martin versorgen[5]).

Ursprünglich saßen die Beginen nur in dem oberen Teil des Hauses Korduan. 1297 gab Petrus de Houberg das Haus seinen Verwandten Johannes und Friedrich, doch wollte er den Beginen

---

1) Schrb. 296, 13′; Top. 2, 60b 6.
2) Schrb. 296, 14; Schrb. 18, 70.
3) Annalen 73, 52 Nr. 65.
4) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′.
5) Stein, Akten 2, 689 Nr. 8 u. 692 Nr. 8.

Digitized by Google

ein Haus zum Preise von 60 oder 50 Mark neuer englischer Denare besorgen, vorher brauchten sie nicht auszuziehen[1]). Er hatte anscheinend keinen Erfolg; denn 1299 findet sich dieselbe Übertragung nochmals, doch sollten jetzt Johannes und Friedrich den Beginen ein geeignetes Haus verschaffen[2]). Der K. blieb, doch befand er sich 1300 nach Angabe des Rotulus von St. Maria im Capitol in dem hinteren Hause[3]). 1425 erwarb Johann Jude das Haus, und der K. wurde nun vergrößert. 1432 wurde der K. Schurge in den unteren Teil des Hauses verlegt[4]). 1439 wurde an dem Hause gebaut, der Nachbar Peter van Vair erlaubte dem K. zwei Verankerungen durch die Seitenmauer in das Haus zum Geier zu legen[5]). 1487 wurde das ganze Haus, oben und unten von Beginen bewohnt. 1499 wird der K. in der Kölhoffschen Chronik erwähnt ohne Nennung des Namens als „convent vur dem cleinen sent Mertin“[6]), ebenso in der Kleinen Kölner Chronik von 1528 „in diesem obgemelten kirspell tzo sent Mertijn neist tgen derselver kirchen over eyn convent“[7]). Der K. wird weiterhin nicht mehr genannt.

## Quirinus in der Waisenhausgasse.

Wie wir sahen befanden sich in mehreren Hospitälern Beginen, so auch in dem Hospital von St. Pantaleon in der Waisenhausgasse. Dieses war kurz nach 965 in Ausführung des Testaments des Erzbischofs Bruno gegründet[8]); seit wann hier Beginen waren, ist unsicher, nach den Angaben von Fuchs[9]) und von Mering[10]) hatten hier 1323 Heinrich und Helewigis Wundschütz einen K. errichtet, der seinen Namen nach dem Patron der Kapelle des Krankenhauses führte; leider alles ohne Quellenangabe. Der Wortlaut, daß die Stiftung für „vetulis et debilibus mulieribus“ errichtet sei, spricht eigentlich gegen ihren Charakter als Beginenkonvent, auch die Bestimmung der täglich zu verrichtenden Gebete vermag diesen Verdacht nicht zu beseitigen. Doch ist nach Analogie der anderen Hospitäler wohl anzunehmen, daß hier auch Beginen waren, jedenfalls aber hat die Stiftung früh den eigentlichen Charakter verloren.

1) Schrb. 17, 24; Qu. 3, 453 S. 435.
2) Schrb. 17, 25; Qu. 3, 473 S. 456.
3) Top. 1, 20a 4; Mitt. 35, 119. 4) vgl. Ann. 111, 152; Top. 1, 58b 6. 7
5) Schrb. 35, 36'. 6) Städte-Chroniken 13, 468. 7) Bl. 64
8) Mies, a. a. O. S. 17. 9) Topographie 4, 379.
10) Mus. Mering. 2, 114



Digitized by Google

Nach Gelenius[1]) war der Abt von St. Pantaleon Patron des K. und vergab die Plätze in demselben, deren 5 vorhanden waren; ein Geistlicher der Abtei verwaltete die Einkünfte. Im Einwohnerverzeichnis von 1797 führte das Haus die Nummer 7230. 1802 kam das Vermögen an die Armenverwaltung, 1852 betrug es 2751 Taler 22 Sgr. 8 Pfg.; 1856 wurde das Haus für 8385 Taler an die Stadt verkauft[2]). Aus dem Jahre 1844 ist eine Abbildung des Hauses erhalten[3]).

## Tafeler-Mauritius-de Monte beatae Mariae virginis in der Weißbüttengasse.

Der K. Tafeler, 1528 auch Mauritius genannt, in der Weißbüttengasse Ecke Weißgerbereckgasse wurde 1302 von Cristianus Taflere errichtet, indem er sein Haus in der Weißbüttengasse, welches aus drei Wohnungen bestand, zum K. für 30 Beginen stiftete. 1304 wurde er eingerichtet, da Christian in diesem Jahre starb und sein Bruder Philipp dessen Wohnhaus dem K. schenkte[4]). In demselben Jahre gaben Philipp und seine Frau auch noch vier Wohnungen neben dem K[5]). 1350 übertrug Greta, Schwester des Richolf Eschmenger dem K. 2 Mark Erbzins von ihrem Haus in der Kämmergasse, die aber 1361 an das Heilig Geisthospital abgetreten wurden[6]). 1355 erwarben Johannes Kalle und Frau Katharina mit Genehmigung des Provisors des K., desgleichen Elias von Leyggnich und Frau Hille, und Johannes de Antwilre und Frau je ein Drittel eines Platzes neben dem K., auf welchem früher 4 Wohnungen standen, für je 8 Sol. Erbzins[7]). 1375 gaben Henricus Plock und Frau 18 Denare Erbzins von einem Haus in der Marzellenstraße gegenüber dem Hof Rile[8]). Das Revisionsprotokoll von 1452 verzeichnet kein Einkommen des K. 1591 verkauften die Karmeliter in Köln dem K. für 100 Taler eine Rente von 5 Talern; sie verpflichteten sich hierbei, alle Freitage eine Messe im K. zu lesen zum Seelenheil

1) Magnitudo S. 609.
2) Haaß, Convente S. 129 u. 134. 3) Mitt. 31, 266 Nr. 1621.
4) Schrb. 311, 78.
5) Schrb. 311, 76′; Imhoff Nr. 44 S. 35; Top. 2, 57b 6. 59b a; Schrb. 319, 68; Schrb. 342, 66.
6) Schrb. 143, 30 u. 40′; Top. 1, 253b d.
7) Schrb. 312, 29.
8) Schrb. 247, 38′; Schrb. 271, 30′; Schrb. 247, 53′.

Digitized by Google

der Anna Kempers, welche die 100 Taler geschenkt hatte; hierfür behielten sie 4 Taler, 1 Taler gaben sie dem K. für Wachs, Wein und eine Rekreation auf St. Anna[1]).

Als Provisoren bestimmte der Gründer den zeitigen Prior der Karmeliter in Köln (Frauenbrüder), den zeitigen Pleban von St. Mauritius in Köln, seinen Bruder Philipp und seinen Verwandten Nikolaus. Wenn einer der beiden weltlichen Provisoren starb, sollte der überlebende einen andern aus den Nachkommen des Gründers wählen. 1452 werden als Superioren der Pastor von St. Mauritius und der Prior der Karmeliter genannt; nach Braun war der letztere auch Visitator und Beichtvater. Die Aufnahme der Beginen und Ausweisung bei Ungehorsam und unehrenhaftem Betragen erfolgte durch die Provisoren.

Gelenius sagt, daß der K. bei seiner Gründung die 3. Regel des Karmeliterordens angenommen hätte, was aber nicht wahrscheinlich ist. 1528 befolgte er die Augustinerregel[2]), wann er sie angenommen hatte, ist nicht bekannt; nach Gelenius wurde 1455 die Klausur eingeführt. 1565 nahm der K. die Karmeliterregel an[3]) und führte wohl von dieser Zeit an den Namen „de Monte Beatae Mariae Virginis". Seit 1609 war die Kirche des Klosters für alle Gläubigen geöffnet; der Begräbnisplatz war in der Karmeliterkirche[4]). Den Reliquienschatz geben Gelenius und Winheim an[5]).

Das Haus muß sehr geräumig gewesen sein, da es für 30 Personen gegründet war; 1452 hatte es nur 9, weswegen der Rat 11 aus anderen Konventen hierher versetzen wollte. Nach dem Plan von 1476/84 wollte er 4 Personen aus dem K. Wevelpütz zu den 6 in unserem K. überführen, desgleichen 10 aus dem K. Bunte, da das große steinerne Haus viel Raum hätte; sie sollten dann Kranke pflegen[6]). 1487 sollten 10 aus dem K. Bunte und 7 aus dem Jakobskonvent hierher gebracht werden, 5 oder 6 sollten absterben, damit „das vasels" (Pack) nicht zuviel werde, 16 sollte die ständige Zahl sein. Der zweite Vorschlag aus demselben Jahre wollte anstelle der 7 Personen aus dem K. Jakob 4 aus dem K. Spiegel in der Herzogstraße nehmen, so daß man 20 hätte, wovon

1) Staatsarchiv Düsseldorf, Abt. Karmeliter 261, Supp. l. Nr. 14.
2) Kleine Kölner Chronik Bl. 71.
3) Gelenius a. a. O.; Mering-Reischert, Bischöfe 2, 267.
4) Braun, Raps. 122. 5) Sacrarium² S. 217 Nr. 80.
6) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ und 3′.

Digitized by Google

4 absterben sollten[1]). Wieweit diese Vorschläge durchgeführt wurden, ist nicht bekannt. 1596 lebten die Schwestern von Handarbeit und Kindererziehung[2]), welche Tätigkeit sie wahrscheinlich bis zu ihrer Aufhebung 1802 beibehielten; damals hatte das Kloster 16 Schwestern[3]).

### Konvent in der Gereonstraße.

Durch Vermächtnis eines gewissen Engilbertus — nach Löhr hieß er Hegelbertus und war Dominikaner[4]) — fiel 1247 dem Prior der Dominikaner ein Haus in der Gereonstraße, auf der Seite, auf welcher der Schelenkonvent lag, die genaue Lage ist nicht bekannt, zu, mit der Bedingung der Errichtung eines K. für 12 Beginen[5]). Ob die Gründung zustande gekommen ist, bleibt zweifelhaft, da sie nicht mehr erwähnt wird, was doch bei der verhältnismäßig großen Stiftung auffallend ist.

### Konvent des Thilmannus in der Gereonstraße.

Eine zweite, anscheinend auch nicht zur Ausführung gelangte Stiftung in der Gereonstraße erfolgte 1299 durch Thilmannus, Verwandten des Thilmannus Wyse. Dieser bestimmte eins von zwei Häusern in der Gereonstraße gegenüber dem Brunnen bei dem Weinberge der Herren von St. Andreas, nämlich das nach St. Gereon hin zum K. für 10 Beginen. Die Einsetzung derselben und die Aussetzung ungeeigneter sollte durch die Tochter des Gründers und nach deren Tod durch die nächsten verwandten Beginen, wenn keine mehr vorhanden wären durch die älteste Begine des K. erfolgen; bei Ausweisung sollten sich die Beginen gegebenenfalls der Hülfe der Amtleute von St. Christoph bedienen. Der Stifter behielt sich ausdrücklich das Recht vor, die Schenkung wieder aufzuheben und machte hiervon 1323 Gebrauch[6]).

### Konvent der Jutta von Glumbach in der Gereonstraße.

Die Begine Jutta de Glumbach setzte 1269 fest, daß nach ihrem Tode die Hälfte ihres Hauses in der Gereonstraße bei dem

1) Stein, Akten 2, 688 Nr. 6; 693 Nr. 6 und 9.
2) Buch Weinsberg 4, 268; Winheim a. a. O.
3) Fuchs, Topographie 1, 138; Grote, Klosterlexikon S. 90.
4) Beiträge 1, 68 Nr. 4; 2, 13 Nr. 18.
5) Top. 2, 254 b a.
6) Schrb. 334, 46; Imhoff Nr. 55 S. 45; Top. 2, 249 b 13. 14.

Digitized by Google

Weinberg der Herren von St. Andreas unterhalb der Würfelpforte als Wohnung für 6 Beginen eingerichtet werde. Das freie Verfügungsrecht über die Einsetzung derselben übertrug sie dem zeitigen Prior der Dominikaner in Köln und dem jeweiligen Pleban von St. Paul[1]). Wann Jutta starb, ist unbekannt; der K. wird nicht mehr erwähnt, vielleicht ist er gar nicht ins Leben getreten.

### Konvent der Bertradis de Trummersdorp-Gereonstraße.

Auch der Bestand des K. der Bertradis de Trummersdorp ist zweifelhaft. Diese gab 1279 die Hälfte ihres Hauses in der Gereonstraße nach dem Brunnen hin als K. für 12 Beginen mit der Bedingung, daß diese das Haus instand hielten. Die Einsetzung derselben erfolgte durch die Stifterin, welche auch diejenigen, die sich nicht gut betrugen, ausweisen konnte; nach Bertradas Tod sollte dieses Recht an den Prior der Dominikaner in Köln fallen. Wenn das Haus baufällig und zur Bewohnung nicht mehr geeignet sei, und die Beginen die Herstellung desselben nicht tragen könnten, sollte es an den genannten Prior übergehen. Die Stifterin nahm für sich das Recht in Anspruch, die Stiftung wieder aufzuheben[2]). Wie lange der K. bestanden hat, ist unbekannt, er hat keine weiteren Spuren hinterlassen.

### Lagge in der Gereonstraße.

Das urkundliche Material für den K. Lagge ist nur gering. 1295 schenkte die Begine Methildis, Tochter des verstorbenen Hermannus de Lagge, die Hälfte ihres Hauses bei dem Weingarten von St. Andreas in der Gereonstraße bei dem Brunnen nach der Würfelpforte zu für 7 Beginen[3]). 1359 erhielt der K. von Greta, Schwester des Richolf Eschmenger den bereits mehrfach erwähnten Erbzins von 1 Mark, den er aber 1362 wieder zurückgab[4]).

Die Aufsicht übertrug die Stifterin dem Prior der Dominikaner

---

1) Schrb. 334, 16′; Top. 2, 249b 10; Löhr, Beiträge 1, 68 Nr. 4; 2, 24 Nr. 39.

2) Schrb. 334, 26′; Top. 2, 254b b; Löhr, Beiträge 1, 68 Nr. 4 nennt die Stifterin Bertradis de Trivinstorp und läßt den K. 1277 für 7 Beginen gegründet sein; Beiträge 2, 37 Nr. 68 sagt er 1279.

3) Schrb. 334, 47; Qu. 3, 421 S. 404; Imhoff Nr. 78 S. 60; Top. 2, 249b 11; Ennen, Gesch. 3, 823 sagt falsch 1298; Löhr, Beiträge 2, 56 Nr. 108.

4) Schrb, 122, 56′ und 87′; Top. 1, 254b d.

Digitized by Google

in Köln, der auch die Stellen im K. zu vergeben hatte[1]). Die ersten Beginen bestimmte sie selbst, darunter ihre zwei Nichten Hadewig und Jutta. Weiteres ist über den K. nicht überliefert, außer daß er 1374 und 1391 zur Lagebezeichnung eines anderen Hauses genannt wird[2]). Da er im Revisionsprotokoll von 1452 sich nicht findet, ist anzunehmen, daß er damals nicht mehr bestand.

## Scherfgin in der Gereonstraße.

Elisabeth, Tochter des Gerhard Scherfgin, schenkte 1293 oder 1294 ihrer Tochter Bela, welche Begine war, ein Haus in der Gereonstraße mit der Bedingung, daß diese nach ihrem, Elisabeths, Tode das Haus zusammen mit anderen Beginen bewohnte[3]). 1315 erwarb Johannes Celerarius domini advocati Coloniensis das Haus für 3 Mark 6 Sol. Erbzins[4]), doch blieb der K. darin bestehen. 1347 besaß der K. 32 Sol. Erbzins von einem Haus in der Friesenstraße[5]). Ein Haus in der Steinfelderstraße gegenüber St. Quentins Weingarten, das dem K. gehörte, gaben 1381 die Provisoren an die Vicare von St. Gereon für einen jährlichen Erbzins von 4 Mark Pag.[6]). 1348 wird ein Erbzins von 8 Sol. erwähnt, den der K. an das Kapitel von St. Andreas zu zahlen hatte, weshalb ist nicht bekannt[7]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 betrug das Einkommen 5 Mark 4 Schill.

Die Familie Scherfgin behielt dauernd die Aufsicht über den K. Er war anscheinend nur unbedeutend, 1452 hatte er 3 Insassen, während es 4 sein sollten[8]), ebenso 1476/84 und 1487. 1476/84 wollte deshalb der Rat den K. aussterben lassen und das Haus in weltliche Hand geben[9]). 1487 wurde vorgeschlagen, nach Aussterben der Insassen das Haus mit seinem Vermögen an den K. Kneiart zu übertragen; oder es sollten die 3 alten Frauen in den K. zum hohen Dürpel versetzt werden, damit das Haus gleich an

1) Löhr, Beiträge 1, 68 Nr. 4.
2) Schrb. 344, 34′ und Schrb. 341, 16.
3) Schrb. 334, 40′; Top. 2, 251b 32.
4) Schrb. 334, 59′; Schrb. 344, 4.
5) Schrb. 338, 14; Top. 2, 244a m.
6) Joerres, Urkundenbuch von St. Gereon S. 481 Nr. 479.
7) Archiv-Inventar von St. Andreas 1, 228a, 162.
8) Annalen 73, 47 Anm. a. 9) Geistl. Abt. zu Nr. 64IV, Bl. 4.

Digitized by Google

den K. Kneiart kommen könnte[1]). Jedoch kam keiner der Vorschläge zur Ausführung, da wahrscheinlich die Familie Scherfgin widersprach. Der K. blieb bestehen und wird zuletzt 1528 in der Kleinen Kölner Chronik[2]) erwähnt.

### Konvent Wysse — Hand — auf dem Kattenbug.

Als Urheberinnen des K. Wysse werden 1343 Aleydis und Ida, Schwestern des Plebans zu Wysse (= Vettweiß Kr. Düren) genannt, doch sollte er erst nach ihrem Tode ins Leben treten[3]). Seit 1405 findet sich nur der Name zur Handt[4]), 1496 heißt er noch einmal „conventus zur Wyse nunc vero zu der Hand". Er bestand aus der Hälfte eines Hauses auf dem Kattenbug gegenüber dem Hospital Ipperwald. Sonstige Besitzungen hatte er nicht.

Als magistri und gubernatores wurden von den Gründerinnen die Dekanin von St. Ursula in Köln und der Vikar des Allerheiligenaltars des Klosters Weiher bestellt; 1452 war allein die Äbtissin von St. Ursula Oberin. Diese hatten das Recht, die Beginen einzusetzen und auszuweisen; soweit möglich sollten nur Angehörige des Bruders der Stifterin aufgenommen werden, erst wenn mit diesen die Sechszahl nicht erreicht werden könnte, sollten auch andere Beginen herangezogen werden.

Eine Ordensregel hatte der K. bis ins 15. Jahrhundert hinein nicht; 1452 sollte er eigentlich eine Einung sein, wie das Revisionsprotokoll von diesem Jahre sagt[5]), doch waren die Insassen nicht „concordes"; vielleicht sollte der Zusatz „et habent bona in camera una, que pertinent communitati" den Charakter der Einung bezeugen. 1476/84 gehörte er dem Augustinerorden an[6]). Gemäß dem Vorschlag aus diesen Jahren wollte der Rat die sechs Konvente, welche die Augustinerregel befolgten, zu drei zusammenlegen, unser K. sollte mit dem K. Dinand vereinigt werden. 1487 wollte der Rat die 8 Insassen unseres K., der für sie zu klein sei, in den K. Monheim in der Marzellenstraße versetzen, da dort nur zwei Personen

---

1) Stein, Akten 2, 689 Nr. 7; 692 Nr. 5. 7; 693 Nr. 12 2) Bl. 221.
3) Schrb. 242, 29; Qu. 4, 261. S. 273; Imhoff Nr. 26 S. 21; Top. 2. 103b 9; Ennen, Geschichte 3, 824 verlegt die Gründung gegen Ende des 14 Jahrhunderts.
4) St. A. St. Vincenz Nr. 4. 5. 5) Annalen 73, 48 Nr. 43.
6) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1 und 3.

Digitized by Google

seien, aber Platz für 20 Personen vorhanden sei; das Haus auf dem Kattenbug sollte dann in weltliche Hand kommen[1]). Der Rat stimmte diesem Plan zu, und mit Bewilligung des Erzbischofs Hermann wurde 1496 die Vereinigung vorgenommen. In demselben Jahre wurde das Haus zur Hand an Wilhelm van der Wermersskyrchen genannt Sydenkrull für 4 Sol. Zins verpachtet, 1497 wurde es vom Rat an diesen verkauft und der Erlös dem K. Monheim übergeben[2]).

## Keppler auf dem Kattenbug.

1315 gab der Domkeppler Gerhard sein Haus auf dem Kattenbug gegenüber der alten Mauer zwischen Juden- und Würfelpforte an die Swestrix Hadewig de Rapyn — sie wird 1311 als begina und 1312 als swestrix bezeichnet[3]) — zur Einrichtung eines Beginenkonvents[4]). Sonstiges Vermögen und Einkünfte hatte der K. nicht.

Die Obersten des K. waren nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 die Klausnerinnen von St. Vincentius auf der Burgmauer, welche auch die Urkunden des K. bewahrten[5]). Diese Klause war 1331 errichtet und unterstand dem Rektor der Kapelle des heiligen Vincentius und der Maria Aegyptiaca in der Zeughausstraße[6]). Anfangs war jedenfalls der Domkeppler der Obere gewesen, der auch das Recht der Aufnahme und Ausweisung der Beginen und armen Swestrissen sich und seinen Nachfolgern im Domkepplerамt vorbehalten hatte. Wieviel Personen im K. sein sollten, ist nicht angegeben, 1452 waren 3 bezw. 2 vorhanden[7]). In dem Gutachten der Ratskommission von 1487 wird der K. erwähnt, jedoch ohne nähere Angabe[8]). 1513 wird er zuletzt genannt; der Pastor von Maria Ablaß maßte sich die Herrschaft über den K. an, weshalb die Beginen sich beim Rat beklagten, der eine Kommission zur Untersuchung ernannte[9]); der Ausgang ist nicht bekannt.

---

1) Stein, Akten 2, 688 Nr. 1; 691 Nr. 1.

2) Archiv-Inventar St. Andreas I Nr. 250, 174; Urk. St. A. o. Nr. von 1497, März 24; Annalen 19, 319.

3) Schrb. 242, 5 und 7'.

4) Imhoff Nr. 38 S. 31; Top. 2, 103 b 7.

5) Annalen 73, 48 Nr 44.

6) Braun, Raps. 115; Annalen 110, 199.

7) Annalen 73, 47 Anm. a.

8) Stein, Akten 2, 691 Nr. 1.

9) Rpr. 1 A, 45 Nr. 5.

Digitized by Google

### Konvent im Hospital Andreas in der Komödienstraße.

Das Hospital St. Andreas tritt 1147/65 zuerst auf[1]), Beginen in demselben werden aber erst seit 1281 genannt, in welchem Jahr das Hospital 6 Sol. Erbzins erhält, wovon den unten im Haus lebenden Armen und Kranken 4 Sol. und den oben wohnenden Beginen 2 Sol. zufallen sollten[2]). Weitere Nachrichten sind nicht überliefert. Nach den Angaben von Woikowskys[3]) und ähnlich Ennen[4]) hätten die Beginen bis ins 15. Jahrhundert hinein hier die Krankenpflege ausgeübt, und der mit diesem Hospital verbundene Konvent Heribert hätte sich immer mehr ausgebreitet; ich habe keine Belege hierfür gefunden, jedenfalls handelt es sich hierbei nicht um Beginen. Die Behauptung Podlechs[5]), daß der K. Heribert der älteste der Stadt sei und für altersschwache Personen gegründet sei, ist unrichtig. Über das Vermögen des sogenannten Heibertkonvents im 19. Jahrhundert berichtet Haass[6]).

### Lämmchen in der Komödienstraße.

Unsere Kenntnis von dem K. zum Lämmchen in der Komödienstraße ist sehr lückenhaft, da weder die genaue Lage, noch der Gründer, noch die Entstehungszeit bekannt sind; durch das Revisionsprotokoll von 1452 wird er zuerst bekannt[7]). Er hatte damals 4 Insassen, sollte aber vorher gewöhnlich 5 gehabt haben. An Einkünften hatte er nur 4 Albus von Martin Monich, Urkunden besaß er nicht. Vielleicht ist er eine Gründung der Familie Lyskirchen, da 1452 Constantin von Lyskirchen als Superior genannt wird; dieser gab kurz nach 1452 unseren K. an den K. Dorweg und vermietete das Haus für zwei Kaufmannsgulden Zins. Der oben genannte Zins von 4 Albus war von dem Haus zur Krucht und kam auch an den K. Dorweg, desgleichen 6 Albus Zins von einem Hof, der von dem K. zum Lämmchen abgetrennt war[8]).

---

1) Mies, a. a. O. S. 31.

2) Qu 3, 203 S. 172; Adler, Therese: Die Verfassungsgeschichte des Stiftes St. Andreas in Köln. Bonner phil. Diss. 1922 S. 15. 25 36.

3) Armenwesen S. 85. 4) Geschichte 3, 819.

5) Stifte S. 99. 6) Convente S. 133—136.

7) Annalen 73, 48 Nr. 40; Top. 2, 110b m.

8) Vgl. oben S. 15.

Digitized by Google

## Voisgin — Weranz — Holzwilre — Hölzerner Konvent in der Komödienstraße.

Das genaue Datum der Gründung des K. Voisgin ist nicht bekannt, jedenfalls aber wurde er in der Zeit zwischen 1294 und 1298 von Gobelinus Voisgin gestiftet[1]). Der K. wechselte mehrfach seinen Namen, für die ursprüngliche Bezeichnung Voisgin findet sich 1306 die Bezeichnung „conventus inter arwinatores quod(!) quondam Gobelinus dictus Voisgin fieri fecit"; 1324 „conventus Gobelini Weranz in platea arwinatorum", wohl im Andenken an den Vater des Gründers, Werandus; 1452 Holzwilre, und 1773 Hölzener K. Mehrfach wird er „conventiculus" genannt, obgleich er nicht besonders klein war, wahrscheinlich weil er ganz aus Holz und unansehnlich war. Ennens Angabe, daß er neben dem Hospital St. Andreas gelegen habe, ist falsch[2]).

Das Konventshaus bestand aus der Hälfte eines Hauses, welches der Gründer auf einem Grundstück des Domkapitels mit dessen Genehmigung errichtet hatte. 1306 bestimmte das Kapitel, daß der K. für immer von der Zahlung eines jährlichen Zinses von 6 Sol., mit dem das Grundstück belastet war, befreit sein sollte[3]). In demselben Jahre schenkte die Begine Elizabeth de Duren 1 Mark Erbzins, zahlbar von dem Haus des Wilhelmus Scultetus in der St. Apernstraße bei dem Hospital St. Apern zum Bau des K., mit der Bedingung, daß der Zins bei der Auflösung des K. an die Nachkommen des Richwinus de Ledeberg, zu dessen Seelenheil sie die Schenkung machte, fallen, und diese dann den Zins wieder an einen anderen K. geben sollten[4]). 1324 überwies Mathias Sheyne 8 Sol. Erbzins von einem Haus[5]). 1331 gab der K. 1 Mark Erbzins von der Hälfte des Hauses bei dem Haus sculpta porta an Mathias Shene de Ledeberg[6]). Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 hatte der K. kein Einkommen, mußte aber selbst 1 Mark Zins zahlen, wofür ist nicht angegeben[7]).

Die Aufsicht führte in der ältesten Zeit wahrscheinlich der Guardian der Minoriten in Köln, der bestimmungsgemäß die Einsetzung der Beginen vorzunehmen hatte. Das Revisionsprotokoll

---

1) Top. 2, 109a 27. 2) Geschichte 3, 819.
3) Urk. A. V. Nr. 93; Qu. 3, 537 S 511.
4) Schrb. 162, 85; Top. 2, 233a λ. 5) Schrb. 58, 62.
6) Schrb. 2, 43. 7) Annalen 73, 48 Nr. 41.

Digitized by Google

von 1452 sagt, daß die Deutschordensherrn von St. Katharina in der Severinstraße die Oberen seien. Anfangs hatte der K. 12 Insassen, 1452 nur 5. Nach dem Vorschlag von 1476/84 wollte der Rat die 6 Personen des K. in den K. zum hohen Dürpel überführen[1]; 1487 sollten sie in das Bruderhaus auf der Burgmauer versetzt werden, nach einem zweiten Gutachten desselben Jahres in den K. Scherfgin oder zum hohen Dürpel[2]. Der K. blieb aber an seiner alten Stelle bestehen, wie aus den Anführungen in der Kölhoffschen Chronik von 1499[3] und der Kleinen Kölner Chronik von 1528[4] hervorgeht. Er verschwindet dann aus unserem Blick bis 1773, in welchem Jahre in der Ratsversammlung vorgebracht wurde, daß er sich in einem so baulosen Zustande befinde, daß eine Reparatur nicht mehr möglich sei, und daß er neu aufgebaut werden müsse, wozu aber die Mittel fehlten. Deshalb sollten die fünf alten Insassen desselben mit den Einkünften in den K. Hirsch auf der Burgmauer überwiesen, doch sollten in Zukunft nur 2 oder 3 Personen aufgenommen werden; das alte Haus sollte verkauft, und der Erlös dem K. Hirsch zugewandt werden[5]. Dieser Beschluß wurde in demselben Jahre ausgeführt, das Haus wurde 1777 für 60 Reichstaler verkauft[6].

### Zederwald — Lysloch — Große Einung in der Komödienstraße.

Der K. Zederwald, auch zum Lysloch genannt, da er direkt gegenüber dem Lysloch genannten Durchgang von der Burgmauer zur Komödienstraße lag, wurde 1302 von Lufredus de Foro lignorum für „voluntarie pauperes scilicet beggine“ eingerichtet. 1315 werden die Insassen als „swesteren“ bezeichnet, in demselben Jahre wird von einem „conventus seu unio“[7], in der Kölhoffschen Chronik[8] und in der Kleinen Kölner Chronik von 1528[9] von einer Einung gesprochen, das Revisionsprotokoll von 1452 nennt ihn die „große Einung“[10]. Gelenius[11] und im Anschluß daran Braun[12] und Paas[13]

1) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4.
2) Stein, Akten 2, 688 Nr. 4; 692 Nr. 4; 693 Nr. 12.
3) Städte-Chroniken 13, 469.
4) Bl. 221.
5) Rpr. 220, 115b.
6) A. V Kasten 129, 98.
7) Top. 2, 107b 7.
8) Städte-Chroniken 13, 469.
9) Bl. 221.
10) Annalen 73, 48 Nr. 39.
11) Magnitudo S. 602 Nr. 85.
12) Rapsodiae 127.
13) Cellitinnenkloster S. 16.

Digitized by Google

lassen den K. fälschlich 1314 von dem Priester Johannes de Curia Burggravii errichtet sein. Zum Unterhalt der Beginen fügte der Stifter noch das nach der Judenpforte hin gelegene Nebenhaus hinzu[1]). Einen auf der Hälfte des Konventshauses lastenden Erbzins von 16 Sol., den Henricus de Wivelpûtze besaß, schenkte dieser 1305[2]); ebenso befreite Hermann Stilkin 1348 den K. von einem Erbzins von 3 Mark[3]). Das Nebenhaus gab 1304 der Provisor Hermannus de Boyzstorp an den Dachdecker Bruno für 20 Sol. Erbzins[4]), der es wieder den Beginen Bela und Aleydis de Wulvisheym überließ[5]); von diesen kam das Haus und 16 Sol. Erbzins 1315 wieder an den K., der es dann an die Beginen Agnes und Aleydis de Frankenheym übertrug[6]). 1303 gab Elisabeth, Witwe des Hermann Overstolz einen Platz von 68 Fuß Länge und 58 Fuß Breite hinter dem K., welchen dieser einzäunte um darauf einen Brunnen oder Abort zu errichten[7]). 1305 vermachte die Begine Cunza ihr Haus unter Sechzehnhäusern zur Hälfte sofort und zur Hälfte nach ihrem Tode mit Vorbehalt des Erbzinses[8]); 1315 überließ sie dem K. die Hälfte der Nutznießung, der dann das halbe Haus den Beginen Methildis, Paza, Clemencia und Hilla de Rode auf Lebenszeit übertrug[9]); 1389 verkaufte der K. das Haus an Gerlach van Waelde für einen jährlichen Erbzins von 10 Mark[10]). 1317 übertrug die Begine Sophia, Tochter der verstorbenen Dombäckerin Sophia drei Wohnungen unter einem Dach in der Marzellenstraße neben dem Melzhofe gegenüber dem Hof Rile, doch sollte der Bruder Johannes de Curia Burchravii für Lebenszeit das Verfügungsrecht darüber haben[11]). 1320 gab dieser 8 Sol. Erbzins von der Hälfte eines Hauses in der Maximinenstraße, die bei Untergang des K. an das Hospital Allerheiligen fallen sollten[12]). Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 betrug das Einkommen 13½ Mark 2 Schill[13]).

Über eine dauernde geistliche Aufsicht über den K. ist nichts

---

1) Schrb. 276, 2'; Top. 2, 107 b 7.
2) Schrb. 242, 3.
3) Schrb. 270, 81.
4) Schrb. 242, 2.
5) Paas, a. a. O. S. 16.
6) Schrb. 242, 8'. 9.
7) Schrb. 276, 8.
8) Schrb. 242. 3'; Paas, a. a. O. S. 16.
9) Schrb. 242, 8'; Top. 2, 145 b 1; Paas, a. a. O. S. 24.
10) Schrb. 270, 161.
11) Schrb. 247, 8'.
12) Schrb. 253, 19'.
13) Annalen 73, 48 Nr. 89.

Digitized by Google

gesagt, 1452 wird Bernt van Reyde, Kanoniker an St. Ursula und Professor der Theologie an der Universität Köln[1]) als Visitator genannt. 1496 sagen die Konventsinsassen, daß sie nach altem Herkommen dem Pastor von St. Paul in Köln, in dessen Pfarrei der K. lag, Gehorsam leisteten.

Auch über das Recht der Einsetzung ist nichts festes bestimmt. In der Gründungsurkunde wird Hermann van Boyzstorp dazu bestellt, einen Meister oder eine Meisterin und die Beginen einzusetzen und nötigenfalls auszuweisen; über seine Nachfolger ist aber nichts gesagt. 1328 erwählten die Beginen den Kanoniker Syfridus de Rennenberg und Constantin Lyskirchen zu Provisoren und Rektoren für Lebenszeit, sie sollten alle Streitigkeiten im K. schlichten; doch treten sie niemals hervor. 1496 wird neben der Mutter noch eine Untermutter erwähnt.

Der K. hatte sich schon früh, im Gegensatz zu den meisten anderen Konventen, öffentlich betätigt, 1452 hebt das Revisionsprotokoll hervor, daß seine Insassen Kranke zu besuchen pflegten. Die Angabe bei Gelenius, daß der K. 1499 die Augustinerregel und die Gewohnheiten der Cellitinnen angenommen hätte, ist nicht richtig, da 1496 schon „geregulierde“ und „ungeregulierde susteren“ genannt werden. Die Annahme muß zwischen 1487 und 1496 erfolgt sein, da 1487 der K. noch keine Regel hatte. Nach dem Vorschlag aus der Zeit von 1476/84 wollte der Rat 12 Beginen aus dem K. Zelle hierher versetzen, da das Haus groß sei[2]); 1487 sollten aus demselben Grunde die Insassen des K. neben dem Pütz auf dem Hunnenrücken hierher gebracht werden, die desselben Wesens seien — sie werden auch als arme Schwestern bezeichnet[3]) —, nach Absterben von 6 Personen sollten dauernd 16 hier wohnen[4]). Aus dem ursprünglich nur kleinen K. — 1317 wird er „conventiculus“ genannt — hatte sich ein großes Haus entwickelt, das 1452 11 bezw. 13 Personen[5]) beherbergte, ohne daß eine bestimmte Zahl vorgeschrieben war, doch konnte es 20 ohne Schwierigkeiten fassen; 1476/84 hatte es 12, 1487 und 1496 dagegen 16. In diesem Jahre

1) Annalen 73, 45 Anm. 4.
2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ und 3′.
3) Vgl. Annalen 112, 143.
4) Stein, Akten 2, 688 Nr. 3; 692 Nr. 3.
5) Annalen 73, 47 Anm. a.

Digitized by Google

bat der K. ein Krankenzimmer und einen Abort bauen zu dürfen[1]); der Rat gab die Erlaubnis unter der Bedingung, daß keine sonstigen Bauten, namentlich keine Kapelle und kein Altar errichtet würden. Gleichzeitig ließ er sich, um den Übergang des K. zum Kloster zu verhindern, versprechen, daß die zur Zeit im K. befindlichen Schwestern keine andere Regel annehmen, daß sie die im K. befindlichen Personen ohne Regel — 1496 waren es 2 — nicht zu einer solchen nötigen, sondern sie bei dem „begynlichen wesen" belassen wollten; die regulierten Schwestern sollten aussterben und solche nicht mehr aufgenommen werden. Der K. verpflichtete sich, wie bisher sich nur mit Beten, Krankenpflege und anderen guten Werken zu befassen und dem Pastor von St. Paul nach altem Herkommen zu gehorchen[2]). 1502 erhielt der K. doch eine Kirche und wurde ein Cellitinnenkloster. Die weitere Entwicklung schildert Paas.

## Zelle in der Komödienstraße.

Die Gründungsurkunde des K. zur Zelle in der Komödienstraße liegt nicht vor, sie ist aber inhaltlich aus Gelenius bekannt. Danach gaben 1316 in octava sancti Martini (18. November) Henricus de Cusino und seine Frau Benigna den zu ihrem Hause gehörigen Römerturm (Aldenwichus) an die beiden Beginen Lora, Tochter des verstorbenen Conradus de Viola und Goitstina, Tochter des verstorbenen Gerardus de Hovels mit der Bedingung, daß die Überlebende beim Tode der anderen sich eine gleichgesinnte Genossin wählen sollte. 1333 schenkte die Witwe des Henricus zusammen mit ihren Kindern einen jährlichen Zins von 16 Sol. und 1 Huhn zum besseren Lebensunterhalt der „pauperum suestrionum"[3]). Der K. vergrößerte sich schon bald, 1340 ließ sich die oben genannte Begine Lora von der Schreinsbehörde bestätigen, daß sie und ihre Vorgänger das obige Haus in der Schmierstraße, in welchem Beginen wohnten, mit dem zugehörigen Turm zu Recht besäße[4]); der K. hatte sich also von dem Turm auf das Haus in der Komödienstraße ausgedehnt. Weiteres Vermögen scheint der K. bis ins 17.

1) Urk. St. A. o. Nr. und Datum [ca. 1496]

2) Urk. St. A. o. Nr. 1496, Juni 12.

3) Magnitudo S. 603 Nr. 86; Wilh. Scheben, Die ehemaligen Thorburgen des alten Köln. 1895 S. 134; Kunstdenkmäler der Stadt Köln 1, 172.

4) Schrb. 270, 64'; Top 2, 106b 26

Digitized by Google

Jahrhundert nicht erworben zu haben, nach dem Revisionsprotokoll von 1452 hatte er kein Einkommen[1]).

Der K. war eine Einung, er war für arme Swestrionen gegründet, 1375 wird er zwar nur Konvent genannt[2]), 1452 aber Einung, desgleichen 1499 in der Kölhoffschen Chronik[3]) und 1528 in der Kleinen Kölner Chronik[4]).

1452 hatte der K. 9 Insassen, eine bestimmte Zahl war nicht vorgeschrieben, 1476/84 und 1487 12. Nach dem Vorschlag von 1476/84 wollte der Rat die Insassen des K. in den K. Zederwald versetzen, der dasselbe Leben und Wesen hätte[5]) — hier wohnten auch Swestrionen — [6]). 1487 sprach sich die Ratskommission für das Fortbestehen des K. aus, da die Schwestern arm seien, bettelten und Kranke pflegten; doch sollten sie ihre Zahl nicht vergrößern[7]). Erst 1503, verhältnismäßig spät nahm der K. eine Regel an, und zwar die des heiligen Augustinus mit den Einrichtungen der Cellitinnen. Über die weitere Geschichte vergleiche Paas[8]).

## Berg in der Marzellenstraße.

Wann die erste Gründung des K. Berg in der Marzellenstraße neben dem K. Wald gegenüber der Pforte des Predigerklosters[9]) erfolgte, ist nicht bekannt, 1287 wird er zuerst erwähnt gelegentlich der Gründung des K. Wald[10]). Eine Neugründung erfolgte 1333, deren Umstände nicht recht klar sind. In diesem Jahre schenkte Methildis, Tochter des verstorbenen Bruno de Berge das Haus, in welchem schon Beginen wohnten, diesen zur Errichtung eines K.[11]). Vielleicht hatten die Beginen bisher nur zur Miete in dem Hause gewohnt und erhielten es nun als Eigentum. An demselben Tage übertrug die Gründerin das Haus der „puella“ Hilla de Heyldin, die 1310 und 1319 als Begine bezeichnet wird[12]), zum

1) Annalen 73, 48 Nr. 42.
2) Urk. St. A. Nr. 2933; Qu. 5, 92 S. 103.
3) Städte-Chroniken 13, 469. 4) Bl. 221a.
5) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ und 3′.
6) Vgl. S. 61. 7) Stein, Akten 2, 690 Nr. 19.
8) Cellitinnenkloster S. 31—42. 9) Löhr, Beiträge 1, 9.
10) Qu. 3, 289 S. 260; Top. 27b 28.
11) Schrb. 253, 34′; Qu. 4, 185 S. 201; Imhoff Nr. 72 S. 55; Ennen, Geschichte 3, 823; Stein, St Ursula S. 58; Woikowsky, Armenpflege S. 86; Löhr, Beiträge 2, 90 Nr. 192; 2, 146 Nr. 360.
12) Schrb. 162, 91; Schrb. 6, 111′.

Digitized by Google

Nutzen der in dem Hause wohnenden Beginen; Hilla sollte, solange sie es wünschte, einen Platz in dem Hause haben, anscheinend gehörte sie nicht dem K. an[1]). 1342 gab der Dominikaner Gerhardus de Molendino mit Genehmigung seines Priors dem K. 1 Mark Erbzins[2]).

1452 betrugen die Einkünfte des K. 2 Florin, 1 Mark war an den Dom zu zahlen[3]), wahrscheinlich weil das Haus auf dem Allodium des Doms stand.

Die weltliche Aufsicht führte wohl die Familie Berg, das Revisionsprotokoll von 1452 sagt, daß der Superior „in terra Montensi" weile, ohne den Namen anzugeben, vielleicht liegt hier ein Mißverständnis vor. In geistlicher Beziehung unterstand der K. dem Prior der Dominikaner in Köln, der die Beginen einsetzen und nötigenfalls ausweisen sollte. 1452 waren von 8 zu besetzenden Stellen 7 frei; der Rat wollte deshalb den K. aufheben[4]); 1456 fiel das Haus dem Dom anheim, der K. hörte hiermit auf zu bestehen[5]).

## Kreuzchen in der Marzellenstraße.

Von dem K. zum Kreuzchen in der Marzellenstraße ist nur seine Existenz, nicht einmal die genaue Lage bekannt. 1333 vermachte Druda de Foro Grecorum „manens in platea Marcelli in conventu zů me Cruytzgin" ihre gesamte Habe dem Priester Johannes de Molich zur Verwendung für fromme Zwecke[6]). Sonst wird der K. nicht mehr erwähnt.

## Wald in der Marzellenstraße.

Den K. Wald in der Marzellenstraße stiftete 1287 die Begine Berta de Walde, indem sie ihr Haus auf dem Allod des Domhofes, in welchem sie zur Zeit selbst wohnte, neben dem K. Berg zur Errichtung eines Konvents nach ihrem Tode bestimmte. Sie hatte das Haus vom Domkapitel für 5 Sol. Erbzins zur Unterbringung von 10 Beginen erworben, da es aber genügend Raum enthielt erhöhte sie die Zahl auf 12; der Zins an das Domkapitel blieb be-

---

1) Schrb. 253, 34'.
2) Schrb. 400, 27'.
3) Annalen 73, 47 Nr. 37.
4) Annalen 73, 60 Nr. 35.
5) Top. 2, 127b 28.
6) Schrb. 486, 59'; Top. 2, 132a g.

Digitized by Google

stehen[1]). 1321 schenkte der aachener Dominikanerbruder Tilmannus 1 Mark Erbzins von seinem Haus auf dem Grundstück des ehemaligen Weingartens des Meylag in der Maximinenstraße unter Vorbehalt des lebenslänglichen Zinsgenusses[2]). Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 betrug das Einkommen 1 Florin und 1 Mark von dem Scheidenmacher auf dem Domhof[3]).

Die geistliche Aufsicht und das Einsetzungsrecht hatte der Prior der Dominikaner in Köln[4]); eine freigewordene Stelle mußte spätestens zwei Monate nach Erledigung wieder besetzt werden, wobei die Beginen des K. zu hören waren; 1452 werden die Domherren als Provisoren genannt. Es scheint, daß die Familie Lyskirchen Anspruch auf die Herrschaft über den K. machte, da das Revisionsprotokoll von 1452 eigens hervorhebt, daß die Söhne des Wilhelm Lyskirchen die Urkunden des K. besäßen.

1452 sollten 10 Personen in dem K. wohnen, doch hatte er nur 5 bezw. 4[5]). Bald nach 1452 ist der K. eingegangen, da er in den verschiedenen Vorschlägen betr. Zusammenlegung der K., auch nicht in der Kölhoffschen Chronik und der Kleinen Kölner Chronik von 1528 genannt wird. Aus der Erwähnung in der Steuerliste von 1589[6]) ist nicht zu ersehen, ob er damals noch bestand, oder nur zur Lagebezeichnung eines anderen Hauses dient.

## Leichlingen in der Marzellenstraße.

Jutta von Leichlingen, Tochter des Bruno von Leichlingen schenkte 1375 ihr Haus Leichlingen in der Marzellenstraße gegenüber der Kapelle des heiligen Marzellus ihrem Enkel Mathias, Sohn des Mathias de Bedenkaff; wenn er bei seinem Tode keine rechtmässigen Erben hinterließe, sollten die nächsten Erben der Jutta sich in den Besitz des Hauses setzen und es zu einem Beginenkonvent einrichten. Die Gründerin änderte schon nach wenigen Tagen ihren Vorsatz, sodaß die Stiftung gar nicht zur Ausführung kam[7]).

---

1) Schrb. 275, 9 A; Qu. 3, 289 S. 260; Löhr, Beiträge 2, 46 Nr. 85; Imhoff Nr. 23 S. 19; Top. 2, 127b 27; Ennen, Geschichte 3, 823.
2) Schrb. 253, 21′; Top. 2, 135b 1; Schrb. 271, 105′; 254, 38.
3) Annalen 73, 47 Nr. 36. 4) Löhr, Beiträge 1, 68.
5) Annalen 73, 47 Anm. a. 6) Top. 2, 127b 27.
7) Schrb. 247, 39; Top. 2, 122b 28.



Digitized by Google

## Monheim — Mondorp in der Marzellenstraße.

Die Errichtung des K. Monheim, auch Mondorp genannt, geschah 1334 von Aleydis de Munheym und Greta de Gynroide. Sie bestimmten testamentarisch und durch Schenkung unter Lebenden ihr Haus Münheim in der Marzellenstraße gegenüber der Pforte des Gartens der Dominikaner[1]) zum K. für 20 Beginen[2]). Das Haus hatte jährlich 2 Mark an das Domkapitel zu zahlen, 1452 6 Mark[3]) 1529 5 Mark[4]). Von der Familie Munheim finden sich verschiedene Mitglieder als Beginen: Cunegundis 1266 und 1277[5]), Wendelburg 1281 und 1304[6]), Wendelmudis ca 1281[7]), Elisabeth 1290[8]) und Bela 1319 und 1339[9]); Margareta de Gynrode wird schon 1302 als Begine erwähnt[10]).

1361 schenkte Nesa, Tochter der verstorbenen Ylia de Rocgendorp 8 Mark Erbzins von einer Wohnung unter Kranenbäumen[11]). Das Revisionsprotokoll von 1452 gibt das Einkommen mit 11 Mark an. 1497 verkaufte die Stadt Köln dem K. 3 besch. oberl. rhein. Gulden Erbrente für 77 derselben Gulden[12]). 1533 vermachte Maria, Witwe des Johannes Koch das Haus Abtshof in der Breitestraße[13]).

Als geistlichen Vater wählten die Gründerinnen den Prior der Dominikaner; in einer Urkunde im Stadtarchiv Köln ohne Datum, von Keußen in die Zeit von 1370—1420 gesetzt, die zu Anfang eine wörtliche Übersetzung der Gründungsurkunde von 1334 darstellt, ist dem Abt von Altenberg dieses Amt übertragen, doch war dies nur vorübergehend, 1452 werden die Dominikaner wieder als Superiores genannt, der Abt von Altenberg wird nicht mehr erwähnt. Die Urkunde von 1370—1440 ist wahrscheinlich eine Übersetzung einer Urkunde von ungefähr 1350. Die in der Urkunde

---

1) Löhr, Beiträge 1, 9.

2) Schrb. 238, 36′; Qu. 4, 206 S. 224; Imhoff Nr. 73 S. 56; Löhr, Beiträge 2, 150 Nr. 379; Top. 2, 128a 33.

3) Annalen 73, 48 Nr. 38.

4) Top. 2, 128a 33.

5) Schrb. 240, 57. 60′.

6) Schrb. 75, 11; Schrb. 79, 20.

7) Schrb. 448, 11′.

8) Schrb. 239, 30′.

9) Schrb. 253, 19; Schrb. 279, 11′.

10) Schrb. 239, 43′.

11) Schrb. 400, 54; Urk. St. A. Nr. 5203; Mitt. 9, 87.

12) Staatsarchiv Düsseldorf, Abt. Köln, St. Lucia auf dem Filzengraben 1497, Juni 23 Nr. 1.

13) Schrb. 170, 88′.

Digitized by Google

genannten Aleyt van Münheym und Margareta van Gynroide sind die Gründerinnen des K., Margarete wird schon 1302 als Begine genannt, sie müßte also spätestens um 1290 geboren sein, was mit der späten Datierung der Urkunde nicht vereinbar wäre. Die Übertragung der geistlichen Aufsicht an den Abt von Altenberg hängt wahrscheinlich mit der Vertreibung der Dominikaner aus Köln 1347 zusammen, die 1351 wieder aufgehoben wurde[1]). Aus diesen Gründen möchte ich die Urkunde um ungefähr 1350—1370 ansetzen.

Die Gründerinnen wollten zu ihren Lebzeiten die Beginen des Hauses selbst auswählen; später sollten, wenn eine starb, oder wenn eine in schlechten Ruf kam, oder Streit im K. zu erregen suchte, die Meisterin mit den sechs ehrbarsten Beginen des Hauses die Unwürdige ausweisen und die erledigte Stelle neu besetzen. Konnten sie sich über die neu zu Wählende nicht einigen, so sollte der Prior der Dominikaner bezw. der Abt von Altenberg die Einigung unter ihnen herbeiführen. Die Aufzunehmende durfte nicht in irgend einem Dienstverhältnis zu einem Bürger der Stadt stehen, damit sie nicht durch Rücksicht auf ihre Herrschaft irgendwie gebunden war; Witwen, Swestern oder Auswärtige durften nicht aufgenommen werden.

Die Statuten des K., die von den Gründerinnen erlassen wurden, sind in der oben angeführten Urkunde von ungefähr 1350—1370 enthalten. Der Inhalt ist kurz folgender: Da man Gott ohne Einigkeit und gegenseitige Liebe nicht dienen kann, sollen die Insassen des Hauses stets friedlich unter einander leben, Unfriedfertige sollen unbedingt ausgewiesen werden. Unterredungen mit Fremden dürfen nur im Sprechzimmer in Gegenwart von einer oder zwei Beginen geschehen. Niemand darf allein ausgehen, es müssen immer zwei zusammen sein, und hierzu bedarf es der Erlaubnis der zwei ehrsamsten der Beginen des Hauses. Ohne Zustimmung der sechs ältesten Beginen und des Abtes darf niemand länger als drei Monate aus dem K. bleiben. Arbeiten in der Stadt ist nur ausnahmsweise für 3—4 Tage bei Verwandten oder guten Bekannten erlaubt. Sachen, die dem gemeinen K. gehören, dürfen nicht zu persönlichem Nutzen gebraucht werden, außer mit Zustimmung der 3 oder 4 Beginen, denen die Aufbewahrung der gemeinsamen Dinge anvertraut ist. Jede soll täglich Gott für alles Gute, was sie von

1) Löhr, Beiträge 1, 118 f. 143.

Digitized by Google

ihm und den Wohltätern des K. erhalten hat, danken; Sonntags und an den Festtagen müssen alle zum Gottesdienst und zur Predigt gehen, nachher sollen sie zu Hause beten. Für die Stifterinnen muß jede täglich sieben Vater unser und Ave Maria sprechen.

Schon in der Gründungsurkunde wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Beginen des Hauses „modo conventuali" bezw. „geistlich an al yren weisen ind leven, an eire cleyderen, an yren dûgeren" leben sollten, damit sie desto besser Gott dienen könnten. 1499 wird der K. in der Kölhoffschen Chronik eine „Vergaderung van sent Augustinus 3. regel uis dem orden sent Marien knecht" genannt[1]), ebenso in der Kleinen Kölner Chronik von 1528[2]). Das Datum der Annahme der Regel und des Eintritts in den Servitinnenorden, in Deutschland Marienknechte genannt, ist nicht bekannt, jedenfalls erfolgte sie nicht vor 1487, da in dem Gutachten der Ratskommission aus diesem Jahre der K. nicht zu denen gezählt wird, welche eine Regel befolgten. Gelenius[3]) und Braun[4]) machen verschiedene Angaben über den Orden, sagen aber nichts über den Eintritt unseres K. in denselben. Nach Winheim[5]) hatte der K. eine Privatkapelle, jedenfalls aber erst nach Übertritt in den Orden. Beichtvater war lange Zeit der Pastor von St. Paul, dann bis 1614 die Jesuiten. Den Lebensunterhalt verdienten sich die Schwestern durch Weben von seidenen Bändern und Gürteln, Krankenpflege bei Nachbaren und Wohltätern, und Mädchenerziehung, die teilweise bei ihnen im Hause wohnten. 1490 wird ein Konventssiegel erwähnt[6]), doch ist kein Abdruck erhalten.

In den Statuten wird die Zahl der Beginen auf 20 festgesetzt; wenn so viele nicht ernährt oder untergebracht werden könnten, sollte der Abt von Altenberg die Zahl bestimmen. 1452 sollten 12 Personen im K. sein, vorhanden waren aber nur 8 bezw. 7[7]). 1476/84 wollte der Rat, da in unserm K. nur 2 oder 3 saßen, 10 Beginen aus dem K. Reinken und 7 aus dem K. auf dem Hunnenrücken hierher versetzen[8]). 1487 sollten die 8 aus dem K. zur

1) Städte-Chroniken 13, 461.
2) Bl. 221 a.
3) Magnitudo S. 588.
4) Braun, Raps. 124.
5) Sacrarium[2] S. 213 Nr. 72.
6) Schrb. 453, 209
7) Annalen 73, 47 Anm. a.
8) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1' und 3'.

Digitized by Google

Hand in unsern K. überführt werden, da er noch Platz habe[1]). Dieser Vorschlag wurde ausgeführt[2]). Ennens Angabe[3]), daß der K. 1392 von der Stadt aufgehoben und zu Universitätszwecken benutzt wurde, beruht auf Verwechslung mit dem K. Ver Sele[4]).

1613 erwarben die Jesuiten das Haus und erbauten an jener Stelle die Maria Himmelfahrtkirche; sie gaben dem K. dafür ein Haus an St. Lorenz[5]), wo er aber nicht lange mehr bestanden zu haben scheint.

### Vankum in der Marzellenstraße.

Gründer und Entstehungszeit des K. Vankum in der Marzellenstraße sind unbekannt, 1346 erscheint er zuerst. In diesem Jahre verhandeln die Beginen Goitzstu de Tuitio und Conegundis de Foro Grecorum im K. Venekin namens des K. mit dem Domkapitel zu Köln wegen eines Erbzinses auf dem Konventshause lastend, welches auf dem Allod des Doms erbaut war; anstatt der bisher bezahlten 6 Sol. sollen in Zukunft 12 Groschen bezahlt werden[6]). Lange hat der K. anscheinend nicht mehr bestanden, 1385 wird von dem Haus gesagt, daß einst Beginen darin gewohnt hätten[6]).

### Heyman-Düren-Klein Nazareth unter Sachsenhausen.

Der K. Heyman unter Sachsenhausen tritt unter verschiedenen Namen auf; 1314 und 1338 heißt er Düren, seit 1334 fast nur Heyman oder her Heyman, in der Kölhoffschen Chronik von 1499 wird er eine Vergaderung zu Nazareth genannt[7]), seit dem 16. Jahrhundert führte er den Titel Klein Nazareth, zum Unterschied von dem K. Groß Nazareth in der Gereonstraße. Der Gründer, der 1314 Heymo de lata platea heißt, wird im Revisionsprotokoll von 1452 als Auswärtiger bezeichnet; nach Gelenius war er mit seiner Frau auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Jakob in Santiago gestorben[8]).

1307 bestimmten Heymo dictus de Duren und Frau, daß ihr

---

1) Stein, Akten 2, 688 Nr. 1; 691 Nr. 1.

2) Vgl. oben S. 55. 3) Geschichte 3, 875 Anm. 2.

4) Vgl. oben S. 36.

5) Braun, Rap. 124; Bianco, Die ehemalige Universität und das Gymnasium zu Köln. 1855. Bd. 1, 946; Mering-Reischert, Bischöfe 2, 263, wo der K. falsch lokalisiert ist.

6) Top. 2, 129b 40.

7) Städte-Chroniken 13, 466. 8) Magnitudo S. 598.

Digitized by Google

Haus bei der Würfelpforte nach ihrem Tode als K. für 12 Beginen dienen sollte; die Ausführung dieses Vermächtnisses übertrugen sie dem Pleban von St. Paul und den Amtleuten von Niederich[1]). 1314 erwarben die Gründer 1 Mark Erbzins von $2^1/_2$ Morgen Acker unter Kranenbäumen, den sie ihrer Tochter Bela, Begine in unserem K. gaben, und der nach deren Tod unter die drei ältesten Beginen im K. verteilt werden sollte[2]). 1334 schenkte die genannte Bela 13 Sol. Erbzins von einem Haus in der Johannisstraße gegenüber dem Gebürhaus von Niederich, zur Beschaffung von Beleuchtung und Feuerung[3]). 1338 überwies die Begine Druda de Paradiso 1 Mark Erbzins von einem Fünftel des Hauses, das früher dem Engillardus gehörte und einem Fünftel von zwei Dritteln des Hauses, das vorher Eigentum des Lambertus Pelle in der Schildergasse gewesen war, ebenfalls für Licht und Brand[4]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 hatte der K. insgesamt 3 Mark Einkünfte[5]). 1465 tauschte er ein Haus in der Bloemersgasse (Machabäerstraße) von dem Kapitel von St. Andreas ein gegen ein Haus neben dem K. zur Würfelpforte hin, wobei das Kapitel auch auf einen jährlichen Zins von 3 Sol., die auf letzterem Haus lasteten, verzichtete[6]). 1646 vermachte Wendel Dietrich 50 Taler Kapital, die auf dem Haus zum Schlüssel in der Sporergasse standen[7]). Der K. besaß im Amt Bergheim $3^1/_2$ Morgen Land, worüber aber nichts Näheres bekannt ist[8]).

Die geistliche Aufsicht führte 1452 der Pastor von St. Paul; nachdem der K. 1474 die Augustinerregel angenommen hatte, versahen die Kreuzbrüder dies Amt[9]). Bezüglich der Aufnahme hatten die Gründer bestimmt, daß in erster Linie ihre Verwandten und Nachkommen berücksichtigt werden sollten. Die Einsetzung und Ausweisung bei Vergehen erfolgte durch den Pastor von St. Paul und die Amtleute von Niederich; später kam hierfür nur der Pastor in Frage, der seine Rechte aber auch verlor, als der K. zum Augustinerorden übergetreten war. In der Gründungsurkunde ist eigens festgelegt, daß die Beginen unentgeltlich zum Seelenheil der Stifter

1) Schrb. 276, 4'; Top. 2, 147b 24.
2) Schrb. 395, 8; Top. 2, 280a f. 3) Schrb. 261, 51.
4) Schrb. 180, 8; Top. 1, 368a 6. 5) Annalen 73, 49 Nr. 46.
6) Archiv-Inventar St. Andreas I Nr. 248 Bl. 173.
7) Test. D. 80. 8) Kölner Pastoralblatt 14, 47.
9) Braun, Rapsodiae 123.

Digitized by Google

das Haus bewohnen sollten; Bedingung war nur, für die Stifter zu beten.

Die eigentliche Verwaltung führte die Meisterin oder rectrix. Bis 1474 hatte der K. sich keiner Ordensregel angeschlossen. In diesem Jahre legten die 6 Insassen des Hauses vor dem Visitator der Zellbrüder, Franck, die Gelübde der Keuschheit, Armut und des Gehorsams ab und nahmen die Augustinerregel an mit allen Einrichtungen und Privilegien der Cellitinnen[1]).

1452 wollte der Rat den K. Kessel unter Sachsenhausen in unsern K. versetzen[2]), 1476/84 dachte er daran, unsern K. in einen andern, der die Augustinerregel befolgte, zu überführen, entweder Elisabeth oder Mommersloch oder Strune[3]). 1487 beschloß er keine Änderung an dem K. vorzunehmen, da er einen Altar in seinem Haus hätte[4]); 1486 hatte das Kloster nämlich die Erlaubnis erhalten, einen Betraum und einen Altar in seinem Hause zu errichten und durch Welt- oder Ordensgeistliche Messe lesen zu lassen, jedoch ohne Glockengeläute und bei verschlossenen Türen; der Kirchspielspfarrer wahrte sich aber seine Rechte bezüglich Spendung der Sakramente und hinsichtlich des Begräbnisses, ebenso mußten die Schwestern an den vier hohen Festen die Pfarrkirche besuchen und eine Abgabe verrichten[5]). Nach Brauns Angabe wurde in der Hauskapelle täglich Messe gelesen; Beichtvater war ein Dominikaner[6]). Die Schwestern verdienten sich ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit und anfangs auch durch Krankenpflege, doch wurden sie 1500 durch das Generalkapitel der Celliten in Haarlem von dieser Verpflichtung entbunden[7]). Außerdem erhielten sie dadurch kleinere Einnahmen, daß sie für andere Personen in Todesgefahr oder sonstigen Nöten die sogenannte Römerfahrt durch die Kirchen der Stadt machten[8]).

Die Zahl der Beginen war ursprünglich auf 12 festgesetzt, 1452 waren nur 5 vorhanden, 1474 6; nach der Annahme der Augustinerregel stieg die Zahl 1476/84 auf 19, 1486 betrug sie 14,

1) Kopiar von St. Paul 1 Bl. 69'; Annalen 76, 95 Nr. 70.
2) Annalen 73, 59 Nr. 23.
3) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1 und 3.
4) Stein, Akten 2, 691 Nr. 28.
5) Kopiar von St. Paul 1 Bl. 79; Annalen 76, 98 Nr. 86.
6) Raps. 123. 7) Gelenius, a. a. O.
8) Winheim, Sacrarium², 212 Nr. 70.

Digitized by Google

im 17. Jahrhundert 51[1]). 1639 wurden Neubauten vorgenommen, da der Raum für die vielen Personen zu klein war, hierzu schenkte der Rat 2000 Ziegelsteine[2]). Über die spätere Geschichte des Klosters ist nichts bekannt, Gercken erwähnt es 1786 in seiner Reisebeschreibung[3]), desgleichen die Descriptio omnium archidioecesis Coloniensis ecclesiarum von 1794[4]). 1802 wurde es aufgehoben[5]).

## Kessel-Bombard-unter Sachsenhausen.

Arnoldus de Palacio vermachte 1363 in seinem Testament mit Zustimmung seiner Frau Bela sein Haus Bombard, später auch zum Kessel genannt, unter Sachsenhausen zum K. für 4 Beginen; außerdem schenkte er 8 Mark Erbzins von einem Haus und beiliegenden Hof bei der Würfelpforte zur Bestreitung eines auf dem Konventshause lastenden Zinses und der Kosten für Feuerung, Licht und Reparaturen[6]). Weiteres Vermögen hatte der K. nicht.

Er war ursprünglich als reine Familienstiftung gedacht, Rektor und Leiter sollte immer der älteste weltliche Nachkomme des Stifters sein, der auch die Stellen im K. zu besetzen hatte. Von den 4 Personen, für die der K. gegründet war, sollten nach Möglichkeit immer 2 aus der Verwandtschaft des Stifters und 2 aus der seiner Frau sein.

1452 und 1487 befanden sich nur 3 Personen im K. 1452 sollten die Insassen in den Heymanskonvent versetzt werden[7]), 1476/84 wollte ihn der Rat aussterben lassen[8]); 1487 wurde angeregt, die Insassen in den K. zum hohen Dürpel zu überführen, das Haus wollte die Stadt dann wahrscheinlich einziehen[9]). Keiner von diesen Plänen wurde ausgeführt; 1499 wird der K. in der Kölhoffschen Chronik genannt[10]). Die letzte Erwähnung findet sich 1578 gelegentlich des Verkaufs des Hauses Camp, welches zwischen dem „Alte-

1) Mering-Reischert, Bischöfe 2, 171.
2) Rpr. 86, 275′. 3) Bayer, Köln 38.
4) Kölner Pastoralblatt 13, 118.
5) Grote, Klosterlexikon 90.
6) Schrb. 242, 48′; Imhoff Nr. 28 S. 22; Top. 2, 147a 14; Ennen, Geschichte 3, 823.
7) Annalen 73, 59 Nr. 23. 8) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 3′.
9) Stein, Akten 2, 693 Nr. 12.
10) Städte-Chroniken 13, 469.

Digitized by Google

Frauen-Konvent" und dem Hause der Herren von Altenberg lag[1]). Das weitere Schicksal des K. ist unbekannt.

### Stammheim-Scholere-unter Sachsenhausen.

Der K. Stammheim oder Scholere hat eine nur kurze Lebensdauer gehabt; 1333 richtete Hermannus Scholere der Ältere seine zwei Häuser unter einem Dach, genannt Stammheim, jetzt conventus Hermanni Schoylere unter Sachsenhausen zum K. für fünf Personen ein. Die Leitung und Besetzung des K. übernahm der Gründer selbst, nach seinem Tode sollte es durch den Pleban von St. Paul und die beiden nächsten Verwandten des Stifters geschehen. Dieser behielt sich das Recht der Änderung vor[2]). Einkünfte scheint der K. nicht gehabt zu haben. Er ging schon bald ein: 1358 wird das Haus ein ehemaliger K. (olim fuit conventus) genannt, desgleichen 1369[3]). Vielleicht hat der Stifter selbst ihn aufgehoben.

### Konvent unter Sachsenhausen.

Jutta de Goistorp bestimmte 1309, daß nach ihrem Tode in ihrem Hause der Pastor von Maria Ablaß, der Greve und die Schöffen von Niederich 8 arme Beginen aufnehmen und stets nach dem Tode einer derselben die Stelle wieder besetzen sollten; sie behielt sich das Recht vor, die Schenkung wieder zu ändern[4]) Weiteres ist über den K. nicht bekannt.

### Engeland-Engel-in der Antoniterstraße.

Die erste Erwähnung des K. Engeland findet sich 1303, sein Anfang ist unbekannt. Er befand sich in dem gleichnamigen Hause am Ende der Antonitergasse, wo der Römerkanal ein Stück zu Tage trat[5]); hier hatten früher die fratres sacziti gewohnt. Im 15. und 16. Jahrhundert findet sich für den K. mehrfach die Be-

1) Top. 2, 147a 15.

2) Schrb. 242, 19; Imhoff Nr. 24 S. 20; Top. 2, 146a 7; Ennen, Geschichte 3, 823 gibt als Gründungsjahr fälschlich 1303 und als Stifter Hermann Schele an.

3) Urkundenbuch Altenberg Nr. 813 S. 630 u. Nr. 883 S. 671.

4) Schrb. 270, 7'; Imhoff Nr. 74 S. 57; Top. 2, 150a 28; Ennen, Geschichte 3, 823.

5) Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 6, 1, 209.

Digitized by Google

zeichnung zum Engel[1]). Als Gründer kommen wahrscheinlich die Familien Wetterhahn und Schoneweder in Betracht; 1303 werden Hildeger Schoneweder und Ingebrand, Sohn des verstorbenen Ingebrand [de Wetterhane] als Provisoren genannt. 1307 gehörte das Haus Engeland und das dazu gehörige kleine Haus, in welchem sich der K. befand, dem Ingebrand, Sohn des Ingebrand Wederhane. Eine Schwester des Ingebrand war die Frau des Hildeger Schoneweder[2]), wodurch sich das Zusammentreffen der beiden Familien erklärt.

Die Besitzungen des K. waren verhältnismäßig reichlich. Seit 1303 erhielt er von Franco de Reno und Frau Aleydis 12 Malter Weizen, wofür als Unterpfand das Haus Bensheim in der großen Neugasse gesetzt war[3]); seit 1348 wurden hierfür 5 Mark Erbzins gezahlt[4]), 1568 wurde er verkauft[5]). 1318 schenkten die Treuhänder des Ingebrand [Wederhane] inter cubiculos 4 Mark Erbzins von einem Hause und daneben liegender Hofstatt in der Weberstraße[6]), 1350 Greta, Schwester des Richolf Eschmenger, 1 Mark Erbzins von ihrem Ansiedel in der Kämmergasse[7]), 1368 Sophia vam Crulle 1 Mark Erbzins von dem Hause zur Schleien in der Schildergasse, welches Legat von dem St. Clarakloster in Köln auszuzahlen war; der K. mußte hierfür dem Anniversar der Sophia beiwohnen[8]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 betrug das Einkommen 9 Mark, außerdem gehörte dem K. das nebenan liegende Haus[9]). Wahrscheinlich war der K. aus dem kleinen Haus, in welchem er sich 1307 befand, in das große Haus gezogen, da er viel Raum hatte (vgl. unten). 1619 kaufte der K. von Heinrich Isselberg und Frau 6 Reichstaler Rente für 150 Reichstaler, die 1621 wieder abgelöst wurden[10]).

Über die geistliche Aufsicht ist für die erste Zeit nichts bekannt; 1568 wird der Pastor von St. Peter Reiner Hellermannus als

---

1) 1452: Annalen 73, 51 Nr. 60; 1499: Städte-Chroniken 13, 468; 1528: Kleine Kölner Chronik S. 208.
2) Mitt. 26, 148 Nr. 16. 17.
3) Schrb. 45, 31′; Schrb. 125, 7; Top. 1, 141a 1; Haass, Convente S. 37.
4) Schrb. 45, 54′.
5) Schrb. 47, 146′.
6) Schrb. 302, 91; Top. 2, 54a 13.
7) Schrb. 143, 30; Top. 1, 253b d.
8) Schrb. 129, 53; Top. 1, 262a 1.
9) Annalen 73, 51 Nr. 60.
10) Schrb. 474, 83′; Schrb. 313, 255′.

Digitized by Google

Oberer und Superintendent genannt. 1452 sollten sich 12 Beginen im Hause befinden, doch hatte es nur 5; deshalb wollte der Rat die Insassen des K. Wetterhahn hierher versetzen[1]). 1476/84 dachte der Rat daran, zu den 6 Personen in unserem K. noch 8 aus dem K. Lämmchen in der Wollküche, 8 aus dem K. Wetterhahn und 6 aus dem K. Irrgang zu bringen, so daß zusammen 28 hier wären; der K. muß demnach sehr geräumig gewesen sein[2]). Der Vorschlag von 1487 ging dahin, den K. Lämmchen hierher zu überführen, von den 14 Personen sollten dann 4 absterben[3]); bei dem zweiten Vorschlag aus diesem Jahre griff man auf den Plan von 1476/84 zurück[4]). Der Erfolg ist nicht bekannt.

1621 wird der K. zuletzt urkundlich erwähnt, doch bestand er noch am Ende des 18. Jahrhunderts, in dem Einwohnerverzeichnis von 1797 führt das Haus die Nummer 6341.

## Schunde-Asschunen-Schuyre-Romerych- neben der Schmiedegaffel in der Antoniterstraße.

Zur Errichtung des K. Schunde in der Antoniterstraße, auch Asschunen Konvent, Schuyre, Konvent neben der Schmiedegaffel und Romerych genannt, schenkten 1311 Druda, Witwe des Everardus Scriptor und ihre Kinder Everard, Goswin, Wilhelm, Bela mit ihrem Mann Hildeger und Wilhelm Schunde und dessen Frau Elisabeth ein Haus in der Cäcilienstraße (Antoniterstraße) mit dem dabei gelegenen Hause nach St. Cäcilia hin zur Errichtung eines K. für 24 Beginen, unter der Bedingung, daß die Beginen das Jahrgedächtnis der Stifter feierten[5]). 1312 kaufte Agnes, Witwe des Arnold de Birbome das Nebenhaus für 4 Mark Erbzins, doch behielt der K. das Recht des Zugangs zum Brunnen und zum Abort, bei dessen Reinigung er zwei Drittel der Kosten zu tragen hatte[6]). 1315 erwarben Conradus de Hoyfsteyden und Gobelinus de Rûmerskirgin den Platz neben dem K. für je 1 Mark Erbzins, wobei sie sich verpflichteten dem K. nicht das Licht zu verbauen[7]); 1375 wurde bei Veräußerung des Hauses die Bestimmung beigefügt, daß

1) Annalen 73, 59 Nr. 10.
2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4'.
3) Stein, Akten 2, 690 Nr. 22. 4) Stein, Akten 2, 693 Nr. 13.
5) Schrb. 125, 11'; Imhoff Nr. 49 S. 40; Top. 1, 230a m.
6) Schrb. 125, 12.
7) Schrb. 125, 19. 104'. 120'. 135'; Schrb. 148, 56.

Digitized by Google

keine Dirnen in das Haus aufgenommen werden dürften[1]). Im Revisionsprotokoll von 1452 wird diese 1 Mark als einziges Einkommen des K. erwähnt[2]).

Die Aufsicht über den K. führte der Pastor von St. Peter, in weltlichen Dingen zusammen mit den Amtleuten von St. Peter. Die Einsetzung und nötigenfalls Ausweisung der Beginen erfolgte anfangs durch Wilhelm Schunde, nach dessen Tod durch die Mitbegründerin, und nach deren Absterben durch den Pastor und die Amtleute. Die Gründung war für 24 Personen erfolgt; 1452 sollte er 10 aufnehmen, doch hatte er nur 4, weshalb er aufgehoben werden sollte[3]). 1476/84 wohnten nur 3 alte Frauen in dem Hause, die in den K. Rode versetzt, bezw. da sie überalt wären, in ein Hospital gebracht werden sollten[4]). 1487 wollte der Rat die 2 Insassen in ein Hospital versetzen und das alte verfallene Haus für städtische Zwecke einziehen, das wegen des an die Roßmühle an der Wollküche anstoßenden Platzes gut zu gebrauchen sei[5]). Nach dem zweiten Vorschlag desselben Jahres sollten die 3 Personen in den K. zum hohen Dürpel oder in ein Hospital überführt und das Haus eingezogen werden[6]). Der K. blieb aber bestehen. In der Kölhoffschen Chronik von 1499 findet er sich unter dem Namen Romerych[7]). Zuletzt wird er in der Kleinen Kölner Chronik von 1528 erwähnt[8]) unter derselben Bezeichnung; über sein weiteres Schicksal verlautet nichts.

### Ver Lore-Einung-Elisabeth in der Antonsgasse.

Die Gründungsurkunde des K. Lore, Ver Lore, conventus Cerdonis, seit 1524 auch Elisabeth, 1452 und später als Einung bezeichnet, ist nicht erhalten, zuerst genannt wird er 1346. Nach Brauns Angaben war er von der Begleiterin einer Kanonissin von St. Cäcilia gegründet[9]), welchen Bericht Winheim[10]) fast wörtlich übernimmt. Gelenius, der die Gründungsurkunde, die 1452 noch im K. vorhanden war[11]), gesehen zu haben scheint, sagt, daß eine

1) Lau, Entwicklung S. 374 f.
2) Annalen 73, 51 Nr. 59.
3) ebd. 73, 59 Nr. 12.
4) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ und 4.
5) Stein, Akten 2, 690 Nr. 24
6) ebd. 2, 693 Nr. 12.
7) Städte-Chroniken 13, 468.
8) Bl. 208a.
9) Rapsodiae 122.
10) Sacrarium², 211 f. Nr. 69.
11) Annalen 73, 51 Nr. 64.

Digitized by Google

Matrone Lora, die bei den Minoriten wohnte, den K. 1312, Januar 9. gegründet habe, indem sie ihr Haus in der Antonsgasse der armen Begine Greta schenkte zur Sammlung und Beherbergung armer und würdiger Beginen [1]).

Die erste Erwähnung findet sich 1346 gelegentlich der Übertragung des Hauses Scharpenstein in der Cäcilienstraße durch Nesa, Tochter des Christian Krane an Johannes de Roma, wobei den „puellis in conventu Cerdonis" 1 Mark Erbzins vorbehalten wird [2]). 1350 schenkten Conradus de sancto Antonio und Frau zwei Häuser in der Antonsgasse hinter St. Antonius mit dem Zugang zum Abort; 3 Mark Erbzins, die das Haus an Druda, Tochter des Johannes de aureo Capite zu zahlen hatte, erließ diese dem K. in demselben Jahre [3]). 1360 einigte sich der K. mit seinem Nachbar Hermann de Gudensberch über einen Wasserlauf zwischen den beiderseitigen Häusern dahin, daß Hermann für sich und seine Nachfolger die Instandhaltung des Kanals übernahm, aus welchem dem K. kein Schaden entstehen durfte [4]). Den Angaben des Revisionsprotokolls von 1452 zufolge hatte der K. kein Einkommen. 1500 erhielt er das Nebenhaus geschenkt, welches er 1669 zu einem Gotteshaus umbaute [5]). 1529 gab Beelgin, Tochter Heinrichs van Dorn 1 oberl. Gulden Erbzins von einem Haus in der Loregasse zum Unterhalt einer ewigen Lampe [6]). 1634 verkaufte die Stadt dem K. zu St. Elisabeth in der Thonisgasse für 1300 Taler eine Erbrente von 52 Talern [7]).

1479 hatte der K. auf dem nebenanliegenden Erbe Thomas des Schmieds gegenüber den Kreuzbrüdern durch einen Begarden aus dem Kloster zur Lungen und einen andern, dem Rat nicht verbundenen Mann, also keinen Zunftgenossen, einen Bau errichten lassen, gegen den Luyffart van Schyderich beim Rat Einspruch erhob. Dieser schritt hier um so eher ein, als der K. entgegen den Bestimmungen des Rates betr. die Erwerbung von Grundeigentum durch die tote Hand [8]) das Haus erworben hatte, und befahl, den Bau einzustellen [9]). Ebenso verbot er 1483 die Vergrößerung

1) Magnitudo S. 604.
2) Schrb. 212, 58; Top. 1, 231 b a. b.
3) Schrb. 125, 84'. 85.
4) Schrb. 125, 115'.
5) Fuchs, Top. 1, 21.
6) Schrb. 149, 4.
7) Tille, Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz 1, 125, 7.
8) cf. Lau, Entwicklung S. 239 f.
9) Rmem. 3, 107'.

Digitized by Google

des K. durch Hinzuziehung des Nachbarhauses, das Beylgin van der Bruckgen durch eine Tür mit dem K. hatte verbinden lassen. Der K. bat den Rat dringend, ihm den Besitz des Hauses, das ihm eine Witwe geschenkt hätte, zu gestatten, da die Schwestern arm wären und Kranke pflegten, von denen sie nichts oder nur sehr wenig bekämen[1]).

Der K. muß sehr geräumig gewesen sein, da er 1452 17 Beginen beherbergte und Platz für ungefähr 21 hatte, weshalb der Rat noch 4 Personen hierher versetzen wollte[2]). 1476/84 sollte entweder der K. Einhorn mit 24 Personen, oder Heyman mit 19 hierher gebracht werden[3]). 1487 wollte man von den 32 Insassen 12 absterben lassen, da der Raum zu klein und die Renten zu gering seien[4]).

Der K. hatte anfangs nur eine private Kapelle, dem Gottesdienst wohnten die Schwestern in der Peterskirche bei[5]); erst 1669 konnte er sich eine Kirche bauen. Die geistliche Aufsicht führte der Prior der Kreuzbrüder, 1452 auf Befehl des Erzbischofs zusammen mit dem Magister Bernt van Reide, Canonicus an St. Ursula und Professor der Theologie. Superior war 1452 die Äbtissin von St. Cäcilia. Um 1434 nahm der K. die Augustinerregel und die Gewohnheiten der Cellitinnen an[6]). Den Lebensunterhalt erwarben sich die Schwestern durch Handarbeit und hauptsächlich Krankenpflege[5]). Über die spätere Geschichte ist wenig bekannt, 1786 wird das Kloster von Gercken[7]), 1794 in der Descriptio omnium archidioecesis Coloniensis ecclesiarum[8]) aufgeführt; in dem Einwohnerverzeichnis von 1797 trägt es die Nummer 5892½. Bei der Aufhebung der Klöster durch die Franzosen blieb es bestehen, wahrscheinlich weil die Schwestern sich der Krankenpflege widmeten.

### Wetterhahn-Koppartshaus-Hahn-Hohestraße, später Cäcilienstraße.

Der K. zum Wetterhahn (ad ventilogium), seit 1427 Koppartshaus, seit 1499 meistens zum Hahn genannt[9]), befand sich ursprüng-

1) Urk. St. A. o. Nr. u. Datum ca. 1483.
2) Annalen 73, 51 Nr. 64; S. 59 Nr. 14.
3) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1 und 3.
4) Stein, Akten 2, 690 Nr. 21.
5) Braun, a. a. O. 6) Gelenius, a. a. O.
7) Bayer, Köln S. 38. 8) Kölner Pastoralblatt 13, 118.
9) Städte Chroniken 13, 468; Kleine Kölner Chronik v. 1528 Bl. 208a.

Digitized by Google

lich in der Hohestraße, seit 1427 in der Cäcilienstraße; 1797 führte er die Hausnummer 5704. 1340 gaben Everardus de Gallina und seine Frau Nesa ihr neues Haus genannt Ventilogium und den zugehörigen Platz in der Hohestraße gegenüber dem Burggrafenhof mit der dahinter gelegenen Küche bis zu dem Obstgarten hin samt dem Recht der Benutzung des Brunnens und des halben Aborts zum K. für 8 Beginen[1]). 1342 schenkte Richmodis de Wederhane 7 Mark Erbzins von einem Haus auf der Burgmauer, zur Beschaffung von Brand und Beleuchtung[2]). 1427 übertrugen die Beginen mit Genehmigung des Rates und ihres Oberen, des Augustinerpriors, das Konventshaus an Wynrich Moniß, der ihnen dafür das Koppartshaus in der Cäcilienstraße gab, wohin der K. mit seinen gesamten Renten und Nutzungen übersiedelte[3]). Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 betrug das Einkommen 8 rhein. Florin[4]). 1596 vermachte Jakob Veldius, Priester an St. Kunibert, 5 Radergulden Erbrente von dem Haus und Hof in der Spitze bei der Büttgasse, die nach seinem und seiner im K. befindlichen Nichte Tod dem K. zufallen sollten, wofür dieser sich verpflichtete, jährlich vier Jahrgedächtnisse in seiner Kapelle zu feiern, wobei der betr. Priester und die Mutter je 8 Albus, jede Begine 6 Albus erhalten, außerdem der Pastor von St. Peter fürs Jahr 12 Albus bekommen sollte; ferner wurde bestimmt, daß immer eine Verwandte des Veldius in dem K. wohnen sollte[5]). In einem Rechnungsbuch des K. von 1759—1799 werden als Vermögensobjekte genannt: ein Haus in der Schämmergasse, das 24 Gulden 48 Albus einbrachte, ein Keller, der für 26 Gulden vermietet war, ein Kapital von 100 Talern und 12 Morgen Grasbenden zu Gruben im Schall in der Herrlichkeit Bergheim, die 1778 und 1790 für 16 Reichstaler verpachtet wurden[6]). 1853 betrug das gesamte Vermögen 4563 Taler, 24 Sgr. 1 Pfg.[7]).

Zum geistlichen Aufseher war von dem Gründer der Prior der Augustiner in Köln bestellt, der „summus magister et corrector omnium excessarum et querelarum" der Beginen sein sollte. Anscheinend

1) Schrb. 143, 24; Qu. 4, 214, S. 260; K. 129 Nr. 87; Top. 1, 249a 16; 236b 17.

2) Schrb. 158, 33; Top. 1, 301a 5.

3) Schrb. 143, 94'; K. 129 Nr. 87.

4) Annalen 73, 51 Nr. 62.

5) Urk. St. Peter Nr. 141; Annalen 71, 210.

6) K. 129 Nr. 87 und 102. 7) Haass, Convente S. 172.

Digitized by Google

zeichnung zum Engel[1]). Als Gründer kommen wahrscheinlich die Familien Wetterhahn und Schoneweder in Betracht; 1303 werden Hildeger Schoneweder und Ingebrand, Sohn des verstorbenen Ingebrand [de Wetterhane] als Provisoren genannt. 1307 gehörte das Haus Engeland und das dazu gehörige kleine Haus, in welchem sich der K. befand, dem Ingebrand, Sohn des Ingebrand Wederhane. Eine Schwester des Ingebrand war die Frau des Hildeger Schoneweder[2]), wodurch sich das Zusammentreffen der beiden Familien erklärt.

Die Besitzungen des K. waren verhältnismäßig reichlich. Seit 1303 erhielt er von Franco de Reno und Frau Aleydis 12 Malter Weizen, wofür als Unterpfand das Haus Bensheim in der großen Neugasse gesetzt war[3]); seit 1348 wurden hierfür 5 Mark Erbzins gezahlt[4]), 1568 wurde er verkauft[5]). 1318 schenkten die Treuhänder des Ingebrand [Wederhane] inter cubiculos 4 Mark Erbzins von einem Hause und daneben liegender Hofstatt in der Weberstraße[6]), 1350 Greta, Schwester des Richolf Eschmenger, 1 Mark Erbzins von ihrem Ansiedel in der Kämmergasse[7]), 1368 Sophia vam Crulle 1 Mark Erbzins von dem Hause zur Schleien in der Schildergasse, welches Legat von dem St. Clarakloster in Köln auszuzahlen war; der K. mußte hierfür dem Anniversar der Sophia beiwohnen[8]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 betrug das Einkommen 9 Mark, außerdem gehörte dem K. das nebenan liegende Haus[9]). Wahrscheinlich war der K. aus dem kleinen Haus, in welchem er sich 1307 befand, in das große Haus gezogen, da er viel Raum hatte (vgl. unten). 1619 kaufte der K. von Heinrich Isselberg und Frau 6 Reichstaler Rente für 150 Reichstaler, die 1621 wieder abgelöst wurden[10]).

Über die geistliche Aufsicht ist für die erste Zeit nichts bekannt; 1568 wird der Pastor von St. Peter Reiner Hellermannus als

---

1) 1452: Annalen 73, 51 Nr. 60; 1499: Städte-Chroniken 13, 468; 1528: Kleine Kölner Chronik S. 208.

2) Mitt. 26, 148 Nr. 16. 17.

3) Schrb. 45, 31'; Schrb. 125, 7; Top. 1, 141a 1; Haass, Convente S. 37.

4) Schrb. 45, 54'. 5) Schrb. 47, 146'.

6) Schrb. 302, 91; Top. 2, 54a 13.

7) Schrb. 143, 30; Top. 1, 253b d.

8) Schrb. 129, 53; Top. 1, 262a 1.

9) Annalen 73, 51 Nr. 60.

10) Schrb. 474, 83'; Schrb. 313, 255'.

Digitized by Google

Oberer und Superintendent genannt. 1452 sollten sich 12 Beginen im Hause befinden, doch hatte es nur 5; deshalb wollte der Rat die Insassen des K. Wetterhahn hierher versetzen[1]). 1476/84 dachte der Rat daran, zu den 6 Personen in unserem K. noch 8 aus dem K. Lämmchen in der Wollküche, 8 aus dem K. Wetterhahn und 6 aus dem K. Irrgang zu bringen, so daß zusammen 28 hier wären; der K. muß demnach sehr geräumig gewesen sein[2]). Der Vorschlag von 1487 ging dahin, den K. Lämmchen hierher zu überführen, von den 14 Personen sollten dann 4 absterben[3]); bei dem zweiten Vorschlag aus diesem Jahre griff man auf den Plan von 1476/84 zurück[4]). Der Erfolg ist nicht bekannt.

1621 wird der K. zuletzt urkundlich erwähnt, doch bestand er noch am Ende des 18. Jahrhunderts, in dem Einwohnerverzeichnis von 1797 führt das Haus die Nummer 6341.

### Schunde-Asschunen-Schuyre-Romerych- neben der Schmiedegaffel in der Antoniterstraße.

Zur Errichtung des K. Schunde in der Antoniterstraße, auch Asschunen Konvent, Schuyre, Konvent neben der Schmiedegaffel und Romerych genannt, schenkten 1311 Druda, Witwe des Everardus Scriptor und ihre Kinder Everard, Goswin, Wilhelm, Bela mit ihrem Mann Hildeger und Wilhelm Schunde und dessen Frau Elisabeth ein Haus in der Cäcilienstraße (Antoniterstraße) mit dem dabei gelegenen Hause nach St. Cäcilia hin zur Errichtung eines K. für 24 Beginen, unter der Bedingung, daß die Beginen das Jahrgedächtnis der Stifter feierten[5]). 1312 kaufte Agnes, Witwe des Arnold de Birbome das Nebenhaus für 4 Mark Erbzins, doch behielt der K. das Recht des Zugangs zum Brunnen und zum Abort, bei dessen Reinigung er zwei Drittel der Kosten zu tragen hatte[6]). 1315 erwarben Conradus de Hoyfsteyden und Gobelinus de Rûmerskirgin den Platz neben dem K. für je 1 Mark Erbzins, wobei sie sich verpflichteten dem K. nicht das Licht zu verbauen[7]); 1375 wurde bei Veräußerung des Hauses die Bestimmung beigefügt, daß

1) Annalen 73, 59 Nr. 10.
2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4'.
3) Stein, Akten 2, 690 Nr. 22. 4) Stein, Akten 2, 693 Nr. 13.
5) Schrb. 125, 11'; Imhoff Nr. 49 S. 40; Top. 1, 230a m.
6) Schrb. 125, 12.
7) Schrb. 125, 19. 104'. 120'. 135'; Schrb. 148, 56.

Digitized by Google

keine Dirnen in das Haus aufgenommen werden dürften[1]). Im Revisionsprotokoll von 1452 wird diese 1 Mark als einziges Einkommen des K. erwähnt[2]).

Die Aufsicht über den K. führte der Pastor von St. Peter, in weltlichen Dingen zusammen mit den Amtleuten von St. Peter. Die Einsetzung und nötigenfalls Ausweisung der Beginen erfolgte anfangs durch Wilhelm Schunde, nach dessen Tod durch die Mitbegründerin, und nach deren Absterben durch den Pastor und die Amtleute. Die Gründung war für 24 Personen erfolgt; 1452 sollte er 10 aufnehmen, doch hatte er nur 4, weshalb er aufgehoben werden sollte[3]). 1476/84 wohnten nur 3 alte Frauen in dem Hause, die in den K. Rode versetzt, bezw. da sie überalt wären, in ein Hospital gebracht werden sollten[4]). 1487 wollte der Rat die 2 Insassen in ein Hospital versetzen und das alte verfallene Haus für städtische Zwecke einziehen, das wegen des an die Roßmühle an der Wollküche anstoßenden Platzes gut zu gebrauchen sei[5]). Nach dem zweiten Vorschlag desselben Jahres sollten die 3 Personen in den K. zum hohen Dürpel oder in ein Hospital überführt und das Haus eingezogen werden[6]). Der K. blieb aber bestehen. In der Kölhoffschen Chronik von 1499 findet er sich unter dem Namen Romerych[7]). Zuletzt wird er in der Kleinen Kölner Chronik von 1528 erwähnt[8]) unter derselben Bezeichnung; über sein weiteres Schicksal verlautet nichts.

### Ver Lore-Einung-Elisabeth in der Antonsgasse.

Die Gründungsurkunde des K. Lore, Ver Lore, conventus Cerdonis, seit 1524 auch Elisabeth, 1452 und später als Einung bezeichnet, ist nicht erhalten, zuerst genannt wird er 1346. Nach Brauns Angaben war er von der Begleiterin einer Kanonissin von St. Cäcilia gegründet[9]), welchen Bericht Winheim[10]) fast wörtlich übernimmt. Gelenius, der die Gründungsurkunde, die 1452 noch im K. vorhanden war[11]), gesehen zu haben scheint, sagt, daß eine

1) Lau, Entwicklung S. 374 f.
2) Annalen 73, 51 Nr. 59. 3) ebd. 73, 59 Nr. 12.
4) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1′ und 4.
5) Stein, Akten 2, 690 Nr. 24 6) ebd. 2, 693 Nr. 12.
7) Städte-Chroniken 13, 468. 8) Bl. 208a.
9) Rapsodiae 122. 10) Sacrarium², 211 f. Nr. 69.
11) Annalen 73, 51 Nr. 64.

Digitized by Google

Matrone Lora, die bei den Minoriten wohnte, den K. 1312, Januar 9. gegründet habe, indem sie ihr Haus in der Antonsgasse der armen Begine Greta schenkte zur Sammlung und Beherbergung armer und würdiger Beginen[1]).

Die erste Erwähnung findet sich 1346 gelegentlich der Übertragung des Hauses Scharpenstein in der Cäcilienstraße durch Nesa, Tochter des Christian Krane an Johannes de Roma, wobei den „puellis in conventu Cerdonis" 1 Mark Erbzins vorbehalten wird[2]). 1350 schenkten Conradus de sancto Antonio und Frau zwei Häuser in der Antonsgasse hinter St. Antonius mit dem Zugang zum Abort; 3 Mark Erbzins, die das Haus an Druda, Tochter des Johannes de aureo Capite zu zahlen hatte, erließ diese dem K. in demselben Jahre[3]). 1360 einigte sich der K. mit seinem Nachbar Hermann de Gůdensberch über einen Wasserlauf zwischen den beiderseitigen Häusern dahin, daß Hermann für sich und seine Nachfolger die Instandhaltung des Kanals übernahm, aus welchem dem K. kein Schaden entstehen durfte[4]). Den Angaben des Revisionsprotokolls von 1452 zufolge hatte der K. kein Einkommen. 1500 erhielt er das Nebenhaus geschenkt, welches er 1669 zu einem Gotteshaus umbaute[5]). 1529 gab Beelgin, Tochter Heinrichs van Dorn 1 oberl. Gulden Erbzins von einem Haus in der Loregasse zum Unterhalt einer ewigen Lampe[6]). 1634 verkaufte die Stadt dem K. zu St. Elisabeth in der Thonisgasse für 1300 Taler eine Erbrente von 52 Talern[7]).

1479 hatte der K. auf dem nebenanliegenden Erbe Thomas des Schmieds gegenüber den Kreuzbrüdern durch einen Begarden aus dem Kloster zur Lungen und einen andern, dem Rat nicht verbundenen Mann, also keinen Zunftgenossen, einen Bau errichten lassen, gegen den Luyffart van Schyderich beim Rat Einspruch erhob. Dieser schritt hier um so eher ein, als der K. entgegen den Bestimmungen des Rates betr. die Erwerbung von Grundeigentum durch die tote Hand[8]) das Haus erworben hatte, und befahl, den Bau einzustellen[9]). Ebenso verbot er 1483 die Vergrößerung

1) Magnitudo S. 604.
2) Schrb. 212, 58; Top. 1, 231 b a. b.
3) Schrb. 125, 84'. 85.
4) Schrb. 125, 115'.
5) Fuchs, Top. 1, 21.
6) Schrb. 149, 4.
7) Tille, Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz 1, 125, 7.
8) cf. Lau, Entwicklung S. 239 f.
9) Rmem. 3, 107'.

Digitized by Google

des K. durch Hinzuziehung des Nachbarhauses, das Beylgin van der Bruckgen durch eine Tür mit dem K. hatte verbinden lassen. Der K. bat den Rat dringend, ihm den Besitz des Hauses, das ihm eine Witwe geschenkt hätte, zu gestatten, da die Schwestern arm wären und Kranke pflegten, von denen sie nichts oder nur sehr wenig bekämen[1]).

Der K. muß sehr geräumig gewesen sein, da er 1452 17 Beginen beherbergte und Platz für ungefähr 21 hatte, weshalb der Rat noch 4 Personen hierher versetzen wollte[2]). 1476/84 sollte entweder der K. Einhorn mit 24 Personen, oder Heyman mit 19 hierher gebracht werden[3]). 1487 wollte man von den 32 Insassen 12 absterben lassen, da der Raum zu klein und die Renten zu gering seien[4]).

Der K. hatte anfangs nur eine private Kapelle, dem Gottesdienst wohnten die Schwestern in der Peterskirche bei[5]); erst 1669 konnte er sich eine Kirche bauen. Die geistliche Aufsicht führte der Prior der Kreuzbrüder, 1452 auf Befehl des Erzbischofs zusammen mit dem Magister Bernt van Reide, Canonicus an St. Ursula und Professor der Theologie. Superior war 1452 die Äbtissin von St. Cäcilia. Um 1434 nahm der K. die Augustinerregel und die Gewohnheiten der Cellitinnen an[6]). Den Lebensunterhalt erwarben sich die Schwestern durch Handarbeit und hauptsächlich Krankenpflege[5]). Über die spätere Geschichte ist wenig bekannt, 1786 wird das Kloster von Gercken[7]), 1794 in der Descriptio omnium archidioecesis Coloniensis ecclesiarum[8]) aufgeführt; in dem Einwohnerverzeichnis von 1797 trägt es die Nummer 5892½. Bei der Aufhebung der Klöster durch die Franzosen blieb es bestehen, wahrscheinlich weil die Schwestern sich der Krankenpflege widmeten.

### Wetterhahn-Koppartshaus-Hahn-Hohestraße, später Cäcilienstraße.

Der K. zum Wetterhahn (ad ventilogium), seit 1427 Koppartshaus, seit 1499 meistens zum Hahn genannt[9]), befand sich ursprüng-

1) Urk. St. A. o. Nr. u. Datum ca. 1483.
2) Annalen 73, 51 Nr. 64; S. 59 Nr. 14.
3) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1 und 3.
4) Stein, Akten 2, 690 Nr. 21.
5) Braun, a. a. O. 6) Gelenius, a. a. O.
7) Bayer, Köln S. 38. 8) Kölner Pastoralblatt 13, 118.
9) Städte Chroniken 13, 468; Kleine Kölner Chronik v. 1528 Bl. 208 a.

Digitized by Google

lich in der Hohestraße, seit 1427 in der Cäcilienstraße; 1797 führte er die Hausnummer 5704. 1340 gaben Everardus de Gallina und seine Frau Nesa ihr neues Haus genannt Ventilogium und den zugehörigen Platz in der Hohestraße gegenüber dem Burggrafenhof mit der dahinter gelegenen Küche bis zu dem Obstgarten hin samt dem Recht der Benutzung des Brunnens und des halben Aborts zum K. für 8 Beginen[1]). 1342 schenkte Richmodis de Wederhane 7 Mark Erbzins von einem Haus auf der Burgmauer, zur Beschaffung von Brand und Beleuchtung[2]). 1427 übertrugen die Beginen mit Genehmigung des Rates und ihres Oberen, des Augustinerpriors, das Konventshaus an Wynrich Moniß, der ihnen dafür das Koppartshaus in der Cäcilienstraße gab, wohin der K. mit seinen gesamten Renten und Nutzungen übersiedelte[3]). Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 betrug das Einkommen 8 rhein. Florin[4]). 1596 vermachte Jakob Veldius, Priester an St. Kunibert, 5 Radergulden Erbrente von dem Haus und Hof in der Spitze bei der Büttgasse, die nach seinem und seiner im K. befindlichen Nichte Tod dem K. zufallen sollten, wofür dieser sich verpflichtete, jährlich vier Jahrgedächtnisse in seiner Kapelle zu feiern, wobei der betr. Priester und die Mutter je 8 Albus, jede Begine 6 Albus erhalten, außerdem der Pastor von St. Peter fürs Jahr 12 Albus bekommen sollte; ferner wurde bestimmt, daß immer eine Verwandte des Veldius in dem K. wohnen sollte[5]). In einem Rechnungsbuch des K. von 1759—1799 werden als Vermögensobjekte genannt: ein Haus in der Schämmergasse, das 24 Gulden 48 Albus einbrachte, ein Keller, der für 26 Gulden vermietet war, ein Kapital von 100 Talern und 12 Morgen Grasbenden zu Gruben im Schall in der Herrlichkeit Bergheim, die 1778 und 1790 für 16 Reichstaler verpachtet wurden[6]). 1853 betrug das gesamte Vermögen 4563 Taler, 24 Sgr. 1 Pfg.[7]).

Zum geistlichen Aufseher war von dem Gründer der Prior der Augustiner in Köln bestellt, der „summus magister et corrector omnium excessarum et querelarum“ der Beginen sein sollte. Anscheinend

---

1) Schrb. 143, 24; Qu. 4, 214, S. 260; K. 129 Nr. 87; Top. 1, 249a 16; 236b 17.

2) Schrb. 158, 33; Top. 1, 301a 5.

3) Schrb. 143, 94′; K. 129 Nr. 87.

4) Annalen 73, 51 Nr. 62.

5) Urk. St. Peter Nr. 141; Annalen 71, 210.

6) K. 129 Nr. 87 und 102. 7) Haass, Convente S. 172.

Digitized by Google

wurde vor ihm auch die Rechnung abgelegt, 1788 findet sich seine Unterschrift unter der Jahresrechnung. Auch die Einsetzung der Beginen erfolgte durch den Prior zusammen mit der ältesten Begine des K., und zwar sollte nach Möglichkeit immer die Hälfte derselben aus den Nachkommen des Stifters, die andere Hälfte aus denen seiner Frau genommen werden. Seit 1596 mußte, wie oben gesehen, auch immer eine Begine aus der Verwandtschaft des Jakob Veldius aufgenommen werden. Der letzte Antrag um Aufnahme ist von 1814[1]), in welchem eine Witwe die Armenverwaltung bittet, ihr das unter dem Namen Kapelle im K. befindliche große Zimmer für sich und ihre zwei Töchter als Wohnung zu überlassen und sie später in den K. aufzunehmen.

In dem Rechnungsbuch von 1759—1799 sind als Eintrittsgeld 6 Gulden 12 Albus angegeben, die in die Baukiste zu zahlen waren, ebenso 6 Gulden 12 Albus als Sterbegeld.

1452 wollte der Rat den K. aufheben und die 6 Insassen — es sollten 8 sein — in den K. Engeland versetzen[2]). 1476/84 und 1487 hatte der K. 8 Bewohner[3]), die in den K. Irrgang oder in den K. Engeland überführt werden sollten[4]); doch blieb er bestehen. Trotz seiner verhältnismäßig geringen Bedeutung hatte er 1596 eine Kapelle, in der Messe gelesen wurde[5]), auch führte er ein eigenes Siegel[6]). 1792 kam er unter französische Verwaltung, die Rechnung von 1798 ist von einem französischen Commissar unterschrieben. Die letzte Erwähnung des K. ist ein Gesuch um Aufnahme von 1814, damals befand er sich schon in den Händen der Armenverwaltung.

### Konrad auf dem großen Griechenmarkt und Krummen Büchel.

Über den Ursprung des K. Konrad ist nichts überliefert, 1336 wird er zuerst genannt. In diesem Jahre überwiesen die Treuhänder des verstorbenen Plebans Simon von St. Peter in Köln dem K. Konrad im Pützhof ein Haus mit Grundstück in der Wenstergasse (Krummer Büchel) gegenüber der Sluggasse (Agrippastraße) als

1) St. A. Loses Bl. o. Sign.
2) Annalen 73, 59 Nr. 10. 3) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4'.
4) Stein, Akten 2, 691 Nr. 26; 2, 693 Nr. 13.
5) Top. 1, 104* Anm. 1. 6) Urk. St. Peter Nr. 141.

Digitized by Google

Wohnung für 6 Beginen; das Haus hatte 30 Denare Erbzins an Hermann Vulprume zu zahlen. Es war anscheinend als eine Abzweigung gedacht, da eigens gesagt wird, daß das Haus, welches früher dem Bruder Konrad gehörte, in Zukunft Konventshaus sein sollte[1]). Die Neugründung ging aber schon 1339 wieder ein, und das Haus wurde von dem Zimmermann Johannes Bruydûvel erworben[2]). 1336 kaufte der Stammkonvent 1 Mark Erbzins von einem Haus im Pützhof[3]).

Für den K. auf dem Krummen Büchel erhielten der Pleban und die Amtleute von St. Peter von den Treuhändern des Plebans Simon das Recht der Einsetzung und Ausweisung der Beginen, bezüglich des Hauses auf dem Großen Griechenmarkt ist dies unbekannt. Dieses wird noch verschiedentlich zur Bezeichnung anderer Häuser erwähnt, so 1352, 1356, 1390 und öfter, zuletzt 1493[4]), doch war er schon vor 1354 eingegangen, in welchem Jahre der Pleban von St. Peter, Arnoldus de Palacio, das Grundstück, auf welchem sich vorher der K. befand, an Hermann van Gerisheim verkaufte, weil der K. zu Grunde gegangen und aufgelöst worden war (periit et annichilatus est[5]).

### Nirtz-Carnirtz-in der Hosengasse.

Der K. Nirtz oder Carnirtz in der Hosengasse wurde 1336 von Bela, Tochter des verstorbenen Gerardus Nirtz errichtet, die ihr Haus mit der hinterwärts gelegenen früheren Badestube[6]) zu einem K. für 6 Beginen vermachte. Außerdem schenkte sie 2 Mark Erbzins von dem Speyshus vor St. Agata, wofür die Beginen vier Jahrgedächtnisse für ihre Eltern, Schwestern und sie selbst in St. Peter abhalten lassen und hierbei alle Vierteljahre dem Pleban und den Kapellänen daselbst 9 Denare geben mußten; es war eine Kerze von 4 Pfund Wachs und das sonst Übliche zu opfern und es mußte geläutet werden; der Rest des Geldes sollte für Feuerung, Licht und Instandhaltung des K. verwandt werden. Wenn die Beginen die Anniversare versäumten, sollten sie durch den Pleban und die Amtleute von St. Peter ausgewiesen und an ihre Stelle andere ein-

1) Schrb. 136, 43′; Qu. 4, 224 S. 239; Imhoff Nr. 37 S. 30; Top. 1, 244a c; 258a 7.
2) Top. 1, 258a 7. 3) Schrb. 136, 43′.
4) Schrb. 136, 72′. 81. 130′. 213′.
5) Schrb. 136, 75. 6) vgl. Top. 1, 102*.



Digitized by Google

gesetzt werden[1]). 1365 gab Margareta, Schwester des verstorbenen Johannes Wipertus den Durchgang zwischen dem K. und dem Haus des Gerardus Nirtsch[2]), 1382 Druda, Tochter des verstorbenen Conradus de Oushem, ein Haus zweier Häuser auf dem Großen Griechenmark[3]), das 1385 für 5 Mark Zins ausgegeben wurde[4]). Das Revisionsprotokoll von 1452 nennt als Einkommen 8 Mark zu Walberberg, über deren Erwerb nichts bekannt ist, die oben genannten 5 Mark upme Buchell (Großer Griechenmarkt) und 8 rhein. Florin von dem Allerheiligen-Hospital, herrührend von dem Speishus[5]).

Die geistliche Aufsicht führte der Pfarrer von St. Peter, der auch die Einsetzung und Ausweisung der Beginen zusammen mit den Amtleuten von St. Peter vorzunehmen hatte, doch waren sie hierbei an die Zustimmung der Beginen im K. gebunden. Diejenigen, welche die Gründerin ausgewählt hatten und bei deren Tode sich noch im K. befanden, sollten dort lebenslänglich bleiben. Nach den Bestimmungen der Gründerin war der K. für 6 Personen errichtet, 1452 hatte er nur 5; der Rat wollte in diesem Jahre die Beginen in den K. zum hohen Dürpel überführen[6]), ebenso 1476/84, als der K. 6 Insassen hatte[7]), auch 1487[8]); trotzdem blieb der K. bestehen, die Kölhoffsche Chronik[9]) und die Kleine Kölner Chronik von 1528[10]) nennen ihn. 1531 — ein Zusatz zum Revisionsprotokoll von 1452 sagt 1529[11]) — wurde der K., da er sehr vergänglich geworden war, zum Nutzen des Kirchenbaues von St. Peter verkauft, und Pastor und Kirchmeister der Pfarre wurden vom Rat ermächtigt, die Personen des K. mit den Einkünften in einen anderen K. zu versetzen[12]). Über ihr Schicksal ist nichts weiter bekannt.

### Irrgang in der Schildergasse.

Von dem K. Irrgang in der Schildergasse kann nur wenig gesagt werden. Nach einem losen Blatt im Stadtarchiv, das sich

1) Schrb. 125, 64; Qu. 4, 223 S. 230; Imhoff Nr. 51 S. 41; Top. 1,252a e.
2) Schrb. 125, 123.
3) Schrb. 143, 52; Top. 1, 242a k.
4) Schrb. 136, 125; Schrb. 143, 199′ und 201′.
5) Annalen 73, 50 Nr. 57. 6) ebd. 73, 59 Nr. 9.
7) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4.
8) Stein, Akten 2, 690 Nr. 23 und 693 Nr. 12.
9) Städte-Chroniken 13, 468.
10) Bl. 208a. 11) Annalen 73, 50 Anm. e.
12) Rpr. 8, 130.

Digitized by Google

als Abschrift eines Notums „in libro generali antiquo (Peter)“ von 1286 gibt, dessen Original nicht aufzufinden war[1]), bestimmte Elisabeth, Witwe des Laurentius, das Haus Irrgang in der Schildergasse nach ihrem Tode als K. für Beginen oder andere Frauen. Das Recht der Einsetzung und Ausweisung der Beginen übertrug sie dem Albertus de Merzenich bezw. dessen nächsten Erben. Zur Lagebezeichnung anderer Häuser wird der K. noch verschiedentlich genannt, ohne daß über ihn selbst etwas gesagt wird, so 1336, 1354, 1372, 1420, 1446 und 1478[2]). Nach Angabe des Revisionsprotokolls von 1452 besaß er $15^1/_2$ Albus Einkommen[3]).

Die Aufsicht führte der Pastor von St. Peter. 1452 hatte der K. 8 Personen, 5 aus einem anderen K. sollten eventuell hinzukommen[4]); 1476/84 sollten die 6 Insassen in den K. Engeland versetzt werden[5]), 1487 hingegen sollte der K. bestehen bleiben und 8 Personen aus dem K. Wetterhahn aufnehmen[6]), nach dem zweiten Vorschlag desselben Jahres sollte er wieder aufgehoben und seine Insassen von dem K. Engeland übernommen werden[7]). Doch wurde keiner von diesen Plänen ausgeführt; zuletzt wird der K. 1499 in der Kölhoffschen Chronik erwähnt[8])

## Busse-Konvent in dem Winkel bei der Schuhmachergaffel-auf der Hofstatt-in der Sternenstraße.

Der K. Busse (ad pixidem) in der Sternenstraße lag in dem Winkel, der durch eine Biegung der Straße an dieser Stelle entstanden war. Gründer und Entstehungszeit sind nicht sicher bekannt, da die Stiftungsurkunde, die 1452 noch vorhanden war, fehlt; wahrscheinlich ist er von einem Mitglied der Familie Hardefust, nämlich Gottfried, um 1332 — in diesem Jahre wird letzterer als tot bezeichnet[9]) — ins Leben gerufen worden. Im 15. Jahrhundert befand sich der K. im Besitz der Familie Butschoe, die auch Eigen-

1) Das hier in Betracht kommende Schreinsbuch 142 (Peter generalis) reicht nur von 1254—1264 (Mitt. 32, 61).

2) Schrb. 476, 10. 30′; Schrb. 129, 55; Heilig Geist Zinsregister von 1420 Bl. 5′; Schrb. 129, 110′. 129.

3) Annalen 73, 51 Nr. 63. 4) ebd. 73, 59 Nr. 13.

5) Geistl. Abt. zu Nr. 64IV, Bl. 4′.

6) Stein, Akten 2, 691 Nr. 26. 7) ebd. 2, 693 Nr. 13.

8) Städte-Chroniken 13, 468.

9) Top. 1, 52a 14.

Digitized by Google

tümerin des K. Schele war. Den ursprünglichen Namen führte der K. in dieser Zeit nicht mehr, 1452 wird er ein „convent in dem wynckell by der schoymechergaffelen“ genannt[1]), 1465 „convent genant up der hofstat“[2]).

Die erste Schenkung an den K., gleichzeitig seine erste Erwähnung erfolgte 1335 durch die Testamentsvollstrecker des Godefridus Hardevust, die alle Rechte auf 18 Sol. Erbzins an dem Hause des Jko auf dem Heumarkt übergaben[3]). Im folgenden Jahre schenkten sie weiter 6 Sol. Erbzins von drei Vierteln eines Hauses auf dem Fischmarkt zu unveräußerlichem Besitz[4]). In demselben Jahre überwies noch ein Mitglied der Familie, Franco Hardevust, 1 Mark Erbzins von vier Wohnungen in der Schildergasse[5]). 1350 gab Greta, Schwester des Richolf Eschmenger, 1 Mark Erbzins von ihrem Hause in der Kämmergasse[6]). 1452 sagt das Revisionsprotokoll, daß der K. keine Einkünfte hätte.

1452 wird Otto Butschoe als Superior bezeichnet. Damals betrug die Zahl der Insassen des K. 4. Zwischen 1452 und 1465 ging der K. ein, vielleicht infolge der 1452 vorgenommenen Revision der K., der zufolge er aufgehoben und verkauft werden sollte[7]). 1465 tauschte der Schelenkonvent durch Otto Butschoe, der sich als Erbe des Konvents in der Sternengasse genannt „die hoffstat“ bezeichnet, mit dem Schuhmacheramt ein neben der Schuhmachergaffel in der Sternenstraße gelegenes Haus, nämlich unseren K. gegen den Loehof in der Gereonstraße neben dem K. Schele ein[8]).

### Konvent bei dem Kessel in der Sternenstraße.

Von dem K. bei dem Kessel in der Sternenstraße wissen wir nur sehr wenig. Erstmalig wird er im Revisionsprotokoll von 1452 genannt; bezüglich der Gründung konnte schon damals nichts ermittelt werden, weil eine Stiftungsurkunde nicht vorhanden war[9]). Da das Haus vorher noch nicht erwähnt wird[10]), läßt sich auch

1) Annalen 73, 50 Nr. 55.
2) Copiar des Schelenkonvents Bl. 24; vgl. Annalen 112, 126.
3) Schrb. 486, 74′; Top. 1, 17b 2.
4) Schrb. 58, 67 Nr. 915. 5) Schrb. 129, 24′.
6) Schrb. 143, 30; Top. 1, 253b d.
7) Annalen 73, 59 Nr. 7.
8) Loesch, Zunfturkunden 2, 409 Nr. 638; Copiar des Schelenkonvents Bl. 26′ u. 78.
9) Annalen 73, 50 Nr. 56. 10) Top. 1, 267a 22.

Digitized by Google

keine Vermutung über das Alter des K. aufstellen. Einkünfte hatte er angeblich keine, der Pastor von St. Peter war Superior und verteilte auch jedenfalls die Plätze, deren 5 vorhanden, aber nur 2 besetzt waren; der Rat wollte ihn deshalb in diesem Jahre aufheben[1]). 1476/84 wohnte nur noch eine alte Person in dem Haus, die in ein Hospital gebracht werden sollte[2]). Derselbe Vorschlag wurde 1487 gemacht, das alte und verfallene Haus sollte anderen armen Konventen zugewandt werden[3]).

### Hardefust-Stern-Greve-Holzheim-Hölzerner Konvent-Mommersloch in der Sternengasse.

Der K. Stern in der Sternengasse, anfangs nach seinem Gründer K. des Gobelinus Hardefust genannt, der von 1299—1320 Greve war[4]), weshalb der K. auch Greve hieß, einmal wird er Holzheim oder hölzerner K., nach dem Namen des Hauses, in welchem er sich befand, nach der Vereinigung mit dem K. Mommersloch in der Sandkaule gelegentlich auch Mommersloch bezeichnet, wird zuerst 1315 angeführt. Wann er gegründet wurde ist nicht bekannt, der Stifter war Gobelinus Hardefust de domo advocati Almeri. 1315 schenkte dieser dem K. 4 Zehntel und ein Viertel von einem Zehntel eines Mühlenanteils, 1319 fügte er noch zwei Zehntel hinzu, beides zu unveräußerlichem Besitz[5]); 1331 gab er das Haus Holzheim, das betr. Notum ist aber durchstrichen, sodaß die Schenkung wahrscheinlich rückgängig gemacht wurde[6]); außerdem vermachte er in demselben Jahre 12 Mark und alle seine Rechte an den Rheinmühlen, sowie jeder Begine in seinem K. 1 Mark[7]). 1332 starb Gobelinus, als Testamentsvollstrecker setzte er den Theodericus de Cervo und seine Nichte, die Begine Bela, Tochter des Heinrich Hardefust ein; diese machten als solche in den nächsten Jahren dem K. verschiedene Schenkungen: 1332 10 Mark Erbzins von dem Hause Grevenstein auf der hohen Pforte[8]) und 5 Mark Erbzins von zwei Wohnungen in der Schildergasse, hiervon sollten

1) Annalen 73, 59 Nr. 8. 2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1'.
3) Stein, Akten 2, 691 Nr. 25.
4) Mitt. 26, 108 Nr. 122; Lau, Verfassung 393.
5) Schrb. 439, 70. 82.
6) Schrb. 486, 38'; Top. 1, 269a 3.
7) Urk. St. A. Nr. 1388*.
8) Schrb. 143, 20'. 150'. 151; Top. 1, 247a 11.

Digitized by Google

2 Mark verbraucht werden, der Rest zur finanziellen Sicherung des Hauses gegen Anfall an fremde Hände dienen[1]); 1333 1 Mark Erbzins von einem Haus in der Schildergasse[2]); 1337 19 Sol. Erbzins von einem Grundstück in der Brinkgasse[3]); als letzte Schenkung aus dem Testament des Gründers 1339 die Überweisung des Konventshauses, 12 Mark Erbzins, 18 Sol. Rente, welche die Frau des Gründers dem K. vermacht hatte zur Feier des Jahrgedächtnisses für sich, ihren Mann und ihre Verwandten, und von 1 Mark Einkommen von einer Erbschaft „in ripa" zu demselben Zwecke[4]). Eine Schenkung der Greta, Schwester des Richolf Eschmenger von 1 Mark Erbzins von einem Hause in der Kämmergasse aus dem Jahre 1350 wurde 1361 dem Heilig Geist Hospital übergeben[5]). 1351 gab Johannes Hirzelin de Area 2 Mark Erbzins von einem Haus bei dem Hof Clocring in der Weidengasse[6]). In der Stadtrechnung von 1374 ist ein Posten von 9 Sol. aufgeführt, welche durch Hedenricus Hardevust dem K. gezahlt werden sollten; ein näherer Grund ist nicht angegeben[7]). 1448 überwiesen Heinrich Hardefust und sein Sohn Gumprecht nach Vereinigung des K. Mummersloch auf dem Quattermarkt mit unserem K. 2 Gulden Erbzins von dem Haus Mummersloch[8]); die Zusammenlegung der K. erfolgte mit Überführung des gesamten Vermögens des K. Mummersloch. Das Revisionsprotokoll von 1452 gibt das Vermögen unseres K. auf $35^1/_2$ Mark und 3 Schillinge, sowie 13 Malter Mehl von der Mühlentafel als Einkommen an[9]).

Die geistliche Aufsicht übertrugen die Testamentsvollstrecker des Gründers 1339 dem zeitigen Kapellan der Notburgiskapelle, die weltliche Aufsicht behielt die Familie Hardefust. Die eigentliche Verwaltung wurde 1339 dem genannten Kapellan und der Bela, Tochter des Heinricus Hardefust übertragen; nach dem Tode der letzteren sollte immer eine Verwandte des Gründers ihre Stelle

---

1) Schrb. 143, 20'. 83'. 144'; Top. 1, 261a 1. 2.
2) Schrb. 129, 22'. 38; Top. 1, 261b 3. 4'; Merlo, Kölner Künstler. ...rb. S. 865.
3) Schrb. 163, 41'. 87; 164, 15. 18.
Urk. St. A. Nr. 1579a G. B.; Mitt. 9, 133; Löhr, Beitr. 2, 139 Nr. 340.
Schrb. 143, 30. 40'; Top. 1, 254a e.
Schrb. 397, 38'; Top. 2, 284b a.
Knipping, Stadtrechnungen 2, 159.
4) Kasten 129 Nr. 88. 9) Annalen 73, 50 Nr. 54.

Digitized by Google

einnehmen; 1453 findet sich hierfür die Bezeichnung rectrix. Diese beiden Personen verfügten mit Zustimmung der Mehrheit des K. über die Aufnahme und Ausweisung der Beginen, die von gutem Ruf und wenigstens 18 Jahre alt sein mußten; Witwen, Ammen und solche Personen, die bei anderen Leuten in Diensten standen, sogenannte cameriers durften nicht aufgenommen werden. Wer sich gegen den Stand verging, oder die Mitschwestern durch Worte oder Taten beleidigte und sich nach erfolgter Ermahnung durch die oben genannten zwei Personen innerhalb dreier Tage nicht besserte, sollte für immer ausgeschlossen werden[1]).

1339 gaben die Testamentsvollstrecker des Gründers dem K. Statuten. Die Beginen sollten still in dem demütigen Gewande der Beginen nach der alten Gewohnheit guter Beginen leben, d. h. keine Kleider von englischem Tuch, keine capucia und Oberkleider, welche rantzen heißen, auch keine gestärkten Oberkleider, keine versilberten oder sonst mit Metall verzierten Gürtel tragen, wie es sich für Mägde Christi ziemt, damit niemand an ihrem Äußeren Anstoß nehme. Sie durften keinen Handel treiben und sich nicht mit Weben von Gürteln und sonstigen unnötigen Sachen beschäftigen, keine Gastereien veranstalten, doch konnten sie ihren nächsten Angehörigen gelegentlich zu essen geben. Beim Eintritt in den K. durften sie weibliche Verwandte bis zu drei Tagen bei sich behalten. Ausgang war nur mit Zustimmung der beiden den K. verwaltenden Personen erlaubt und dann nur bis fünf Tage, längeres Ausbleiben nur in ganz dringenden Fällen. Alle mußten zusammen essen und schlafen, nur bei Erkrankung war eine Ausnahme hiervon gestattet. Wer länger als erlaubt war ausblieb, ging für diese Zeit der Wohltaten des K. verlustigt. Die Bestimmungen über Einsetzung und Ausweisung sind oben angegeben. 1443 nahm der K. die 3. Regel des heiligen Franziskus an, die 6 Insassen gelobten zu Händen des Ministers der Franziskaner von der 3. Regel in Köln Bruder Hermann de Bilveldia Armut, Keuschheit und Gehorsam[2]). 1453 traten 14 Personen des K. mit Zustimmung des Superiors Gumprecht Hardefust in das Kloster Maria Magdalena zu den weißen Frauen über, nachdem vorher schon zwei aus dem

1) Urk. von 1339. St. A. Nr. 1579a G. B.

2) Urk. St. A. Nr. 11643; Mitt. 19, 552.

Digitized by Google

K. dorthin gegangen waren, da sie glaubten dort für ihr Seelenheil besser sorgen zu können[1]). Der K. blieb aber bestehen; 1456 gab eine der Schwestern, die 1453 mit zu den weißen Frauen gegangen war, als Mutter des K. zusammen mit Gumprecht Hardefust das Haus Grevenstein an Conrait van Geylenkirchen. 1469 war der K. leer, der K. Mommersloch in der Stolkgasse, der auch den Hardefusts unterstand (vgl. Seite 27), sollte eine Rente von 5 Gulden solange genießen, bis der Grevenkonvent mit „susteren ind goeden kynderen wederumme besat ind bewont" werde[2]). Später fiel anscheinend doch das gesamte Vermögen an das Kloster der weißen Frauen; in einer Zusammenstellung desselben von 1510, die aus einem größeren Bande, wahrscheinlich einem Kopiar des Klosters der weißen Frauen herausgenommen ist, werden die Besitzungen des K. Stern und Mommersloch auf dem Quattermarkt, der 1447 mit unserem K. vereinigt war (s. Annalen 111, 123), insgesamt aufgeführt[3]).

Der K. war allem Anschein nach für 12 Personen errichtet; diese Zahl findet sich 1315, 1319, 1332 und 1339; 1443 hatte er nur 6, 1452 dagegen 19, wohl infolge der 1447 erfolgten Vereinigung mit dem K. Mommersloch, seine vorgeschriebene Stärke war damals 12. Jedenfalls ist er gegen Ende des 15. Jahrhunderts eingegangen. Der Name des K. wird 1542 gelegentlich der Verpachtung eines Hauses zuletzt genannt als „des Grevent convent nun genant Mommersloch"[4]). Von den Büchern des K. sind nur zwei bekannt, eine Sammlung von Heiligenleben aus dem 14. Jahrhundert, und eine asketische Handschrift des 15. Jahrhunderts[5]).

## Stollen in der Sternengasse.

Von dem K. Stollen in der Sternengasse ist weder Gründer noch Entstehungszeit genau bekannt, zuerst wird er 1317 genannt, wahrscheinlich ist er von Johannes Stolle in dieser Zeit errichtet. 1317 fällt den Kindern desselben infolge seines Todes ein Haus von drei Häusern in der Schwalbengasse zu, welches diese zusammen mit ihrer Mutter dem K. Stollin gegenüber dem Haus Stollin

1) Urk. St. A. Nr. 12495. G. B.; Mitt. 38, 107.
2) Urk. St. A. Nr. 13062. G. B.; Mitt. 38, 163.
3) Weiße Frauen Nr. 66; Mitt. 24, 14. 4) Schrb. 165, 225'.
5) Löffler, Kölnische Bibliotheksgeschichte 75/76.

Digitized by Google

schenken; Meisterin und K. vergeben es dann an Gerardus de Vlaismarthe für 18 Sol. Erbzins[1]). 1366 ließ sich Petrus Schoenweder als Mundiburnus und Prokurator des K. an die Häuser anwäldigen, die der Leineweber Wynkinus von dem K. mit Zustimmung des Petrus Schoenweder für 18 gute alte turoner Groschen Erbzins erwarb[2]). Weiteres ist über den K. nicht bekannt.

## Zum hohen Dürpel an der Wollküche.

Die Errichtung des K. zum hohen Dürpel (ad altum limitem) geschah 1327 durch Gertrud, Schwester des verstorbenen Heinrich von Oygseym, die ihr Haus zum hohen Dürpel in der Cäcilienstraße (Wollküche) zum Konvent für 12 Beginen vermachte[3]). Von seinen Vermögensverhältnissen ist nur wenig bekannt. 1350 schenkte Greta, Schwester des Richolf Eschmenger 2 Mark Erbzins von ihrem Haus in der Kämmergasse und den zehn ältesten Beginen noch 2 Mark Erbzins, damit sie arme Kinder mit krätzigen Köpfen pflegen sollten; doch wurde die Schenkung schon bald wieder zurückgenommen[4]). Im Revisionsprotokoll von 1452 werden die Einkünfte mit 12 Mark angegeben, denen 6 Mark Ausgaben gegenüberstehen[5]).

Die Aufsicht erhielt bei der Gründung der Pleban von St. Peter zusammen mit den Kirchenältesten, die auch die Beginen, die nicht eingezogen lebten und einen schlechten Ruf hatten, ausweisen und an ihre Stelle wie auch an die der Verstorbenen neue einsetzen sollten; 1452 wird der Pastor allein genannt. Der K. war für 12 Personen errichtet, 1452 hatte er nur 6; 1476/84 wollte der Rat zu den 7 Insassen noch 6 aus dem K. Holzweiler, 6 aus Nirtz und 7 aus Jakob in der Weißbüttengasse versetzten[6]), 1487 sollten nur 6 aus dem K. Nirtz hierher gebracht werden, welcher Plan schon 1452 auftaucht[7]), dann sollten 3 absterben[8]). Gemäß dem zweiten Vorschlag desselben Jahres sollte der K. anscheinend

1) Schrb. 157, 74 Nr. 1267 u. 1268; Top. 1, 375b 8.
2) Schrb. 158, 83′.
3) Schrb. 125, 43; Imhoff Nr. 50 S. 40; Top. 1, 272a c; Ennen, Geschichte 3, 823 sagt falsch 1337.
4) Schrb. 143, 30. 40′; Top. 1, 254a e.
5) Annalen 73, 50 Nr. 58.
6) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4.
7) Annalen 7 , 59 Nr. 9.
8) Stein, Akten 2, 690 Nr. 23.

Digitized by Google

sehr vergrößert werden, man wollte aus dem K. Holtzweiler 6, Scherfgin 3, Kessel 3, Nirtz 6, und aus dem K. neben der Schmiedegaffel (Schunde) 3 hierher überführen[1]); doch geschah nichts von allem, 1499 wird der K. in der Kölhoffschen Chronik[2]), 1528 in der Kleinen Kölner Chronik[3]) als Konvent genannt. 1553 war er schon zum Armenhaus geworden, die Kirchmeister und Provisoren der Hausarmen von St. Peter verkauften in diesem Jahre ein Plätzchen „so den armen des huiß zo dem Hogendürpell zustendich" an Heinrich Renboum[4]).

Neu Schelberg — Lämmchen — an der Wollküche.

Urheber und Anfang des K. Neu Schelberg oder Schelberg, 1452 zum Lämmchen an der Wollküche genannt, sind nicht sicher überliefert; eine Nachricht aus dem 18. Jahrhundert sagt, daß Johannes de Wederhan den K. 1307 gegründet hätte[5]), ein Beleg hierfür wird nicht angegeben. 1313 tritt er zum erstenmal in die Erscheinung, in welchem Jahre Volquinus Carnifex $^1/_2$ Mark Erbzins von dem Hause Aachen an der Wollküche schenkt[6]). 1350 gab Greta, Schwester des Richolf Eschmenger, 2 Mark Erbzins von ihrem Haus in der Kämmergasse, die aber 1361 an das Heilig Geist-Hospital übergingen[7]). Nach Ausweis des Revisionsprotokolls von 1452 hatte der K. kein Einkommen, mußte aber 3 Heller Zins zahlen[8]). Im 18. Jahrhundert waren folgende Einkünfte vorhanden: $2^1/_2$ Gulden Zins von dem Haus zu Mühle in der Weberstraße, $4^1/_2$ Gulden Zins von dem Haus zum schwarzen Adler auf dem Heumarkt, 6 Reichstaler Renten von der Freitagsrentkammer und 28 Taler Zins von einem Hause auf dem Büchel. 1794 wurden zwei verfallene Konventshäuser (welche?) für 750 Reichstaler verkauft, das Geld wurde an das Stift St. Severin ausgeliehen, die Erträge sollten zur Reparatur unseres Konvents verwandt werden[9]).

Die Aufsicht führten Pastor und Kirchmeister von St. Peter.

---

1) Stein, Akten 2, 693 Nr. 12.
2) Städte-Chroniken 13, 468. 3) Bl. 208.
4) Pfarrarchiv St. Peter Nr. 13; Annalen 71, 205.
5) Kasten 129 Nr. 99.
6) Schrb. 125, 14'. 88; Schrb. 143, 211; Schäfer, Heilig Geist-Hospital 77 zu 1462.
7) Schrb. 143, 30. 40'; Top. 1, 254 a e.
8) Annalen 73, 51 Nr. 61. 9) K. 129, Nr. 99.

Digitized by Google

Eine Magistra, die 1483 richterliche mumbersche genannt wird, findet sich schon 1313. 1452 betrug die Zahl der verfügbaren Stellen 11, davon waren aber nur 7 besetzt; der K. sollte damals aufgehoben werden[1]). 1476/84 wollte der Rat die 8 Insassen in den K. Engel versetzen[2]), umgekehrt 1487 die Personen des K. Engel in unseren K., da das Haus geräumig sei, 4 sollten absterben[3]); nach dem zweiten Vorschlag aus demselben Jahre sollte das Haus geräumt und der Plan von 1476/84 ausgeführt werden[4]). Es blieb aber beim alten Zustand. Der K. hielt sich bis ins 19. Jahrhundert, im Einwohnerverzeichnis von 1797 führt er die Nummer 5887. 1798 war er schon ganz verlassen und ohne Möbel, doch wurde das Haus erst 1807 für 1700 Francs verkauft[5]). In letzter Zeit hatte die Sonntagsschule der Pfarre St. Peter in dem Hause bestanden. Verschiedene Ansichten des wegen seiner interessanten Fassade bemerkenswerten Hauses sind erhalten[6]).

## Denant in der Achterstraße.

Der K. Denant, dessen Geschichte hier nur bis zu seinem Eintritt in den Augustinerorden geschildert werden soll, da Paas die weitere Entwicklung genau beschrieben hat[7]), wurde 1365 gegründet[8]). Den Namen hatte er von seinem Gründer Johannes de Denant, der in seinem Testament diese Stiftung für 8 Beginen errichtete. Als Konventsgebäude bestimmte Johannes sein neu erbautes Haus in der Achterstraße mit seinem Zubehör sowie zwei dabei liegende Wohnungen nach St. Severin hin[9]). Das Haus Dinant vor St. Martin[10]), in welchem er wohnte, sollte nach seinem Tode seiner Nichte Goitginis zufallen, nach deren Ableben sollte es durch seine Treuhänder verkauft und der Erlös desselben zusammen mit dem aus dem sonstigen

---

1) Annalen 73, 59 Nr. 11. 2) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 4'.
3) Stein, Akten 2, 690 Nr. 22. 4) ebd. 2, 693 Nr. 13.
5) K. 129 Nr. 99.
6) Mitt. 31, 78 Nr. 424 und S. 259 Nr. 1573; Vogt, Kölner Wohnhaus S. 311; Renard, Köln S. 64; eine Rekonstruktion war auf der Jahrtausendausstellung der Rheinlande in Köln 1925 ausgestellt. Vgl. Katalog der Ausstellung S. 306.
7) Cellitinnenkloster S. 64 ff.
8) Top. 2, 172b w; Top. 1, 153* Nr. 130; Ennen Geschichte 3, 824.
9) Paas, a. a. O. S. 130; Top. 2, 172b w. 10) Top. 1, 59b 5.

Digitized by Google

Nachlaß des Testators erhaltenen Gelde dazu verwandt werden, um eine Rente von 100 Mark zu kaufen; hiervon sollte jede der 8 Beginen des K. jährlich 10 Mark erhalten, der Rest zur Beschaffung von Brennmaterial dienen[1]). Johannes starb zwischen 1365 und 1367, nicht, wie Paas[2]) im Anschluß an Keußen[3]) sagt, Anfang 1374; denn 1367 erhält der K. folgende fünf Schenkungen, fast alle zum Gedächtnis des Johannes de Denant: Am 11. Februar von Petrus von Heimerzheim 24 Mark Erbzins von einem Haus zweier Häuser in der Witschgasse „pro memoria quondam Johannis de Dynant“[4]); am 12. Februar 1367 von der Begine Richmodis de Laynsteyn 2 Mark Erbzins von dem Haus zum Juden in der Weberstraße und der dabei gelegenen Keist (Malztenne)[5]); am 16. März 1367 von Richolf Overstolz vier Teile eines Erbzinses von 2 Mark von der Hälfte des Hauses zum Hunen in der Salzgasse (conventui beginarum per quondam Johannem dictum de Deynant fundato)[6]); am 7. April von Heinrich von Oydendorp 8 Mark Erbzins von dem Haus Vogelberg am Mühlenbach (conventui beginarum sito in Aichterstraissen ... quem quondam Johannes de Dŷnant fundavit)[7]); weiter 5 ungarische Goldgulden Erbzins von zwei Häusern in der Wahlgasse[8]); ferner 1 Mark Erbzins von vier Wohnungen unter einem Dach in der Breitestraße bei der Glockengasse[9]). 1374 gaben die Treuhänder des Johannes de Dinant das Haus in der Achterstraße und das hinterwärts gelegene Haus mit seinem Zubehör, den dahinter gelegenen Platz, der an das Land der Deutschordensherren stieß, ferner ein Haus von sechsen unter einem Dach nach St. Katharina hin, sowie ein Haus mit Grundstück zwischen dem Haus des Ritters Gerhard de Cosino und des Henricus de Zirne (auf dem Karthäuserwall?) zum Seelenheil des Johannes de Deynant[10]). Wahrscheinlich war diese Schenkung schon um 1367 erfolgt, nur die Eintragung in den Schrein hatte sich um mehrere Jahre verzögert. Im Revisionsprotokell von 1452 wird das Einkommen des K. auf

1) Paas, a. a. O. S. 129.
2) a. a. O. S. 60. 3) Top. 2, 170b w.
4) Schrb. 312, 50; Schrb. 319, 59′; Schrb. 312, 54.
5) Schrb. 315, 82. 83; 302, 182; 303, 87′; Top. 2, 54b 1; 1, 122*
6) Schrb. 58, 87 Nr. 1106; Top. 1, 147b 4. 5.
7) Schrb. 292, 65; Top. 2, 35a 21.
8) Paas, a. a. O. S. 68. 9) Schrb. 163, 148.
10) Schrb. 378, 49′; Imhoff Nr. 52 S. 42.

Digitized by Google

ungefähr 80 Mark angegeben; zu den oben genannten Zinsen ist noch hinzugekommen: „des Faiss huys“ mit 12 Mark und von sechs Häusern unter einem Dach zwischen dem Brauhaus zum Juden und dem weißen Backhaus 20 Mark. 1459 gab Elsa van Dorpmunde ein nebenan gelegenes Haus[1]), welches der K. 1466 an Thonyss Moelinck für 20 Pag. Mark Zins austat[2]). 1471 erhielt der K. von Neesgin Blechen noch ein Nachbarhaus[3]).

Die Aufsicht war dem Kustos und Thesaurar von St. Severin, in welchem Pfarrbezirk der K. lag, übertragen. 1452 war Heinrich van Zulph aus dem nahe gelegenen Karthäuserkloster der Obere, und „her Clais zo Wydenbach“ — jedenfalls der Rektor Nikolaus Dens[4]) — Visitator. Die Einsetzung der Beginen sollte nach den Bestimmungen des Gründers durch seine Erben und Verwandten erfolgen. Der K. war für 8 Personen gegründet, 1452 sollten es 16 sein, doch waren nur 10 vorhanden.

1452 gehörte der K. noch keinem Orden an, um 1470 führte er die Augustinerregel ein; 1471 bestätigte Erzbischof Ruprecht von Köln den „sororibus pauperibus“ diese Regel[5]), gab ihnen die Erlaubnis, einen eigenen Beichtvater zu wählen und bestimmte zum Visitator den Prior der Kreuzherren in Köln.

1476/84 beabsichtigte der Rat, den K. zur Hand oder Heyman in unsern K. zu versetzen[6]), doch unterblieb es. 1478 wurde der in unmittelbarer Nähe gelegene K. Tule, in welchem nur noch wenige in der Nachbarschaft übel berüchtigte Witwen wohnten, unserm K. einverleibt, in dem jetzt stets höchstens 16 Personen wohnen sollten[7]); diese Vereinigung hatte der Rat schon 1452 beabsichtigt[8]). 1484 bestätigte Erzbischof Hermann von Köln die Zusammenlegung der beiden Konvente[9]). Bald darauf besaß der K. auch einen Altar, so daß er nun gänzlich dem Machtbereich des Rates entzogen war[10]). In der Kölhoffschen Chronik von 1499 wird der K. eine „einunge van sent Augustinusorden“ genannt[11]), in der kleinen Kölner Chronik von 1528 heißt er eine „eynunge ind vergaderunge summyer (einiger) susteren“[12]). Braun erwähnt in seinen

1) Schrb. 325, 4. 2) Schrb. 312, 152. 3) Schrb. 325, 6.
4) Annalen 103, 7 und 17. 5) Paas, a. a. O. S. 136 ff.
6) Geistl. Abt. zu Nr. 64 IV, Bl. 1. 3. 7) Paas, a. a. O. S. 140.
8) Annalen 73, 58 Nr. 5. 9) Paas, a. a. O. S. 142.
10) Stein, Akten 2, 691 Nr. 28.
11) Städte-Chroniken 13, 469. 12) Bl. 198.

Digitized by Google

Rapsodiae, daß der Rat das Kloster besonders beschützte, da es sich eifrig der Krankenpflege widmete[1]); danach scheint es, daß sich Swestrionen in dem K. befunden haben. Die weitere Entwicklung des Klosters vergleiche bei Paas[2]) und Haaß[3]).

### Tule in der Achterstraße.

Tula, Tochter des verstorbenen Albertus Schürolf, vermachte 1307 testamentarisch ihr Haus mit Grundstück in der Achterstraße mit dem halben dahinter gelegenen Hof zum K. für 8 Beginen. Zur Fundierung der Stiftung gab sie 4 Sol. Erbzins von dem nebenan nach St. Katharina hin liegenden Haus, wovon 3 Sol. für Reparaturen an dem Konventshaus und 1 Sol. zur Abhaltung des Jahrgedächtnisses der Stifterin und ihrer Eltern dienen sollten; falls ein „vriet“ (Zaun) zwischen den beiden Häusern errichtet würde, sollten beide Parteien die Kosten gleichmäßig tragen. Ferner vermachte sie der Begine Segewigis, die lebenslang im K. bleiben konnte, wenn sie sich gut aufführte, ihr ganzes Hausgerät, Betten und Kissen, was alles nach deren Tod an den K. fallen sollte[4]). An Abgaben hatte der K. jährlich dem Heiliggeist-Hospital 1 Viertel Roggen oder 3 Schillinge infolge einer Schenkung der Stifterin zu zahlen[5]), dem Hospital Katharina $1^1/_2$ Mark Zins[6]). Nach dem Revisionsprotokoll von 1452 hatte der K. kein Einkommen.

Die Aufsicht war dem Pastor von St. Severin übertragen, der auch den ältesten Nachkommen der Gründerin, sei er männlich oder weiblich, bei der Aufnahme und Ausweisung der Beginen zu beraten hatte, die nicht für Geschenke oder aus Gunst, oder wegen Verwandtschaft, sondern rein aus Liebe zu Gott zu erfolgen hatte.

Der K. war für 8 Personen errichtet, hatte 1452 aber nur 4; der Rat wollte ihn damals mit dem nahebei gelegenen K. Denant vereinigen, doch unterblieb es noch, vielmehr geschah es erst 1478 durch den Pastor von St. Severin. Die Zustände in dem K. hatten sich sehr verschlechtert, anstelle von Beginen hatte er nur noch

---

1) Rapsodiae 123. 2) a. a. O. S. 64 f. 3) Convente S. 45.

4) Schrb. 378, 18; Qu. 3, 548 S. 522; Paas, Cellitinnenkloster S. 62. 125; Imhoff Nr. 47 S. 38; Roth, Stift und Kirche zum heil. Severin. 1916. S. 25; Ennen, Geschichte 3, 823; Top. 2, 172b r; Urkundenbuch Altenberg Nr. 841 S. 644.

5) Paas, a. a. O. S. 63 Anm. 1.

6) Rechnungsbuch des Hospitals St. Katharina.

Digitized by Google

Witwen, die durch ihre Streitigkeiten in der Gemeinde Ärgernis erregten. Der Pastor von St. Severin hob deshalb den K. auf, da gemäß den Bestimmungen der Gründerin nur gute Beginen darin sein sollten; das gesamte Vermögen erhielt der K. Denant, der nun auch 8 weitere Beginen aufnehmen durfte, sich aber verpflichten mußte, für die Stifterin, ihre Eltern und Geschwister täglich zu beten und ihr Jahrgedächtnis zu feiern. 1484 bestätigte Erzbischof Hermann die Vereinigung der beiden K.[1]).

### Konvent im Katharinengraben.

Einer der ältesten Konvente lag am Katharinengraben. Genaue Lage und Zeit seiner Entstehung sind unbekannt, nach Keußens Vermutung, der ich mich anschließe, wurde er in Anlehnung an die ursprünglich dort gelegene erste Niederlassung der Franziskaner gegründet. Diese waren um 1220 nach Köln gekommen und hatten sich im Sionstal angesiedelt; 1245 verlegten sie ihr Kloster nach der Minoritenstraße[2]). Die Gründung des Beginenkonvents müßte also spätestens 1245 erfolgt sein, tatsächlich wird er 1246 zuerst erwähnt. In diesem Jahre schenkten Hiffridus und Hadrunis den Franziskanern 12 Denare Zins von dem Beginenhaus mit dem Grundstück auf dem alten Graben zwischen dem Hospital St. Katharina und dem Kloster Seine[3]). Über die weiteren Schicksale des K. ist nichts bekannt, jedenfalls hat er an dieser Stelle nicht lange bestanden; vielleicht ist er, als die Franziskaner in die Minoritenstraße zogen, ihnen dorthin gefolgt und ist in einem der vielen im Kirchspiel St. Kolumba gelegenen Konvente untergegangen.

### Konvent in der Severinstraße (Dau).

Jacobus de Yserenlo und seine Frau Katharina vermachten 1324 das Haus und den dabei liegenden Platz in der Severinstraße, welches später zum Dau hieß, als K. für 12 Beginen. Zum Unterhalt des Hauses und für Feuer und Licht schenkten sie außerdem mehrere anstoßende Äcker, zu unveräußerlichem und unverpfändbarem Besitz mit der Verpflichtung für die Beginen, das Jahr-

1) Paas, a. a. O. S. 140 und 142.

2) Top. 1, 148* Nr. 59; Schlager, Beiträge zur Geschichte der kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter. 1904. S. 9.

3) Schrb. 371, 12'; Top. 2. 185a i.

Digitized by Google

gedächtnis der Stifter zu feiern. Die Aufsicht sollte wahrscheinlich der Pfarrer von St. Severin führen, der bei Streitigkeiten bei der Aufnahme von Beginen, die sich selbst ergänzten, sie beraten sollte [1]). Wahrscheinlich ist die Gründung nicht zustande gekommen, denn die Eintragung im Schreinsbuch ist durchstrichen, und die Gründer hatten sich das Recht des Widerrufs vorbehalten. Sonstige Nachrichten über den K. liegen nicht vor.

1) Schrb. 377, 8; Top. 2, 189 b i.

Digitized by Google

# Gottfried Kinkels Jugendentwicklung und der Maikäferbund.

Von

**Oskar Schultheiß.**

Mit Goethes Tode findet die klassische Periode unserer Literatur äußerlich ihr Ende. Aber selbst der Alte von Weimar hatte sich den Einflüssen der Romantik nicht ganz zu entziehen vermocht. Mit ihr traten Tendenzen in sein Leben, die er in seiner Jugend gepflegt und in den von Herder herausgegebenen „Blättern von deutscher Art und Kunst“ in dem Aufsatze über das Straßburger Münster und die gotische Baukunst niedergelegt hatte. Der Faust und Wilhelm Meister lassen deutlich die neue Richtung erkennen, und Sulpice Boisserée gelingt es, Goethe für den Kölner Dom und die altdeutsche Malerei zu interessieren. Nun liegt ja der Schwerpunkt der Romantik keineswegs in der dichterischen Produktion. Sieht man von Tieck, Eichendorff und Brentano ab, so ist zu sagen, daß die poetischen Leistungen der Romantik nicht in Vergleich gesetzt werden können mit den gewaltigen Anregungen, die sie auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erforschung gegeben hat. Indem sie die abgerissenen Fäden der Sturm- und Drangzeit wieder anknüpfte, weckte sie den Sinn für das Volksmäßige und Volkstümliche und diente der Erforschung des Volksliedes, der Sage und des Märchens. In echt Herderschem Sinne spürte sie der Literaturentwicklung bei allen Völkern nach und wurde so die Begründerin der Wissenschaft der Literaturgeschichte. In scharfem Gegensatze zur Aufklärung deckte sie überall die verschütteten Quellen der historischen Entwicklung auf und begann statt des unfruchtbaren Theoretisierens, in dem sich die verstandesmäßige Betrachtung der Dinge erschöpft, den Sinn für geschichtliche Forschung zu pflegen. Insbesondere ist durch die Romantik



Digitized by Google

das „dunkle“ Mittelalter aus der Aschenbrödelstellung, die ihm die Aufklärungsperiode angewiesen hatte, erlöst und der Sinn für seine vielgestaltige Kulturentwicklung durch sie erstmals geweckt worden. Allein diese vielversprechenden Ansätze auf wissenschaftlichem Gebiete konnten die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die dichterische Produktion ins Stocken geraten war, und an diesem Zustande konnte auch das junge Deutschland mit seiner politischen Tendenz nichts ändern. Der Einzige, der sich von dieser politischen Poesie fernhielt, war Geibel, aber so sehr er auch seine dichtenden Zeitgenossen in formaler Beziehung überragte, ihm fehlte der große, alle Kulturentwicklung wie in einem Brennpunkte vereinigende Inhalt, der den wahren Dichter macht. Es ist nun nicht so, als ob dieser Zustand des poetischen Unvermögens nicht erkannt worden wäre, im Gegenteil, es fehlte nicht an Stimmen, die auf diesen Mangel aufmerksam machten und auf Abhilfe sannen. Indem sich nun die mittelmäßigen Talente zusammentaten, um durch Anregung und Kritik die dichterische Produktion in Fluß zu bringen und ihre Intensität zu erhöhen, entstanden Dichtervereine. So wurde schon 1827 in Berlin durch G. Saphir der „Tunnel über der Spree“ gegründet. Theodor Fontane, der dieser Vereinigung von 1844—1859 angehörte, hat in seinem Buche „Zwischen zwanzig und dreißig“ von dem Leben und dem Treiben in diesem Berliner Sonntagsverein und von den Persönlichkeiten, die hier Poesie zu machen und zu pflegen versuchten, ein anschauliches Bild gezeichnet. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in München, nachdem Emanuel Geibel und Paul Heyse vom König Max dorthin berufen worden waren, eine ähnliche Gesellschaft dichtender Talente ins Leben gerufen, „Das Krokodil“, über die Heyse in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ in seiner liebenswürdigen Art geplaudert hat. Männer wie Hermann Lingg, Heinrich Leuthold, Hans Hopfen, Julius Grosse u. a. haben dort eine Rolle gespielt; ersterer hat mit seinem Gedichte „Das Krokodil zu Singapur“ der Gesellschaft den Namen gegeben. Schon früher war in Bonn der „Maikäferbund“ entstanden. Spontan und ungezwungen, aus der rauschenden Begeisterung junger Leute für alles Gute und Schöne, in engster Verbindung mit dem Frohsinn rheinischer Bevölkerung und der Naturschönheit rheinischer Landschaft war dieser Dichterbund ins Leben getreten. Der Bonner Privatdozent Gottfried Kinkel und seine da-

Digitized by Google

malige Freundin Johanna Mockel dürfen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ihn aus der Taufe gehoben zu haben. Kinkels 1846 erschienenes Epos „Otto der Schütz" bildet den Auftakt zu der poesievollen, duftigen Rheinromantik, zu der 1851 Otto Roquette „ein Waldmärchen, von Jugendlust und Jugendphantasie durchpulst", „Waldmeisters Brautfahrt", Wolfgang Müller von Königswinter 1852 „Die Maienkönigin", eine „von inniger Liebe zu Land und Leuten erfüllte Dorfgeschichte", und Scheffel 1855 seinen Sang vom Oberrhein, „den Trompeter von Säckingen", beisteuerten.

Die Literatur über Gottfried Kinkel ist außerordentlich reichhaltig. Joseph Joesten hat sich in seinem lesenswerten Buche „Kulturbilder aus dem Rheinland" die Mühe gegeben, sie übersichtlich zusammenzustellen. Allein es handelt sich meist um Einzeluntersuchungen und kleinere Abhandlungen; eine in sich geschlossene, das gesamte Material verarbeitende Biographie über den rheinischen Dichter und Demokraten ist zur Zeit nicht vorhanden. Die von Kinkels Freund, dem Studenten Adolf Strodtmann, auf Veranlassung Johannas verfaßte Lebensbeschreibung erzählt nur die Jugendentwicklung und endigt mit Kinkels Verurteilung. Sie kann zudem keinen Anspruch auf Objektivität erheben, weil Strodtmann allzu einseitig Kinkels Standpunkt vertritt und unter dem Einfluß der revolutionären Bewegung von 1848/49 geschrieben hat. Dagegen ist Martin Bollert in seinem Buche „Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution" (Bonn, 1913) mit Liebe und Verständnis unter Benutzung des vorhandenen Materials der religiösen Wandlung in des Dichters Jugendentwicklung nachgegangen, er hat insbesondere über seinen Übergang von der Orthodoxie zum Pantheismus und den damit in Verbindung stehenden Berufswechsel helles Licht verbreitet und auf alle hierbei in Betracht kommenden Fragen eine befriedigende Antwort gegeben. Die Kinkelforschung ist durch diese Studie nicht wenig gefördert worden.

Gottfried Kinkel war am 11. August 1815 zu Obercassel bei Bonn als der Sohn des dortigen protestantischen Pfarrers geboren. Sein Vater hatte an der Hochschule zu Herborn, der Hochburg des Kalvinismus und Pietismus, Philologie und Theologie studiert, war einige Zeit in einer adeligen Familie bei Mörs am Niederrhein als Hauslehrer tätig gewesen, hatte später die lateinischen Schulen zu Solingen und Elberfeld geleitet und endlich die Pfarrstelle in Ober-

Digitized by Google

cassel erhalten. Er war Reformierter der strengsten Richtung; aber nicht er, sondern die Mutter hat dem Pfarrhause zu Obercassel das charakteristische Gepräge gegeben. In ihrem Wesen herrschte entschieden der Wille vor, und diese Veranlagung verlieh ihren Anschauungen etwas Herbes, ja sogar Hartes. Sie hat auf Kinkels Jugendtage einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, und wenn wir ihn auf der Universität und später noch in den Bahnen der strengen Orthodoxie gehen sehen, so hat die Mutter daran nicht geringen Anteil. Sie starb am 12. November 1835. In den sechs Gedichten „Beim Tode meiner frommen Mutter Marie" hat ihr der dankbare Sohn ein Denkmal gesetzt[1]). Er vergleicht sie mit Augustins Mutter Monika:

„Doch du hast mit Gott gestritten,
Mutter, einen starken Strauß!
Rissest, unablässig betend,
Vor dem Heil'gen mich vertretend,
Mich aus meiner Nacht heraus."

und zeichnet von ihr folgendes Bild:

„Wer also fragt, der kennt sie nicht,
Die wunderbare Kämpferin!
Eh' solch ein Geist in Weichheit bricht,
Wirft Zephyrhauch die Eiche hin.
Das war kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Lebenssturm verschlägt!
Der feste Geist hat auch dem Leib
Die mächtgen Züge aufgeprägt."

Nach dem Tode der Mutter hat offenbar des Dichters Schwester Johanna, die spätere Gattin des Pfarrers Bögehold, im Geiste der Verstorbenen auf Gottfried mit Erfolg eingewirkt. Der Einfluß des Vaters scheint nicht sonderlich groß gewesen zu sein; er war ein kranker Mann, der sich mit philologischen und theologischen Studien beschäftigte und im übrigen den Pflichten seines geistlichen Amtes lebte. Im Herbst 1831 gab er sein Pfarramt auf und zog mit seiner Familie nach Bonn. Das Kinkelsche Haus befand sich auf der Sandkaule in der Nähe der für Bonn charakteristischen Windmühle. Am 27. Februar 1837 starb auch der Vater. Kinkel besuchte das Gymnasium zu Bonn, dem er das Zeugnis ausgestellt, daß es „eines der besten in der Rheinprovinz" gewesen sei. Es stand damals

1) Kinkels Gedichte sind zitiert nach der Cottaschen Ausgabe, 1. Sammlung 1872, 2. Sammlung 1868. Das genannte Gedicht findet sich in der 2. Sammlung, 183—190.

Digitized by Google

unter der Leitung des aus Würzburg stammenden Nikolaus Joseph Biedermann, der allerdings in seiner Wirksamkeit durch Krankheit und andere Schicksalsschläge vielfach gehemmt war. Dagegen wurde der Unterricht in den klassischen Sprachen in den oberen Klassen von dem wissenschaftlich bedeutenden Ludwig Schopen erteilt, der der Anstalt seit 1820 angehörte und später ihr Direktor wurde. Gottfried wohnte während seiner Gymnasialstudien im Büchler'schen Hause am Münsterplatz, wo er gleichgesinnte Altersgenossen fand. Ende Sommer 1831 bestand er, sechzehnjährig, ausgerüstet mit einer tüchtigen klassischen Bildung, ein glänzendes Abiturium.

Dem Geiste des Elternhauses folgend, widmete sich Gottfried mit Beginn des Wintersemesters 1831 dem Studium der Theologie an der Bonner Universität. Die evangelisch theologische Fakultät zu Bonn war damals Vertreterin der sogenannten Vermittlungstheologie, die eine Brücke zu schlagen versuchte zwischen den aus der Aufklärungszeit stammenden liberal-rationalistischen Tendenzen auf theologischem Gebiete und der Reaktion und Restauration des kirchlichen Lebens im Sinne einer übertriebenen Orthodoxie. Die erstere Gruppe fand ihre Führer in den Hallenser Professoren Gesenius und Wegscheider, in dem Heidelberger Paulus, in den Generalsuperintendenten Bretschneider in Gotha und Röhr in Weimar und erhielt demnächst Verstärkung in Süddeutschland durch Männer wie David Friedrich Strauß, den Verfasser des Lebens Jesu, und Ferdinand Christian Baur, den Begründer der Tübinger kritischen Schule. Die orthodox-pietistische Richtung war vertreten durch Hengstenberg und Neander in Berlin, Heubner in Wittenberg, Hahn in Leipzig und Tholuck in Halle. Sie hatte sich in der von Hengstenberg 1827 gegründeten „Evangelischen Kirchenzeitung" ein Organ gegeben, in dem für die Folge harte und erbitterte Kämpfe ausgefochten wurden. Diesen Parteien gegenüber vertraten die Bonner Theologen eine ausgleichende Richtung, an erster Stelle Karl Immanuel Nitzsch, „nach Schleiermachers Tode (12. Februar 1834) der erste deutsch-evangelische Gottesgelehrte, der durch seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit und seine tiefsinnige Vermittlungstheorie eine bis nach Holstein und in die Schweiz reichende Anziehungskraft ausübte"[1]). Er war insofern über Schleiermacher hinaus-

1) W. Beyschlag, Aus meinem Leben, I, Halle, 1896, 91.

Digitized by Google

gewachsen, als er in seinem „System der christlichen Lehre“ die Theologie nicht nur aus dem christlichen Bewußtsein herleitete, sondern sie auch auf den Lehrgehalt der Schrift aufbaute und der Spekulation entsprechenden Raum verstattete, wobei er sich mit den philosophischen Problemen auseinandersetzte. Neben ihm vertrat Bleek die biblischen Fächer, „der gelehrte, besonnene, gewissenhafte Kritiker der Schleiermacherschen Schule“ [1]). An dritter Stelle ist Karl Heinrich Sack zu nennen, aus der bekannten Berliner Hofpredigerfamilie stammend, „das schwächste Glied der Fakultät. Schüler Schleiermachers, aber in ängstlich konservativer Verengung, versuchte er sich in allen theologischen Fächern und erstarkte in keinem, sein Lehrerfolg war ein geringer“ [2]). Seiner ganzen Veranlagung nach galt Kinkels Interesse infolge seiner philologisch-historischen Einstellung mehr der historischen Theologie. Bei Bleek hörte er die biblischen Fächer, bei dem jungen Rheinwald kirchengeschichtliche Vorlesungen, während ihn Nitzsch in die systematische Theologie einführte. Über diesen Rahmen hinaus trieb er mit Eifer philologische Studien. Dem Geiste des Elternhauses entsprechend, huldigte der junge Theologiestudent der strengen Orthodoxie und bewegte sich in den Bahnen eines weltabgewandten Lebens. Aus allen Äußerungen seiner Studienzeit spricht ein inniger Glaube und eine starke Heilandsliebe. Die Bonner Studien wurden unterbrochen durch ein Studienjahr in Berlin vom Herbste 1834 bis zum August 1835. Schleiermacher war am 12. Februar 1834 gestorben, und so war es Kinkel nicht vergönnt, den berühmtesten Theologen der evangelischen Kirche seit Luthers Tode zu hören. Dagegen belegte er bei dem orthodoxen Hengstenberg, der an Stelle des freisinnigen, nach Basel berufenen de Wette seit 1822 an der Berliner Universität die biblischen Fächer lehrte, Exegese. Auch Marheinecke, der die Theologie im Geiste der Hegelschen Philosophie vortrug, wurde gehört und bei dem berühmten Neander, dem Biographen des heiligen Bernhard und des heiligen Chrysostomus, ein kirchenhistorisches Seminar belegt. Unter des letzteren Leitung verfaßte er eine Arbeit über die Adoptianer. Es hat den Anschein, als ob der Berliner Aufenthalt ihn etwas aus der theologischen Gebundenheit des Vaterhauses gelöst hätte. Er wohnte im Hause des Regisseurs Weiß, kam dadurch mit dem Theater in Verbindung und schrieb Theaterkritiken. Es entstand der Plan zu einem Drama

1) Beyschlag, I, 91. 2) Beyschlag, I, 92.

Digitized by Google

„Prexaspes", dessen Stoff der persischen Geschichte entlehnt war, auch ein geistliches Epos „Des Kreuzes Triumph" wurde begonnen. Der Verkehr mit den Freunden, den Theologen Wilhelm Bögehold und Richard Selbach, dem Maler Eduard Weiß und dem Architekten Hugo Dünweg, mit dem Kinkel sogar eine Reise nach der Insel Rügen unternahm, sowie die freundschaftlichen Beziehungen zu den Töchtern der Familie Schlössing, Henriette und Marie, brachten den jungen Studenten doch etwas mehr mit dem Leben in Berührung. Nach Bonn zurückgekehrt, legte sich allerdings die Atmosphäre des Elternhauses wieder drückend auf das Gemüt des jungen Theologen, zumal die Mutter leidend war und bald darauf am 12. November 1835 der Familie durch den Tod entrissen wurde. Einen Lichtblick bildete für Kinkel in dieser trüben Zeit der Verkehr mit Emanuel Geibel, der sich im Winter 1835/36 in Bonn aufhielt. Im Sommer 1836 lernte er bei einem Besuche Dünwegs in Barmen auch Ferdinand Freiligrath kennen, der dort in einem Kaufmannshause tätig war und damals gerade eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen ließ. Daneben wurden die theologischen Studien zur größten Zufriedenheit der Fakultät fortgesetzt, die damals große Hoffnungen auf die Zukunft des jungen Kinkel setzte. Am 7. April 1837 bestand dieser bereits mit der Dissertation „Vita Joannis Baptistae" sein Lizentiatenexamen. Von der Fakultät und dem Kurator Philipp Jakob Rehfues, literarisch bekannt geworden durch Reisebeschreibungen und den Roman „Scipio Cicala", ermuntert und aufgefordert, beschloß Gottfried, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und trug am 8. Mai 1837 darauf an, als Privatdozent in der evangelisch-theologischen Fakultät zugelassen zu werden. Infolgedessen hielt er am 13. Juli 1837 über das ihm aufgegebene Thema: „de fide historica et authentica capitis XXI evangelii Joannei" in lateinischer Sprache seine Probevorlesung vor der versammelten Fakultät. Er löste seine Aufgabe zur Zufriedenheit der letzteren, so daß diese nicht anstand, ihm das Zeugnis zu erteilen, sie „habe aufs Neue Gelegenheit gehabt, dem Lehrtalente des Lizentiaten, seiner gewandten Darstellung, sowie seinem kritischen Scharfsinne Anerkennung zu widmen." Darauf wurde ihm unter Erlaß des üblichen Kolloquiums das Habilitationsrecht verliehen, und schon am 26. Juli 1837 hielt er in der Aula seine Antrittsvorlesung über das Thema: „de mutato inde ab exilii temporibus Theocratiae VI statu". So hatte er denn, zweiundzwanzig-

Digitized by Google

jährig, verhältnismäßig rasch die heiligen Hallen der akademischen Wirksamkeit betreten. Nun war es an ihm, das Wort wahr zu machen, mit dem er seinen „Otto den Schützen“ beschließt: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.“

Der Schmerz über den Tod seines Vaters, der am 27. Februar 1837 gestorben war, sowie die angestrengten Arbeiten der letzten Monate hatten Kinkels Gesundheit erschüttert. Ein Brustleiden schien im Anzuge zu sein. Der ihm befreundete Pfarrer Wichelhaus gab ihm den Rat, eine Ausspannung zu suchen und den bevorstehenden Winter in Italien zu verbringen. Das väterliche Erbe setzte ihn in die Lage, die Kosten der Reise bestreiten zu können. So wanderte er im Oktober 1837 in Begleitung seiner Schwester Johanna, die jedoch kränklich in Bern zurückblieb, dem sonnigen Süden entgegen. Durch die Provence, über Nizza, Genua, der Küste entlang, Florenz, Siena, Spoleto berührend, gings nach Rom, wo er am 1. Januar 1838 eintraf. Der Verkehr mit anders gearteten Menschen und das milde italienische Klima wirkten zunächst befreiend auf das Gemüt des jungen Theologen. Rom hat sodann mit seinen Kunstschätzen aus allen Jahrhunderten die Liebe zur Kunst mächtig in ihm entzündet und seinen künstlerischen Neigungen eine dauernde Richtung verliehen. Auch die dichterische Produktion hat der römische Aufenthalt in Fluß gebracht. In der Legende „Petrus“ [1]) ist noch deutlich des Dichters Ringen mit der Form zu verspüren, während uns die Elegie „Roms Erwachen“ das Gleichmaß von Gedanken und Form glücklich zur Anschauung bringt. Das Gedicht „Nacht in Rom“ [2]) birgt einen wunderbaren Stimmungsgehalt. Tief empfunden ist auch das herrliche „Gebet“ [3]), das uns einen Blick in die Seele des Dichters tun läßt und uns die innere Zerrissenheit und das heftige Ringen des jungen Gelehrten aufdeckt:

Mag in heilgem Mut ich streben,
Ganz die Welt mir zu erkämpfen,
Daß sie diene deinem Reich:
Ach, ich kann sie doch nicht dämpfen,
Oft noch muß ich mich ergeben
Ihrem Locken süß und weich.
Schau, wie sie mit Zauberflechten
Ihrer Schönheit mich umspinnt —
Rette du aus Sündennächten,
Vater, dein geliebtes Kind!“

1) 1. Sammlung, 24. 2) 1. Sammlung, 167. 3) 1. Sammlung, 181.

Digitized by Google

Die plötzliche Lösung eines Verhältnisses zu einer Cousine, das vor Jahresfrist, wie Strodtmann berichtet, unter eigenartigen, ans Romantische streifenden Umständen geknüpft worden war, durch die letztere versetzte den Dichter in nicht geringe Aufregung und ließ ihn Rom früher verlassen, als vielleicht beabsichtigt war. Nach kurzem Besuch in Neapel wurde die Heimreise angetreten; auf der Höhe von Civitavecchia dichtete Kinkel seinen „Abschied von Italien“ und war am 1. April 1838 wieder in der rheinischen Musenstadt. Das Anschauen der Antike hatte seinen Geist beruhigt und sein Wesen geklärt, das angefachte Interesse für Kunst und Kunstwissenschaft war ein dauernder Gewinn, den er von der italienischen Reise mit nach Hause brachte. Nach seiner Rückkehr aus Italien bezog Kinkel eine Dienstwohnung im Ostflügel des Poppelsdorfer Schlosses, die ihm von dem Privatdozenten und späteren Afrikareisenden Vogel überlassen worden war. Das neue Heim mit seiner reizenden Umgebung und seinem entzückenden Ausblick auf das Siebengebirge und die rheinische Ebene war ganz dazu angetan, ein dichterisches Gemüt in einen Rausch von Begeisterung zu versetzen. Dazu kam der anregende Verkehr mit den damals in Bonn weilenden rheinischen Dichtern Simrock, Müller, Matzerath und Freiligrath. Der Sommer des Jahres 1838 brachte auch das sich noch immer infolge des römischen Erlebnisses in Aufregung befindliche Gemüt des Dichters zur Ruhe, indem er sich mit der Schwester seines Freundes Wilhelm Bögehold, der vor kurzem Johanna Kinkels Bräutigam geworden, verlobte. Sophie war ein einfaches und schlichtes, aber liebreizendes Mädchen. Man geht nicht fehl, wenn man in dieser Verlobung das Werk seiner Schwester Johanna erblickt, die den jungen Theologen nur noch fester mit Orthodoxie und Pietismus zu verknüpfen suchte. Sophie Bögehold, mit allen Vorzügen weiblicher Anmut geschmückt, wäre jedenfalls in der Lage gewesen, des Dichters Glück zu begründen. Wäre sie sein Weib geworden, so hätte sich Kinkels Schicksal anders gestaltet, und „Otto der Schütz“ wäre nicht geschrieben worden. Kinkel hat uns in „Ihr ruhig Bild“ [1]) den ganzen Liebreiz ihrer Persönlichkeit und die beruhigenden Wirkungen, die von ihr ausgingen, zur Darstellung gebracht:

1) 2. Sammlung, 236.

Digitized by Google

„Es spielte auf des Haares Bräune
Der Abendsonne klares Gold;
Es glommen in dem roten Scheine
Die kleinen Lippen wunderhold —
Stillselig ernst und freundlich milde,
Vollkomm'ne Jungfrau standst du da,
Wie wohl auf einem deutschen Bilde
Ich Heil'ge hochbewundernd sah.
Da hab ichs tief und wahr empfunden,
Du bists, o Bild der seligen Ruh,
In deren Arm ich kann gesunden —
Dir strebt mein wildes Wesen zu!
Es ruft seitdem des Herzens Stimme:
Ergreif und wähle, starker Mann!
Sie ists, die in des Kampfes Grimme
Den Frieden dir bewahren kann."

Karl Schurz, später mit Kinkel durch treueste Freundschaft verbunden und sein Befreier aus dem Zuchthause zu Spandau, lernte den Dichter zuerst 1847 kennen, als er in Bonn studierte, und hat uns im 1. Bande seiner „Erinnerungen" ein lebenswarmes Bild von dessen Persönlichkeit gezeichnet. Er schreibt: „Kinkel war ein auffallend schöner Mann, von regelmäßigen Gesichtszügen und von herkulischem Körperbau, über sechs Fuß groß, strotzend von Kraft. Unter seiner von schwarzem Haupthaar beschatteten breiten Stirn leuchtete ein Paar dunkler Augen hervor, deren Feuer selbst durch die Brille, die er damals durch seine Kurzsichtigkeit zu tragen gezwungen war, nicht gedämpft wurde. Mund und Kinn waren von einem schwarzen Vollbart umrahmt. Kinkel besaß eine wunderbare Stimme — zugleich stark und weich, hoch und tief, gewaltig und rührend in ihren Tönen, schmeichelnd wie die Flöte und schmetternd wie die Posaune, als umfaßte sie alle Register der Orgel. In späteren Jahren hat man ihm vorgeworfen, daß in dem Gebrauch, den er von dieser Stimme machte, eine gewisse affektierte Effekthascherei zu bemerken sei. Das mag so gewesen sein, nachdem seine Kräfte angefangen hatten abzunehmen. Aber zu der Zeit seiner vollsten Jugendblüte, als ich ihn zuerst hörte, war es gewiß nicht so. Da klang diese Stimme wie eine Naturkraft, die von selbst ungesehenen Quellen entsprang und ohne Anstrengung und Absicht ihre Wirkung hervorbrachte. Ihm zuzuhören war ein musikalischer Genuß und ein intellektueller zugleich. Eine durchaus ungesuchte, natürliche und daher ausdrucksvolle und graziöse Gestikulation begleitete die

Digitized by Google

Rede, die in gehaltvollen, wohlgeordneten und häufig poetisch angehauchten Sätzen dahinfloß und auch trockenen Gegenständen einen anziehenden Reiz verlieh“ [1]). In ähnlicher Weise urteilt der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, der in Bonn Kinkels Hörer war und in seinen „Lebenserinnerungen“ [2]) folgende Schilderung von ihm entworfen hat: „Er stand in der vollen Blüte erster Manneskraft: eine schlanke Gestalt, deren geschmeidigen Formen die spätere Korpulenz noch keinen Abbruch tat, ein edles Antlitz mit dunklem Haar und Bart und tiefen leuchtenden Augen; vor allem aber mit einer Stimme begabt, die bald tief wie Glockenton, bald weich und einschmeichelnd ans Ohr drang und deren reiche Register der Redner gern in etwas absichtlicher Weise zur Verstärkung einer fast bühnenmäßigen Wirkung zur Geltung zu bringen liebte.“ Über seine Lehrgabe und sein Darstellungsgeschick, sowie über seinen herrlichen Vortrag sind sich alle Zeugnisse, die wir über ihn besitzen, einig. Hier wäre noch Theodor Althaus zu erwähnen, der freisinnige Theologe und Politiker, der Kinkel vom Herbste 1840 an hörte. „Von allen Dozenten“, so bemerkte er, „hat Kinkel unstreitig den schönsten, fließendsten, zugleich polierten angenehmen Vortrag, der von einer wohlklingenden Stimme sehr unterstützt wird. Man könnte, glaube ich, ohne viel daran zu verändern, drucken lassen, was er sagt, und dabei spricht er vollkommen rein, was ich eigentlich bei keinem hier gefunden habe. Einige wollen tadeln, daß er bisweilen etwas Schwermütiges im Vortrag habe; doch finde ich es bei dem Gegenstande, den wir jetzt behandeln, sehr natürlich, daß man nicht mit heiterem Blick darauf hinsehen kann; und dann hat er, wo es darauf ankommt, etwas hervorzuheben, große Lebendigkeit und Kraft. Kurz, er gefällt mir sehr gut“ [3]). Hierbei bleibt bestehen, daß Kinkel, soweit seine gelehrten Qualitäten in Betracht kommen, von durchaus peripherischer Veranlagung war. Ihm fehlte letzten Endes zum Gelehrten doch die Fähigkeit zielbewußten, tiefschürfenden Arbeitens, das sich auch durch Schwierigkeiten und Enttäuschungen nicht entmutigen läßt; ihm mangelte vor allem die Kraft der Konzentration, die alles Nebensächliche beiseite lassend, nur eine Materie unentwegt im Auge behält. In-

1) K. Schurz, Lebenserinnerungen, I, Berlin 1906, 104.

2) W. Lübke, Lebenserinnerungen, Berlin, 1891, 68.

3) Theodor Althaus. Ein Lebensbild von Friedrich Althaus, Bonn, 1888, 28.

Digitized by Google

sofern hat das harte Urteil, das Paul Heyse, der Kinkel im Sommersemester 1849 kurz vor der Katastrophe hörte, und der von seinem zukünftigen Schwiegervater Franz Kugler aus Berlin und von seinem Freunde Jakob Burckhardt aus Basel an andere Qualitäten gewohnt war, in seinen „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ über ihn fällt, einige Berechtigung: „Statt eines ernsten Gelehrten im Stil der Kugler, Schnaase, Böttiger, Burckhardt sah ich einen Schönredner auf dem Katheder, der mit selbstgefälliger Würde sein Auditorium zu bezaubern suchte.“ [1]). Kinkel war durchaus Rheinländer, ausgestattet mit allen Vorzügen und Schwächen rheinischer Art, eine frohe und heitere Natur, die sich nicht lange grämte, sondern bald die Heiterkeit des Gemütes wiederfand, jederzeit zu frohen Streichen aufgelegt. Bei solcher Veranlagung darf es uns nicht wundern, wenn die angeborene Lebendigkeit und Frische immer wieder unter der Hülle orthodoxer Strenge und Herbheit spontan hervorbricht. Seine rednerische Begabung mußte Kinkel die Betätigung auf der Kanzel zu einer liebwerten Beschäftigung machen, und er hat allzeit die Predigt als bedeutsame Funktion geistlichen Amtes geschätzt und geachtet. Schon in jungen Jahren bestieg er im Frühjahr 1834 in dem Dorfe Selscheid bei Siegburg die Kanzel, im August und September 1838 verwaltete er für einen Freund in Siegburg das Pfarramt, und vom August 1840 bis zum Mai 1841 entfaltete er als Hilfsprediger der Kölner Gemeinde eine ausgedehnte Predigttätigkeit. Übereinstimmend wird bekundet, daß die Wirkung, die Kinkel bei seinen Zuhörern auslöste, eine bedeutsame war; wenn er predigte, so füllte sich die Kirche, und mit Aufmerksamkeit und Begeisterung hing die Gemeinde an seinen Lippen. Die gehaltenen Predigten hat er gesammelt und in der Zeit seiner religiösen Spannung und Krisis Anfang 1842 in einem Kölner Verlag erscheinen lassen. Ein Exemplar dieser Predigtsammlung übersandte er gleich nach dem Erscheinen dem Minister Eichhorn mit dem Bemerken, daß er dem Minister lieber ein wissenschaftliches Werk übermittelt hätte, doch an der Abfassung eines solchen über die Geschichte des Heidentums bis jetzt durch vielfache Abhaltungen gehindert worden sei. Kinkel war in der Tat eine vielbeschäftigte Persönlichkeit. Außer seinen akademischen Verpflichtungen hatte er dem Predigtamte zu genügen, ferner gab

1) P. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin 1900, 94.

Digitized by Google

er den Religionsunterricht in der Thormannschen Töchterschule und seit Herbst 1839 auch am Gymnasium; dazu kamen seine dichterische Produktion und seine geselligen Verpflichtungen. Bei so vielseitiger Tätigkeit war an Konzentration zu einer wissenschaftlichen Arbeit, die für sein Fortkommen so nötig gewesen wäre, und auf die der ihm wohlgesinnte Minister wartete, nicht zu denken. So ist denn das geplante Buch über die „Geschichte des Heidentums", für das er den Stoff sammelte, und mit dem er einen Lehrstuhl für historische Theologie an irgendeiner Universität zu erlangen hoffte, niemals geschrieben worden. An seine Stelle trat dann die 1841 erschienene Veröffentlichung „Historisch kritische Untersuchung über Christi Himmelfahrt", in der er für das Faktum der Himmelfahrt eintritt, dieses aber gleich nach der Auferstehung stattfinden läßt und für jede Erscheinung eine Herabkunft und Auffahrt des Herrn annimmt. Mit der Predigtsammlung und der Arbeit über die Himmelfahrt Christi erschöpft sich Kinkels wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Theologie.

Im Frühjahr 1839 lernte Kinkel im Hause des Konsistorialrates Augusti diejenige Persönlichkeit kennen, die den innersten Kern seines Wesens zur Enthüllung brachte, den bisher gewaltsam niedergehaltenen Neigungen und Strebungen zur Entfaltung verhalf und auf die fernere Gestaltung seines Lebensweges den größten Einfluß ausgeübt hat: Johanna Matthieux, geborene Mockel. Auch von ihr hat uns Karl Schurz im 1. Bande seiner „Lebenserinnerungen" ein mit kräftigen Strichen gezeichnetes Bild hinterlassen. Seine Worte mögen daher hier eine Stelle finden: „Johanna war durchaus nicht schön. Ihre mittelgroße Figur war breit und platt; Hände und Füße, wenn auch nicht besonders groß, doch unzierlich geformt; die Gesichtsfarbe dunkel; die Züge grob und ohne weiblichen Reiz. Dazu verstand sie gar nicht, sich zu kleiden. Ihre Kleider waren gewöhnlich ein wenig zu kurz, so daß ihre breiten Füße, die fast immer in weißen Strümpfen steckten und mit gekreuzten Schuhbändern geschmückt waren, mehr als wünschenswert Aufmerksamkeit auf sich zogen. Aber aus ihren stahlblauen Augen strahlte eine dunkle Glut, die auf Ungewöhnliches deutete. In der Tat, der Eindruck des Unschönen verschwand sofort, wenn sie zu sprechen anfing. Auch dann schien sie zuerst noch von der Natur vernachlässigt zu sein; denn ihre Stimme hatte etwas Heiseres und Trockenes. Aber was sie sagte, pflegte den Zuhörer sofort zu

Digitized by Google

fesseln. Nicht allein sprach sie über viele Gegenstände höherer Bedeutung mit tiefem Verständnis, großem Scharfsinn und auffallender Klarheit, sondern sie wußte auch gewöhnlichen Dingen, alltäglichen Vorkommnissen durch ihre lebendige, geistvolle Darstellungsgabe ein eigentümliches Interesse zu verleihen. Und immer ließ sie das Gefühl zurück, daß hinter dem, was sie sagte, noch ein großer Reichtum von Kenntnissen und Gedanken aufgespeichert sei. Dazu besaß auch sie den munteren rheinischen Humor, der allen Dingen gern ihre scherzhafte Seite abgewinnt und unter allen Umständen das Genießbare des Lebens hervorsucht. Sie hatte eine ungemein gründliche musikalische Bildung genossen und spielte das Klavier mit Meisterschaft. Ich habe Beethovensche und Chopinsche Kompositionen selten so vollendet wiedergeben hören wie von ihr. Man konnte von ihr sagen, daß sie die Grenzlinie, die den Dilettantismus von der wahren Künstlerschaft scheidet, weit überschritten hatte. Sie komponierte ebenso reizend, wie sie spielte. Obgleich ihre Stimme kein Klangmetall besaß und sie im Singen die Töne scheinbar nur andeuten konnte, sang sie doch mit ergreifender Wirkung. Sie verstand wirklich die Kunst, ohne Stimme zu singen"[1]). Ähnlich urteilt Willibald Beyschlag, der spätere Hallenser Theologieprofessor, der während seiner Studienzeit in Bonn Mitglied des Maikäferbundes war. Er sagt von Johanna: „Sie war weder jung noch schön... Aber ihr Wesen war einnehmend, von anmutiger Freiheit und Sicherheit, ohne unweibliche Zutat, und in einer Weise geistig ausgiebig, daß man darüber den Mangel an Jugend und Schönheit vergaß. Wenn ihr Finger phantasierend ‚durch die Saiten meisterte', ein zum Verständnis vorher angedeutetes Thema, etwa eigene Erlebnisse und Hoffnungen oder die Charaktere ihrer Freunde musikalisch zeichnend, oder wenn sie ihre Lieder sang, die in Wohllaut verklärten schönsten Lieder von Geibel oder von Kinkel, — nicht mit bedeutender Stimme, aber im durchgebildetsten, seelenvollen Vortrag, dann im Dämmerlichte des traulichen Zimmers wurde sie jung und schön... Wollte man zwischen beiden vergleichen, so war er (Kinkel) allerdings der reichbegabte, geistvolle Mann, aber im Grunde überragte sie ihn, ohne es zu wissen, es war etwas Geniales in ihr, was er nicht besaß"[2]). Es unterliegt keinem Zweifel, daß jenes Zusammentreffen Kinkels mit Johanna im Hause Augustis in der Tat eine

1) Schurz, I, 105/06. 2) Beyschlag, I, 114/15.

Digitized by Google

Schicksalsstunde in seinem Leben, einen Wendepunkt in seiner Entwicklung bedeutet. Unter Johannas bestimmendem Einflusse — denn daß sie die stärkere Persönlichkeit war, bekunden alle, die sie näher gekannt haben — verläßt er die Bahn religiöser Verengung und theologischer Gebundenheit, und es beginnt die Periode der ungehemmten Entfaltung seiner Persönlichkeit, die religiös im Pantheismus und politisch in der radikalen Demokratie endet. Hierbei aber bleibt allerdings bestehen, daß die Tendenzen zu diesen Entwicklungen in seiner innersten Seele grundgelegt waren.

Johanna war am 8. Juli 1810 als Tochter des Gymnasiallehrers Mockel, der auch Kinkels Lehrer war, zu Bonn geboren. Das Haus Josephstraße 13 ist ihr Geburts- und Stammhaus. Fünf Jahre älter als Gottfried, hat dieser sie schon als Kind gekannt, wie aus dem ersten der „Zehn Sonette an Johanna“ zu ersehen ist:

„Ich kam des Weges auch mit stillem Schritt:
Da standst du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Flut.
Ich sah dich, hellverklärt das Angesicht,
Von meiner Schwester Arme traut umruht —
Ich schwieg und nahm dies Bild ins Leben mit.“

Ihre früh hervortretende musikalische Begabung fand erfolgreiche Förderung durch den alten Kapellmeister Franz Ries, den ersten Lehrer Beethovens und Vater der bekannten Komponisten Ferdinand und Hubert Ries. Im Jahre 1827 hatte dieser ein musikalisches Kränzchen ins Leben gerufen, welches in bescheidenem Umfange gesangliche und instrumentale Darbietungen in Freundeskreisen veranstaltete, die jedoch allmählich eine größere Ausdehnung annahmen. Hier war Johanna in ihrem Element; da der achtzigjährige Ries am Einüben der Stücke vielfach gehemmt war, so übernahm sie diese Arbeit mit solchem Erfolg, daß Ries sich allmählich zurückzog und ihr die Leitung des Vereins überließ. Aber nicht nur der Musik galt ihr Interesse, auch die Poesie wurde mit Liebe und Sorgfalt gepflegt. Sowohl in der antiken als auch in der modernen Literatur erwarb sie sich erstaunliche Kenntnisse, und es war ihr nicht nur um das Können zu tun, sie besaß auch ein durchaus feines Einfühlungsvermögen. Im September 1832 vermählte sie sich mit dem Kölner Buch- und Musikalienhändler Matthieux. Der nüchterne Gatte hatte für die musikalische Betätigung seiner Frau wenig Verständnis, und es kam schon bald zwischen den Eheleuten zu so

Digitized by Google

ernsten Auseinandersetzungen, daß sich Johanna entschloß, das Haus ihres Gatten für immer zu verlassen. Alle Einigungsversuche, die von Bekannten und Freunden unternommen wurden, erwiesen sich als aussichtslos. Von 1836 bis 1839 weilte Johanna in Berlin, wo sie sich zu einer hervorragenden Pianistin ausbildete. Sie befreundete sich mit Felix Mendelssohn-Bartholdy und verkehrte im Kreise der Bettina von Arnim und des Justizministers Friedrich Karl von Savigny, der durch seine Gemahlin Kunigunde der Schwager Bettinas war. Als sie 1839 nach Bonn zurückkehrte, wurde sie hier als musikalisches Phänomen angestaunt und bewundert, und das musikalische Leben der Universitäts- und Musenstadt stand für die nächsten Jahre in ihrem Zeichen. Allsonntäglich versammelten sich in ihrer elterlichen Wohnung zwischen 11 und 1 Uhr die Mitglieder des obengenannten Vereins, des „Bonner Gesangvereins", aus dem sich der heutige „Städtische Gesangverein" entwickelt hat, zur Einübung größerer und kleinerer Chorwerke. Der Verein war während ihrer Abwesenheit sehr in Verfall geraten, und es bedurfte nicht geringer Anstrengung, ihn wieder auf die Höhe zu bringen. Auch Kinkel, mit einer wundervollen Stimme begabt, stellte sich ein. Auf ihn hatte Johanna seit seiner ersten Begegnung mit ihr im Hause Augustis einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte seitdem manchen Blick in ihre Seele tun dürfen und dort vor allem die große weltanschauliche und religiöse Zerrissenheit wahrgenommen, die sie nicht zu innerer Ruhe kommen ließ. Schon längst war sie den katholischen Überzeugungen ihrer Jugend untreu geworden; in Berlin hatte sie dann den letzten Rest derselben über Bord geworfen, so daß sie als vollkommener Freigeist in Bonn erschien. Kinkels erstes Gefühl für sie war inniges und aufrichtiges Mitleid, aus dem der Entschluß keimte, ihr Retter aus seelischer Not und Verzweiflung zu werden, und er glaubte sich hierzu dazumal umsomehr in der Lage, weil er noch in den Bahnen protestantischer Rechtgläubigkeit ging. So knüpfte sich in gegenseitigem Verstehen ein freundschaftliches Verhältnis zwischen diesen beiden hochbegabten Menschen an.

Da beim Einstudieren der Musik- und Chorwerke auch öfters allgemein künstlerische, besonders aber literarische Fragen erörtert wurden, denn es war Johannas Gewohnheit, nicht an der Oberfläche zu bleiben, sondern den Dingen auf den Grund zu gehen, so kam man überein, Leseabende einzurichten, Dichtungen mit verteilten Rollen vorzutragen und hieran ausgiebige Besprechungen anzuschließen.

Digitized by Google

Vor allem stand Shakespeare im Vordergrunde des Interesses. So entstand neben dem musikalischen Verein ein literarisches Kränzchen, aus dem der sogenannte „Maikäferbund" entstanden ist. Es war am 29. Juni 1840, am Tage von Peter und Paul, als man auch wieder im Mockelschen Hause versammelt war. Allgemein wurde bedauert, daß so manche geistreiche Bemerkung, so mancher treffliche Witz verloren gehe, weil nichts aufgezeichnet werde. Kinkel erzählte von einer Bierzeitung aus seiner Studentenzeit, Johanna von dem durch Bettina gegründeten „Lindenblatt". Plötzlich ergriff die letztere einen grünen Bogen Papier, auf dem sie die Umrisse eines Maikäfers gezeichnet hatte und rief begeistert: „Wie nennen wir das Blatt? 'Maikäfer' soll es heißen, 'eine Zeitschrift für Nichtphilister'"! Man beschloß, sich jeden Dienstag abend zu versammeln, während der Woche Dichtungen und literarische Beiträge in die in Umlauf gesetzten grünen, mit dem Bilde des Maikäfers gezierten Blätter einzuzeichnen, ohne dabei die Arbeiten der anderen Mitglieder zu lesen, und die gelieferten Produktionen einer objektiven Kritik zu unterwerfen. Die Geburtsstunde des Maikäferbundes hatte geschlagen. Der eigentliche Leiter des Dichtervereins war Kinkel, Johanna wurde von den Mitgliedern „Direktrix" genannt. Jeder Teilnehmer erhielt einen Maikäfernamen; so hieß Kinkel „Wolterwurm", Alexander Kaufmann, aus der bekannten Bonner Familie, später fürstlich Löwensteinscher Archivrat zu Wertheim a. Main und Verfasser der Monographie über Cäsarius von Heisterbach, „Rosenkäfer", der schon erwähnte Willibald Beyschlag „Balder", Johanna „Nachtigall". Außer den Genannten gehörten dem Maikäferbunde an Jakob Burckhardt, der im Sommersemester 1841 in Bonn studierte und später Professor der Kultur- und Kunstgeschichte an der Baseler Universität wurde, der Frankfurter Karl Fresenius, der spätere Wiesbadener Chemiker und Naturforscher, der Bremenser Adolf Torstrick, der nachmals Gymnasialprofessor in seiner Vaterstadt wurde und als Aristotelesforscher einiges geleistet hat, die Theologen Ernst Ackermann, der schon 1846 starb, Albrecht Wolters, später Pfarrer in Bonn und Professor in Halle, Franz Beyschlag, Willibalds jüngerer Bruder [1]), schon 1856 als Pfarrer in Neuwied gestorben, ferner

1) Vgl. „Aus dem Leben eines Frühvollendeten", ein Lebensbild von Willibald Beyschlag, Halle, 1880.



Digitized by Google

Arnold Schlönbach, ein etwas wunderlicher Geselle, Bruder des damaligen Bonner Polizeiinspektors, die Philologen Gustav Wurm und Wilhelm Scibt, Laurentius Lersch, der spätere Begründer des „Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande", Karl Simrock, der sich als Professor anfangs etwas zurückgehalten hatte, Andreas Simons, Gymnasiast und Pflegesohn der Mockelschen Familie, der später Kunstgeschichte und Architektur studierte und bekannt geworden ist durch sein wertvolles Werk über die „Schwarzrheindorfer Kirche bei Bonn". Wolfgang Müller von Königswinter, Christian Joseph Matzerath und Ferdinand Freiligrath standen dem Mäikäferbunde nahe. Die Zahl der Mitglieder war immer nur beschränkt und veränderte sich mit jedem Semester, da die Studenten kamen und gingen. Das Maikäfernationallied: „Maikäfer flieg!", das bei den Sitzungen und Festlichkeiten gesungen wurde, hatte Alexander Kaufmann gedichtet; von Johanna war es in Musik gesetzt worden. Jährlich wurde am Peter- und Paulstage das Stiftungsfest mit besonderem Gepränge begangen. Strodtmann hat uns in seiner Kinkelbiographie eine anmutige Schilderung des ersten Stiftungsfestes am 29. Juni 1841 überliefert, bei dem Jakob Burckhard anwesend war, und Nikolaus Becker, der Dichter des Liedes: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Hiernach versammelten sich die männlichen Mitglieder des Bundes gegen 10 Uhr in der Wohnung Kinkels im Poppelsdorfer Schlosse und begaben sich in die mit Epheu und Blumengewinden geschmückte Wohnung Johannas in der Josephstraße, wo sich die dem Verein nahestehenden Damen eingefunden hatten. „Hier eröffnete Kinkel das Fest mit einer geistvollen Rede über Tendenz, Geschichte und gegenwärtigen Bestand des Vereins, wie auch über die bisherigen Leistungen der einzelnen Mitglieder .... Nun folgte die Verlosung der Reihenfolge, in welcher die Preisaufgaben über Otto den Schützen, das diesmalige Thema, zur Verlosung kommen sollten". Hierauf wurde das bekannte Maikäferlied gesungen. „Um drei Uhr nachmittags eröffnete Frau Johanna die Vorlesung mit einem von ihr verfaßten Liederspiel 'Otto der Schütz' in einem Aufzug. Dann las Kinkel sein unsterbliches Epos 'Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern'. Alles hing stumm an seinen Lippen, und ein nicht enden wollender Beifallssturm brach aus, als er zum Schlusse gelangt war". Es mochte den Zuhörern zum Be-

Digitized by Google

wußtsein gekommen sein, daß nur die Liebe zu Johanna das innerhalb dreier Monate beendete Epos zu solcher Vollendung hatte reifen lassen. Gottfried erhielt den ersten Preis, der aus einem ihm von der „Königin" überreichten Lorbeerkranze bestand. Den Verlauf des Stiftungsfestes von 1844 hat uns Beyschlag, der daran teilnahm, in seinem Buche „Aus meinem Leben"[1]) berichtet. Diesmal wurde Kinkels „Grobschmied von Antwerpen" mit dem ersten Preise bedacht. Auch dramatische Aufführungen wurden von den Mitgliedern des Maikäferbundes unternommen. So kam Ende des Wintersemesters 1841/42 Johannas Liederspiel „Otto der Schütz" zur Darstellung, und mit Beendigung des Sommersemesters 1842 ging Goethes „Iphigenie" in Szene, deren Einübung die Teilnehmer viel Mühe gekostet hatte. In dem bereits erwähnten Buche sagt Beyschlag über die Aufführung dieses Dramas: „Ein auserwählter Kreis von Professoren und Damen füllte das eine Zimmer der Direktrix, das andere mit seiner Flügeltür war die griechisch-einfache Bühne. Johanna spielte die Iphigenie, Andreas (Simons) den König, unser Freund Schöler (ein Theologe aus Winningen an der Mosel), der ebenfalls in den Maikäferbund gezogen worden, den Arkas, Kinkel den Orestes und ich den Pylades, eine Rolle, in welcher ich all mein Gefühl für Kinkel hineinlegen konnte. Als wir nun so im griechisch-skythischen Kostüm, Kinkel und ich im Chiton und farbigen Überwurf, mit silbernen Stirnbändern in den gleichgescheitelten dunklen Locken, im Glanz der Lichter standen, ward uns die Dichtung zur Wahrheit, und wir machten unsere Sache so gut, als man von uns erwarten konnte. Die Darstellung erntete reichen Beifall und mußte an einem folgenden Tage noch einmal wiederholt werden"[2]). Noch ist eine Aufführung des Goetheschen „Bürgergeneral" um die Fastnachtzeit 1844 zu erwähnen.

Ein romantischer Zauber hatte sich des ganzen Kreises bemächtigt und auf gemeinsamen Spaziergängen in die reizende Umgegend, bei Kahnfahrten auf dem mondbeglänzten Rheinstrom kam der Begeisterungsrausch der jugendlichen Gesellschaft nicht selten zu stürmischem Ausdruck. Namentlich wurde ein der Bonner Familie Kaufmann gehöriges, an der Siegmündung bei Mondorf gelegenes Landgut gern und oft besucht. Wir besitzen nicht weniger

1) Beyschlag I, 198—201. 2) A. a. O. 128/129.

Digitized by Google

als vier poetische Schilderungen dieses idyllischen Plätzchens, von denen die von Alexander Kaufmann „In der Bucht“ hier Erwähnung finden soll:

„Es hüllt der dunkle Wald uns ein;
Die Ruder plätschern sanft und leise;
Kaum, daß von oben noch herein
Der Mond bescheint die stille Reise.
Die Blume träumt in stiller Pracht,
Es singen leis die schönen Frauen.
Wer möchte wohl in solcher Nacht
Noch wünschen je den Tag zu schauen.“

Hier verschwärmte das junge Volk singend und dichtend ganze Nachmittage, und Kinkel hat in den Schatten der Siegmündung den größten Teil seines „Otto der Schütz“ niedergeschrieben. Erst zu später Abendstunde wurde an die Heimfahrt gedacht. Ein Teilnehmer, Balder-Beyschlag hat uns den Zauber dieser „Buchtfahrten“ geschildert: „Dann wurde rheinabwärts auf der rechten Stromseite nach Bergheim spaziert, wo eine von frischem Waldgrün überwölbte heimliche Rheinbucht begann, und im Kahne langsam das krystallene Gewässer, auf dem die Seerosen schwammen, hinabgefahren in tiefer, tiefer Stille, die nur das Plätschern der Ruder und der Gesang der Nachtigallen unterbrach. Zuletzt aber, dem Inselchen Pfaffenmütz gegenüber, gings hinaus in den offenen Rhein mit seiner mächtig strömenden Flut. Nun landeten wir an irgend einem hübschen Waldplätzchen, entfernt von jedem Menschenlaut, setzten uns auf den grünen Rasen und füllten die Becher, indes Johanna uns ein helltönendes Lied sang oder aus dem Stegreif ein Märchen erzählte[1])“.

Das Verhältnis Kinkels zu Johanna war in seinen Anfängen ein durchaus freundschaftliches. Die gemeinsamen Interessen führten zueinander, und die Begeisterung für Musik und Poesie knüpfte das Freundschaftsband nur noch fester. Je mehr aber Kinkel Johanna kennen und schätzen lernte, umsomehr wuchs seine Achtung vor dieser starken, selbstsichern Persönlichkeit. Das anfänglich für ihre zwiespältige Seele gehegte Mitleid trat schon bald in den Hintergrund, und das Congeniale in ihrem Wesen wurde ihm lebhaft vor die Augen gestellt. Und in der Tat, trotz aller Gegensätze berührten sich ihre Naturen im innersten Kern. Denn auch in ihm

1) Beyschlag, I, 121.

Digitized by Google

war, wie sehr es ihm auch in diesem Zeitpunkte seiner Entwicklung noch verborgen sein mochte, eine starke rationalistische Ader vorhanden, und heftige Kämpfe gegen diesen kritischen Teil seines Wesens sind ihm in der voraufgegangenen Zeit nicht erspart geblieben. Diese latenten freisinnigen Strebungen seiner Natur wurden unter dem Einflusse von Johannas starker Persönlichkeit aus ihrer Gebundenheit zur Freiheit aufgerufen, und so trat allmählich auch auf weltanschaulichem Gebiete eine größere Übereinstimmung in die Erscheinung. Kinkel begann Vergleiche zu ziehen zwischen Johanna und Sophie Bögehold, die mehr und mehr zu Ungunsten der letzteren ausfielen. Das 1840 gedichtete „Ein Tagebuchblatt“ [1]) bietet für diese Tatsache einen unzweideutigen Beweis. So beginnt in dem Dichter der Kampf um seine Liebe, in dem Johanna Sieger bleibt. Ein äußeres Ereignis treibt die Dinge einer raschen Entwicklung entgegen und veranlaßt das erste Bekenntnis der Liebenden. Am 4. September 1840 machte Kinkel mit Johanna und Andreas Simons eine Kahnfahrt auf dem Rheine. Ein Schiffer führte die Ruder, Kinkel lenkte das Steuer. Auf der Heimfahrt — es war ein stürmischer Tag — wurde der Kahn von dem Dampfboot „Marianne“ gerammt, schlug um, und die Insassen verschwanden in den Wellen. Der Schiffer rettete Simons ans Ufer, Kinkel entriß mit Aufbietung all seiner Kraft unter eigener Lebensgefahr die Geliebte den tückischen Fluten. In „Eine Lebensstunde“ [2]) hat uns der Dichter diese Begebenheit mit unnachahmlicher Schönheit geschildert. Das Schicksal hatte gesprochen, das Los des Dichters war entschieden. Aber noch harte Kämpfe mit der nüchternen Pflicht mußten überstanden werden, denn noch war Sophie vor den Augen der Welt seine Braut. Allein die Entscheidung war nicht mehr hintanzuhalten. Endlich im Februar 1841 bat Kinkel seinen Schwager Bögehold, Sophie auf die Lösung des Verhältnisses vorzubereiten und sie allmählich vor die harte Wirklichkeit zu stellen. Es waren schlimme Tage für diese, die sie im stillen Pfarrhause zu Altwied, wo Bögehold amtierte, in herzzerreißendem Schmerze verlebte. Sie hat Kinkel nicht vergessen und ist zeitlebens unvermählt geblieben.

Schon lange hatte sich die öffentliche Meinung mit Kinkels Beziehungen zu Johanna beschäftigt, doch war dies bisher mehr

1) 1. Sammlung, 179. 2) 1. Sammlung, 183.

Digitized by Google

in Damengesellschaften am Kaffee- oder Teetisch geschehen. Begreiflich waren es besonders protestantische Kreise, die es dem Privatdozenten der evangelischen Theologie übelnahmen, daß er mit einer geschiedenen Katholikin ein Liebesverhältnis unterhielt. Die Lösung der Verlobung mit Sophie Bögehold war der Auftakt zu einer Reihe von häßlichen Angriffen, die von den interessierten Kreisen unternommen wurden. Zuerst trat das Presbyterium der evangelischen Gemeinde zu Köln auf den Kampfplatz, indem es Kinkel nach einem Inquisitorium durch den Pfarrer Engels im Mai 1841 als Hilfsprediger entließ. Kurz darauf wurde dem Dichter auch seine Religionslehrstelle an der Thormannschen Töchterschule aufgekündigt. Auch im Maikäferbunde machte sich eine Verstimmung bemerkbar. Leo Hasse, dessen Vater Professor der protestantischen Theologie war, trat im Frühjahr 1841 vom Bunde zurück. Kinkel sang ihm das herrliche „Der Welt Trotz“ [1]) nach. Um dieselbe Zeit zog sich auch Alexander Kaufmann von Kinkel zurück. Doch ist für sein Ausscheiden weniger Gottfrieds Verhältnis zu Johanna als besonders der Wunsch der Mutter maßgebend gewesen, ihren Sohn der Schwärmerei und dem Nichtstun zu entreißen und ihn positiver Arbeit zuzuführen [2]). Von ihm verabschiedete sich Kinkel in dem Gedichte „Einem Verlorenen“ [3]). Auch in dem Verhältnis zur Fakultät trat allmählich eine Erkaltung ein. In dem Maße wie Kinkels Interesse für künstlerische und ästhetische Gegenstände wuchs, nahm seine Entfremdung von der Theologie zu. Die Sommer 1841 und 1842 wurden fast ausschließlich der Poesie, der Arbeit im Maikäferbunde und dem feuchtfröhlichen Verkehr mit den Freunden gewidmet So konnte Kinkel bereits 1843 eine erste Sammlung seiner Gedichte der Öffentlichkeit übergeben. Dagegen fehlen wissenschaftliche Leistungen auf theologischem Gebiete gänzlich, und doch waren nur sie allein imstande, sein Fortkommen zu befördern und seinen Wert der Fakultät begreiflich zu machen. Das von ihm in Aussicht gestellte Werk über die Geschichte des Heidentums von Augustus bis Konstantin ist über Quellenstudien und gelegentliche Aufzeichnungen nicht hinausgediehen. Dabei mußten das übertriebene Selbstbewußtsein und

1) 1. Sammlung, 209.

2) Vgl. Leopold Kaufmann, Ein Zeit- und Lebensbild von Dr. Franz Kaufmann, Köln 1913, 38. 3) 1. Sammlung, 205.

Digitized by Google

die zur Schau getragene Eitelkeit des Dichters die Mitglieder der Fakultät gegen ihn verstimmen und aufbringen, zumal seine kirchlich-religiöse Auffassung infolge des Verkehrs mit Johanna und unter dem Einflusse seiner ästhetischen Betätigung mehr und mehr der Verflachung und Verwässerung anheimfiel. Das erste Zeugnis für diese Tatsache ist in der am 15. Januar 1842 geschriebenen Vorrede zu der erwähnten Predigtsammlung gegeben, in der allerdings noch an der Gottessohnschaft Jesu festgehalten, jedoch bereits über Gebühr die menschliche Persönlichkeit Christi in den Vordergrund gestellt wird. Ein Jahr später war der entscheidende Schritt getan, denn schon im Januar 1843 schreibt derselbe Kinkel an Balder-Beyschlag, der damals in Berlin studierte: „Wem, der ehrlich und nicht dumm ist, sind nicht die dogmatischen Fundamente gewichen in dieser bangen schweren Zeit .... Sollte nun endlich die Zeit gekommen sein, den θεός μόνος πνευματικός wieder als einen zu fassen, das Wort Jesu: Niemand ist gut denn Gott allein in seinem einzig möglichen Sinne zu fassen, daß er sich nämlich Gott gegenüber auch nicht gut .... nennen mag, um endlich den Punkt zu finden, wo Platon, Christus, Apollonius von Tyana, am Ende auch Moses und Muhamed, harmonieren?“ [1]) Hier leugnet Kinkel ohne Zweifel das Dogma der Trinität, sieht in Christus nur noch den hoch begabten Menschen und stellt die christliche Religion mit den andern Religionen auf die gleiche Stufe. Damit hatte er seinen Abfall vom positiven Christentum dokumentiert und sich zum religiösen Eklektizismus bekannt. Diese Wendung ist zugleich ein zeitgeschichtliches Moment, indem sie im Zusammenhang steht mit der allgemeinen Krisis in der protestantischen Theologie der damaligen Zeit, die vielleicht größer und gefährlicher war als die voraufgegangenen Versuche der Zersetzung und Negation. Noch waren die Wellen nicht zur Ruhe gekommen, die David Friedrich Strauß' neueste Fassung des christologischen Problems in Bewegung gesetzt hatte. Sein Leben Jesu war 1835 in zwei Bänden erschienen und hatte, weit über den Rationalismus des 18. Jahrhunderts hinausgehend, der die Wunder Jesu auf natürliche Weise zu erklären versuchte, diese ins Gebiet der Sage und des Mythus verwiesen, mit dem die Urgemeinde die Person Christi umgeben, und sie als historische Tatsachen ausgeschieden. Auf dem Wege der kritischen Auseinandersetzung schritt

1) Bollert, 2.

Digitized by Google

dann die von Ferdinand Christian Baur begründete Tübinger historische Schule weiter vor, indem sie die gesamte urchristliche Literatur in den Bereich dieser Untersuchung zog. Auch Strauß setzte seine kritische Tätigkeit fort und ließ 1840 den ersten und 1841 den zweiten Band seiner Dogmatik erscheinen, die eine völlige Auflösung und Zersetzung des protestantischen Lehrinhaltes bedeutete. In demselben Jahre 1841 übergab Ludwig Feuerbach sein „Wesen des Christentums" der Öffentlichkeit, in dem er die objektive Realität der religiösen Vorstellungen leugnete und diese als etwas rein Subjektives aus dem menschlichen Geiste Erzeugtes erklärte. In Bonn hatte der Hegelianer Bruno Bauer durch seine Kritik der Synoptiker und seine Verhöhnung des Johannesevangeliums die Gemüter auf das heftigste erregt, so daß Eichhorn 1843 seine Amtsentsetzung anordnete. Die lichtfreundliche Bewegung, getragen von den Pfarrern Uhlich in Magdeburg, Wislicenus in Halle, Rupp in Königsberg, die mancherorts zur Gründung freier Gemeinden führte, bedeutete ein Wiederaufleben des alten Rationalismus. Die sich überall in der protestantischen Kirche breitmachende Negation blieb nicht ohne Einfluß auf Kinkels theologische Haltung und begünstigte sein Hinabgleiten in den religiösen Liberalismus. Unter solchen Umständen darf es uns nicht wundernehmen, wenn er in einem Briefe an den Literarhistoriker Goedecke vom 7. April 1843 bekennt, er stehe „im Kampfe der Gegenwart auf Seiten der religiösen Denkfreiheit gegen alle Tendenzen, welche zu unserer Zeit mit mannigfachen Mitteln eine frühere morsch gewordene Gestalt des religiösen Lebens wieder einzuführen suchen." Die immer mehr in die Erscheinung tretende Entfremdung von Theologie und religiösem Leben mußte die Fakultät stutzig machen und in ihrem Schoße den Entschluß zur Reife bringen, einen Antrag auf Beförderung zu einer außerordentlichen Professur einstweilen nicht zu stellen, sondern die weitere Entwicklung abzuwarten. Kinkels Bemühungen, in Marburg die ersehnte Professur zu erlangen, hatten keinen Erfolg. Indessen wurde sein Verhältnis zur Fakultät immer gespannter. Wie weit der Gegensatz schon 1842 gediehen war, erhellt aus dem damals entstandenen Gedichte „Fakultätssitzung", in dem er sich mit einer nicht zu überbietenden Überheblichkeit über seine Kollegen lustig macht und sie einer mißgünstigen und gehässigen Gesinnung bezichtigt.

Digitized by Google

Unterdessen hatte sich auch bei Johanna die entscheidende Wendung vollzogen. Um den von der öffentlichen Meinung als besonders erschwerend hervorgehobenen Umstand zu beseitigen, daß ein evangelischer Theologe an exponierter Stelle keine Katholikin heiraten könne, hatte sie in den Jahren 1841 und 1842 ihre Annäherung an den Protestantismus soweit vollzogen, daß der Kinkel befreundete Pfarrer Evertsbusch in Münster, dem Johanna ihr Glaubensbekenntnis vorgelegt hatte, Weihnachten 1842 ihre Aufnahme in die evangelische Kirche vollziehen konnte. Kurze Zeit danach erfolgte die öffentliche Verlobung und am 22. Mai 1843 die Verehelichung mit Kinkel in der Wohnung des Pfarrers Wichelhaus, bei der Emanuel Geibel und Jakob Burckhardt als Trauzeugen fungierten. Das Jahr 1843 stellt für Kinkel nicht nur durch seine Vermählung mit Johanna einen bedeutsamen Einschnitt dar, es traten in ihm auch die ersten Anzeichen für die nicht mehr aufzuhaltende Berufsänderung hervor. Der Minister — es war der dem Pietismus gänzlich verschriebene Eichhorn — hatte am 10. März 1843 eine Bitte Kinkels um eine Remuneration abschlägig beschieden und den Kurator von Bethmann Hollweg angewiesen, diesem anheimzugeben, sich einem anderen Lebensberufe zuzuwenden, wenn es ihm nicht in Bälde gelingen sollte, seine theologische Befähigung durch wissenschaftliche Leistungen gründlich darzutun. Die Zurückweisung des Ministers verfehlte ihres Eindruckes auf Kinkel nicht, indem ihm nun mit einem Schlage die Gewißheit vor die Seele trat, daß die Theologie sein Beruf nicht sei, und daß er die Pflicht habe, die ihm zur Last gewordene Bürde abzuschütteln. Allerdings sind im Anfang der vierziger Jahre Anzeichen dafür vorhanden, daß er daran gedacht hat, mit seinen freireligiösen Ansichten eine Rolle in der protestantischen Kirche zu spielen. Es war die Zeit der „lichtfreundlichen" Bewegung, da der alte Rationalismus noch einmal mit aller Macht an die Hallen der Orthodoxie und des Pietismus pochte. Allein er mochte wohl selbst inne geworden sein, daß es ihm zu solcher Betätigung an religiöser Ueberzeugungskraft und theologischer Tiefe fehle. In den Briefen an die in Berlin studierenden Mitglieder des Maikäferbundes Beyschlag, Torstrick und Wolters vom Sommer 1843 tritt sodann die Absicht auf, das fernere Leben auf Poesie und literarische Produktion zu stellen. Allein die Berliner Freunde haben in dieser Zeit der Krisis und Spannung seine damalige seelische Haltung und seine Talente nüchterner beurteilt als er selbst. Beyschlag hat Recht, wenn er

Digitized by Google

in „Aus meinem Leben“ [1]) schreibt: „Uns, seine Berliner Freunde, erschreckte schon das, daß er daran dachte, seinen theologischen Lehrberuf aufzugeben und seine Zukunft lediglich auf sein poetisches Talent zu stellen. Kinkel war — das war uns immer klarer geworden — ein poetisch begabter und angeregter Mensch, aber kein Dichtergenius. Die gehobene Stimmung, in welche Jugend, Verlobung und Kampf mit der Gesellschaft ihn versetzt, hatten ihn das Beste leisten lassen, dessen er als Dichter überhaupt fähig war; er hatte seinen Höhepunkt bereits überschritten. Alles, was er seit ‘Otto dem Schützen’ gedichtet hatte, war mittelmäßig; es zeigt den mit dem poetischen Handwerk vertrauten Mann, entbehrt aber des Duftes echter Poesie und der Weihe des Genius.“ Auch den tiefsten Grund für Kinkels theologische Entwicklung hatten die Berliner erkannt, und die Äußerung, die Balder-Beyschlag hierüber in seinen Erinnerungen tut, ist durchaus zutreffend: „Während wir jungen Leute in Berlin mit voller Kraft unserer Seele den Kampf der Zeit zwischen Philosophie und Christentum durchkämpften, war Kinkel ohne ernste Kämpfe und neue Studien, lediglich auf dem Wege der Stimmung und Verstimmung, aus seiner früheren warmen Herzensgläubigkeit zu einem armseligen Deismus herabgeglitten.“ Dieser ihrer Meinung gaben die Freunde unverhohlen in übereinstimmenden Briefen an Kinkel Ausdruck, bewirkten hierdurch allerdings eine nicht geringe Verstimmung. Auch bezüglich der Berufseignung bekundete Beyschlag einen ohne Zweifel richtigen Blick, als er, seit Herbst 1843 wieder in Bonn studierend, in einem Briefe vom 9. November 1843 an Albrecht Wolters, der in Berlin seine Studien fortsetzte, urteilte: „Die Geschichte ist sein (Kinkels) eigentliches Gebiet, und zwar keineswegs in besonderem Grade die Kirchengeschichte, sondern Staaten, Kultur- und Kunstgeschichte, und in diesem Gebiet ist wiederum weit weniger die strenge Forschung seine Sache, als die Gestaltung und Darstellung, in der er, wie ich auch jetzt noch anerkennen muß, Meister ist“ [2]).

Erstmals durch die italienische Reise auf die Kunst aufmerksam, durch kirchengeschichtliche Studien mit ihr vertrauter geworden, begann er seit Anfang 1844 die Kunstgeschichte als sein eigentliches Fach zu betreiben. So groß war sein Eifer, daß er

1) Beyschlag, I, 166/167.
2) Bollert, 119.

Digitized by Google

sogar die geliebte Dichtkunst hintansetzte und am 10. Februar 1845 an Freiligrath schrieb, er habe seit Mitte Sommer 1844 keinen Vers mehr gemacht. Die positive Arbeit hatte für ihn zunächst den Erfolg, daß er aus dem Zustande der Verbitterung und Verstimmung herausgerissen wurde. Schon im Juli 1845 war er in der Lage, dem Minister die erste Lieferung seiner „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", die altchristliche Kunst behandelnd, vorlegen zu können. Unmittelbar zuvor hatte er sich, da durch August Wilhelm von Schlegels Tod am 12. Mai 1845 das Fach der Kunst- und Literaturgeschichte frei geworden war, vom Kurator von Bethmann Hollweg unterstützt, um eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät beworben. Der berühmte Berliner Kunsthistoriker Franz Kugler, seit 1843 Referent für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium, durch seinen Freund und Lieblingsschüler Jakob Burckhardt hinlänglich mit Kinkel und seinen Schicksalen bekannt, ließ es an Fürsprache nicht fehlen. Auch der frühere Bonner Kirchenhistoriker und nunmehrige Berliner Theologe Rheinwald tat das seine, um Kinkels Überführung in die philosophische Fakultät zu bewerkstelligen. Da diese den Dichter bereitwilligst zum Doktor promovierte, so vollzog Eichhorn Anfang 1846 seine Ernennung zum außerordentlichen Professor für Kunst- und Literaturgeschichte. Voll Freude über diese glückliche Wendung der Dinge schrieb Kinkel am 2. Mai 1846 an Freiligrath: „Mit der Kunstgeschichte in der Hand meldete ich mich zum Austritt aus der Theologie, denn ein Lebenlang bloß negierend, kritisch, auflösend arbeiten, hol der Teufel, und anderes kann meines Erachtens jetzt kein klarer Kopf in der Theologie wahrnehmen ... Es ist mir gelungen, noch vor dem stets gefährlichen Wendejahr, vor Ablauf des dreißigsten, fest und klar meine wissenschaftliche Bestimmung zu begreifen und den Lauf zu beginnen. Dieses, und daß ich nun wieder ganz Mensch sein darf (der Theologe darfs nur halb!), dieses ist meine beste Freude, bei jener Wendung meines Geschicks"[1]). Leider brachte das kurz darauf gedichtete „Männerlied"[2]) einen schrillen Mißton in die glücklich gelösten Verhältnisse. Wenn auch der vaterländische Charakter des Gedichtes, das die verschiedenen Gesinnungsrichtungen zu gemeinsamer Arbeit am Vaterlande aufruft, keineswegs verkannt

1) Bollert, 144. 2) 1. Sammlung, 250.

Digitized by Google

werden soll, so bleibt doch bestehen, daß bei der religiösen Haltung des Hofes die freche Verhöhnung des Unsterblichkeitsgedankens und der durchaus materialistische Standpunkt des Verfassers ganz dazu angetan waren, Eichhorn und Bethmann-Hollweg in ein falsches Licht bei dem Könige zu bringen. Glücklicherweise stand Kinkel in der Gunst des Ministers, der das „Männerlied" als eine jugendliche Entgleisung betrachtete, fester als man vermuten konnte. Vielmehr hielt dieser nach wie vor an seiner Absicht fest, Kinkel nach Berlin zu berufen, und gewährte ihm noch im Laufe des Jahres 1847 ein festes Gehalt von 400 Talern.

So hätte alles einem guten Ende entgegengeführt werden können, wenn nicht die politische Betätigung dem Dichter und Professor einen schlimmen Streich gespielt hätte. Es würde zu weit führen und über den Rahmen des gestellten Themas hinausgehen, des Dichters Anteil an der politischen Bewegung des Jahres 1848 zu schildern, allein die Etappen dieses verhängnisvollen Wirkens sollen zum wenigsten andeutungsweise zur Darstellung kommen. Daß bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die auf freiheitliche Ausgestaltung des Staatswesens gerichteten Bestrebungen in Preußen mit aller Macht zum Ausbruch kamen, hatte dieser Monarch durch sein anfängliches Verhalten selbst verschuldet, und es waren vor allen die Provinzen Ostpreußen und Rheinland, in denen der politische Liberalismus ein ergiebiges Feld seiner Betätigung fand. Doch sehr verschieden voneinander waren Ursprung und Struktur dieser politischen Bewegung in den beiden Provinzen. Von Ostpreußen hatte die Befreiung seinerzeit ihren Ausgang genommen. Hier hatten Stein, Arndt und York durch Begründung der Landwehr den Brand entfacht, und die Provinz hatte gewaltige Opfer auf sich genommen. Gleichsam als Entgelt für diese verlangte man nun Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und Besteuerung. In den Rheinlanden dagegen hatte die politische Bewegung einen ganz anderen Ursprung. Das linke Rheinufer hatte einmal zum französischen Staatsverbande gehört und die Errungenschaften der französischen Revolution kennen und schätzen gelernt. In dem Bürgertum der Rheinlande war infolge der engen Berührung mit dem westlichen Liberalismus der Sinn für eine angemessene Beteiligung des Volkes am Staatsleben immer lebendig gewesen und neuerdings durch die freiheitliche Ausgestaltung der belgischen Verfassung wieder mächtig angeregt worden.

Digitized by Google

Kinkels Entwicklung zum religiösen Radikalismus hat zwar seinen politischen Wandlungen nicht gleichen Schritt gehalten; r sie gehören, aus einer Wurzel entsprossen, zusammen. Hier dort ist Johanna, die „Demokratin“ und „Republikanerin“, treibende Kraft. Die Berührung mit Freiligrath und Matzerath te ihn längst politisch angeregt, und der Kampf mit der Fakul-, sowie der Gegensatz zur öffentlichen Meinung die Oppositions-t in ihm mächtig gefördert. Wie sehr sich diese Stimmung reits 1842 verdichtet hatte, erhellt aus dem Gedichte „die eben Berge“[1]). Frühzeitig waren sodann Beziehungen zu m Kölner Kreise freisinniger Politiker angeknüpft worden. So nnte es denn nicht fehlen, daß in dem nunmehr beginnenden litischen Kampfe des Jahres 1848 Kinkel eine Rolle spielen llte. Bereits an dem allseitigen Begeisterungsrausch, der die nner Bevölkerung beim Bekanntwerden des königlichen Patents m 18. März ergriff, hatte er seinen Teil. In dem Zuge, der ch am 20. März von der Wohnung Arndts zum Rathause bewegte, n dessen Spitze Dahlmann, Arndt und Sybel, der Vater des listorikers, marschierten, befand sich auch Kinkel, die schwarz-ot-goldene Fahne tragend. Auf der Rathaustreppe, „als in dem neuen Mittelpunkte der Weltgeschichte stehend“ und mit einer majestätischen Rede, worin er aber doch zweimal „den Bund mit den rechtmäßigen Gewalten betonte, begrüßte er, die Fahne abwechselnd senkend, die Völker im Westen, die im Norden, die im Süden und die im Osten; überreichte hierauf die Fahne dem Oberbürgermeister, der sie mit einer etwas vorsichtigen Erwiderung in Empfang nahm“[2]). Das damals von Kinkel gesprochene Wort: „Von heute an fürchtet der Deutsche nichts mehr“, ist später von einem Größeren, mit mehr Berechtigung allerdings, wieder aufgenommen worden. Kinkels Stellung zu den politischen Dingen war anfangs keineswegs klar. Er schien sich fürs erste zu den Konstitutionellen halten zu wollen. Seinem lebhaften Temperament entsprechend, hat er dann rasch seine Haltung geändert. Um den von Tag zu Tag sich steigernden Radikalismus der Minderheit in der Hand zu behalten, trat am 27. März eine „Zentral-Bürgerversammlung“ zusammen, die den Kirchenrechtler Ferdinand Walter, den Schwiegersohn des Philo-

1) 1. Sammlung, 136.

1) Ferdinand Walter: Aus meinem Leben, Bonn, 1865, 174.

Digitized by Google

sophen Windischmann, zu ihrem Präsidenten wählte, Kinkel aber zum Vizepräsidenten erkor. Hierdurch zur Untätigkeit verurteilt, suchte Kinkel durch Bearbeitung des Handwerkerstandes ein Feld für seine politische Betätigung zu gewinnen. Er gründete einen Handwerkerbildungsverein und wirkte in diesem aufklärend durch Vorträge über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der unteren Schichten. Wie schnell er sie für sich zu gewinnen verstand, beweist ein Aufzug der Handwerker und Arbeiter am 30. April und eine auf rotes Papier gedruckte Ansprache, die ihm überreicht wurde. Er bot zunächst alles auf, um in eine der beiden konstituierenden Versammlungen gewählt zu werden. In seinem Wahlprogramm vom 19. April verlangte er trotz seines Eintretens für die konstitutionelle Monarchie Umbildung derselben auf demokratischer Grundlage, auch sprach er sich für Volkssouveränität aus. Allein noch hatte der Zentralverein die Dinge in der Hand. In der Wahl vom 8. Mai wurde für die Berliner Versammlung der Jurist Bauerband, in der vom 10. Mai für die Frankfurter Versammlung der Jurist Deiters gewählt. Dahlmann und Arndt, für die große Sympathien vorhanden waren, konnten in Bonn nicht durchdringen; dagegen wurde in mehreren anderen Wahlkreisen ihre Wahl für das Reichsparlament getätigt, so nahm Dahlmann für Segeberg in Holstein, Arndt für Solingen an. Als nun Walter die im Wahlkreise Rheinbach auf ihn gefallene Wahl für die preußische Nationalversammlung annahm, übernahm Kinkel die Leitung des Zentralvereins, in dem nun schon bald ein Umschwung zu seinen Gunsten eintrat. Der von Walter nach seiner Rückkunft aus Berlin am 13. Juni gestellte Antrag, die Frankfurter Reichsversammlung solle gegen die Republik und jede republikanische Staatsform Verwahrung einlegen, fand bereits keine Mehrheit und wurde abgelehnt. Es beweist diese Tatsache, daß Kinkel schon damals auf dem Standpunkte der demokratischen Republik stand; er hatte im Einverständnis mit dem Kongreß der demokratischen Vereine zu Frankfurt gehandelt, der sich für die Einführung der Republik ausgesprochen hatte. Das wüste Treiben im Zentralverein hatte zur Auflösung desselben und zur Gründung eines konstitutionellen und eines demokratischen Klubs geführt. In letzterem, der sich zur Hälfte aus Bürgern und zur Hälfte aus Studenten zusammensetzte, spielte Kinkel die Hauptrolle. In der „Bonner Zeitung" schuf er sich sein Organ und in dem 19 jährigen Studenten Karl Schurz,

Digitized by Google

der in Bonn Geschichte und Philosophie studierte, gewann er einen für die Agitation durchaus geeigneten Helfer und Freund.

Der Rücktritt des Ministeriums Hansemann am 11. September, die dadurch erstarkende Reaktion, sowie die Spannung zwischen der Berliner Regierung und dem Frankfurter Parlament hatten die Revolutionsstimmung in den Rheinlanden in bedenklichem Maße gesteigert. Die von der Berliner Versammlung am 15. November beschlossene Steuerverweigerung brachte neuen Zündstoff. Infolge dieser Dinge gelang es Kinkel und seinen demokratischen Freunden, in Bonn für eine kurze Zeit die Herrschaft in die Hand zu bekommen, so daß sich Bevölkerung und Bürgerwehr seinem Regimente fügten. Zwar wurde durch den Diktator unnötiges Blutvergießen verhütet und Bauerbands Haus vor Demolierung und Plünderung geschützt. Vergebens machten zwei Mitglieder des konstitutionellen Vereins, der Jurist Hälschner und der Theologe Ritschl den Versuch, beim Kölner Polizeipräsidenten seine Verhaftung zu bewirken. Das Einrücken eines Infanterieregimentes machte endlich der kurzen Diktatur ein Ende. Auf Grund der vom König verliehenen oktroyierten Verfassung wurde Kinkel gegen Bauerband Anfang 1849 in die 2. Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken einnahm. Mit seiner rhetorischen Leistung vom 23. März 1849 erwarb er sich den Namen eines Redners der Revolution und eines Fürsprechers des Proletariats. Offen erklärte er die demokratische und soziale Republik für die einzige heilbringende Staatsform. Die Auflösung des Landtages wegen seines Eintretens für die Reichsverfassung am 27. April machte seiner parlamentarischen Tätigkeit ein Ende, schürte aber zugleich auch die allgemeine Erregung. Um dieser den Boden zu entziehen, verfügte die Regierung die Einberufung der Landwehr. Allein diese Maßregel steigerte die Aufregung in vielen Städten bis zur offenen Empörung, indem sich die einberufenen Landwehrleute den Gestellungsbefehlen widersetzten. Auch in Bonn wurden die zahlreich versammelten Landwehrmänner durch Kinkel im „Römer“ zum Losschlagen bearbeitet, und so kam in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1849 jener romantische Zug nach Siegburg zustande, der die Erstürmung des dortigen Zeughauses bezweckte, jedoch sein Ziel nicht erreichte, sondern sich unterwegs zerstreute. Nach dem Scheitern des Putsches war Kinkels politische Rolle in Bonn ausgespielt. Er begab sich zunächst nach Elberfeld; als es jedoch auch hier nichts

Digitized by Google

mehr für ihn zu tun gab, da die Aufstandsbewegung bereits zum Stillstand gekommen war, blieb nur noch der Beitritt zum pfälzisch-badischen Aufstande als letzte Rettung übrig. Bei der Eroberung von Rastatt am 29. Juni wurde er gefangen genommen und vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt, die er zunächst in Neugardt, später in Spandau verbüßte. In der Nacht vom 6. zum 7. November 1850 wurde er durch seinen treuen Freund Karl Schurz befreit und hierdurch seine Flucht nach England möglich gemacht.

Digitized by Google

# Kleinere Beiträge.

## Das Kölner Domkapitel und die Kaiserwahl Karls VI. (1711)[1].

Das Kölner Domkapitel nahm während des spanischen Erbfolgekrieges eine eigenartige Stellung ein. Im Herbst des Jahres 1702 hatte der Kölner Kurfürst Joseph Klemens, ein Bruder des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und mit ihm ein Bundesgenosse Ludwigs XIV., sein Land verlassen und sich ganz in die Gewalt des Sonnenkönigs begeben[2]. Im Jahre 1706 war er samt seinem Bruder durch Kaiser Joseph I. noch dazu in die Reichsacht erklärt worden. So galt er als civiliter tot und der Kölner Stuhl als vakant. Während der Vakanzzeit stand nach der Erblandesvereinigung vom Jahre 1463, dem immer wieder bestätigten und neu beschworenen kurkölnischen Staatsgrundgesetz, bis zur Neubesetzung des Erzstuhls dem Domkapitel die Verwaltung des Territoriums zu. Schon gleich nach der Flucht des Kurfürsten hatte Kaiser Leopold I. das Domkapitel seinerseits mit der Administration der kurkölnischen Lande betraut. Es war eine Administrationskommission aus dem Gremium des Kapitels heraus gebildet worden, an deren Spitze zunächst der Bischof von Raab, Christian August Herzog von Sachsen-Zeitz, stand, der zu Köln die Würden des Dompropsts und des Thesaurarius bekleidete. Als er, 1706 Kardinal und 1707 Fürstprimas von Ungarn geworden, Köln verließ und in seine Metropole Gran zog, war an seine Stelle der Kölner Domdechant Hugo Franz Graf von Königsegg, der spätere Bischof von Leitmeritz, getreten.

Unter den in Köln jeweils anwesenden Domkapitularen hatten die acht Priesterherren, die im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern des Kapitels nicht dem hohen Adel entnommen waren, meistens die Mehrheit. Damals waren die aktivsten unter ihnen Andreas Eschenbrender aus Unkel und Adam Daemen aus Amsterdam. Unter den Edelherren oder Domgrafen, wie der Volksmund sie nannte, war der Vizedechant Philipp

1) Dieser Arbeit liegt an ungedrucktem Quellenmaterial zu Grunde: Düsseldorfer Staatsarchiv, Köln Domstift II. 456: Der die Kaiserwahl des Jahres 1711 betreffende Schriftwechsel des Domkapitels. Düsseldorfer Staatsarchiv, Köln Domstift II. 232: Domkapitularprotokolle des Jahres 1711.

2) s. M. Braubach, Die Politik des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln . . . . (1701—1703). Bonn und Leipzig 1925.



Digitized by Google

Heinrich Herzog von Croy wohl der eifrigste und einflußreichste[3]). Außenpolitisch verfolgte das Domkapitel weder eine kurfürstlich-wittelsbachische, noch eine kaiserlich-habsburgische Politik, sondern eine eigene domkapitularische, die, nicht immer in sehr glücklicher Weise, eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit betonte. Im Innern hatte es mit der Regierung zugleich den ewigen Kampf mit den Landständen übernommen. Wie überall, hatten sich zwischen Regierung und Ständevertretung Zwistigkeiten in finanziellen Fragen ergeben, die letzten Endes immer vor dem Reichshofrat ihre Schlichtung erfahren sollten. So waren auch im Frühjahr 1711 die Hofräte Johann Arnold von Solemacher und Arnold Eschenbrender[4]) nach Wien entsandt worden, um dort die Rechte und den Vorteil des administrierenden Domkapitels gegenüber dem Stand der Ritter und Grafen zu vertreten, sowie das erzstiftische Interesse den Nachbarstaaten, insbesondere Kurpfalz gegenüber wahrzunehmen.

Sie waren erst kurze Zeit in Wien anwesend, als der Tod des Kaisers ihrem Auftrag ein vorläufiges Ende setzte: am 17. April starb Joseph I., erst 33 Jahre alt[5]). Sein unerwartet plötzliches Hinscheiden stürzte nicht nur die Wiener Bevölkerung in große Betrübnis; es machte anfangs auch die verantwortlichen Persönlichkeiten der Wiener Hofburg völlig kopflos. Joseph I. hinterließ nämlich keine männlichen Nachkommen, und zu seinen Lebzeiten war niemand zum Nachfolger bestimmt und zum Römischen

---

3) Über das Domkapitel s. F. Walter, Das alte Erzstift und die Reichsstadt Köln. I. Bonn 1866, S. 23—27, 29. Ferner F. W. Lohmann, Das Ende des alten Kölner Domkapitels; in: Beiträge zur Kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart, Bd. III, Heft 17 und 18. Köln 1920, S. 245—251. Über Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz (1666—1725) s. E. Klein, Der Kardinal von Sachsen; in: St. Benno-Kalender 1928, Dresden, S. 81—91; s. auch Allg. dt. Biogr. Bd. 4, S. 178. (Flathe); Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, Bd. 3, S. 222 f. Über die politische Tätigkeit des Herzogs am Niederrhein hofft der Verf. in absehbarer Zeit eine eingehende Arbeit liefern zu können. Über Hugo Franz Graf von Königsegg (1660—1716) s. Rheinischer Antiquarius, Abt. III. Bd. 7, S. 485; C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, Teil 12, S. 227, Nr. 5. Über Herzog Philipp Heinrich von Croy (1652—1724) s. Rh. A. III, 8, S. 134. Über Adam Daemen (1649—1717) s. W. Geelen, Beiträge zur Lebens- und Familiengeschichte des Kölner Domherrn A. D., Erzbischofs von Adrianopel; in: Beitr. z. Köln. Gesch., Spr., Eigenart, Bd. III, Heft 13 und 14, Köln 1918, S. 24—72. Über Andreas Eschenbrender s. Rh. A. III, 13, S. 597—599, 605—609; ferner H. Vogts: A. E. Das Lebensbild eines großen Unkelers, Heimatkalender f. d. Kreis Neuwied, 1928, S. 76—79.

4) Über den Kurkölnischen Geh. Hofrat und späteren Kurtrierischen Kanzler J. A. v. S. (1657—1734) s. Rh. A. I. 2, S. 378 f. — Arnold E. ist ein Bruder des Domherrn Andreas E.

5) s. J. Ziekursch, Die Kaiserwahl Karls VI. (1711); in: Geschichtliche Studien, hrsg. v. Armin Tille, Bd. I, Heft 1. Gotha 1902.

Digitized by Google

König gewählt worden. Der letzte männliche Habsburger, sein Bruder Karl, der sich als König von Spanien Karl III. nannte, weilte in Spanien und glaubte, vorerst nicht ins Reich zurückkehren zu können; daher übernahm die Kaiserin-Mutter Eleonore, die Witwe Kaiser Leopolds I., eine Schwester des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, die Regierung in den österreichischen Erblanden; ihr stand der alte Kronrat, die Konferenz, zur Seite, dem schon unter zwei Kaisern erprobte Minister angehörten. Bis die beiden Reichsvikare, der Kurfürst von Sachsen und der Pfälzer, die Leitung der Reichsgeschäfte übernahmen, stockte der Betrieb in den bisherigen Reichsbehörden völlig. Der Reichshofrat erklärte sich für nicht mehr zuständig und löste sich auf. So gab es denn auch „wegen des Ertzstiffts Cöllen wenig oder gar nichts hier zu thun oder zu negocijren und zu erheben“ [6]).

Überall im Reich, besonders aber in Wien und an den kurfürstlichen Höfen war die Hauptsorge die Frage nach dem neuen Kaiser. Doch war es die Kaiserwahl des Erzherzogs Karl nicht allein, die allgemein die Gemüter in Spannung hielt; hinzu kam noch die Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs, die bei der allgemeinen Kriegsmüdigkeit bald zu erwarten war. So glatt und reibungslos auch in den Herbsttagen des Jahres 1711 der Wahlakt vonstatten ging, durch den der junge Habsburger zum Kaiserthron erhoben wurde, so galt es doch vorher noch mancher Schwierigkeit Herr zu werden. Die größte war die, daß die beiden Wittelsbacher, der Bayer und der Kölner, obwohl ihrer kurfürstlichen Würden enthoben und in die Reichsacht erklärt, ihre Zulassung zur Wahl verlangten [7]). Sie fanden in Ludwig XIV. und in Papst Klemens XI. willige Fürsprecher, die, jeder in seiner Weise, sich Einfluß auf die Kaiserwahl zu sichern bemüht waren.

Für die Kölner Kurstimme ergaben sich drei Möglichkeiten: entweder wird Joseph Klemens wieder zur Wahl zugelassen, oder die Kölner Stimme ruht, oder das Domkapitel nimmt an Stelle des civiliter toten Kurfürsten an der Wahl teil. Den ersten Fall hat keiner der Kurfürsten, von denen bei der Vakanz des Kaiserthrons allein die Zulassung zur Wahl abhing, ernstlich ins Auge gefaßt. Tatsache ist, daß die Kölner Stimme bei der Wahl im Oktober überhaupt nicht abgegeben wurde. Und doch hat man, wenigstens in den ersten Monaten nach dem Tode Josephs I., den dritten Fall, daß die Kölner Stimme vom Domkapitel geführt werden sollte, ernsthaft in Erwägung gezogen.

Ihrer eigentlichen Aufgabe durch das Hinscheiden des Kaisers und die Auflösung des Reichshofrats enthoben, suchten die domkapitularischen Abgeordneten Solemacher und Eschenbrender in diesem Punkte die Rechte

---

6) s. Bericht Solemachers aus Wien vom 24. Mai (Düsseldorfer Staatsarchiv . . . ).

7) s. A. Rosenlehner, Die Stellung der Kurfürsten Max Emanuel von Baiern und Joseph Klemens von Köln zur Kaiserwahl Karls VI. München 1900.

Digitized by Google

ihrer Herren wahrzunehmen; bis sie die schriftliche Abberufung durch das Kapitel erhielten, mußten sie ja doch in Wien warten; auch wollten sie noch bei Hof Audienz nehmen, um in seinem Namen zu kondolieren. Solemacher erscheint in seinen Berichten als der geschäftigste Eiferer für die Zulassung des Domkapitels zur Kaiserwahl, während Eschenbrender kaum hervortritt. Schon gleich in dem ersten der vorliegenden Berichte[8]), der den Domherren die Nachricht vom Tode des Kaisers und von der dadurch verursachten Unterbrechung in der Behandlung aller Reichsgeschäfte zukommen läßt, wird die Frage angeschnitten. „Wegen der vorhabender Kayserlicher neuer Wahl ist aber bedachtsamlich zu überlegen, ob nicht Ein hohes administrirendes Thumbcapitul das Votum wegen des Churfürstenthumbs Cöllen dabey zu führen berechtigt seye." Das zu beanspruchen, so begründet Solemacher vorläufig ganz kurz, sei das Domkapitel schon deshalb berechtigt, weil es auch bei den Kreisversammlungen und auf dem Reichstage Sitz und Stimme „in der hergebrachter Ordnung", d. h. in der Reihe der Kurfürsten an Stelle des Kölners führe[9]). Gleichzeitig schickt er Entwürfe für Schreiben an Kurmainz und Kurtrier ein, in denen das Domkapitel um Einladung zur Wahlversammlung bitten und seine Bitte damit begründen soll, daß es erstens wie bei allen anderen Versammlungen, so auch beim Kurkolleg Sitz- und Stimmrecht habe, zweitens aber auch „die mehresten Catholischen Stimmen in dem Churfürstlichen Collegio erhalten" bleiben müßten.

Der erste, mit dem Solemacher diese Angelegenheit näher besprochen haben wird, dürfte der Kölner Domdechant Hugo Franz Graf von Königsegg gewesen sein, der sich gerade in Wien aufhielt. Auch seine Berichte an das Domkapitel zeigen einen lebhaften Eifer für die domkapitularische Sache. Vielleicht machte er sich auch schon im stillen darauf Hoffnungen, als erster Würdenträger im Kapitel persönlich an der Wahl teilnehmen zu dürfen. Jedenfalls hat er Solemacher und Eschenbrender überall unterstützt und ganz und gar mit ihnen zusammengearbeitet. Auf Anraten des Reichsvizekanzlers Grafen Schönborn[10])

---

8) Ber. Solemachers aus Wien vom 18. April.

9) In Wirklichkeit hatte das Kölner Domkapitel in Regensburg nur einen Geschäftsträger ohne Sitz und Stimme. Im Domkapitularprotokoll vom 3. Februar 1711, in dem für diesen eine Gehaltserhöhung abgelehnt wird, heißt es: „. . . . und Capitul eines würcklichen Voti sich nit erfreut".

10) Über die Familie der Grafen von Schönborn s. Wurzbach, 31, S. 130—142. Die vier in dieser Arbeit erwähnten Schönborn sind dort unter Nr. 7 (Franz Georg), Nr. 10 (Friedrich Karl), Nr. 14 (Lothar Franz), Nr. 15 (Melchior Friedrich) behandelt. Über den Bedeutendsten von ihnen s. K. Wild, Lothar Franz von Schönborn, Bischof von Bamberg und Erzbischof von Mainz 1693—1729; in Heidelberger Abhandlungen, Heft 8. Heidelberg 1904. Sein älterer Bruder Graf Melchior Friedrich (1644—1717) war Kaiserlicher wirkl. Geh. Rat und Kurmainzischer Oberhofmeister. Von dessen 7 Söhnen wurde der Reichsvizekanzler Graf Friedrich Karl

Digitized by Google

schrieb er von sich aus an dessen Oheim, den Mainzer Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn, und bat ihn, das Kölner Domkapitel an Stelle des Kurfürsten mit zur Wahl einzuladen. Dem Kapitel machte er von diesem Schritt Mitteilung[11]; dabei erbat er sich diesbezüglich weitere Instruktionen und versprach, die domkapitularischen Gesandten in jeder Hinsicht nach besten Kräften zu unterstützen.

Inzwischen war Solemacher ebenfalls mit Feuereifer ans Werk gegangen. Schon vier Tage nach seinem ersten Bericht sandte er eine ausführliche Deduktion nach Köln, in der er niedergelegt hatte, „was wegen des hochwürdigen Thumbcapituls zu Cöllen und dem Ertzstifft bey der bevorstehender Kayserlicher Wahl gebührenden Voti hier zusammengetragen worden". Er zieht darin alle möglichen Rechtsquellen, wie die Goldene Bulle, die kurkölnische Erblandesvereinigung, die erzbischöfliche Wahlkapitulation, sowie staatsrechtliche Autoren und besonders — ganz den damaligen Rechtsverhältnissen entsprechend — mehr oder weniger ähnliche Präzedenzfälle zum Beleg heran, über deren Darlegung und Auslegung man, was ihre Richtigkeit und Genauigkeit angeht, leichtlich in Zweifel geraten kann. Der Zweck ist ihm alles. Er „beweist", daß dem Domkapitel und nur dem Domkapitel die Kurstimme zukomme, so lange kein Kurfürst im Auftrage (Wahl!) des Kapitels als des eigentlichen Erbgrundherrn die Administration der Erblande führt[12]).

Die Ausführungen sind ganz von dem Geist jener Domkapitularen getragen, die schon früher immer im Gegensatz zum Kurfürsten-Erzbischof gestanden hatten und jetzt wie damals eine möglichst weitgehende Selbstständigkeit und einen möglichst großen Anteil an der Regierung der kurkölnischen Lande erstrebten. Solemacher hatte alle Veranlassung zu glauben, daß er in seinen Darlegungen ganz und gar den Wünschen seiner Herren entspräche; konnte es doch kaum eine günstigere Gelegenheit als diese geben, die Macht des Kapitels zu erweitern und die Theorie von dem Domkapitel als dem Grundherrn der kurfürstlichen Erblande und dem Eigenherrn aller kurfürstlichen Rechte zu sichern. Hoffnungsfroh und begeistert berichtet er auch, was der Domdechant an den Mainzer geschrieben hat.

Seitdem ging Solemacher in ständigem Einvernehmen mit Königsegg daran, Persönlichkeiten für seinen Gedanken zu gewinnen, mit deren Hilfe sich seine Wünsche verwirklichen lassen würden. So läßt er seine Deduktion vervielfältigen, um sie „hin und wieder förderlichst communiciren" zu können. Soll sein Ziel, dem Domkapitel bei der Kaiserwahl Sitz und Stimme zu sichern, erreicht werden, so braucht er dazu die Zu-

---

(1674—1746) später Bischof von Bamberg und der Kölner Domicellar Graf Franz Georg (1682—1756) später Erzbischof von Trier und Bischof von Worms.

11) Ber. Königseggs aus Wien vom 22. April.

12) Die Deduktion liegt als Beilage zu Solemachers Ber. aus Wien vom 22. April vor. Zwei kurze ergänzende Zusätze bringt S. als Beilage zu seinem Ber. aus Wien vom 25. April.

Digitized by Google

stimmung des Kurfürstenkollegiums oder mindestens einer sicheren Mehrheit desselben. Ohne sie, d. h. auf eigene Faust würde der Mainzer Kurfürst das Kapitel wohl nicht zur Wahl berufen. Sein Plan geht dahin, zunächst den Wiener Hof für seine Absicht zu gewinnen, dann den Kurfürsten-Erzkanzler auf dem Mainzer Stuhl. Gelingt das, so, glaubt er, sei auch die Trierer Stimme zu des Domkapitels Gunsten sicher.

Graf Königsegg übernahm es, die Abschriften der Solemacherschen Deduktion ihrer Bestimmung zuzuführen. Einem Kurier, der am 28. April mit anderen die Wahl betreffenden Schreiben von Wien nach Mainz abging, ließ er durch den Reichsvizekanzler ein Exemplar an den Reichserzkanzler mitgeben. Ferner erhielten der Reichsvizekanzler selbst, sowie die in Wien anwesenden Herren der Interimsregierung je ein Exemplar: der Fürst Trautson, der Freiherr von Seilern, der Graf Wratislaw, der Graf von Windischgrätz[13]). Zunächst ließ man zum Inhalt der Deduktion nichts verlauten; „alle aber haben es vor gut und rühmlich aufgenommen, daß der Versuch hier deßfalls geschehen, und die habende rechtliche Befügnus ... schriftlich angewiesen worden seye."

Das meiste Gewicht legte Solemacher darauf, den Kurfürsten von Mainz für sich zu gewinnen. Am leichtesten wäre das wohl auf dem Wege mündlicher Verhandlungen zu erreichen gewesen. Mehrmals schlägt er daher dem Domkapitel vor, eine Gesandtschaft nach Mainz zu schicken. Am liebsten wäre er wohl selber hingefahren; doch will er ohne Anordnung von Seiten des Kapitels nichts unternehmen. Sein besonderes Vertrauen setzt er in die Domkapitel von Mainz und Trier; sie werden, glaubt er, schon im Hinblick darauf, daß auch sie in Zukunft einmal in die gleiche Lage kommen könnten, also in eigenem Interesse, das Ihre tun, um die Einwilligung der beiden geistlichen Kurfürsten zur Ladung des Kölner Domkapitels zu erringen.

Ein wichtiger Faktor in Solemachers Rechnung war der „Kardinal von Sachsen", Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz, der Fürstprimas von Ungarn. Er stand dem Kölner Domkapitel nicht nur als Inhaber mehrerer Kölner Pfründen nahe, auch als Diplomat war er den Kölner Herren kein Fremder, hatte er doch jahrelang als kaiserlicher Be-

---

13) Über den Kaiserl. Oberhofmeister Fürst Johann Leopold Donat Trautson (1659—1724) s. Wurzbach, 47, S. 50, Nr. 16. Über Johann Friedrich von Seilern s. G. Turba, Reichsgraf Seilern aus Ladenburg am Neckar (1646—1715) als kurpfälzischer und österreichischer Staatsmann, Heidelberg, 1923. Über den böhmischen Kanzler Johann Wenzel Graf Wratislaw (1670—1712) s. Wurzbach, 58, S. 158 f. Nr. 23; s. auch A. v. Arneth, Eigenhändige Correspondenz des Königs Karl III. von Spanien (nachmals Karl VI.) mit dem obersten Kanzler des Königreiches Böhmen Grafen J. W. W., Bd. XVI. des Archivs für Kunde österr. Geschichtsquellen. Über den späteren Reichshofratspräsidenten Grafen Ernst Friedrich von Windischgrätz (1670—1727) s. Wurzbach, 57, S. 47 f. Nr. 15 und Allg. dt. Biogr. Bd. 43, S. 415 (v. Zwiedineck).

Digitized by Google

vollmächtigter für den Niederrhein die Administration des Kölner Erzstifts geführt. Andererseits war er wegen seiner hohen Abkunft, seiner mannigfaltigen Beziehungen, seiner hohen kirchlichen und weltlichen Stellung sowie wegen seiner großen Beliebtheit am Wiener Hof der Mann, der, war er einmal für den Plan gewonnen, ihn durchsetzen konnte. Er langte am 27. April, von Dresden kommend, in Wien an; dort vermutete man allgemein, der Kurfürst-König von Sachsen-Polen würde, von polnischen Staatsgeschäften zu sehr in Anspruch genommen, ihm die Führung des Reichsvikariats an seiner Stelle übertragen. Um so gewichtiger, hoffte Solemacher, würde seine Stimme im allgemeinen und um so sicherer die Unterstützung des Kölner Kapitels durch Kursachsen sein. Schleunigst suchte er ihn auf, übergab seine Schrift und bat um die Beförderung seines Vorhabens. Der Kardinal aber meinte, „daß damit schwehrlich auszulangen und solche Wahl nichtig zu seyn bestritten werden dörffte, wan jehmanden dabey ein votum zugelegt werde, welcher darzu nicht berechtigt seye." Solemacher kehrte darauf den Spieß sogleich um und erklärte, „daß vielmehr eine Nichtigkeit dabey begangen würde, wan von denen jenigen Einer, denen in sothaner Election das Votum zukomme, dartzu nicht beschrieben, noch auch zu dessen Abgebung zugelassen werden wolte." Schließlich sagte der Kardinal zu, er wolle die Schrift durchstudieren und, falls ihn die Begründung überzeugen sollte, seinerseits der domkapitularischen Sache alle Unterstützung angedeihen lassen [14]).

Bei einem Besuch Solemachers bei dem Hofkanzler Freiherrn von Seilern kam nach Besprechung allgemeiner erzstiftischer Angelegenheiten die Rede auch auf die Kaiserwahl und die Ansprüche des Kölner Domkapitels. Der Hofkanzler meinte, er habe die Deduktion wohl gelesen, und er sei der Ansicht, daß darin alles „gnugsam probirt" sei, was das Votum des Kapitels bei Reichs- und Kreistagssitzungen, das Recht, Gesandte zu schicken, und sonstige Territorialjura anbelange; „ob aber bey der Kayserwahl das votum zu behaupten seye, solches wehre noch zur Zeit nicht erörtert und decidirt." Vielmehr glaubte er, das jus elegendi als erstes praerogativum „seye der Churfürstlichen Persohn allein anklebend". Als Präzedenzfall führte er an, daß der Wahltag Ferdinands I. verschoben worden sei bis zur erfolgten Neubesetzung des damals gerade vakant gewordenen Kölner Erzstuhls; von einer Abgabe der Kölner Stimme durch das Domkapitel sei damals nie die Rede gewesen. Zu diesem Fall konnte Solemacher zunächst nichts sagen — später fand er ihn bestätigt —, doch sofort wies er auf die Unmöglichkeit hin, jetzt zu Lebzeiten Joseph Klemens' in Köln einen neuen Erzbischof zu wählen, und ebenso auf die unausbleiblichen Folgen, die eine Unterdrückung der Kölner Stimme bei dieser Wahl für die gesamte katholische Sache und das Erzhaus Österreich im besonderen in Zukunft haben würde. Seilern räumte daraufhin ein, daß „die Catholischen Herren Churfürsten sowohl, als der künftige Kayser sorgfältig ... gedencken müssen, damit bei der bevor-

14) Ber. Solemachers aus Wien vom 2. Mai.

Digitized by Google

stehender Wahl der Kirchen und Churfürstentumb Cöllen kein Nachteil zugefügt, sondern zureichig praecaviert werde". Zum Schluß scheute er sich nicht, die wunde Stelle des kölnischen Staatswesens aufzuweisen und zur Anwerbung einer zureichenden Armee aufzufordern: „Der Sachen wurde auch ein großes Gewicht geben, wan Ein hochwürdiges Thumbcapitul sich noch in bessere Verfassung in wehrender solcher Zeit stellen und anweissen könte, dass beynahe das obliegende Contingent beysammen habe" [15]).

Mit der Deduktion wurden ferner beehrt: der kaiserliche Geheimrat Graf Schönborn, der Bruder des Mainzer Kurfürsten; der in Wien weilende Domicellar Graf Schönborn, der Bruder des Reichsvizekanzlers, vor seiner Reise nach Barcelona, die er im Auftrag seines Oheims Lothar Franz von Mainz in der Wahlangelegenheit unternahm; der Erste Minister in Kurtrier, Freiherr von Taston u. a. m.

Doch schon bald stellte sich die erste, wenngleich noch erträgliche Enttäuschung ein: König August von Sachsen-Polen hatte sich entschlossen, im kommenden Sommer nicht nach Polen zu gehen, sondern die Reichsvikariatsgeschäfte in seinem Bezirk selbst wahrzunehmen. Somit entfiel natürlich die Vertretung durch den Kardinal von Sachsen; doch glaubte man, wie es scheint, fest, König August günstig stimmen zu können. Einmal mußte der Kardinal die Mittlerrolle übernehmen; dann aber ging auch noch ein besonderes Bittschreiben nach Dresden an den Fürsten Fürstenberg, den vertrauten Minister Augusts des Starken, ab.

Die Stimme des Pfälzers für das Domkapitel zu gewinnen, erschien schon von vornherein nicht leicht [16]). Man fürchtete sehr, Johann Wilhelm würde sich seine Zustimmung teuer bezahlen lassen. Die Festung Kaiserswerth war schon während des ganzen Kriegs der Zankapfel zwischen der Düsseldorfer und der Kölner Regierung gewesen. Wie leicht konnte der Kurfürst die endgültige Übergabe der Festung als Bedingung stellen! Darüber hinaus befürchtete man auch wohl, Johann Wilhelm werde sich als Reichsvikar in eigenen Sachen selbst Recht sprechen und Kaiserswerth ohne weiteres einstecken. Mit aller Vorsicht mußte hier vorgegangen werden. Sich schriftlich an Johann Wilhelm zu wenden, hatte man anscheinend nicht den Mut. So wandte sich Graf Königsegg zunächst an den „Herrn Teutschmeister", den Pfalzgrafen Ludwig Franz, der einerseits ein Bruder des Kurfürsten Johann Wilhelm und andererseits Kölner Domkapitular war [17]). Er sollte bei seinem in Kürze bevorstehenden Aufenthalt in Düsseldorf die Sache des Domkapitels vertreten und die Zustimmung des Pfälzers erwirken. Auch Solemacher und Eschenbrender

---

15) Ber. Solemachers aus Wien vom 6. Mai.

16) Ber. Solemachers aus Wien vom 9. Mai. Berichte Königseggs aus Wien vom 6. und 9. Mai.

17) Franz Ludwig Pfalzgraf bei Rhein war Bischof von Breslau, Hoch- und Deutschmeister, Bischof von Worms, 1716—1729 Kurfürst von Trier, 1729—1732 Kurfürst von Mainz. Er starb am 18. April 1732.

Digitized by Google

nahmen bei ihm Audienz und betonten lebhaft, „dass Ein hohes administrierendes Thumbcapitul gar aus keiner Ambition, sondern aus alleinigem Eifer, dero Ertzbischoflicher Kirchen Gerechtsame zu behaupten und dem allerdurchleuchtigsten Ertzhaus Österreich seine aufrichtige treueste Ehrerbietung bey dieser bevorstehender Gelegenheit zu erweisen, solch Ansuchen zu thun seye veranlasset." Der Hochmeister versicherte, daß er demnächst in Düsseldorf ihre Angelegenheit nach besten Kräften fördern werde; das sei er schon als Mitglied des Kölner Kapitels der Kölner Kirche schuldig.

Eine besondere Rolle in den Verhandlungen mit dem Hochmeister spielte der päpstliche Nuntius in Wien Monsignore Piazza[18]). Da diese beiden Prälaten „wegen nicht verglichenen Cermoniells" nicht persönlich miteinander sprechen konnten, mußten sogenannte Auditoren den Gedankenaustausch besorgen. Piazza ließ äußern, daß es der Wunsch der Kurie sei, die Kölnische Kirche in allen ihren Landen und Rechten ungeschmälert zu sehen. Der Hochmeister sagte zu, er wolle auch mit diesem Moment auf seinen kurfürstlichen Bruder einzuwirken versuchen. — Ferner erbat Piazza sich von Rom den Auftrag, die Interessen des Domkapitels am Wiener Hof wahrnehmen zu dürfen, wennschon diese Angelegenheit in den Aufgabenbereich des Kölner Nuntius falle. Solemacher berichtet das nach Köln und meint, man könne mit diesem Argument auch auf den Kölner Nuntius einwirken. Königsegg schlägt obendrein vor, sich an den Neffen des Papstes Monsignore Albani zu wenden.

Mit der Gegnerschaft der beiden „ohncatholischen" Kurfürsten scheinen Königsegg und Solemacher von vornherein gerechnet zu haben. Nirgends in ihren Berichten findet sich etwas davon, daß man versucht hätte, Preußen-Brandenburg oder Hannover zu beeinflussen.

Der Kardinal von Sachsen, der die kursächsische Stimme ohnehin schon für die Zulassung des Kölner Kapitels zur Kaiserwahl gewinnen sollte, wurde obendrein noch von Solemacher mehrmals dahin angegangen, mit dem böhmischen Kanzler, dem Grafen Wratislaw, zu sprechen und ihn dahin zu bringen, „daß Böhmen auf die Seithen eines hohen administrierenden Thumbcapituls geneigt seye". Zu diesem Zweck sollte eine Unterredung in Baden stattfinden, wo sich beide Herren zur Kur aufhalten wollten. Der Kardinal aber machte schon vorher seine Vermittlung bei Kursachsen von einem positiven Ergebnis seiner Besprechung mit Wratislaw abhängig[19]). Ob diese zustande gekommen, wie sie verlaufen ist, was sie ergeben hat, darüber berichten die Deputierten nicht mehr. Der Kardinal scheint die Aussichtslosigkeit ihres Bemühens vorausgesehen zu haben.

Einen recht warmherzigen Förderer der domkapitularischen Sache fand Solemacher in dem Grafen von Goëss[20]). Graf Goëss sollte in Kürze

18) Ber. Solemachers aus Wien vom 16. Mai, Ber. Königseggs aus Wien vom 9. Mai.

19) Ber. Solemachers aus Wien vom 13. Mai.

20) Über Johann Peter Graf von Goëss (1667—1716) s. Wurzbach, 5, S. 245. Er war Diplomat im kaiserl. Dienst.

Digitized by Google

die rheinischen Kurhöfe bereisen, um dort im Auftrage der Wiener Regierung die Kaiserwahl König Karls zu betreiben. Mit ihm hatte Solemacher mehrere Unterredungen[21]). Graf Goëss hatte „vormalss zu Strassburg under dem berühmten Obrecht[22]) das jus publicum gehört". Auch die jetzt aktuelle Frage, erzählte er, sei damals theoretisch erörtert worden. Man habe allerdings zu ungunsten der Erzstifter entschieden. Jedoch den „rationes" der Solemacherschen Ausführungen gegenüber scheine ihm die Begründung Obrechts „mehr scholastisch" zu sein. Er wolle sich gern in den Dienst des besseren Rechts stellen, das zweifelsohne beim Domkapitel liege. Er sagte nicht nur zu, auf seiner Reise bei den Kölner Domherren vorzusprechen, sondern auch bei den Regierungen zu Mainz, Koblenz und Düsseldorf ihr Interesse wahrzunehmen.

Wie über alle die Kaiserwahl betreffenden Angelegenheiten, hatten die Kölner Abgeordneten die Domherren auch darüber in Kenntnis gesetzt, daß die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg dem König Karl durch eine eigene Gesandtschaft ihre Kurstimme angeboten hatten. Dementsprechend machten sie, wie auch Graf Königsegg in einem eigenen Schreiben, den Vorschlag, das Domkapitel möge auch seinerseits dem Habsburger seine Stimme antragen und zu diesem Zweck den Grafen Königsegg nach Barcelona reisen lassen, wo König Karl Hof hielt. Doch überließ man in dieser kostspieligen Sache die Entscheidung dem Kapitel; man wartete auf dessen Meinungsäußerung.

Am 19. Mai lief eine Antwort des Grafen Melchior Friedrich von Schönborn aus Mainz ein, dem Solemacher zu Anfang des Monates ein Exemplar seiner Deduktion mit einem Begleitschreiben zugesandt und ans Herz gelegt hatte, die Angelegenheit seinem kurfürstlichen Bruder zu empfehlen. Schönborn schrieb, er habe dem Erzkanzler von allem Mitteilung gemacht. Auch sei dieser nicht gerade ungünstig gestimmt. Jedoch müßte, da nichts geschehen könnte, ohne daß die Form gewahrt werde, zunächst von Seiten des Domkapitels bei dem Kurfürsten selbst offiziell beantragt werden, daß er sich im Kurkolleg für die Zulassung des Kapitels zur Kaiserwahl einsetzen möge. Solemacher berichtet das nach Köln und bemerkt dazu, daß „periculum in mora" sei[23]). Das Kapitel hatte also bis dahin noch nicht an den Mainzer geschrieben; sonst würde

---

21) Ber. Solemachers aus Wien vom 20. Mai.

22) Über Ulrich Obrecht (1646—1701) als Historiker und Jurist s. H. Bresslau in: Allg. dt. Biogr. Bd. 24, S. 119—121. Über seine politische Tätigkeit s. A. Metzenthin, Ulrich Obrecht und die Anfänge der französischen Praetur in Straßburg (1684—1701). in: Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen und den angrenzenden Gebieten, Bd. 10. Straßburg 1914. O. stand zunächst in diplomatischen Diensten der Stadt Straßburg. Unter dem Einfluß des französichen Kriegsministers Louvois trat er zum Katholizismus über und wurde ein Werkzeug französischer Politik.

23) Ber. Solemachers aus Wien vom 24. Mai.

Digitized by Google

Solemacher nicht mehr darauf drängen. — Graf Königsegg, der ja von sich aus an den Mainzer persönlich geschrieben hatte, scheint überhaupt keine Antwort bekommen zu haben; jedenfalls geschieht ihrer in den vorliegenden Berichten (22. April — 6. Juni) keine Erwähnung.

Die in dem Schreiben Schönborns an Solemacher und in dem Schweigen des Kurfürsten dem Grafen Königsegg gegenüber zu Tage tretende Zurückhaltung mag auf Königsegg, Solemacher und Eschenbrender schon ernüchternd gewirkt haben. Dazu kam nun noch, daß bei den am 4. Mai erlassenen Wahleinladungen[24]) das Kölner Domkapitel übergangen wurde. Zwar war das vorerst den Kölner Abgeordneten nicht bekannt. Ganz kleinlaut aber klingt es schon, wenn Solemacher, als er nach Köln berichtet, daß die Einladungen ergangen sein sollen, hinzufügt: „wan nun selbige (S. Kurfürstl. Gnaden zu Mainz) ein hochwürdiges administrierendes Thumbcapitul dartzu nicht eingeladen hetten, so wehre nötig, zu überlegen, auf was vor eine zulänglich und glimpfliche Weiss des Ertzstiffts und Churfürstenthumbs Cöllen Gerechtsame verwahrt werden könne.“[25]) Schon mag er befürchtet haben, daß das Domkapitel mit seinen „Rechten“ und Wünschen übergangen werde. Weiterhin mußte dann auch noch die Nachricht niederdrückend wirken, „der Päpstlicher Hof solle auch eyferen, damit die beyde in Frankreich sich befindende Durchlauchteste Herren zu selbiger (Wahl) zugelassen werden mögen, wozu hiesiger Hof gar nicht geneigt.“[26]) Wie mochte es nun wohl mit der Unterstützung durch Piazza am Wiener Hof stehen? Für beide, für Joseph Klemens und das Domkapitel zugleich, konnte sich die Kurie doch nicht einsetzen.

Am 28. Mai dann endlich wurden Königsegg, Solemacher und Eschenbrender von der Kaiserin-Mutter zur Kondolationsaudienz zugelassen. „In der höchsten Traur“ waren sie erschienen. Als sie nach einer geschlagenen Stunde des Wartens vorgelassen werden sollten, gab es noch ein Intermezzo, von dem Solemacher triumpfierend berichtet: der herzoglich-württembergische Gesandte wollte sich vor ihnen in den Audienzsaal drängen; darauf sei ihm vom Oberhofmeister Grafen Thurn bedeutet worden, „daß dem hochwürdigen Thumbcapitul als Administratoren des Churfürstenthumbs Cöllen der Vortzug gebühre;“ so habe der Württemberger denn weichen und warten müssen.[27]).

Das war das Ende der Tätigkeit der Kölner Abgeordneten in Wien. Einige Tage nach der Audienz traten sie die Rückreise an. Das Domkapitel hatte sie abberufen. Welche Stellung nahm es zu der Tätigkeit seiner Hofräte in Wien ein?

Auf den ersten Bericht der Wiener hin unternahm man in Köln

---

24) s. Ziekursch, S. 26.

25) Ber. Solemachers aus Wien vom 20. Mai.

26) Ber. Solemachers aus Wien vom 6. Juni, s. darüber Ziekursch und Rosenlehner.

27) Ber. Solemachers aus Wien vom 30. Mai.

Digitized by Google

zunächst nichts. Das Kapitel hatte sich nicht an den Mainzer gewandt, um bei ihm die Einladung zur Wahl zu erwirken. Zwar liegt ein Entwurf zu einem Schreiben an Kurmainz vor, dem im wesentlichen Solemachers Vorschläge zu Grunde liegen; doch trägt er den Vermerk: „ist nit abgangen." Man braucht indessen daraus noch nicht eine völlige Ablehnung zu lesen. Vielmehr meldet das Kapitularprotokoll einige Tage später: „dan hätte der Hofrath zu überlegen und Capitulo gutachtlich zu berichten, ob Ein administrierendes hochwürdiges Thumbcapitul das Electorale Votum bey künftiger Kayserwahl zu praetendiren — und sich darumb zu bewerben befuegt seye. Wie dan auch obgen. beyde Deputirte das Kayserliches Ministerium hierüber zu sondiren hetten"[28]). Noch hält sich das Kapitel in seiner Antwort nach Wien in sehr allgemeinen und abwartenden Phrasen, wenngleich es den Abgeordneten vollauf überlassen bleibt, den Plan weiter zu verfolgen; es heißt dort: „Was ihr sonsten zu Behauptung des Electoralis Voti begriffen und geziemend vorgeschlagen habet, gedeyt Uns zum sonderbahren Gefallen und werden auf vorläuffige Überlegung aller einfliessender Umbständen alles dasjenig zu beobachten Uns ahngelegen seyn lassen, was zum Aufnehmen dieser Ertzbischofflicher Kirch erspriesslich und ohne Prostitution practicabel ist. Ihr aber habt die intentiones des Kayserlichen Ministerij hierunter zu sondiren, undt Ew. gehorsambsten Bericht darüber fürderlichst zu erstatten"[29]). Auf diesen Auftrag bauten die Wiener Abgeordneten ihre ganze Tätigkeit auf. Fast die gleichen Ausdrücke bringt die Antwort des Kapitels auf den Bericht des Grafen Königsegg; ihn bat man zugleich, unter Zuziehung der beiden Hofräte im Namen des Domkapitels bei Hof zu kondolieren und die Erwartung auszusprechen, daß Erzherzog-König Karl seinem Bruder im Kaisertum folgen werde[30]).

Bald aber schon dachte man in Köln anders. Als Solemacher seinen Plan auseinanderlegt, wie er neben den Sondierungen am Wiener Hof zugleich eine Beeinflussung des Mainzers versuchen will, läßt sich das Domkapitularprotokoll dazu so vernehmen: „Denen Deputirten nach Wien seye zu andtworten, dass Capitul um Gestattung des Voti Electoralis auff Maintz abzuschicken bedencklich finde, bevor die Intention des Ertzhausses Österreich sondiret, und Capitul dessen appuy versichert seye"[31]). Hier also schon bläst das Domkapitel ab. Ganz in demselben Stil sind die entsprechenden Antwortschreiben an den Grafen Königsegg und an Solemacher und Eschenbrender gehalten, in denen es heißt, daß man abwarten solle, wie das Wiener Ministerium und besonders Kurmainz, wohin Königsegg sich ja von sich aus gewandt hatte, sich einstellen würden.

---

28) Prot. vom 29. April.

29) Entwurf (eines Schreibens des Domkapitels) an Solemacher und Eschenbrender. „Exped. 2. May".

30) Entw. an Königsegg vom 1. Mai; dazu ein P. S. vom 3. Mai, also wohl nicht eher abgeschickt.

31) Prot. vom 6. Mai.

Digitized by Google

Von sich aber sollten die Deputierten und auch der Domdechant keine Schritte mehr unternehmen; „gestalten Wir nicht unzeitig besorgen, dass im Fall das Ertzhaus Österreich ohne Unsere Beystimmung die Kayser Cron zu conservieren sich getrauet, ... als dan der verfügender Abschickung undt einwendender Vorstellung ungehindert Wir vorbeygangen undt also die vorherige fast sensible Prostitution vergrössert“ [32]). Doch es verging geraume Zeit, bis man in Wien von der neuen Einstellung des Kapitels Kenntnis erhielt; unterdessen wurden die Bemühungen dort fortgesetzt. — Als vollends Graf Königsegg meldete, daß er den „Herrn Teutschmeister“ gebeten habe, auf den Kurfürsten von der Pfalz einzuwirken, daß dieser einmal das Domkapitel bei seiner Bewerbung um die Zulassung zur Wahl unterstütze, dann auch sich jedes Eingriffs als Reichsvikar auf Kaiserswerth enthalte, hatte er ganz unglücklich bei den Kölner Herren angestoßen; sie fürchteten, daß man Johann Wilhelm, indem man ihn von einer Tat abzuhalten suche, noch mehr dazu ermutige, da man ihn ihrer offensichtlich fähig und mächtig halte. Und nun sollte man den Pfälzer auch noch um seine Einwilligung zur Ladung des Kapitels angehen? Wie leicht konnten seine Absichten auf Kaiserswerth und die des Kapitels auf die Kölner Kur eine für den Kölner Territorialbesitz und die Ehre des Kapitels gleich unglückliche Verquickung eingehen! Dazu kam noch der Vorschlag Königseggs, eine Gesandtschaft nach Barcelona zu schicken. Zu der verzwickten Lage, in die man dem Kurfürsten von der Pfalz gegenüber geraten war, sollten nun noch solche ungeheuere Geldsummen verschlingende Reisen kommen! Das war zuviel. Es heißt im Protokoll: 18. Mai: „.. Thumbdechanten ..., wie auch Deputirten nacher Wien seye zu schreiben, dass Capitul die wegen Kayserswerth bey dem Päpstlichen Ministren und Herrn Teutschmeisters Durchlaucht beschehene Negotiation nicht approbire. Wegen des Voti Electoralis auch sich ferner nicht zu insinuiren, sondern die Deputirte ... ihre Rückraiss ahnzutretten hetten.“ 19. Mai: „Auff das Schreiben der Wienerischen Deputireten inherirt Capitul gestrigen Concluso, und findet die Abschickung in Italien ohnnöhtig.“ 20. Mai: „.. Thumbdechanten seye zu andtworten, da Capitul die kostbahre Abschickung nach Italien, umb S. M. dem König Carlo zu condoliren und zugleich zu congratuliren, ohnnöhtig finde.“ Ganz in diesem Sinne sind dann auch die Antworten an Königsegg und die Deputierten gehalten [33]).

An und für sich waren sicherlich die Gedanken der Wiener Herren auch die des Domkapitels. Was hätte diesem auch genehmer sein können, als eines seiner Mitglieder als solches bei der Kaiserwahl in der Reihe der Kurfürsten sitzen zu sehen? Zu unbegrenzten Möglichkeiten hätte sich doch solch' ein „Casus“ ausschlachten lassen. Und doch fürchtete man in Köln, mit diesen Wünschen nicht durchdringen zu können; man zweifelte

32) Entw. an Sol. und Esch. vom 6. Mai.

33) Entw. an Königsegg vom 18. Mai mit P. S. vom 20. Mai. Entw. an Sol. und Esch. vom 19. Mai.

Digitized by Google

wohl — und mit Recht — daran, je die beiden „ohncatholischen" Kurfürsten und ohne große Verluste den Kurfürsten von der Pfalz für sich gewinnen zu können; so zog man es vor, sich frühzeitig zurückzuziehen und sich eine Niederlage zu ersparen.

Als die Absage des Domkapitels Anfang Juni in Wien bekannt wurde, muß sie ziemlich niederschmetternd gewirkt haben. Graf Königsegg, der sich schon Hoffnungen auf eine Reise nach Spanien gemacht hatte, zog sich sehr resigniert zurück. Er sah, daß nichts mehr zu machen war; doch verbarg er seinen Unmut nicht[34]). Solemacher nimmt in seinen Berichten zu dem Rückzieher des Domkapitels keine Stellung; er schweigt dazu und sagt nur immer bestimmter seine Ankunft an. Zuerst erbat er sich noch nach Frankfurt weitere Instruktion für etwa notwendige Besuche bei den rheinischen Kurhöfen. Das Domkapitel aber schreibt: „..so habt ihr ohne Abwartung der Kayserlich allergnädigsten Audienz angesicht dieses euch mit Zurückbringung der Briefschafften auff die Reise zu begeben, und selbige möglichst zu beschleunigen, und ahn keinen Hof euch anzumelden"[35]).

Die Pläne Königseggs und Solemachers blieben Pläne; das Domkapitel wurde nicht mit zur Wahl geladen. Bei den Wahlverhandlungen selbst später im Herbst 1711 ist an offizieller Stelle von Köln überhaupt nicht gesprochen worden, also vom Domkapitel ebensowenig wie vom Kurfürsten[36]). Objektiv gesehen, erscheint das ganze Vorgehen in Wien von vornherein als aussichtslos. Wohl lag es im Interesse einer katholischen Politik, die Kölner Stimme zu erhalten und nicht unterdrücken zu lassen. Aber eben deswegen waren die Stimmen Preußens und Hannovers nie zu gewinnen. Bei Mainz und Trier mochten die hemmenden Momente leicht überwiegen; denn der Präzedenzfall, den man für Köln zu schaffen half, würde nur den Kapiteln von Mainz und Trier ebenfalls eine scharfe Waffe in ihrem ewigen Kampf mit den Kurfürsten in die Hand spielen und zu noch unabsehbaren Konsequenzen führen. Anders wäre es schon gewesen, wenn Österreich die Kölner Stimme nötig gehabt hätte; dann hätte es seinen ganzen Einfluß bei den katholischen Kurhöfen zu Gunsten des Kölner Kapitels in die Wagschale werfen können; aber man brauchte ja die Kölner Stimme nicht. Schließlich hätte das Domkapitel auch nichts an dem Ergebnis der Kaiserwahl geändert; mit Leichtigkeit hätte sich Österreich seine Stimme gesichert; es hatte ja ohnehin in Wien schon erklären lassen, daß es die Beförderung des Erzherzogs Karl zum Kaiserthron erhoffe und erwarte. Wenn man also von dem Ehrgeiz eines Königsegg und eines Solemacher absieht, so liegen die

34) Ber. Königseggs aus Wien vom 6. Juni.

35) Entw. an Sol. und Esch. vom 3. Juni. Sol. und Esch. mußten auch eine Einladung des Kardinals von Sachsen, mit ihm nach Ungarn zu reisen, wegen des Drängens der Domherren ablehnen. Ebensowenig scheinen sie mehr an der Feier der Bischofsweihe des Grafen Königsegg, die der Kardinal von Sachsen vornahm, teilgenommen zu haben.

36) s. Ziekursch, S. 141.

Digitized by Google

Motive zu dem geplanten Versuch, dem Kölner Domkapitel bei der Kaiserwahl des Jahres 1711 Sitz und Stimme zu erwirken, nicht auf dem Gebiete der großen Politik, sondern auf dem der kleinen, innerstaatlichen. Man hatte einen Fall schaffen wollen, der die unmöglichsten Möglichkeiten hätte heraufbeschwören können. Es war nicht dazu gekommen. Der Versuch blieb eine Episode in dem Kampfe des Kölner Kapitels mit seinem Kurfürsten.

Hans Gerig.

---

## Der letzte Verfassungskonflikt zwischen Domkapitel und Regierung im Kurfürstentum Köln.

Wie in den weltlichen Territorien, so war auch in den geistlichen Fürstentümern Deutschlands im Laufe des 17. Jahrhunderts die Macht der Stände zurückgedrängt worden, auch hier hatte der Landesfürst sich die ausschlaggebende Stellung gesichert. Immerhin war es den Domkapiteln als den führenden Landständen gelungen, sich dadurch, daß bei ihnen die Wahl der Landesherrn lag, gewisse Rechte zu bewahren, sie zwangen den Gewählten zur Beschwörung von Wahlkapitulationen und sie beanspruchten die volle Herrschaft während der Sedisvakanz. Dies letzte Recht allerdings wurde vielfach dadurch illusorisch, daß schon zu Lebzeiten des Fürsten ein Koadjutor gewählt werden konnte, der dann unmittelbar nach dem Eintritt des Todesfalls die Regierung übernahm. Daß aber auch bei Vorhandensein eines Koadjutors die Kapitularen mitunter danach strebten, den Regierungswechsel auszunützen, um, wenn auch nur für kurze Zeit, selbst Regierungsfunktionen auszuüben, beweist der letzte Verfassungskonflikt im Kurfürstentum Köln, der sich im Jahre 1784 nach dem Tode des Kurfürsten Max Friedrich von Königsegg abspielte. Man wird dabei jedoch beachten müssen, daß in diesem Fall die Führer der Aktion im Domkapitel wohl weniger aus verfassungsrechtlichen als politischen Gründen handelten [1]).

Bereits im Jahre 1780 war der Erzherzog Max Franz von Österreich zum Koadjutor des greisen Max Friedrich gewählt worden, ihm stand also das Recht der unmittelbaren Nachfolge zu. Seine Wahl war von Preußen

---

1) Die folgende Darstellung gründet sich auf die Berichte des österreichischen Legationssekretärs Kornrumpf an den Gesandten Grafen Metternich vom 14. und 16. April 1784 und die Meldungen des Grafen Metternich an den Fürsten Kaunitz vom 16., 18., 21., 22. und 24. April und 1. Mai 1784. Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 209. Vgl. auch M. Braubach: Max Franz von Österreich, letzter Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster (1925), 70.

Digitized by Google

heftig bekämpft worden, die preußische Politik suchte auch nach erfolgter Koadjutorwahl nach irgend einer Möglichkeit, das Ergebnis, das sie als eine empfindliche Niederlage gegenüber dem Rivalen in Deutschland empfand, wieder rückgängig zu machen. Nach dem Tode des allmächtigen Ministers des alten Kurfürsten, des Grafen Belderbusch, zu Beginn des Jahres 1784 begann man vorbereitende Schritte in dieser Richtung, doch bevor man damit weit gediehen war, starb Max Friedrich. Trotzdem gelang es dem preußischen Gesandten in Köln, Emminghaus, die Domherrn, von denen einige wie der Fürst Hohenlohe und die Grafen Truchsess sich einst der Wahl des Österreichers widersetzt hatten, zu einem Versuch zu bewegen, der unmittelbaren Nachfolge des Erzherzogs Schwierigkeiten zu bereiten. Möglich, dass man im Domkapitel auch tatsächlich glaubte, ein Recht auf die Regierungsführung zu haben, bis Max Franz, der soeben erst von Mergentheim, seinem Sitz als Hochmeister des Deutschen Ordens, die Reise nach Wien angetreten hatte, eingetroffen war. Man hoffte wohl um so mehr auf einen Erfolg, als die aus den Ministern Freiherr von Gymnich, Freiherr von Forstmeister, Graf Wolff-Metternich und Graf Karl Belderbusch — einem Neffen des Verstorbenen — bestehende Staatskonferenz, der Kurfürst Max Friedrich nach Belderbuschs Tod die Regierungsgeschäfte anvertraut hatte, unter sich uneinig war und man ihr ein energisches Auftreten wohl nicht zutraute.

Am 15. April 1784 starb Max Friedrich nach kurzer Krankheit. Bereits Tags zuvor wusste man in Bonn, der kurfürstlichen Residenz, daß das Domkapitel plane, zunächst durch einen aus seiner Mitte, den Grafen Josef Truchsess, die Entwicklung der Krankheit beobachten zu lassen, dann nach erfolgtem Todfalle durch zwei Deputierte die Versiegelung vorzunehmen und sich nach keinen Befehlen zu richten, solange nicht die päpstlichen Konfirmationsbullen für Max Franz publiziert und die Besitzergreifung durch den Koadjutor persönlich vorgenommen wäre. Das Ministerium beschloß darauf, eintretendenfalls seinerseits die Versiegelung sofort zu bewerkstelligen und im übrigen die Dinge möglichst hinzuziehen, um Zeit zu gewinnen, bis die Verfügungen des Erzherzogs eingetroffen waren. Verheimlichen ließ sich dann allerdings der Tod des Kurfürsten vor den inzwischen eingetroffenen Grafen Josef und Thomas Truchsess nicht lange, da die beiden Domherrn sich fortdauernd in der kurfürstlichen Antichambre aufhielten. Während der Regierungspräsident Graf Belderbusch mit einigen Hofräten sofort in aller Stille Kabinett und Kammer des Verstorbenen versiegelte und Wachen davor aufstellte, eilten die beiden Truchsess nach Köln, wo noch am selben Abend des 15. April und am folgenden Morgen Kapitelssitzungen stattfanden. Ohne den von der Regierung an das Kapitel mit der offiziellen Nachricht des Todes entsandten Kurier abzuwarten, wurde eine aus den Domherrn Graf v. Oettingen, Fürst v. Hohenlohe, v. Horn-Goldschmidt, v. Merl und dem Kapitelssyndikus Bollich bestehende Deputation abgesandt, die gegen Mittag des 16. April in Bonn eintraf. Im Namen des Domkapitels forderte sie durch den Syndikus den ersten Minister Freiherrn von Gymnich auf, im Residenzschloss eine Konferenz abzuhalten, „wo sie als Kapitular-

Digitized by Google

Deputierte mit dem Ministerium über die dermalige Lage der Sachen deliberieren wollten". Gymnich, von dem österreichischen Legationssekretär Kornrumpf wohl in seiner Haltung bestärkt, lehnte jedoch ab: er freue sich zwar, so ließ er durch den Syndikus antworten, über die Ankunft der Herrn, da aber bekanntlich sein Quartier nicht im Schlosse sei, er sie auch weder als Deputierte ansehen noch mit ihnen in Konferenz treten könnte, würde es ihm angenehm sein, wenn sie ihn mit einem freundschaftlichen Besuch beehren wollten, um über die Vorliegenheiten amicaliter sich zu besprechen. Zugleich gab der Minister den Wachen den schärfsten Befehl, niemand, wer es immer sei, an das kurfürstliche Kabinett zu lassen, und wies den Gouverneur General v. Kleist an, nur von ihm Befehle anzunehmen. Als zweiter Abgesandter der Deputation erschien bald darauf bei ihm der Obristhofmeister Graf von Salm. Er ließ sich schon deutlicher über die Ziele des Domkapitels aus: dieses wäre berechtigt, die gegenwärtige Epoche als eine Sedisvakanz anzusehen und die Regierungsgeschäfte zu übernehmen, der Koadjutor habe nur ius ad rem und nicht in re; zur Zeit des Kurfürsten Ferdinand[1]) sei derselbe Fall gewesen, und damals habe das Kapitel die Regentschaft übernommen und eine neue Wahl getätigt; man schmeichele sich daher einer willfährigen Nachgiebigkeit seitens des Ministeriums und hoffe, daß Gymnich sich bei dem Kapitel nicht verantwortlich machen würde. Doch der Minister blieb fest: er erkenne keine andere Regentschaft als die Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs, höchstdessen Verfügungen er stündlich erwarte, an, bis dahin werde er die Geschäfte fortführen und gelassen abwarten, was das Kapitel, von dem er nicht abhänge, gegen seine Person unternehmen wolle.

Unterdessen waren die Domherrn ins Schloß eingedrungen und forderten den wachthabenden Offizier auf, ihnen den Weg freizugeben, um die Obsignation vornehmen zu können. Als der Kammerfourier Vogel Gymnich davon Mitteilung machte, geriet dieser in große Erregung: die Herren, so rief er aus, möchten sich nicht prostituieren, das Militär hätte die schärfsten Ordres, sich vor dem kurfürstlichen Kabinett geltend zu machen. Sogar Kornrumpf riet dem erzürnten alten Manne, „diese Lebhaftigkeit zu mässigen und die Kapitularen mit Bescheidenheit zur Geduld zu verweisen". Der Kammerpräsident Graf Wolff-Metternich begab sich darauf ins Schloß, um den Domherrn zuzureden, ihm folgten dann bald auch unter irgend einem Vorwand Gymnich selbst, Forstmeister und Belderbusch. Hier hat man dann nach Kornrumpfs Bericht „sich mehrere Stunden unter beständigem Disputieren und leerem Wortwechsel verweilt"; die Regierung beharrte auf ihrer Weigerung, worauf schließlich die enttäuschten Domherrrn, die keine Möglichkeit hatten, ihre Ansprüche durchzusetzen, beschlossen, zwei aus ihrer Mitte, Oettingen und Merl, sofort nach Wien zu schicken, um vor des Kaisers Majestät Klage zu führen.

---

1) Ferdinand, der Bruder des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, regierte von 1612 bis 1650 in Köln.



Digitized by Google

Durch die feste Haltung des Ministeriums war der Vorstoß des Domkapitels gescheitert. Es hatte wenig zu bedeuten, daß die Domherrn durch Bestätigung des Generalvikars und des Offizials eine Regierungshandlung vornahmen. Das Eintreffen eines Kuriers des Erzherzogs mit den erforderlichen Vollmachten und Verfügungen am 23. April nahm ihrem Vorgehen einen wesentlichen Grund, man wagte bereits nicht mehr von einer Sedisvakanz zu sprechen. Als dann am 27. abends unerwartet früh Max Franz selbst in Bonn eintraf, gab man jeden Widerstand auf und suchte sich mit dem neuen Herrn gut zu stellen. Am 28. April nachmittags erschien eine Deputation, die die vollkommene Zufriedenheit des Kapitels versicherte und nur bat, der Erzherzog möge seinen Einzug in Köln und die Inthronisation um einige Zeit verschieben, „damit man vorher alle Ihrer höchsten Person und der Feierlichkeit würdige Anstalten treffen könnte". Der junge Kurfürst war diplomatisch genug, keinen Ärger zu zeigen, sowohl dem Ministerium als auch dem Kapitel dankte er für ihre „wohlgemeinten Maßregeln" und versicherte sie seiner Gnade. Am folgenden Tage begab sich darauf das Domkapitel in corpore nach Bonn und huldigte ihm. Der merkwürdige Konflikt fand damit seinen endgültigen Abschluß.

Max Braubach.

Digitized by Google

# Literatur.

**Wilhelm Levison, Das Werden der Ursula-Legende. Sonder-Ausgabe aus Heft 132 der Bonner Jahrbücher, Köln 1928, Albert Ahn, Verlagsbuchhandlung. 164 Seiten.**

Die Ursula-Legende und das, was mit ihr zusammenhängt, hat bereits eine stattliche Literatur erzeugt. Über Köln und die Rheinlande hinaus hat man sich in Deutschland, in Frankreich, in den Niederlanden, in Belgien, in England mit der Geschichte von St. Ursula und ihren Gefährtinnen beschäftigt und im Laufe der Jahre Stein um Stein in dem Gebäude untersucht, das im wesentlichen in der Gestalt, die es im 12. Jahrhundert angenommen hat, auf uns gekommen ist. Je mehr freilich die Forschung in Einzelheiten eindrang, umso größer wurde der Komplex von Fragen, die beantwortet werden mußten, und umso zahlreicher wurden auch die Meinungsverschiedenheiten in vielen Punkten.

Levison greift nun zum ersten Male das ganze Problem im Zusammenhang auf und geht, gestützt auf eine, man darf wohl sagen staunenswerte Quellenkenntnis, der Legende von ihrem Ursprung bis zu ihrer endgültigen Ausgestaltung im Zusammenhang nach und behandelt dabei alle hineinspielenden strittigen Fragen, sie alle mit neuem Licht kritisch beleuchtend und auch fast alle befriedigend lösend.

Der feste Kern und Grundstein der Ursula-Legende ist die heute noch vorhandene Stein-Inschrift des Clematius in der Ursula-Kirche, die aus der Zeit zwischen der Mitte des vierten und fünften Jahrhunderts stammt und die Tatsache eines Martyriums von Jungfrauen an der Stelle, wo die Kirche steht, bezeugt, aber weder Namen noch Herkunft noch Zahl der Märtyrerinnen noch die Urheber ihres Martyriums angibt. Der Stein ist ebenso wie seine Inschrift wiederholt für eine Fälschung späterer Zeit erklärt worden. Levison beweist mit durchschlagenden Gründen und einer Fülle unwiderleglicher Belege aus äußeren und inneren Merkmalen, daß beide echt und Zweifel an dem Inhalt der Inschrift unberechtigt sind. Damit ist aber für den Ausgang der Römerzeit in Köln die Verehrung von jungfräulichen Märtyrerinnen und das Vorhandensein einer ihnen geweihten Basilika bewiesen. Das ist aber auch alles! Die Angaben der Inschrift enthalten nichts von den Einzelheiten, mit denen die spätere Legende angefüllt ist. Wir haben merkwürdigerweise auch jahrhundertelang kein einziges Zeugnis für die Fortdauer der Verehrung der Jung-

Digitized by Google

frauen. Erst im 9. Jahrhundert, in der Corveyer Litanei von 827/40, in den Martyrologien von Wandalbert von Prüm (von 848) und Usuard von St. Germain (von 875), sowie in der Urkunde König Lothars II. von 867 werden die heiligen Jungfrauen wieder erwähnt, und von nun an werden die Erwähnungen in Urkunden, liturgischen Quellen, Kalendarien, Litaneien, Messformularen zahlreicher, gleichzeitig aber auch ausführlicher und reicher an Einzelheiten. So werden auf einmal einige Jungfrauen mit Namen genannt, ferner eine Zahl, meist elf, als Todestag meist der 21. Oktober. Schon Wandalbert von Prüm spricht von „Tausenden" von Jungfrauen, und in zwei Kalendern des 9. Jahrhunderts ist bereits von „elftausend" die Rede, eine phantastische Ziffer, die, wie Levison überzeugend darlegt, aus der Auflösung des über der römischen Ziffer XI angebrachten Striches, der aber lediglich zur Hervorhebung — wie unsere Unterstreichung! — und nicht zur Vervielfältigung der Einheit mit Tausend dienen sollte, zu erklären ist. Als Führerin der Jungfrauen wird in den ältesten Aufzeichnungen bald Martha, bald Saula, bald Pinnosa genannt. Ursula tritt erst in der sogenannten ersten Passio, die zwischen 969 und 976 abgefaßt ist und sie als Tochter des Königs von Britannien bezeichnet, an ihre Stelle, um nun für dauernd als die Führerin angesehen zu werden. Für die Basilika in Köln hat sich ihr Name freilich erst seit dem 18. Jahrhundert durchgesetzt.

Mit dem Aufkommen der Elftausend-Zahl, die sehr bald zum eisernen Bestandteil der ganzen Legende wird, regte sich das Verlangen, nun auch Näheres über diese große Schar von Märtyrerinnen zu erfahren. Der Phantasie öffnete sich da Tür und Tor, und wir können an der Hand von Levison die ganze Ausgestaltung der Legende, das Hinzutreten eines Zuges nach dem andern, verfolgen. Die ungeheuere Zahl hat anscheinend verhindert, die Jungfrauen als einheimische Märtyrer anzusehen. Zuerst ließ man sie in Anlehnung an die Inschrift des Clematius und wie diesen selber aus dem Orient stammen. Aber diese Annahme wurde bald bestritten. In der uns erhaltenen Predigt für den Festtag der Jungfrauen aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts wird zum ersten Male Britannien als ihre Heimat bezeichnet, und der Auszug aus der Insel mit den von Beda berichteten Christenverfolgungen unter Diokletian und Maximian erklärt. Die erste Passio Ursulae, gewöhnlich nach den Eingangsworten des Textes „fuit tempore pervetusto" benannt, die, wie schon erwähnt, die Tochter des Britenkönigs als die Anführerin der Jungfrauenschar erscheinen läßt, schmückt den Auszug aus Britannien weiter aus, läßt die Jungfrauen, durch Visionen geführt, über Tiel in der Betuwe nach Köln gelangen, von dort über Basel nach Rom pilgern und wieder zurück nach Köln kommen, wo sie von den Hunnen, die gerade die Stadt belagern, niedergemacht werden, als letzte Ursula selbst. Mit der ersten Passio ist die Legende schon im wesentlichen fertig. Die britische Herkunft der Jungfrauen, die Führerschaft der Ursula, der Anlaß für das Verlassen der Heimat und der Tod durch die Hunnen galten nun als feststehend. Levison untersucht die Passio textkritisch, deckt ihre Quellen auf, u. a. die Grabgedichte in einem Codex des Klosters

Digitized by Google

St. Bertin, und weist vor allem auch die Echtheit des Prologs nach, die häufig, zuletzt von Th. Ilgen, bestritten worden ist. Als Verfasser macht er den Mönch Herricus von St. Bertin wahrscheinlich, der vor seinem Eintritt in das Kloster am Hofe des Erzbischofs Gero von Köln lebte.

Die erste Passio hat infolge ihrer schwer verständlichen Sprache keine große Verbreitung erlangt; sie ist nur in sechs Handschriften überliefert. Anders ist es mit der zweiten Passio Ursulae, meist nach ihren Anfangsworten „regnante domino" zitiert, die neben dem sermo in natali und der ersten Passio als die Hauptquelle in Betracht kommt, und die der Legende, die in der ersten Passio begründet wird, erst ihre Verbreitung und Volkstümlichkeit verschafft hat. Sie ist etwa 100 Jahre nach der ersten Passio entstanden und dann immer wieder abgeschrieben worden. Aus dem 12. Jahrhundert sind schon gegen 30 Abschriften erhalten. Levison kennt über 100 Abschriften, ohne die größeren und kleineren Auszüge, und viele Drucke, sicher ein Beweis für die große Beliebtheit des Stoffes, von der man sich aber erst nach den Ausführungen Levisons einen richtigen Begriff machen kann. Die Passio ist auch bereits im 12. Jahrhundert nach England gekommen, wo sie eine besondere Wirkung dadurch gehabt hat, daß Galfrid von Monmouth sie in seiner Geschichte der britischen Könige benutzt hat (1136—1138), einem Buche, das zu den am meisten gebrauchten und gelesenen des Mittelalters gehört.

Im 12. Jahrhundert erhält die Legende eine weitere abenteuerliche Ausgestaltung. Bei der Stadterweiterung von 1106 stieß man in Köln bei der Kirche der Jungfrauen auf ein ausgedehntes Gräberfeld aus römischer Zeit. Die zu Tage geförderten Gebeine hielt man für Überreste der 11000 Jungfrauen, die man nun, was bei der großen Masse verständlich ist, nach allen Seiten hin in der freigiebigsten Weise verschenkte. Von jetzt an finden wir zahllose Erwähnungen von Schenkungen und Übertragungen von Reliquien der 11000 Jungfrauen, die so zu sagen durch die ganze abendländische Welt wandern. Gleichzeitig mehren sich die Berichte über Erscheinungen der Jungfrauen, die zum Teil wohl lediglich zu dem Zweck abgefaßt wurden, um das Vorhandensein der in den Gräbern gefundenen Überreste von Männern zu erklären. Für die Weiterbildung der Legende ist von besonderer Bedeutung geworden der Bericht des Küsters Theoderich aus der Abtei Deutz (um 1164) über die Übertragung von Reliquien nach Deutz. Theoderich bemerkt nämlich, daß in den Gräbern auch die Namen und „tituli" der Heiligen gefunden und im Archiv der Deutzer Kirche hinterlegt worden seien. Ja, er teilt eine große Zahl dieser Inschriften mit, wie sie auf den Steinen erhalten seien. Unter seinen Angaben mag sich die eine oder andere echte altchristliche Inschrift befinden, in der Hauptsache sind die von ihm mitgeteilten etwa 200 Namen und Inschriften frei erfunden!

Einige der nach Deutz überführten Reliquien gelangten in das Benediktinerinnenkloster Schönau in Nassau und wurden hier der als Visionärin seit 1152 bekannten Nonne Elisabeth vorgelegt, um sie

Digitized by Google

zu Offenbarungen über die Jungfrauen zu veranlassen. Sie hat auch eine Reihe von Visionen offenbart, die in ihrem liber revelationum de sacro exercitu virginum Coloniensium aufgezeichnet sind und in vielen Handschriften verbreitet wurden: sie bedeuten eine phantastische Bereicherung und Ausschmückung der Legende! Durch die Visionen Elisabeths von Schönau wurden vor allem die Deutzer Fälschungen bekannt und berühmt und drangen nun allgemein durch, und mit dieser Erweiterung wurde die Legende auch in viele Geschichtswerke und Legendensammlungen aufgenommen. Einen weitern Zuwachs erhielt die Legende am Ende des 12. Jahrhunderts durch zwei neue Bücher Revelationen, die ebenfalls große Verbreitung erlangten und die umfangreichste Schrift über Ursula und ihren Kreis darstellen, die das Mittelalter hervorgebracht hat. Sie enthält eine große Zahl von frei erfundenen Namen und alle Einzelheiten über die Märtyrerinnen und ihre Schicksale. Der Verfasser der Schrift ist nicht bekannt; die verschiedentlich geäußerten Vermutungen sind nicht zu beweisen. Crombach hat zuerst den seligen Hermann Josef, den bekannten Mystiker von Steinfeld († zwischen 1225 und 1241), genannt. Von ihm ist bekannt, daß er Erscheinungen der Kölner Jungfrauen gehabt hat, von denen ihm einige ihren Namen mitgeteilt haben, und daß er sich viel mit der Geschichte der Jungfrauen befaßt hat. Aber Levison lehnt ihn mit guten Gründen als Verfasser der Revelationen ab, mit deren Erfindungen seine anmutige Mystik nicht belastet zu werden braucht.

Mit den Revelationen schließt die Entwicklung der Ursula-Legende ab; sie wird nur noch in immer neue Auszüge gebracht und in den Volkssprachen verarbeitet.

Levison gibt als Beilagen einige gar nicht oder nur wenig bekannte Quellen; vor allem bietet er eine kritische Ausgabe der ersten Passio Ursulae, die bisher nur einmal, in den Analecta Bollandiana (1884), veröffentlicht worden ist.

Es ist von hohem Reiz, mit Levison das dichte Gestrüpp, das um das schlichte Denkmal des Clematius aufgewuchert ist, zu durchwandern, und in seinen ruhigen und sachlichen, immer überzeugenden Ausführungen das allmähliche Anwachsen der Legende zu der uns heute geläufigen Gestalt zu verfolgen. Bei seiner außerordentlich sorgfältigen, gewissenhaften und kritischen Art des Arbeitens und seiner umfassenden Kenntnis der mittelalterlichen Quellen darf man allen seinen Aufstellungen unbedenklich folgen; es dürfte schwer sein, über ihn hinaus zu kommen. Die Arbeit, die Bruno Krusch, „dem Altmeister der Heiligenlebenforschung in Deutschland", gewidmet ist, gehört m. E. zu den besten dieser Art und macht der deutschen hagiographischen Forschung alle Ehre. Bei der Bedeutung, die die Ursula-Legende für Kölns Geschichte, Literatur und Kunst gehabt hat, hat Levisons Buch für die rheinische Lokalforschung noch besonderen Wert.

Köln. Wilhelm Kisky.

Digitized by Google

J. Deilmann, Geschichte des Amtes Brüggen. Erster Teil: Äußere Geschichte. Süchteln, Druck und Verlag von J. Thelen 1927. 142 S.

Es ist nicht leicht, einem Lokalhistoriker gerecht zu werden. In der Erinnerung des Volkes, in Baudenkmälern, Flurnamen und gelegentlichen Aufzeichnungen liegt gewöhnlich eine Reihe historischer Einzelheiten vor, die, quellenmäßig ergründet, unter sich und mit der allgemeinen Geschichte in Zusammenhang gebracht werden müssen. Dazu gehört ein natürlicher Spürsinn, ein liebevolles Versenken in den Geist des Landes und Volkes und unbegrenzte Ausdauer. Aber trotz allem wird bei der Lückenhaftigkeit der Quellen vielfach manches ungeklärt bleiben. Zur soliden Forschung muß weiter eine populäre Darstellung des Stoffes hinzutreten, sie muß bei den Eingesessenen Verständnis und Liebe zur Heimat wecken.

Deilmann, der 1924 eine Geschichte der Stadt Süchteln herausgab, hat sich in dem oben genannten Werke die besprochenen Grundsätze zu eigen gemacht. Da die innere Geschichte des Amtes Brüggen erst in einem zweiten Bändchen behandelt werden soll, wäre im Vorwort ein genauerer Plan über das ganze Werk erwünscht gewesen. Nach einem Überblick über den Mülgau, zu dem das Brüggener Land gehörte, führt der Verfasser die Herrschaftsrechte auf die Vogtei der Herren von Kessel über die Güter der Abtei St. Pantaleon und des Domstiftes zurück. Nachfolger der Kessel wurden die Herren von Jülich, die mit einer Unterbrechung durch die Mörser Pfandschaft im 15. Jahrhundert Herren des Amtes blieben. Weitaus den größten Teil wie auch die Hauptstärke des Werkes bildet die Schilderung der Kriegsleiden. Das hierauf bezügliche außerordentlich reiche Quellenmaterial hat der Verfasser geschickt und interessant gestaltet. Daneben kommt freilich kaum eine andere Seite der Geschichte zu Wort. Mit dem Untergang des Amtes durch die Franzosen und dem Übergang an Preußen schließt die Darstellung. Eine Karte nach einer zeitgenössischen Zeichnung stellt das Amt Brüggen vor dem Jahre 1797 dar. Ein Anhang enthält eine Tafel der Landesherren und ein alphabetisches Verzeichnis der amtsangehörigen und ein solches der amtsfremden Orte. Das Werk ist eine dankenswerte Bereicherung der Heimatkunde.

Düren. Jakob Bremer.

Digitized by Google

# Berichte.

## Hauptversammlung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Kaiserswerth am 4. Juni 1928.

Kaiserswerth — einst Residenz der gewaltigen Kaiser aus salischem und staufischem Geschlecht, dann eine der stärksten Festen des Niederrheins, an deren Wälle die Kriege Europas brandeten, — ist heute ein kleines, anspruchsloses Städtchen, scheinbar verloren und erdrückt zwischen den großstädtischen Zentren moderner Betriebsamkeit, deren zahlreiche Kamine von ferne herübergrüßen. Und doch, welche Schätze birgt noch heute dieser Platz, Schätze, die es immer wieder verhindern werden, daß Kaiserswerth in Vergessenheit sinke. Ehrfürchtig und ergriffen standen wir vor den Zeugen einer großen Vergangenheit, wir versetzten uns beim Anblick der Suitbertuskirche und ihres kostbaren Schreins, bei der Besichtigung der Trümmer von Barbarossas Pfalz zurück in die Zeiten, als hier der Apostel des bergischen Landes wirkte, als Anno von Köln seinen kecken Staatsstreich vollbrachte, als der Kaiser Rotbart die Burg in großartiger Weise ausgestaltete und als diese selbe Burg ein halbes Jahrtausend später als das Hauptquartier des französischen Kommandanten in Flammen aufging unter dem Feuer brandenburgischer und holländischer Geschütze. Es war wahrhaft historischer Boden, auf dem sich der Verein zu seiner Tagung in diesem Frühjahr versammelte.

Im oberen Saale des am Rheinufer neben dem historischen Zollhaus gelegenen gleichnamigen Restaurants fanden sich am Morgen Mitglieder und Gäste in ungewöhnlich großer Anzahl ein. Der Vorsitzende, Bibliotheksdirektor Dr. Schnütgen, eröffnete seine Begrüßungsansprache mit dem Hinweis darauf, daß die Versammlung in Kaiserswerth insofern eine Ausnahme in der Vereinsgeschichte der letzten Jahrzehnte darstelle, als man an einem Ort zusammenkomme, den der Verein in der langen Zeit seines Bestehens zu einer eigenen Tagung noch nie besucht habe. Während häufig Versammlungen in Düsseldorf und mehrfach auch in Gerresheim stattgefunden hätten, sei man Kaiserswerth fern geblieben. Die Gründe aber, die ehemals gegen Kaiserswerth gesprochen hätten, dürften heute

Digitized by Google

als fortgefallen gelten: Vor allem sei durch die von dem kunstsinnigen Pfarrer Alois Dauzenberg durchgeführte Wiederherstellung der Stiftskirche und durch die Restauration der Barbarossapfalz die historische Bedeutung des Ortes erschlossen worden. So könne man sich denn von der Tagung vollen Erfolg versprechen, zumal der jetzige Pfarrer von Kaiserswerth Dechant Mgr. Zitzen unser Vereinsfreund sei und in überaus dankenswerter Weise sich zur Verfügung gestellt habe. — Der Vorsitzende hieß darauf sämtliche Anwesenden herzlich willkommen, insbesondere dankte er dem Regierungspräsidenten von Düsseldorf Herrn Bergemann und dem Landrat des Kreises Düsseldorf-Land Herrn Dr. v. Chamier für ihr Erscheinen, durch das sie ihr Verständnis für die allgemeingeschichtliche Betrachtungsart mit provinzial-, ja lokalgeschichtlicher Mimikry verbindende Arbeit des Vereins bewiesen. Besondere Worte der Begrüßung wurden ferner dem Herrn Vertreter der Stadtgemeinde Kaiserswerth, dem Herrn Dechanten Mgr. Zitzen, dem Vertreter der Diakonissenanstalt Herrn Pfarrer Bechtold und dem Vorsitzenden des Düsseldorfer Geschichtsvereins Herrn Archivdirektor Dr. Wentzcke zuteil. Leider war der Landeshauptmann der Rheinprovinz Herr Dr. Horion, der anfänglich sein Kommen zugesagt hatte, im letzten Augenblick durch die Anberaumung einer Sitzung des Provinzialausschusses verhindert worden; in einem Schreiben, das beim Vorsitzenden eingegangen war, versicherte er den Verein seines wärmsten Wohlwollens. Auch Oberlandesgerichtspräsident Dr. Schollen, der Vorsitzende des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, hatte infolge einer Dienstreise zu seinem lebhaften Bedauern nicht kommen können und sich in sehr freundlichen Worten entschuldigt. In warmer Anteilnahme gedachte der Redner darauf des ernstlich erkrankten Ehrenvorsitzenden des Vereins Herrn Professor Dr. Schrörs, der sich zur Zeit im Krankenhaus zu Baden-Baden befinde. Lebhaft stimmte die Versammlung dem Vorschlage zu, ihm wie auch dem zur Kur in Bonn weilenden Vorstandsmitglied Staatsminister am Zehnhoff die ausdrücklichen Grüße und Wünsche der Versammlung zu übermitteln. Zum Schluß seiner Ansprache hob der Vorsitzende dann noch die eifrige Vorarbeit hervor, die Reichsoberarchivrat Dr. Kisky dankenswerterweise für die Tagung geleistet habe.

In seinem eigenen Namen und zugleich auch für Landrat Dr. v. Chamier sprach darauf Regierungspräsident Bergemann den Dank für die Einladung und die freundliche Begrüßung aus. Der Tätigkeit des Vereins bekunde er vom Staatsgedanken aus seine Hochachtung und Anerkennung. Aufs innigste wünsche er eine enge Verbundenheit zwischen den Staatsbehörden und dem Verein, die für beide von größtem Nutzen sein werde. Daß die Tagung in Kaiserswerth dazu beitragen werde, dies Verhältnis zu befestigen, hoffe und erwarte er. Den Beifall der Versammlung zu diesen Ausführungen faßte der Vorsitzende dahin zusammen, daß von Seiten

Digitized by Google

des Vereins alles geschehen werde, um die stets guten Beziehungen zu den Regierungsvertretern auch weiterhin zu pflegen.

Es folgte der zweite Punkt der Tagesordnung, die Besprechung der Vereinsangelegenheiten. Zunächst genügte die Versammlung der schmerzlichen Pflicht, derjenigen Mitglieder des Vereins zu gedenken und sie zu ehren, die seit der letzten Tagung der Tod aus unsern Reihen gerissen hat. Die Totenliste umfasste diesmal sechs Persönlichkeiten: Vereinsveteranen wie den Landgerichtspräsident Dr. iur. Franz Büscher, Essen, den Dechant Heinrich von den Driesch, Heinsberg, den Dechant Mgr. Josef Schüller, Wiesdorf bei Köln, den Oberstleutnant Frhr. Franz v. Eynatten, Düsseldorf, jüngere für den Verein lebhaft interessierte Männer wie den Vikar Johannes Greven, Buir, und den Rektor Fischersworring, Astenet (Eupen-Malmedy). — Der Vorsitzende kam sodann auf die Vereinslage zu sprechen. An alle Anwesenden richtete er den Appell, für den Verein zu werben, es sei überaus wünschenswert, die Zahl der Mitglieder zu erhöhen. Im Hinblick auf das in diesem Herbst erscheinende Mitgliederverzeichnis habe der Vorstand an diejenigen ehemaligen Vereinsfreunde, die seit der Inflation ihre Pflichten gegen den Schatzmeister nicht mehr erfüllt hätten, einen gedruckten Aufruf gerichtet, der nicht ohne Erfolg gewesen sei. Was der Verein leiste, das bewiesen die „Annalen", von denen Heft 112 bereits im März zur Versendung gelangt sei. Durch die Trennung der „Annalen" von den Einladungen zur Frühjahrs- und Herbstversammlung solle erreicht werden, daß die Mitglieder künftig viermal im Jahr vom Verein etwas hörten und die „Annalen" zu günstigerer Zeit erscheinen könnten. Weiterhin sei der Vorstand eifrig bemüht, den Inhalt der „Annalen" noch immer reichhaltiger und ansprechender zu gestalten. Um jedoch die Kosten zu decken, sei es nötig, weitere Mittel flüssig zu machen. In dankenswerter Weise habe die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für Heft 112 einen größeren Zuschuß geliefert, für die Zukunft hoffe man auf das bestimmteste auch auf Unterstützung seitens der Provinz. Indessen gerade um diese Anforderungen bei Notgemeinschaft und Provinz rechtfertigen zu können, erscheine es geboten, daß auch die Mitglieder selbst, deren bisheriger Beitrag in keinem Verhältnis allein zu dem Wert der jährlichen Vereinsgaben stehe, in ein wenig stärkerem Maße zur Deckung der Kosten beitrügen. Der Vorstand beantrage daher eine Aenderung von § 4 der Satzungen, nämlich Festsetzung des jährlichen Vereinsbeitrages ab 1928 auf 8 Mark statt bisher 6 Mark. Einstimmig nahm die Versammlung diesen Antrag an.

Der Vorsitzende wies noch auf das zu Herbst 1929 fällige fünfundsiebzigjährige Jubiläum des Vereins hin. Man plane, zu dieser Feier eine besonders, äußerlich wie innerlich gut ausgestattete Jubiläumsausgabe der „Annalen". Ein Aufruf an eine Anzahl bedeutender Historiker zur Mitarbeit an diesem Heft habe ein gutes

Digitized by Google

Echo gefunden, eine voll befriedigende Anzahl von Zusagen sei eingegangen. Für den Druck sei dem Vorsitzenden bereits eine Spende des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Aussicht gestellt.

Unter dem Beifall der Versammlung gab Herr Direktor Schnütgen endlich zum Schluß bekannt, daß er sich trotz der Verlegung seines Wohnsitzes nach Berlin — er komme bis auf weiteres noch etwa jedes Vierteljahr einmal für kürzer oder länger an den Rhein — und trotz starker sonstiger zumal aus seiner neuen beruflichen Stellung folgender Belastung nach mehrfacher Erörterung der Angelegenheit im Vorstand bereit finden wolle, falls der Verein einverstanden sei, einstweilen keine Neuwahl des Vorsitzenden vornehmen zu lassen, sondern den Vorsitz noch über das bevorstehende Jubiläumsjahr des Vereins hinaus fortzuführen. Entscheidend seien ihm dafür in der Hauptsache zwei Gründe: einmal würde es einem neuen Vorsitzenden schwer fallen, in die von ihm begonnenen Verhandlungen sowohl mit der Notgemeinschaft und der Provinz wegen der finanziellen Frage als auch mit den zur Mitarbeit an der nächstjährigen Festausgabe der „Annalen" eingeladenen Persönlichkeiten einzutreten, und dann erscheine auch die Frage, wer als sein Nachfolger in Betracht komme, im Augenblick noch völlig ungeklärt. — Die Wahl des nächsten Tagungsortes, für die von einigen Versammlungsteilnehmern Vorschläge gemacht wurden, übertrug die Versammlung gemäß dem Vorschlag des Vorsitzenden dem Vorstand.

Damit war der geschäftliche Teil der Tagung erledigt. Das Wort erhielt der erste Redner des Tages, Herr Geh. Archivrat Dr. Otto Redlich, Direktor des Staatsarchivs in Düsseldorf, zu seinem Vortrag über „Stift und Burg Kaiserswerth in ihrer Bedeutung für Kirche und Reich". Er hob in seinen fesselnden und klaren Ausführungen zunächst den Bericht Bedas über Suitbert und dessen Gründung vor allem im Hinblick auf die Persönlichkeit Suitberts und die Lokalisierung seines Missionsgebietes hervor, wobei sich mancherlei Ausblicke auf die Christianisierung des Niederrheins überhaupt ergaben. Kurz wurde sodann die Bedeutung des von Suitbert gegründeten Monasterium als Mittelpunkt der Missionstätigkeit geschildert und auf die leider sehr lückenhafte früheste urkundliche Ueberlieferung des Stifts eingegangen. Die frühesten erhaltenen Urkunden des Stifts Kaiserswerth sind in ihrer Art Rarissima im niederrheinischen Urkundenbestand. Von dem stiftischen Hofbesitz redet nur ein Privileg Ludwigs des Kindes vom Jahre 904, bevor eine fast 300 Jahre spätere Urkunde Näheres darüber mitteilt. Die Kaiserpfalz tritt erst in der Zeit der Salier in etwas helleres Licht; vor 1050 findet sich keine Nachricht über die Benutzung der Pfalz als Residenz. Der Redner gedachte der bekannten Fürstenverschwörung und der Entführung des jungen Königs Heinrich im Jahre 1062, um sich nach kurzem Hinweis auf die Entwicklung

Digitized by Google

der städtischen Verfassung Kaiserswerths der Bedeutung und dem Ausbau der Barbarossa-Pfalz und den Wirren zu Beginn des 13. Jahrhunderts, in denen Kaiserswerth eine Rolle spielte, zuzuwenden. Besonders zeigte er, wie die Politik der Kölner Erzbischöfe, denen der Kaiserswerther Zoll ein Dorn im Auge war, schließlich dazu führte, daß Pfalz und Zoll nur noch als Pfandobjekt in Betracht kamen.

Da der Vortrag Geheimrat Redlichs voraussichtlich im Hauptteil der „Annalen" veröffentlicht werden wird, soll hier diese kurze Inhaltsangabe genügen. Den Dank der Versammlung für die neue eigene Quellenstudien verwertende, überaus wertvolle und anschauliche Darstellung, die sich auch in reichem Beifall kund tat, faßte der Vorsitzende in herzlichen Worten zusammen. Er erteilte sodann dem Unterzeichneten das Wort zu einem Vortrag über „Kaiserswerth in der Kriegsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts".

Kaiserswerth hat auch nach der Zeit der Salier und Staufer noch eine bedeutende Rolle gespielt. Aus der kaiserlichen Pfalz war mit der Zeit dank der außerordentlichen Gunst der natürlichen Lage eine der stärksten Festungen am Rhein geworden, ein überaus wertvoller Stütz- und Ausfallspunkt für die Kurfürsten von Köln, die es verstanden hatten, den Platz in ihren Besitz zu bringen. Um diese Feste haben sich die ersten größeren Kämpfe zweier Kriege abgespielt, die halb Europa in Mitleidenschaft zogen. Durch die Belagerungen von 1689 und 1702 ist der Name Kaiserswerth sichtbar in die Annalen der europäischen Geschichte eingetragen.

Schon während des holländischen Krieges waren französische Truppen am Niederrhein erschienen; als dann im Jahre 1688 Ludwig XIV. aufs Neue gegen Europa vorbrach, gab ihm sein Bündnis mit dem Kardinal Fürstenberg, der nach zwiespältiger Wahl entgegen der für seinen Gegner Josef Clemens von Bayern günstigen Entscheidung des Papstes die Administration in Kurköln an sich gerissen hatte, die Möglichkeit, ohne Schwertstreich die kölnischen Festungen Bonn, Rheinberg und Kaiserswerth mit französischen Truppen zu besetzen. Von den Mitgliedern der Koalition, die sich gegen den Friedensbrecher bildete, fiel es hauptsächlich Brandenburgern, Holländern und Münsterschen zu, den Gegner wieder aus der gewonnenen Position am Niederrhein zu werfen. Ein erster Vorstoß führte die Verbündeten im März 1689 auf dem linken Rheinufer bis nach Neuß, jedoch erst Ende Mai begann man systematisch die Eroberung des kölnischen Gebiets durchzuführen. Als erster Angriffspunkt bot sich dabei Kaiserswerth, das Anfang Juni von allen Seiten umschlossen wurde. Gegen die Nordfront der Festung, in der sich 200 Franzosen und 400 auf Fürstenberg vereidigte Kurkölner befanden, gruben sich brandenburgische und münstersche, gegen die Südfront holländische Truppen ein. Nachdem am 20. Juni der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg persönlich den Oberbefehl über die Belagerungsarmee übernommen hatte, begann

Digitized by Google

in der Frühe des 25. Juni ein gewaltiges Bombardement, in dessen Verlauf das Schloß, die alte Kaiserpfalz Barbarossas, von Brandbomben getroffen und völlig zerstört wurde. Eine Revolte der Kurkölner, die keine Lust hatten ihre Haut für den König von Frankreich zu Markte zu tragen, zwang noch am selben Tage den französischen Kommandanten, die weiße Fahne hissen zu lassen.

Weit wechselvoller und dramatischer war der Verlauf der Belagerung von 1702. Wieder saßen die Franzosen in der Festung: Kurfürst Josef Clemens von Köln hatte sich bei Beginn der großen Krise, die der Tod des letzten Habsburgers in Spanien über Europa brachte, auf Geheiß seines Bruders Max Emanuel von Bayern mit Ludwig XIV. verbündet und ihm ebenso wie einst sein Rivale Fürstenberg die Tore seiner Festungen geöffnet. Diesmal war die Aufgabe der Gegner weit schwieriger, da Kaiserswerth mit starker Besatzung versehen war und man zugleich mit dem Eingreifen eines französischen Feldheeres von der linken Rheinseite rechnen mußte. Mitte April 1702 vereinigten sich holländische, pfälzische, hannoversche und brandenburgisch-preußische Truppen unter dem Oberbefehl des Fürsten von Nassau vor der Festung. Wieder wie 1689 richteten sie ihren Angriff gegen die Nord- und Südfront. Anfangs schien ein rascher Erfolg sicher, auch in Bonn hielt man bereits Ende April Kaiserswerth für verloren, da der französische Marschall Boufflers seinen anfänglichen, von Kurfürst Josef Clemens freudig begrüßten Plan, mit seinem Heer den Platz zu entsetzen, nicht ausführte und erst reichlich spät den Grafen Tallard mit Truppen und Geschützen in Richtung Düsseldorf zur Unterstützung der Belagerten absandte. Doch diesen war unterdessen das nasse Element zu Hilfe gekommen, infolge anhaltenden Regenwetters war der Rhein über seine Ufer getreten und hatte die Belagerungsarbeiten empfindlich gestört. Als das Wetter dann schließlich besser wurde, erschien am gegenüberliegenden Ufer Tallard und nahm die Gräben der Verbündeten unter flankierendes Feuer. Schon hielt man den schimpflichen Abbruch der Belagerung für sicher, doch dem energischen Auftreten des kaiserlichen Bevollmächtigten Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz gelang es, entgegen den Wünschen der Holländer die Fortführung des Angriffs durchzusetzen. Um zum Ziele zu gelangen, änderte man nunmehr den Angriffsplan völlig, statt die Nord- und Südseite griff man, um dem Feuer der Batterien Tallards zu entgehen, die starke Ostfront der Festung an. Heftige Ausfälle der Franzosen in der Nacht vom 21. zum 22. Mai vermochten den Entschluß der Verbündeten, die Festung, koste es was es wolle, zu bezwingen, nicht zu erschüttern. Nach gewaltigem Bombardement traten sie am 9. Juni zum Sturm auf die Kontreskarpe, das äußere Vorwerk, an, der wenn auch unter schwersten Verlusten gelang. Der Kommandant Marquis de Blainville erkannte, daß der nächste Angriff auf die Hauptbastion das Ende bringen mußte, zumal Tallard inzwischen wieder abgezogen war.

Digitized by Google

Um seine Truppen nicht für eine verlorene Sache zu opfern, kapitulierte er daher am 15. Juni.

Gemäß den Bestimmungen der Uebergabe wurden die Befestigungen unmittelbar darauf geschleift. Die militärische Rolle von Kaiserswerth war damit für immer beendet. —

Nachdem der Vorsitzende dem Redner gleichfalls warm gedankt hatte, gab noch der Vertreter des Provinzialkonservators der Rheinprovinz, Dr. Graf Franz Wolff-Metternich, der wiederum in überaus liebenswürdiger und entgegenkommender Weise sein kunstgeschichtliches Wissen und sein außerordentliches Geschick in der Erklärung der Bauwerke der Vergangenheit in den Dienst des Vereins gestellt hatte, eine kurze Einleitung zu der Führung durch die Kaiserpfalz. Im Zusammenhang mit dem Bericht über diese Führung wird nachher von dem Inhalt seiner Ausführungen noch die Rede sein.

Nach Schluß der Versammlung vereinigte man sich in einem der untern Säle des „Zollhaus“ zum gemeinsamen Mittagessen. Während des Essens feierte der Vorsitzende nochmals den genius loci. Er wies vor allem auch auf einen verdienten Sohn der Stadt Kaiserswerth hin, der in den Vorträgen noch nicht genannt worden war, auf Friedrich von Spee, den mannhaften Bekämpfer des Hexenwahns. In von Humor und Ernst zugleich getragener Rede ließ sodann noch Reichsoberarchivrat Dr. Kisky die Redner des Tages und die Leiter der Führungen, sowie den verdienten Vorsitzenden leben.

Die für den Nachmittag vorgesehenen Besichtigungen begannen in der prachtvollen Stiftskirche des hl. Suitbertus. Die Teilnehmer der Tagung konnten sich glücklich schätzen, in Dechant Mgr. H. Zitzen, den würdigen Nachfolger Dauzenbergs, einen Führer von wirklichem Kunstverständnis und anziehender Darstellungsgabe zu finden. In eindringender Weise schilderte er die verschiedenen Bauperioden, die dem Gotteshaus die heutige Gestalt gaben, beschrieb er das Bauwerk im einzelnen und wies auf die architektonischen Besonderheiten hin, gab er endlich eine erschöpfende Erläuterung zu den ausgestellten Schätzen der Kirche. Drei Bauperioden sind deutlich zu unterscheiden: An die erste, die wohl in den Anfang des 11. Jahrhunderts zu versetzen ist, erinnern die Merkzeichen der romanischen Basilika in den einfachen glatten Mauern und runden Fenstern des Langhauses und des Querschiffs. Ein Erweiterungsbau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schuf dann das prächtige Hochchor mit seinen Seitenchören im romanischen Uebergangsstil. Schon war der Rundbogen dem Spitzbogen, die flache Decke dem Gewölbe gewichen, und auch die Konstruktion hatte eine bedeutsame Entwicklung durchgemacht. Ähnlich dieser Chorpartie ist die hübsche Vorhalle gegen Norden, sowie der Westgiebel und sein Portal. Aus allerneuester Zeit dagegen stammen vor allem die Türme — der Turm der Basilika

Digitized by Google

wurde, wie eine viel gedeutete Steininschrift besagt, im Jahre 1243 bei Kriegsgefahr durch den Burggrafen Gernandus abgetragen. Die Aufgabe, die sich nach dem Verfall der Revolutionszeit Dauzenberg und sein Architekt Rinklage stellten, den mittelalterlichen Bau von späteren Zutaten zu reinigen, ihn wiederherzustellen und die unvollendet gebliebenen Teile im Geiste des Alten neu zu bauen, ist, wenn man auch die Vernichtung manchen schönen Stücks aus der Zeit des Barock bedauert, im Ganzen doch glänzend gelöst worden. Von den Schätzen, welche die Kirche birgt, zieht vor allem natürlich der berühmte Suitbertusschrein, ein Kunstwerk von großem Wert und außerordentlicher Schönheit, die Aufmerksamkeit von Sachverständigen und Laien auf sich. Wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde seine Herstellung begonnen und etwa 100 Jahre an ihm gearbeitet. Ein Teil der vortrefflich gearbeiteten Figuren am Schrein — an der Stirnseite der hl. Suitbertus, neben ihm König Pippin und seine Gemahlin Plektrudis, an der Rückseite die Mutter Gottes mit den beiden Marien, die am Ostermorgen zum Grab eilten, an den Langseiten die 12 Apostel — ist noch romanisch, die meisten sind bereits gotisierend, die der Giebelseiten rein gotisch.

Von der Kirche ging es zur Pfalz, hier übernahm Graf Wolff-Metternich die Führung. Die Kaiserswerther Barbarossapfalz ist, wie er ausführte, das eindruckvollste mittelalterliche Profanbaudenkmal der Rheinprovinz, sowohl wegen der unmittelbaren Zusammenhänge mit der Reichsgeschichte des Mittelalters und den kriegerischen Ereignissen im 17. und 18. Jahrhundert, als auch wegen der wahrhaften Massigkeit seiner Formen. Vor allem aber wird durch kein anderes Denkmal so unmittelbar die Erinnerung an die gewaltige Person Kaiser Friedrich Barbarossas wachgerufen. Wenn man sich ein Bild des Gebäudes machen will, das uns die Stiche Meissners und Merians aus dem 17. Jahrhundert zeigen, so muß man sich ständig vor Augen halten, daß die Teile, die heute noch aufrecht stehen, im wesentlichen der Stauferzeit angehören, daß ferner der hohe Hochwasserschutzdamm mitten durch den Komplex der ganzen Anlage hindurch führt. Die Pfalz war eine Wasserburg, die unmittelbar am Rheine gelegen und an der westlichen Langseite von den Fluten des Stroms bespült, an der Landseite aber von einem halbkreisförmigen Wall mit Mauer und Graben umschlossen wurde. Den Kern des Ganzen bildete der fast rechteckige Pallas, an dessen nördlicher Schmalseite sich der Eingang befand, über dem heute eine Nachbildung der eindrucksvollen Gründungsinschrift Barbarossas angebracht ist. Nördlich dem Portal vorgelagert zum Schutze der Einfahrt in den Binnenhafen, aber ganz abgelöst vom eigentlichen Gebäude, ist der klevische Turm, der nur noch in einem kurzen Stumpf erhalten ist. Wie der Hafen, der bei dem eigentlichen Zweck der Anlage als Zollburg zur Aufnahme beschlagnahmter Ware und vor allem der bewaffneten Polizeiboote eine bedeutende Rolle spielen mußte, ausgebildet war, wissen

Digitized by Google

wir nicht, jedenfalls hat die Aufführung des Hochwasserschutzdamms die Möglichkeit zur Erforschung dieser Anlage genommen. Die noch aufrecht stehenden Teile des Pallas zeigen eine Reihe von Räumen, deren Bestimmung nicht genau zu erkennen ist, ferner neben einer Wendeltreppe die mächtige Haupttreppe, die in der stromseitigen Außenmauer über großen Bogen an verschiedenen Nebengemächern und Schießkammern vorbei zu den heute verschwundenen oberen Räumen des Pallas führte. Sehr interessant ist auch der im südlichen Teil des Gebäudes angeordnete und durch starke Mauern geschützte, bis zur Höhe der Pallasräume emporgeführte Brunnen. Der gewaltige Bergfried stand nicht, wie man früher annahm, hinter dem Hauptbau, sondern, wie die Ausgrabungen zu Beginn unseres Jahrhunderts erwiesen haben, innerhalb des Hauptbaus, dessen eigentlichen Kern er bildete. Ein kleiner an drei Seiten von Gebäuden, an der vierten von einer hohen Wehrmauer umgebener Hof schließt sich nördlich an den Bergfried, von dem man die Fundamente und den Stumpf des die Turmgewölbe tragenden mächtigen Mittelpfostens noch erkennen kann. Welche Gebäude hinter der Burg innerhalb der halbkreisförmigen Ringmauer lagen, bleibt zweifelhaft. Möglich, daß gerade in den an dieser Stelle gefundenen Fundamenten noch Reste der ältesten Anlage aus der Salierzeit vorhanden sind. Nach der Stadtseite zu müssen wir uns im Mittelalter eine ausgedehnte Torburg mit Brücke über den äußeren Ringgraben denken, während wir nach Süden eine Bastion, an die sich der äußere Festungsbering anschloß, sehen.

Graf Wolff-Metternich verstand es vorzüglich, in seinen Erläuterungen aus dem unübersichtlichen Bild der Ruine den wesentlichen Kern, die staufischen Teile des Gebäudes, herauszuschälen, und das Charakteristische des Anlagetypus, die mächtige Rheinwasserburg, zu zeigen. Er machte auch noch auf die außerordentlich interessante Mauertechnik aufmerksam: mächtige Lagen von Basaltsäulen und Drachenfelstrachit abwechselnd, darüber zur Betonung der Fensterachsen breite Trachitstreifen, wiederum unterbrochen von breiten Streifen in Basalt und Trachit. Eine besondere Eigenart bedeutet die Anwendung von Ziegeln an Entlastungsbögen und Gewölben, die in keiner Weise den in der Gotik am Niederrhein üblichen Ziegeln entsprechen, sondern in Format wie Brennart den römischen sich nähern und vielleicht den lombardischen verwandt sind.

Mit Stiftskirche und Kaiserpfalz waren die Besichtigungen noch keineswegs abgeschlossen. In der Kapuzinerkirche gab Rektor Koch in dankenswerter Weise Aufschluß über Bauart, Einrichtung und Ausschmückung dieses unter dem Kurfürsten Max Heinrich von Köln erbauten Denkmals der Barockzeit. Auch das Innere des Kapuzinerklosters wurde in Augenschein genommen. Von den Zeugen der Vergangenheit aber wandte man sich dann den Schöpfungen der Gegenwart zu. Weithin in der Welt ist Kaiserswerth ja auch

Digitized by Google

heute noch bekannt und genannt als der Hauptsitz der Diakonissen. Neben den hl. Suitbertus, neben die prachtvollen Kaisergestalten und die rauhen Kämpen des Mittelalters und der neueren Zeit tritt die schlichte Persönlichkeit Theodor Fliedners, des evangelischen Pfarrers von Kaiserswerth, der hier im Jahre 1836 das erste Diakonissenmutterhaus begründete. Sein hochherziges Werk hat Früchte getragen, immer wieder sind die Anlagen vergrößert worden, sie bilden heute fast eine kleine Stadt für sich. Für die Führung der Vereinsmitglieder hatte sich Pastor Bechtold zur Verfügung gestellt, in berechtigtem Stolz legte er die Entwicklung der Anstalt von den kleinsten Anfängen, an die das kleine Gartenhaus mit der Büste Fliedners erinnert, bis zu der heutigen Ausdehnung dar, in aufopferndem Eifer führte er sodann durch die Gebäulichkeiten, um einen Eindruck von der Tätigkeit und Rührigkeit der Diakonissen zu geben. Schade nur, daß die Zeit zu kurz war, um eine noch eingehendere Besichtigung zu gestatten.

Nach alter Sitte wurde die Tagung mit einem zwanglosen, gemütlichen Zusammensein der Teilnehmer, die in den Räumen des „Burghof" stattfand, beschlossen.

Bonn. M. Braubach.



Digitized by Google

Digitized by Google

# Mitglieder-Verzeichnis
## nach dem Stande vom 1. Oktober 1928.

*Ehrenvorsitzender:*

Schrörs, J. Heinrich, Dr., Professor an der Universität, Bonn.

*Vorsitzender:*

Schnütgen, Alexander, Dr., Abteilungs-Direktor an der Preuß. Staatsbibliothek, Berlin.

*Stellvertret. Vorsitzender:*

am Zehnhoff, Hugo, Dr., Staatsminister, Düsseldorf.

*Schriftführer:*

Braubach, Max, Dr., Professor an der Universität, Bonn.

*Stellvertret. Schriftführer:*

Grey Joseph, Dr., Privatdozent an der Universität, Bonn.

*Schatzmeister:*

Schüller, Johannes, Notar, Köln.

*Weitere Vorstandsmitglieder:*

Neuss, Wilhelm, Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Lohmann, Friedrich, Dr., Direktor des Erzdiözesan-Archivs, Köln.
Kisky, Wilhelm, Dr., Reichsoberarchivrat, Köln.

*Ehrenmitglieder:*

Schulte, Karl Joseph, Kardinal, Erzbischof von Köln.
Brüll, Felix, Dr., Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor a. D., Aachen.
Hansen, Hermann Fulgentius, Pfarrer em., Springfield, Illinois, U. S. A.
Reumont, Alfred v., Dr., Geh. Regierungsrat, Landrat a. D., Erkelenz.

Digitized by Google

*Ordentliche Mitglieder:*

Aachen, Bibliothek des Landkreises.
— , Kaiser Karls-Gymnasium.
— , Stadtbibliothek.

Adenauer, August, Dr., Justizrat, Rechtsanwalt, Professor an der Universität, Köln-Lindenthal.

Ahrweiler, Kreis.

Alberts, W. Jappe, Utrecht (Holland).

Andernach, Gymnasium.

Angerhausen, Robert, Gerichts-Assessor. Krefeld.

Anholt i. Westf., Fürstl. Salm-Salmsches Archiv.

Arden, Karl, Domkaplan, Xanten.

Arenberg, Engelbert, Herzog von, Düsseldorf.

Arntz, Anton, Studienreferendar, Rheinberg.

Arntz, Ludwig, Dombaumeister a. D., Köln-Marienburg.

Arrenbrecht, Wilh., Msgr., Stiftsherr, Aachen.

Asen, Joh., Dr., Bibliotheksrat an der Univ.-Bibl., Berlin-Lichterfelde.

Averdung, Joh., Pfarrer, Oberkassel b. Bonn.

Baak, Bernh., Beigeordneter, Kleve.

Ballof, Joh., Dr., Professor am Priesterseminar, Köln.

Barkhausen, Ernst, Fabrikant, Viersen.

Bartels, Rudolf, Oberpfarrer, Euskirchen.

Barth, Franz, Dr., Privatgeistlicher, Bonn.

Barth, Dr., Direktor, Dülken.

Bartscher, Hugo, Pfarrer, Bourheim b. Jülich.

Basqué, Kreisschulrat, Xanten.

Baumeister, Wilh., Dr., Köln.

Bayer, Jos., Dr., Sanitätsrat, Köln.

Becker, Hubert, Kaplan, Osterrath b. Neuß.

Becker, Konstantin, Dr., Studienrat, Köln.

Becker, Bürgermeister, Siegburg.

Beckschaefer, A., Haus Sonneck bei Emmerich.

Beckschäfer, Hein., Dechant und Pfarrer, Marmagen, Post Nettersheim.

Behler, Jos., Pfarrer i. R., Köln-Sulz.

Beissel, Peter, General-Agent der Colonia, Berlin.

Bens, Franz, Pfarrer, Lüttingen bei Xanten.

Bergheim (Erft), Kreis.

Berk, Franz, Dr., Facharzt, Köln.

Berrenrath, Christian, Dr., Msgr., Prälat, Domkapitular, Köln.

Bertrams, Franz, Pfarrer, Niederembt.

Beulen, Heinr., Pfarrer, Gerderath, Kr. Erkelenz.

Beyerhaus, Gisbert, Dr., Professor an der Universität, Bonn.

Birckman, Bertha, Dr., Studienrätin, Xanten.

Birgel, Jakob, Pfarrer, Jakobwüllesheim, Kr. Düren.

Bischoff, Adolf, Großgrundbesitzer, Haus Linde b. Aachen.

Blaesen, Konrad, Pfarrer a. D., Setterich b. Alsdorf.

Blank, Albert, Dr., Hofheim (Taunus).

Blum, Jos., Religionslehrer und Studienrat, Köln.

Boeselager, Albert Frhr. v., Schloß Heimerzheim b. Weilerswist.

Bolten, Franz, Frau, M.Gladbach.

Bolten, Jos., Dr., Pfarrer, Gimborn, Kr. Wipperfürth.

Bolten, Jos., Pfarrer, Burg a. d. Wupper.

Bongartz, Heinr., Professor, Kleve.

Digitized by Google

Bonn, Beethoven-Gymnasium.
— , Bibliothek des Landkreises.
— , Christlich-archäologisches Seminar an der Universität.
— , Collegium Albertinum.
— , Historisches Seminar der Universität.
— , Institut für geschichtl. Landeskunde der Rheinprovinz.
— , Provinzialat der P. P. Redemptoristen.
— , Provinzialkonservator der Rheinprovinz.
— , Stadtbibliothek.
Brands, G., Pfarrer, Duisburg-Meiderich.
Brandts, Joh., Dechant und Pfarrer, Jülich.
Braun, Joh., Direktor des Borromäus-Vereins, Bonn.
Braun, Karl, Oberpostrat a. D., Bad Godesberg.
Brauweiler, Provinzial-Arbeitsanstalt.
Breidenbach, Wilh., Rendant, Lindlar.
Bremen, Max, Dr., Justizrat, Notar, Neuß.
Bremer, Ferdinand, Professor, Oberstudienrat, Bonn.
Bremer, Hermann, Msgr., Professor, Religionslehrer und Studienrat, Essen.
Bremer, Jakob, Dr., Studienrat, Düren.
Bremer, Karl, Pfarrer an St. Gereon, Köln.
Bremer, Dr., Rechtsanwalt, M.Gladbach.
Brester, Jos., Dr., Professor, Religionslehrer u. Studienrat, Aachen.
Breuer, Jos., Prälat, Stadtdechant u. Ehrendomherr, Pfarrer an St. Andreas, Köln.
Breuer, Rudolf, Dr., Zahnarzt, Jülich.
Brockmann, Lambert, Dr., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
Broekmann, Jos., Journalist, Kleve.
Brück, Hans, Dr., Oberlandesgerichtsrat, Köln.
Brückmann, Hans, Studienrat, Essen.
Brühl, Gymnasium.
— , Stadt.
Brungs, Jos., Professor, Honnef.
Burggraef, Jos., Dr., Landrat, Jülich.
Buschbell, Gottfried, Dr., Professor, Direktor der Stadtbibliothek, Krefeld.
Buschen, Leonhard, Pfarrer an St. Adolfus, Düsseldorf.
Busley, Jos., Dr., Landesverwaltungsrat, Düsseldorf.
Byns, Ludwig, Justizrat, Notar, Kleve.

Cader, Adolf, Direktor der Bürgergesellschaft, Köln.
Cafitz, Jos. M., Pfarrer, Rocherath b. Malmedy.
Chaudre, Albert, Dr., Religionslehrer und Studienrat, Aachen.
Clemen, Paul, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität, Bonn.
Clemens, Heinr., Dr., Pfarrer, Rödingen, Kr. Jülich.
Clemens, Jakob, Diözesanpräses, Düsseldorf.
Clever, A., Apotheker, Xanten.
Coels von der Brügghen, Louise Freiin v., Aachen.
Colombo, Karl, Architekt, B. D. A., Köln.
Conrads, Rudolf, Pfarrer an St. Antonius, Düsseldorf-Oberkassel.
Corsten, Karl, Pfarrer, Köln-Raderberg.
Corsten, Wilh., Dr., Erzbischöflicher Geheimsekretär, Köln.
Crombach, Rudolf, Pfarrer, Coslar, Kr. Jülich.
Cürlis, Peter, Pastor, Essen-West.
Custodis, Friedrich, Notar, Köln-Ehrenfeld.

Digitized by Google

Danwitz, Hugo v., Dr., Rechtsanwalt, Hamm i. Westf.
Darmstadt, Hessisches Staatsarchiv.
Daverkosen, Hubert, Dr., Kleve.
Decker, Klara geb. Schilling, Frau, Köln.
Decker, Ludwig, Rolandseck.
Deilmann, J., Süchteln.
Ditges, Leo, Domvikar, Köln.
Döhmer, Maximilian, Pfarrer an St. Rochus, Düsseldorf.
Dohmen, Hubert, Pfarrer, Würm b. Lindern, Bez. Aachen.
Dohmen, Peter, Düsseldorf.
Dorsten i. W., Franziskanerkloster.
Drammer, Jos., Dr., Msgr., Oberpfarrer an St. Peter, Aachen.
Drammer, Karl, Dr., Arzt, Düsseldorf.
Dresen, Arnold, Professor, Religionslehrer und Studienrat, Ratingen.
Dreßen, Gabriel, Bauingenieur, Jülich.
Driesch, Wilh. v. den, Kaplan, Köln-Bickendorf.
Düren, Gymnasium.
Düsseldorf, Caritasverband für die Stadt.
— , Dominikanerkloster.
— , Landes- und Stadtbibliothek.
— , Provinzial-Verwaltung.
— , Staatsarchiv.
— , Stadtarchiv.
Duncker-Beck, Gisela, Schriftstellerin, Düsseldorf.

Eckert, Christian, Dr., Geh. Reg.-Rat, Professor an der Universität, Köln.
Eckert, Karl, Barmen-Unterbarmen.
Ehrenwall, Karl von, Dr., Geh. Sanitätsrat, Ahrweiler.
Eich, Albert, Pfarrer a. D., Holzweiler.
Eickmanns, Heinr., Kaplan, Siegburg.
Eiler, Peter Hubert, Justizrat, Notar, Siegburg.
Elberfeld, Stadtbücherei.
Eltz-Rübenach, Klemens Frhr. v., Schloß Wahn b. Köln.
Emmerich, Städt. Altertumsverein.
Endert, Günther van, Landrat, Mörs.
Erkelenz, Stadt.
Esch, Paul Adam, Rechtsanwalt u. Rittergutsbesitzer, Köln.
Eschweiler, Stadt.
Esser, Jos., Pfarrer, Tetz, Kr. Jülich.
Euskirchen, Kreisausschuß.
— , Stadt.

Faber, Peter Paul, Notar, Köln.
Falkenstein, Heinr., Pfarrer, Blankenberg (Sieg).
Federle, Studienrat, Kreis-Archivar, Ahrweiler.
Fell, Jos., Dechant, Pfarrer, Morken-Harff a. d. Erft, Bez. Köln.
Felten, Wilh., Dr., Professor, Studienrat, Siegburg.
Fenger, Jos., Dechant, Gelsdorf (Ahr).
Fettweiß, Leo, Kaplan an St. Stephan, Krefeld.
Finger, Otto, Pfarrer an St. Stephan, Köln-Lindenthal.
Firmenich, Julius, Pfarrer an St. Elisabeth, Aachen.
Fischer, Adolf, Buchdruckereibesitzer, Beigeordneter, Jülich.
Fischer, Jos., Dr., Gymnasialdirektor, Erkelenz.
Flamm, Franz, Pfarrer und Definitor, Villip b. Godesberg.
Fleischhauer, August, Justizrat, Rechtsanwalt, Kleve.
Flock, Peter, Dr., Pfarrer, Leuscheid b. Herchen a. d. Sieg.
Floehr, Jos., Pfarrer an St. Anna, M.Gladbach-Windberg.
Floeth, Peter, Justizrat, Rechtsanwalt, Krefeld.
Floß, Peter, Pfarrer, Köln-Raderthal.

Digitized by Google

Förster, Heinr., Ehrendechant und Pfarrer, Köln-Mülheim.
Franken, Joh., Süchteln.
Frantzen, Gertrud, Lehrerin, Jülich.
Freiburg i. B., Universitätsbibliothek.
Frenken, Karl, Kaplan, Essen-Altenessen.
Frey, Jos., Oberpfarrer, Mündt bei Jülich.
Frings, Otto, Oberpfarrer, Schleiden (Eifel).
Frischen, Julius, Msgr., Pfarrer a. D., Düsseldorf.
Fritz, Alfons, Dr., Professor, Studienrat, Aachen.
Fritzen, Jos., Professor, Religionslehrer u. Studienrat, Viersen.
Froidevaux, Franz, Rechtsanwalt, [Kleve.
Gaesdonck b. Goch, Collegium Augustinianum.
Geimer, Jos., Stadtbaurat, Siegburg.
Geistingen (Siegkreis), Redemptoristenkloster.
Geldern, Historischer Verein.
Gelsam, Friedr., Pfarrer, Holzweiler, Kr. Erkelenz.
Gerards, C., Fräulein, Erkelenz.
Gescher, Franz, Dr., Privatdozent an der Universität, Köln.
Gesthuysen, Th., Verleger, Xanten.
Geyr-Schweppenburg, Max Reichsfreiherr v., Hönningen.
Gielen, Franz, Oberbürgermeister, M.Gladbach.
Gier, Gerhard, M.Gladbach.
Gier, Jos., Fabrikant, M.Gladbach.
Gierlichs, Alban, Stadtassessor, Emmerich.
Gissinger, Karl, Apotheker, Ründeroth.
Glauner, Dietrich, Mehlem.
Godesberg (Bad), Bürgermeisterei.
— , Verschönerungs-Verein E. V. (Schatzmeister: Oberbürgermeister P. Stern).
Grah, Hermann, Studiendirektor, Boppard.
Greven, Ludwig, Dr. Notar, Aachen.
Grisar, Jos., S. J., Aachen.
Groyen, Ferdinand, Kaufmann, Köln.
Güttsches, Arnold, cand. jur., Köln-Klettenberg.

Haferkamp, Wilh., Pfarrer an St. Mechtern, Köln-Ehrenfeld.
Hahn, Dr., Verleger, Erkelenz.
Hahn, Hubert, Pfarrer, Kesternich, Kr. Monschau.
Hahn, R., Studienrat, Mörs.
Hamacher, Wilh., Dr., Mitglied des Reichsrats, Köln.
Hamaekers, Joh., Obertelegrapheninspektor, Köln-Lindenthal.
Hammans, Karl, Goldschmied, Xanten.
Hammels, Jos., Dr., Weihbischof, Domkapitular, Köln.
Hartmann, Albert, Pfarrer, Bödingen (Sieg).
Hashagen, Justus, Dr., Professor an der Universität, Hamburg.
Hayn, Casimir, Dr., Mittelschulrektor, Köln-Braunsfeld.
Hecker, Hermann Jos., Dechant und Pfarrer, Bensberg b. Köln.
Hecker, Wilh., Kaufmann, Köln-Braunsfeld.
Heimers, Joh., Pfarrer, Nettesheim, Post Rommerskirchen-Butzheim.
Heinemann, Karl, Kaplan, Neuß.
Heinsberg, Rosa v., Frau, Xanten.
Hellings, Wilh., Pfarrer, Köln-Merheim rechtsrhein.
Hellraeth, Paul, Pfarrer, Kleve.
Helm, Heinr. von der, Msgr., Ehrendomherr, Dechant und Pfarrer, Odenkirchen.
Henry, Joh., Rechtsanwalt, Bonn.
Heppekausen, Kaspar, Dechant, Pfarrer an St. Servatius, Siegburg.

Digitized by Google

Herkenne, Heinr., Dr., Stiftsherr, Professor, Aachen.
Herlitzius, Otto, Dr., Medizinalrat, Kreisarzt a. D., Erkelenz.
Hermanns, Joh., Dr., Pfarrer, Paffendorf b. Köln.
Hermanns, Wilh., Rektor, Ohligs.
Herrberg, Karl, Dr., Studienrat, M.Gladbach.
Herte, Adolf, Dr., Professor an der Bischöfl. Akademie, Paderborn.
Hestermann, Ferdinand, Dr., Hamburg.
Heuck, Friedr. Emil, Justizrat, Notar, Köln.
Heuken, Lambert, Oberstudiendirektor, Neuß.
Heusch, Felix, Pfarrer an St. Alban, Köln.
Heusgen, Paul, Dr., Bibliothekar am Priesterseminar, Köln.
Heyer, Friedr., Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Hintzen, August, Pfarrer, Jackerath, Kr. Grevenbroich.
Hirtsiefer, Wilh., Postinspektor, Köln-Riehl.
Hochscheid, Mathias, Dechant und Pfarrer, Golzheim b. Düren.
Hoelper, Alfons, Reichsbahnamtmann, Elberfeld.
Hoeniger, Robert, Dr., Professor an der Universität, Berlin.
Hoever, Dr., Rechtsanwalt, Opladen.
Hoffmann, Karl, Dr., Dechant und Pfarrer an St. Marien, Eschweiler.
Hoffsümmer, Karl, Haus Boisdorf b. Düren.
Hofmann, Albert, Mehlem.
Hollaender, Jos., Pfarrer an St. Apollinaris, Düsseldorf.
Holt, Paul, Dr., Studienrat, Köln-Klettenberg.
Holthausen, Dr., Linnich, Haus Breidenbend.
Horn, Robert, Steuerinspektor, Krefeld-Linn.
Horster, Dr., Justitiar, Altena (Westfalen).
Hostenkamp, Heinr., Religionslehrer, Krefeld.
Hünermann, Jos., Dr., geistl. Studienrat, Köln-Lindenthal.
Hünermann, Karl, Dr., Arzt, Opladen.
Hütter, Heinr., Pfarrer a. D., Aldenhoven, Kr. Jülich.
Huismans, Laurenz, Dr., Professor, leit. Arzt am St. Vinzenzhaus, Köln.
Hummen, Heinr., Pfarrer, Gielsdorf b. Bonn.
Hunscheidt, Gerhard, Stadtbaurat, Kleve.
Husmann, Jos., Ehrenstiftsherr u. Pfarrer an St. Foillan, Aachen.
Huyskens, Albert, Dr., Archivdirektor, Professor an der Techn. Hochschule, Aachen.

Imhoff, August, Rendant am Collegium Leoninum, Bonn.
Inhoffen, Wilh., Kaufmann, Neuß.

Jaegers, Jos., Pfarrer, Uelpenich, Kr. Euskirchen.
Janssen, Jos., Pfarrer, Imgenbroich, Dek. Monschau.
Janssen, Jos., Pfarrer an St. Agnes, Köln.
Janßen, Jos., Pfarrer, Wesel.
Jülich, Heimatmuseum (Museumsleiter Max Hermkes).
— , Kreislehrerbücherei (Schulrat Beckers).
— , Stadtbibliothek.

Kallen, Gerhard, Dr., Professor an der Universität, Köln.
Kalsbach, Adolf, Dr., Berg.-Gladbach.
Kamp, Hermann Jos., Msgr., Ehrendechant, Oberpfarrer, Erkelenz.
Kapellen, Oblatenkloster St. Nikolaus.

Digitized by Google

Kassel, Landesbibliothek.
Kaufmann, Karl Leopold, Dr., Geh. Regierungsrat, Landrat, Euskirchen.
Kaufmann, Paul, Dr. Dr. Dr., Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Präsident des Reichsversicherungsamts a. D., Berlin-Charlottenburg.
Kehrmann, Karl, Dr., Professor, Bonn.
Keller, Richard, Dr., Studienrat, Düsseldorf.
Kellner, Heinr., Rentner, Köln.
Kempen, Casinogesellschaft.
— , Collegium Thomaeum.
— , Geschichts- u. Altertumsverein.
— , Gymnasium Thomaeum.
— , Stadtbibliothek.
Kempis, Max v., Dr., Amtsgerichtsrat a. D., Köln-Klettenberg.
Kempkes, M., Pfarrer, Vynen b. Marienbaum.
Kentenich, Gottfr., Dr., Arzt, M.-Gladbach.
Kentgens, S. J., Oberlehrer, Sittard (Holland).
Keuchen, Joh., Pfarrer an St. Ursula, Düsseldorf-Grafenberg.
Keussen, Hermann, Dr., Professor, Stadt-Archivar, Köln-Klettenberg.
Kindle, Albert, Pfarr-Rektor, Weiden, Post Lövenich, Bez. Köln.
Kintzen, Joh., Bürgermeister, Jülich.
Kirberger, Friedr., Oberpfarrer u. Definitor, Essen.
Kirschbaum, Theodor, Kaufmann, Köln.
Klein, Felix Josef, Rechtsanwalt und Schriftsteller, Bonn.
Klein, Maria geb. Schenk, Frau, Bonn.
Klein, Otto, Lehrer i. R., Inden bei Aldenhoven.
Kleve, Stadt.
Klinkenberg, Joh., Dr., Studienrat, Köln-Rath.
Kloecker, Alfons, Dechant u. Pfarrer, Inden b. Aldenhoven.
Kloeckner, Peter Anton, Stadtarchivar, Kempen.
Kloth, Karl, Pfarrer, Zündorf b. Köln.
Klütsch, Joh., Pfarrer a. D., Bonn.
Kneer, Jos., Geh. Justizrat, Amtsgerichtsrat a. D., Brühl b. Köln.
Knott, Jakob, Msgr., Pfarrer a. D., Aachen.
Koblenz, Staatsarchiv.
— , Stadtbibliothek.
Köln, Dominikanerkloster.
— , Franziskanerkloster.
— , Landkreis (Bibliothek).
— , Hauptpfarrkirche St. Maria im Kapitol.
— , Metropolitan-Domkapitel.
— , Priesterseminar.
Koeniger, Albert Michael, Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Koerfer, Hermann, Pfarrer an Herz-Jesu, Euskirchen.
Kohlgrüber, Wilh., Dr., Sanitätsrat, Marienheide.
Korr, Hubert, Kaplan an St. Marien, Düren.
Kranendick, Engelbert, Bankdirektor, Essen-Borbeck.
Kranz, Gisbert, Dr., Sanitätsrat, Düsseldorf.
Krause, Karl, Pfarrer, Tüddern, Post Wehr, Bez. Aachen.
Krautz, Philipp, Architekt, Brühl bei Köln.
Krautz, Philipp, Frau, Brühl b. Köln.
Krefeld, Stadtbibliothek.
Kreifelts, Theodor, Justizrat, Notar, Köln.
Kretschmann, Augustinus, Volksschullehrer, Erkelenz.
Krings, Otto, Oberhausen.
Krüll, Joh., Pfarrer, Monheim (Rhld.).
Krülls, Adam, Ingenieur, Krefeld-Linn.
Kuckertz, Regierungsbaumeister, Jülich.

Digitized by Google

Kümmel, Hugo, Frau, M.Gladbach.
Küppers, Jakob, Dechant u. Pfarrer an der Stiftskirche, Kleve.
Kuhl, Joh., Geh. Rechnungsrat, Berlin.

Lagemann, Klemens, Fabrikant, Aachen.
Lagier, Lehrer, Kreuz-Weingarten b. Euskirchen.
Langen, Jos. Wilh., Stadtarchivar, Remagen.
Laufs, Karl, Referendar a. D., Stuttgart-Degerloch.
Leiden, Hans Carl, Konsul, Köln.
Leipzig. Universitätsbibliothek.
Lemm, Jos., Ehrenbürgermeister, Güsten b. Welldorf, Kr. Jülich.
Lemmens, Viktor, Professor, Oberstudienrat, Düsseldorf.
Lennartz, Heinr. Leo, Justizrat, Notar, Brühl b. Köln.
Lennartz, Karl, Dr., Pfarrer an St. Maria-Himmelfahrt, Köln.
Lennarz, Albert, Dr., Professor, Düren.
Lenné, Albert, Dr., Domkapitular, Köln.
Lentzen, Mathias, Msgr., Pfarrer an St. Pantaleon, Köln.
Lenzen, Joh., Rektor der höheren Stadtschule, Zülpich.
Lersch, Wilh., Pfarrer, Niederdollendorf a. Rh.
Leuken, Ernst, Dr., Kaplan an der Münsterkirche, Bonn.
Levison, Wilh., Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Ley, Stephan, Professor, Studiendirektor, Linz.
Leykam, Frhr. v., Elsum, Post Wassenberg.
Lingens, Jos., Dr., Oberstudienrat, Opladen.
Lingnau, Bernhard, Oberpfarrer an St. Kolumba, Köln.
Linnich, Stadt.
Linz, Stadt.
Loë, Georg Frhr. v., Adendorf b. Meckenheim.
Löbbel, Hermann, Dr., Pfarrer an St. Ursula, Köln.
Löcherbach, Heinr., Prorektor am Lehrerseminar, Wipperfürth.
Loesch, Heinr. v., Dr. jur., Rittergutsbesitzer, Oberstephansdorf bei Neumarkt in Schlesien.
Loeser, Otwin, Dr., Oberstleutnant a. D., Kleve.
Louis, Peter, Dr., Pfarrer, Bürrig-Küppersteg, Bez. Köln.
Lückger, Herm. Jos., Fabrikbesitzer, Sürth b. Köln.
Lücking, Wilh., Dechant u. Pfarrer, Ippendorf, Kr. Bonn.
Lümmen, Joh., Professor, Religionslehrer und Studienrat, Steele.
Lützeler, Heinr., Pfarrer, Eschweiler-Röhe.

Macherey, Joh. Mathias, Bankprokurist, Köln-Bickendorf.
Maercks, Robert, Religionslehrer u. Studienrat, Köln-Mülheim.
De Maistre, Vicomte Franz, Rittmeister a. D., Bonn.
Mallinckrodt, Gustav v., Dr., Rentner, Köln.
Mallinckrodt, Max v., Haus Broich b. Weingarten.
Malmede, Jos., Pfarrer, Ramershoven, Kr. Rheinbach.
Maria-Laach, Benediktinerabtei.
Marienstatt, Post Hachenburg, Cistercienserabtei.
Marquet, Heinr., Pfarrer, Langel a. Rhein.
Mathar, Ludwig, Dr., Schriftsteller u. Studienrat, Köln-Lindenthal.
Mausbach, Leo, Professor, Religionslehrer u. Studienrat, Essen-Borbeck.
Mayer, Franz, Ober-Bahnhofsvorsteher a. D., Dalheim-Rödgen, Bez. Aachen.

Digitized by Google

Meer, Paul ter, Haus Königswald b. Waldniel b. Kempen.
Meer, Wilh. v., Pfarrer, Calrath, Kr. Jülich.
Meerbeck, Ferdinand, Dr., Kreismedizinalrat, Köln-Mülheim.
Mehliß, Eugen, Apothekenbesitzer, Linz.
Melcher, Heinr., Pfarrer, Kettwig.
Merkle, Sebastian, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität, Würzburg.
Mertens, Franz Jos., Pfarrer, Schwadorf, Post Brühl.
Mertens, Jos., Professor, Studienrat, Köln-Lindenthal.
Mertens, Matthias, Pfarrer a. D., Kalterherberg.
Merzenich, Jakob, Kaufmann, Siegburg.
Meyer, W., Justizrat, Notar, Erkelenz.
Michels, F. X., Dipl.-Ingenieur, Grubenbesitzer, Niedermendig.
Middendorf, Arnold, Dr., Apostol. Protonotar, Dompropst, Köln.
Milz, Heinr., Studienrat, Trier.
Mirbach-Harff, Graf v., Schloß Harff.
Mocken, Wilh., Direktor, Jülich.
Mölders, Joh., Professor am Priesterseminar, Köln.
Moeren, Jakob, Beamter i. R., Xanten.
Mörs, Kreisausschuß.
Moesgen, Joh., Lehrer, Godesberg-Friesdorf.
Molls, Klemens, Kaufmann, M.Gladbach.
Müllenbruck, H. Joh., Kaplan, Fichtenhain, Post Fischeln b. Krefeld.
Müller, Franz, Pfarrer, Niederzier.
Müller, Heinr., Pfarrer, Diersfordt.
Müller, Karl, Dr., Generalsekretär der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz, Bonn.
Müller, Kilian, O. F. M. Cap., Ehrenbreitstein.
Müller, Moritz, Dr., Direktor der Stadtbibliothek, Aachen.
Müllers, Heinr., Lehrer, Frankfurt a. Main.
Müllers, Martin, Pfarrer, Aldenhoven.
Münch, Franz Xaver, Dr., Prälat, Köln.
München, Redaktion der „Stimmen der Zeit".
München-Gladbach, Stadtbibliothek.
Münster i. Westf., Staatsarchiv.
Münstereifel, Gymnasium.
— , Stadt.
Mummenhoff, Wilh., Dr., Assistent am Stadtarchiv, Aachen.
Mylius, Jos. Frhr. v., Kaphof b. Hilfarth, Kr. Heinsberg.

Nakatenus, Anton, Dr., Rechtsanwalt, Ratingen.
Nathan, Albert, Pfarrer und Definitor, Bürvenich.
Nathan, Hubert, Pfarrer, Köln-Bocklemünd.
Nelz, Robert, Dr., Studienrat, Buer (Westf.).
Neuenhofer, Joh., Inhaber v. Oskar Kühlen, M.Gladbach.
Neuss, Gymnasium.
— , Oberrealschule.
— , Stadt.
Nießen, Jos., Professor, Bonn.
Niessen, Wilh., Dr., Geh. San.-Rat, Bad Neuenahr.
Nix, Engelbert, Pfarrer, Kapellen b. Neuß.
Nörrenberg, Konstantin, Dr., Bibliotheksdirektor a. D., München.
Nolte, Franz, Pfarrer, Krefeld-Verberg.
Nooy, Joh. van, Kaplan, Waldniel b. Kempen.

Oberdörfer, Karl, Prälat, Professor, Domkapitular, Köln.
Odenthal, Joh., Dr., Sanitätsrat, Köln-Lindenthal.

Digitized by Google

Oehmen, Wilh., Oberpfarrer, Kempen.
Ohlerth, Wilh., Pfarr-Rektor, Kuckum, Kr. Grevenbroich.
Oidtmann, Heinr., Dr., Architekt u. Glasmaler, Linnich.
Olbertz, Jos., Pfarrer an Herz-Jesu, Bad Godesberg.
Olbertz, Karl, Geh. Justizrat, Landgerichtsrat a. D., Gut Voigtsberg, Buir b. Köln.
Olbrück, Wilh., Pfarrer, Cörrenzig, Kr. Erkelenz.
Olligs, Heinr., Rittergut Burg Lülsdorf, Lülsdorf.
Opladen, Erzbischöfliches Aloysianum.
Opladen, Peter, Dr., Professor, Studienrat, Krefeld.
Oppenhoff, Jos., Landgerichtspräsident, Aachen.
Oppermann, Otto, Dr., Professor an der Universität, Utrecht.
Orbach, Max, Dr., Syndikus, Bonn.
Otto, Julius, Pfarrer, Korschenbroich b. M.Gladbach.

**P**aas, Theodor, Dr., Professor, Studienrat a. D., Köln-Sülz.
Panten, Ludwig, Kaplan an St. Severin, Köln.
Peters, Franz Jos., Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Peters, Hubert, Kaplan, Erkelenz.
Peters, P., Heerlen (Holland).
Petri, Bernhard, Vikar, Rödingen, Kr. Jülich.
Petry, Joh., Dr., Studiendirektor, Ratingen.
Pfeifer, Karl, Pfarrer, Rösberg bei Merten, Kr. Bonn.
Pilz, Herm., Pfarrer, Sterkrade-Nord.
Pinsk, Joh., Dr., Akademiker- und Studentenseelsorger, Berlin-Charlottenburg.
Pirnay, Pascal, Dr., Pfarrer an St. Jakob, Aachen.
Prenger, Heinr., Oberpostinspektor, Köln-Deutz.
Prill, Jos., Prälat, Professor, Studienrat a. D., Lohmar (Sieg).
Probst, Max, Pfarrer, Huckingen, Dek. Ratingen.
Pschmadt, Joh., Dr., Pfarrer, Laurensberg, Kr. Aachen.

**Q**uinders, Mathias, Rektor, Xanten.

**R**ademacher, Arnold, Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Raitz v. Frentz, Maximilian Franz Jos. Reichsfreiherr, Major a. D., Bad Godesberg.
Rausch, A. Jakob, Pfarrer a. D., Obermendig, Kr. Mayen.
Rautenberg, Direktor der Basalt-A.-G., Linz.
Real, J., Geldern.
Rech, Jakob, Dr., Sanitätsrat, Trier.
Rechtmann, Jakob, Dr., Sanitätsrat, Köln.
Reckers, Ernst, Dr., Rendant am Collegium Albertinum, Bonn.
Recklinghausen, Stadtarchiv (Direktor Dr. Pennings).
Reichartz, Heinr., Oberlandesgerichtspräsident, Köln.
Reinartz, Cornelius, Dericumerhof b. Norff b. Neuß.
Reinartz, Nikolaus, Pfarrer, Kreuz-Weingarten, Kr. Euskirchen.
Reinhard, Jos., Verlagsleiter, Düsseldorf.
Reitz, Georg, Dr., Hospital- und Gefängnispfarrer, Koblenz.
Remagen, Stadt.
Renard, Edmund, Dr., Professor, Provinzialkonservator, Bonn.
Renard, Heinr., Erzdiözesanbaurat, Köln.
Renner, Paul, Dechant und Pfarrer, Rodenkirchen b. Köln.
Rensing, Franz, Dr., Professor, Anholt i. W.

Digitized by Google

Reuter, Wilh., Pfarrer, Köln-Brück.
Reuther, Cath., Maria-Laach.
Rey, Jos. G., Dr., Kinderarzt, Aachen.
Rheinbach, Gymnasium.
— , Kreisbibliothek.
Rheydt, Stadtverwaltung, Abt. Heimatmuseum.
Richartz, Jos., Pfarrer, Bruchhausen b. Unkel.
Rings, Jos., Pfarrer, Kleingladbach, Kr. Erkelenz.
Risbroeck, Theodor Anton, Dr., Geh. Justizrat, Landgerichtsrat a. D., Köln.
Roderburg, Jos., Pfarrer, Höningen b. Grevenbroich.
Rom, Campo Santo Teutonico.
— , Istituto Storico Prussiano.
Romen, Fritz, Inhaber der Firma Wilh. Startz jr., Kleve.
Rose, Friedr., Werden.
Roß, Theodor, Architekt, Köln.
Rossum, Karl van, Dr., Arzt, Kleve.
Roth, Heinr. Hermann, Studienrat a. D., Köln.
Rothschild, Hans, Antiquar, Köln.
Rütten, Felix, Dr., Studienrat, Gaesdonck b. Goch.
Ruëtz, Joh. Maria, Dr., Professor, Studienrat, Köln-Ehrenfeld.

Salm-Reifferscheid-Krautheim und Dyck, Fürst v., Schloß Dyck bei Hemmerden.
Sasse, Franz, Dr., Prälat, Ehrendomherr, Honnef.
Sauer, Max, Pfarrer, Floßdorf bei Linnich.
Schaeben, Gottfr., Pfarrer, Willich b. Krefeld.
Scheifes, Joh., Dr., Weihbischof und Domdechant, Münster i. W.
Schell, Barthel, Köln.
Schenk, geb. Sporer, M., Witwe, Bonn.
Scheulen, Jos., Dr., Arzt, Ankum.
Schiffers, H., Dr., Aachen.
Schilling, Hermann, Verlagsbuchhändler und Handelsgerichtsrat, Köln.
Schilling, Jos., Rechtsanwalt, Düsseldorf.
Schlager, Patricius, O. F. M., Dr., Eupen-Garnstock.
Schleicher, Emil, Kommerzienrat, Burg Bleibtreu b. Stolberg.
Schlenkert, Franz, Msgr., Dechant und Pfarrer, Overath, Bez. Köln.
Schlenter, Leo, Regierungsrat, Erkelenz.
Schleß, Emil, Fabrikant, Xanten.
Schley, Arnold, Schulrat, Bonn.
Schlösser, Leopold, Dechant u. Pfarrer, Königswinter.
Schmalen, Michael, Lehrer, Pütz.
Schmalenbach, Ernst, Dr., Rechtsanwalt, Lüdenscheid.
Schmidt, Heinr., Pfarrer an St. Antonius, Essen-Borbeck.
Schmidt, Jos., Dr., Bibliotheksrat an der Universitäts-Bibliothek, Bonn.
Schmidt-Bleibtreu, Bürgermeister, Odenkirchen.
Schmitz, Adam, Professor, Studienrat, Düsseldorf.
Schmitz, Cassius, Pfarrer, Borr, Dek. Lechenich.
Schmitz, Edmund, Pfarrer, Pattern, Kr. Jülich.
Schmitz, Ferd., Dr., Studienrat, Bergisch-Gladbach.
Schmitz, Gottfried, Kaplan, Horrem, Bez. Düsseldorf.
Schmitz, Heinr., Pfarrer, Kirchhoven b. Heinsberg.
Schmitz, Jos., Dr., Professor, Studienrat a. D., Köln-Braunsfeld.
Schmitz, Konrad, Dechant und Pfarrer, Olpe, Kr. Wipperfürth.
Schmitz, Ludolf, Dr., Oberpfarrer, Bergheim (Erft).
Schmitz, Michael, Pfarrer, Bechen b. B.-Gladbach.
Schmitz, Peter, Pfarrer, Call (Eifel).

Digitized by Google

Schmitz-Valckenberg, Hermann, Regierungsrat, Solingen.
Schmitz-Winnenthal, Fritz, Frau, Rittergut Winnenthal b. Menzelen.
Schoeller, Philipp, Fabrikant, Düren.
Schoeller, Wilh., Dr., Studienrat, Jülich.
Schöneshöfer, H., Hauptlehrer, Troisdorf.
Schoengen, M., Dr., Direktor des Reichsarchivs, Zwolle (Holland).
Scholl, Kaspar, Dr., Domkapitular, Köln.
Schorlemer-Lieser, Frhr. v., Schloß Lieser (Mosel).
Schreiber, Wilh., Pfarrer an St. Rochus, Köln-Bickendorf.
Schröder, Ferd., Dr., Professor, Studienrat, Koblenz.
Schülgen, Lorenz, Geh. Justizrat, Landgerichtsrat a. D., Köln.
Schüller, August, Handlungsbevollmächtigter, Essen.
Schüppen, Peter, Pfarrer, Brenig bei Alfter.
Schütt, Joh. Gerhard, Architekt, Emmerich.
Schulte, Aloys, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität, Bonn.
Schulte, Friedrich, Dechant u. Pfarrer a. D., Wollersheim.
Schumacher, Karl, Hauptlehrer, Winnekendonk, Kr. Geldern.
Schurz, Wilh., Dr., Professor, Oberstudiendirektor a. D., M.Gladbach.
Schwamborn, Gregor, Dr., Professor, Dechant u. Oberpfarrer an St. Dionysius, Krefeld.
Schwamborn, Paul, Dr., General-Vikar, Berlin.
Schwarz, Jos., Hückelhoven, Kr. Erkelenz.
Schwer, Wilh., Dr., Professor an der Universität, Bonn.
Sesterhenn, Otto, Pfarrer, Kirchsahr (Ahrtal).
Siegburg, Benediktinerabtei, [Michaelsberg.
— , Gymnasium.
— , Stadtbibliothek.
Sigmaringen, Fürstl. Hohenzollernsches Museum.
Simon, Otto, und Frau, Werden.
Simon, Wilh., Dechant und Pfarrer, Lay (Mosel).
Sobbe v., Major a. D., Braunschweig.
Sokolowski, Rektor, Xanten.
Solemacher - Antweiler, Friedrich Frhr. v., Major a. D., Köln.
Spee, Wilh. Reichsgraf v., Schloß Heltorf, Bez. Düsseldorf.
Spehl, W. J., Lehrer, Hülhoven.
Spiegelhoff, Joh., Dr., Arzt, Xanten.
Sprenger, Georg, Dr., Arzt, Duisburg-Meiderich.
Stapper, Richard, Dr., Professor an der Universität, Münster i. W.
Steele, Stadt.
Stephan, Christoph, Dr., Ober-Studienrat, Studiendirektor a. D., Köln-Kalk.
Stockholm (Schweden), Stads Arkiv och Bibliotek.
Stockums, Wilh., Dr., Msgr., Direktor des Collegium Leoninum, Bonn.
Stolberg, Stadt.
Stollenwerck, Alexander, Dr., Jülich.
Stoppenberg (Kr. Essen), Gemeinde.
Strack, Emil, Frau, Xanten.
Sträter, Hermann Jos., Dr., Stiftspropst und Weihbischof, Aachen.
Stratmann, Fritz, Dr., Ingenieur, Direktor der Städt. Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, Jülich.
Stühlen, Heinr., Msgr., Geistl. Rat, Pfarrer an St. Mauritius, Köln.
Stutz, Ulrich, D. Dr., Geh. Justizrat, Professor a. d. Universität, Berlin.

Temming, Theodor, Pfarrer an St. Michael, Köln.

Digitized by Google

Tesch, Leonhard, Dr., Pfarrer, Neukirchen, Kr. Rheinbach.
Thiery, Karl, Pfarrer, Miel, Kr. Rheinbach.
Thöne, H. Franz, Kaplan, Barmen-Rittershausen.
Tholen, Gerhard, Pfarrer, Neuhonrath (Sieg).
Thomann, Jakob, Bibliotheks-Obersekretär, Köln-Merheim linksrhein.
Thory, Jos., Pfarrer, Kleinenbroich, Kr. M.Gladbach.
Thywissen, Wilh., Neuß.
Tille, Armin, Dr., Archivdirektor, Weimar.
Tillmann, Paul, Kaplan an St. Gereon, Köln.
Toennissen, Alfons, Notar, Köln.
Toll, Peter, Dr., Bürgermeister, Frechen.
Tosetti, Wilh., Dr., Repetent am Collegium Leoninum, Bonn.
Trimborn, Kornelius, Dr., Rechtsanwalt, Köln.
Trimborn, Max, Oberbaurat a. D., Köln.
Tuckermann, Walter, Dr., Professor an der Handelshochschule, Mannheim.

Uhlenbrock, Franz, Pfarrer, Horbach b. Aachen.
Ulmen, Jakob, Hauptlehrer, Aegidienberg.
Upsala (Schweden), Universitätsbibliothek.

Vaassen, Jos., Pfarrer, Unkel.
Veen, J. S. van, Dr., Arnheim (Holland).
Verhuven, Richard, Verleger, Hülserberg b. Kempen.
Viersen, Gymnasium.
Virnich, Peter Jos., Pfarrer an St. Marien, Jasper Co., Illinois, U.S.A.
Virnich, Therese, Dr., Bonn.
Virnich, Wilh., Privatgeistlicher, Bonn.
Vittinghoff gen. Schell, Friedrich Frhr. v., Schloß Calbeck, Post Goch.
Vittinghoff gen. Schell, Felix Frhr. v., cand. jur., Schloß Calbeck, Post Goch.
Vleugels, Wilh., Justizrat, Notar, Köln.
Voege, Hermann, Rechtsanwalt, M. Gladbach.
Vogt, Arthur, Dr., Kaplan, Birkesdorf, Kr. Düren.
Vogt, Jos., Dr., Apostol. Protonotar, Generalvikar u. Domdechant, Köln.
Vüllers, F., Dr., Geh. Regierungsrat, Landrat a. D., Burg Blankenheim (Eifel).

Wagner, Jakob, Dr., Professor, Seminaroberlehrer a. D., Vilich.
Wahlen, Rudolf, Dr., Pfarrer an St. Maximilian, Düsseldorf.
Walberberg b. Köln, Dominikanerkloster.
Waldhausen, Agnes, Studiendirektorin, Xanten.
Walterscheid, Joh., Dr., Studienrat und Religionslehrer, Bonn.
Warler, Ernst, Kaplan, Beuel.
Waters, Franz, Studienrat, Viersen.
Waters, Hermann, Kaufmann, Osterath.
Wegenaer, Heinr., Bürgermeister, Xanten.
Weghmann, Heinr., Justizrat, Rechtsanwalt, Kleve.
Weichs, Hugo Frhr. v., Schloß Rösberg b. Merten.
Weidenbach, Stephan, Lehrer, Andernach.
Weimann, Karl, Dr., Professor an der Universität, Leipzig.
Weinberg, Ernst, Kaufmann, Erkelenz.
Weisweiler, Jos., Dr., Geh. Studienrat, Düren.
Welters, Winand, Kaplan, Erkelenz.

Digitized by Google

Werhahn, Franz, Dr., Studienrat, Köln-Deutz.
Werhahn, Heinr., Pfarrer, Euchen, Post Vorweiden.
Weschpfennig, Peter v., Geistl. Rektor, Siegburg-Wolsdorf.
Wesel, Stadtbücherei.
Westerholt, Fritz Graf v., Ariendorf b. Linz.
Wichmann, F., Amtsgerichtsrat, Bockum b. Kaiserswerth.
Wilbrand, Wilh., Dr., Studienrat, Siegburg.
Willemsen, Theodor, Dr., Religionslehrer u. Studienrat, M.Gladbach.
Wilmerstaedt, Friedr., Pfarrer, Arzheim b. Ehrenbreitstein.
Wilms, Alexander, Dr., Religionslehrer, Köln.
Winter, Hermann, Dr., Msgr., Ehrendechant, Pfarrer, Bad Godesberg.
Wirtz, Jakob, Geistl. Rektor, Hamm (Sieg).
Wirtz, Kornelius, Pfarrer, Fischenich, Kr. Köln.
Wiskirchen, Friedr., Pfarrer, Karken.
Wittrup, Aloys, Dr., Schulrektor, Rheinberg.
Wormland, Heinr., Kaplan, Essen-West.
Wülfing, John, St. Louis, U. S. A.
Wüsten, Franz, Päpstl. Hofgoldschmied, Köln.
Wüsten, Hubert, Domvikar, Köln.

Xanten, Niederrheinischer Altertumsverein e. V.
— , Stadt.

Zähren, Heinr., Lic. theol., Pfarrer a. D., Aachen.
Zilles, Franz, Pfarrer, Rurich.
Zimmermann, Karl, Pfarrer, Werden-Ruhr.
Zingsheim, Max, Pfarrer, Beuel.
Zitzen, Heinr., Msgr., Dechant und Pfarrer, Kaiserswerth.
Zündorf, Friedr., Justizrat, Rechtsanwalt, Köln.

Digitized by Google

# Ortsverzeichnis.

*Aachen:* Arrenbrecht, Bibliothek des Landkreises, Brester, Brüll, Chaudre, Coels v. d. Brügghen, Drammer, Firmenich, Fritz, Greven, Grisar, Herkenne, Husmann, Huyskens, Kaiser Karls-Gymnasium, Knott, Lagemann, Müller, Mummenhoff, Oppenhoff, Pirnay, Rey, Schiffers, Stadtbibliothek, Sträter, Zähren.

*Adendorf b. Meckenheim:* Frhr. v. Loë.

*Aegidienberg b. Honnef:* Ulmen.

*Ahrweiler:* v. Ehrenwall, Foderle, Kreis.

*Aldenhoven:* Hütter, Müller.

*Altena:* Horster.

*Andernach:* Gymnasium, Weidenbach.

*Anholt:* Reusing, Fürstl. Salm-Salmsches Archiv.

*Ankum:* Scheulen.

*Ariendorf:* Graf Westerholt.

*Arnheim:* van Veen.

*Arzheim:* Wilmerstaedt.

*Barmen-Rittershausen:* Thöne.

*Barmen-Unterbarmen:* Eckert.

*Bechen:* Schmitz.

*Bensberg:* Hecker.

*Bergisch-Gladbach:* Kalsbach, Schmitz.

*Bergheim:* Kreis, Schmitz.

*Berlin:* Beissel, Hoeniger, Kuhl, Schnütgen, Schwamborn, Stutz.

*Berlin-Charlottenburg:* Kaufmann, Pinsk.

*Berlin-Lichterfelde:* Asen.

*Beuel:* Warler, Zingsheim.

*Birkesdorf:* Vogt.

*Blankenberg:* Falkenstein.

*Blankenheim:* Vüllers.

*Bleibtreu b. Stolberg:* Schleicher:

*Bockum:* Wichmann.

*Bödingen:* Hartmann.

*Boisdorf b. Düren:* Hoffsümmer.

*Bonn:* Barth, Beethoven-Gymnasium, Beyerhaus, Bibliothek des Landkreises, Braubach, Braun, Bremer, Christlich-archäologisches Seminar a. d. Universität, Clemen, Collegium Albertinum, Greven, Henry, Heyer, Historisches Seminar der Universität, Imhoff, Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinprovinz, Kehrmann, Klein, Klein geb. Schenk, Klütsch, Koeniger, Leuken, Levison, Vicomte de Maistre, Müller, Neuß, Nießen, Orbach, Peters, Provinzialat der P. P. Redemptoristen, Provinzialkonservator der Rheinprovinz, Rademacher, Reckers, Renard, Schenk geb. Sporer, Schley, Schmidt, Schrörs, Schulte, Schwer, Stadtbibliothek, Stockums, Tosetti, Virnich, Virnich, Walterscheid.

*Boppard:* Grah.

*Borr:* Schmitz.

*Bourheim:* Bartscher.

*Braunschweig:* v. Sobbe.

*Brauweiler:* Provinz.-Arbeitsanstalt.

*Brenig b. Alfter:* Schüppen.

*Broich b. Arloff:* v. Mallinckrodt.

*Bruchhausen b. Unkel:* Richartz.

*Brühl:* Gymnasium, Kneer, Krautz, Krautz, Lennartz, Stadt.

*Buer:* Nelz.

*Bürrig-Küppersteg:* Louis.

*Bürvenich:* Nathan.

*Burg a. d. Wupper:* Bolten.

Digitized by Google

*Calbeck b. Goch:* Frhr. v. Vittinghoff gen. Schell, Frhr. v Vittinghoff gen. Schell.
*Call:* Schmitz.
*Calrath:* v. Meer.
*Cörrenzig:* Olbrück.
*Coslar b. Jülich:* Crombach.

*Dalheim-Rödgen:* Mayer.
*Darmstadt:* Hessisches Staatsarchiv.
*Dericumerhof b. Norff:* Reinartz.
*Diersfordt:* Müller.
*Dorsten:* Franziskanerkloster.
*Dülken:* Barth.
*Düren:* Bibliothek des Gymnasiums, Bremer, Korr, Lennarz, Schoeller, Weisweiler.
*Düsseldorf:* Herzog v. Arenberg, Brockmann, Busley, Buschen, Caritasverband f. d. Stadt, Clemens, Döhmer, Dohmen, Dominikanerkloster, Drammer, Duncker-Beck, Frischen, Hollaender, Keller, Kranz, Landes- u. Stadtbibliothek, Lemmens, Provinzialverwaltung, Reinhard, Schilling, Schmitz, Staatsarchiv, Stadtarchiv, Wahlen, am Zehnhoff.
*Düsseldorf-Grafenberg:* Keuchen.
*Düsseldorf-Oberkassel:* Conrads.
*Duisburg-Meiderich:* Brands, Sprenger.
*Dyck b. Hemmerden:* Fürst v. Salm-Reifferscheid, Krautheim u. Dyck.

*Ehrenbreitstein:* Müller.
*Elberfeld:* Hoelper, Stadtbücherei.
*Elsum:* Frhr. v. Leykam.
*Emmerich:* Gierlichs, Schütt, Städt. Altertumsverein.
*Erkelenz:* Fischer, Gerards, Hahn, Herlitzius, Kamp, Kretschmann, Meyer, Peters, v. Reumont, Schlenter, Stadt, Weinberg, Welters.
*Eschweiler:* Hoffmann, Stadt.
*Eschweiler-Röhe:* Lützeler.
*Essen:* Bremer, Brückmann, Kirberger, Schüller.
*Essen-Altenessen:* Frenken.
*Essen-Borbeck:* Kranendick, Mausbach, Schmidt.
*Essen-West:* Cürlis, Wormland.
*Euchen:* Werhahn.
*Eupen-Garnstock:* Schlager.
*Euskirchen:* Bartels, Kaufmann, Koerfer, Kreisausschuß, Stadt.

*Fichtenhain b. Fischeln:* Müllenbruck.
*Fischenich:* Wirtz.
*Floßdorf:* Sauer.
*Frankfurt a. M.:* Müllers.
*Frechen b. Köln:* Toll.
*Freiburg i. B.:* Universitätsbibliothek.

*Gaesdonck b. Goch:* Bibliothek des Collegium Augustinianum, Rütten.
*Geistingen:* Redemptoristenkloster.
*Geldern:* Historischer Verein, Real.
*Gelsdorf:* Fenger.
*Gerderath:* Beulen.
*Gielsdorf:* Hummen.
*Gimborn:* Bolten.
*Godesberg:* Bürgermeisterei, Braun, Olbertz, Frhr. Raitz v. Frentz, Verschönerungsverein, Winter.
*Godesberg-Friesdorf:* Moesgen.
*Golzheim:* Hochscheid.
*Güsten:* Lemm.

*Hamburg:* Hashagen, Hestermann.
*Hamm a. d. Sieg:* Wirtz.
*Hamm i. Westf.:* v. Danwitz.
*Harff:* Graf v. Mirbach-Harff.
*Heerlen (Holland):* Peters.
*Heimerzheim b. Weilerswist:* Frhr. v. Boeselager.
*Heltorf b. Angermund:* Graf Spee.
*Höningen:* Roderburg.
*Hönningen:* Frhr. v. Geyr-Schweppenburg.
*Hofheim:* Blank.
*Holzweiler:* Eich, Gelsam.

Digitized by Google

*Honnef:* Brungs, Sasse.
*Horbach:* Uhlenbrock.
*Horrem:* Schmitz.
*Huckingen:* Probst.
*Hückelhoven b. Erkelenz:* Schwarz.
*Hülhoven:* Spehl.
*Hülserberg b. Kempen:* Verhuven.

*Imgenbroich:* Janssen.
*Inden:* Klein, Kloecker.
*Ippendorf b. Bonn:* Lücking.

*Jackerath:* Hintzen.
*Jakobwüllesheim:* Birgel.
*Jasper Co, Illinois, U. S. A.:* Virnich.
*Jülich:* Brandts, Breuer, Burggraef, Dreßen, Fischer, Frantzen, Heimatmuseum, Kintzen, Kreislehrerbücherei, Kuckertz, Mocken, Schoeller, Stadtbibliothek, Stollenwerck, Stratmann.

*Kaiserswerth:* Zitzen.
*Kalterherberg:* Mertens.
*Kapellen b. Neuss:* Nix.
*Kaphof b. Hilfarth:* Frhr. v. Mylius.
*Karken b. Aachen:* Wiskirchen.
*Kassel:* Landesbibliothek.
*Kleinenbroich b. M.Gladbach:* Thory.
*Kempen:* Casinogesellschaft, Collegium Thomaeum, Geschichts- u. Altertumsverein, Gymnasium Thomaeum, Klöckner, Oehmen, Stadtbibliothek.
*Kesternich:* Hahn.
*Kettwig:* Melcher.
*Kirchhoven b. Heinsberg:* Schmitz.
*Kirchsahr:* Sesterhenn.
*Kleingladbach b. Erkelenz:* Rings.
*Kleve:* Baak, Bongartz, Broekmann, Byns, Daverkosen, Fleischhauer, Froidevaux, Hellraeth, Hunscheidt, Küppers, Loeser, Romen, van Rossum, Stadt, Weghmann.
*Koblenz:* Reitz, Schröder, Staatsarchiv, Stadtbibliothek.
*Köln:* Ballof, Bayer, Becker, Berk, Berrenrath, Bibliothek des Landkreises, Bibliothek des Erzbischöfl. Priesterseminars, Blum, Bremer, Breuer, Brück, Cader, Colombo, Corsten, Decker geb. Schilling, Ditges, Dominikanerkloster, Eckert, Esch, Faber, Franziskanerkloster, Gescher, Groyen, Hamacher, Hammels, Heuck, Heusch, Heusgen, Huismans, Janssen, Kallen, Kellner, Kirschbaum, Kisky, Kreifelts, Leiden, Lennartz, Lenné, Lentzen, Lingnau, Löbbel, Lohmann, v. Mallinckrodt, Hauptpfarrkirche St. Maria im Kapitol, Metropolitan-Domkapitel, Middendorf, Mölders, Münch, Oberdörfer, Panten, Rechtmann, Reichartz, Renard, Risbroeck, Roß, Roth, Rothschild, Schell, Schilling, Scholl, Schülgen, Schüller, Schulte, Frhr. v. Solemacher-Antweiler, Stühlen, Temming, Tillmann, Toennissen, Trimborn, Trimborn, Vleugels, Vogt, Wilms, Wüsten, Wüsten, Zündorf.
*Köln-Bickendorf:* v. d. Driesch, Macherey, Schreiber.
*Köln-Bocklemünd:* Nathan.
*Köln-Braunsfeld:* Hayn, Hecker.
*Köln-Brück:* Reuter.
*Köln-Deutz:* Prenger, Werhahn.
*Köln-Ehrenfeld:* Custodis, Haferkamp, Ruëtz.
*Köln-Kalk:* Stephan.
*Köln-Klettenberg:* Güttsches, Holt, v. Kempis, Keussen.
*Köln-Lindenthal:* Adenauer, Finger, Hamaekers, Hünermann, Mathar, Mertens, Odenthal.
*Köln-Marienburg:* Arntz.
*Köln-Merheim linksrhein.:* Thomann.
*Köln-Merheim rechtsrhein.:* Hellings.
*Köln-Mülheim:* Förster, Maereks, Meerbeck.
*Köln-Raderberg:* Corsten.
*Köln-Raderthal:* Floß.

Digitized by Google

*Köln-Rath:* Klinkenberg.
*Köln-Riehl:* Hirtsiefer.
*Köln-Sülz:* Behler, Paas.
*Königswald b. Waldniel:* ter Meer.
*Königswinter:* Schloesser.
*Korschenbroich:* Otto.
*Krefeld:* Angerhausen, Buschbell, Fettweiß, Floeth, Hostenkamp, Opladen, Schwamborn, Stadtbibliothek.
*Krefeld-Linn:* Horn, Krülls.
*Krefeld-Verberg:* Nolte.
*Kreuz-Weingarten:* Lagier, Reinartz.
*Kuckum:* Ohlert.

*Langel a. Rhein:* Marquet.
*Laurensberg:* Pschmadt.
*Lay b. Koblenz:* Simon.
*Leipzig:* Universitätsbibliothek, Weimann.
*Leuscheid:* Flock.
*Lieser a. d. Mosel:* Frhr. v. Schorlemer-Lieser.
*Linde b. Aachen:* Bischoff.
*Lindlar:* Breidenbach.
*Linnich:* Holthausen, Oidtmann, Stadt.
*Linz:* Ley, Mehliß, Rautenberg, Stadt.
*Lohmar:* Prill.
*Lüdenscheid:* Schmalenbach.
*Lülsdorf:* Olligs.
*Lüttingen:* Bens.

*Mannheim:* Tuckermann.
*Maria-Laach:* Benediktiner - Abtei, Reuther.
*Marienheide:* Kohlgrüber.
*Marienstatt:* Cistercienser-Abtei.
*Marmagen:* Beckschaefer.
*Mehlem:* Glauner, Hofmann.
*Miel:* Thiery.
*Monheim:* Krüll.
*Mörs:* van Endert, Hahn, Kreisausschuß.
*Morken-Harff:* Fell.
*München:* Nörrenberg; „Stimmen der Zeit".
*M.Gladbach:* Bolten, Bremer, Gielen, Gier, Gier, Herrberg, Kentenich, Kümmel, Molls, Neuenhofer, Schurz, Stadtbibliothek, Voege, Willemsen.
*M.Gladbach-Windberg:* Flochr.
*Mündt b. Jülich:* Frey.
*Münster i. W.:* Scheifes, Staatsarchiv, Stapper.
*Münstereifel:* Bibliothek des Gymnasiums, Stadt.

*Nettesheim:* Heimers.
*Neuenahr:* Nießen.
*Neuhonrath:* Tholen.
*Neukirchen:* Tesch.
*Neuß:* Bremen, Gymnasium, Heinemann, Heuken, Inhoffen, Stadt. Oberrealschule, Thywissen.
*Niederdollendorf:* Lersch.
*Niederembt:* Bertrams.
*Niedermendig:* Michels.
*Niederzier:* Müller.
*St. Nikolaus b. Kapellen:* Oblatenkloster.

*Oberhausen:* Krings.
*Oberkassel b. Bonn:* Averdung.
*Obermendig:* Rausch.
*Oberstephansdorf b. Neumarkt:* v. Loesch.
*Odenkirchen:* v. d. Holm, Schmidt-Bleibtreu.
*Ohligs:* Hermanns.
*Olpe:* Schmitz.
*Opladen:* Erzbischöfliches Aloysianum, Hoever, Hünermann, Lingens.
*Osterrath b. Neuß:* Becker, Waters.
*Overath b. Bensberg:* Schlenkert.

*Paderborn:* Herte.
*Paffendorf:* Hermanns.
*Pattern:* Schmitz.
*Pütz:* Schmalen.

*Ramershoven:* Malmede.
*Ratingen:* Dresen, Nakatenus, Petry.

Digitized by Google

*Recklinghausen:* Stadtarchiv.
*Remagen:* Langen, Stadt.
*Rheinbach:* Gymnasium, Kreis-Bi-
*Rheinbach:* Gymnasium, Kreisbibliothek.
*Rheinberg:* Arntz, Wittrup.
*Rheydt:* Stadtverwaltung Abt. Heimatmuseum.
*Rocherath:* Cafitz.
*Rodenkirchen b. Köln:* Renner.
*Rödingen:* Clemens, Petri.
*Rösberg:* Pfeifer, Frhr. v. Weichs.
*Rolandseck:* Decker.
*Rom:* Campo Santo Teutonico, Istituto Storico Prussiano.
*Ründeroth:* Gissinger.
*Rurich:* Zilles.

*Schleiden:* Frings.
*Schwadorf b. Brühl:* Mertens.
*Setterich b. Jülich:* Blaesen.
*Siegburg:* Abtei Michaelsberg, Bekker, Eickmanns, Eiler, Felten, Geimer, Gymnasium, Heppekausen, Merzenich, Stadtbibliothek, Wilbrand.
*Siegburg-Wolsdorf:* v. Weschpfennig.
*Sigmaringen:* Fürstl. Hohenzollernsches Museum.
*Sittard:* Kentgens.
*Solingen:* Schmitz-Valckenberg.
*Sonneck b. Emmerich:* Beckschaefer.
*Springfield, Illinois, U. S. A.:* Hansen.
*St. Louis, U. S. A.:* Wülfing.
*Steele:* Lümmen, Stadt.
*Sterkrade:* Pilz.
*Stockholm:* Stads Arkiv och Bibliotek.
*Stolberg:* Stadt.
*Stoppenberg:* Gemeinde.
*Stuttgart-Degerloch:* Laufs.
*Süchteln:* Deilmann, Franken.
*Sürth b. Köln:* Lückger.

*Tetz:* Esser.
*Trier:* Milz, Rech.
*Troisdorf:* Schöneshöfer.
*Tüddern:* Krause.

*Uelpenich:* Jaegers.
*Unkel:* Vaassen.
*Upsala:* Universitätsbibliothek.
*Utrecht:* Alberts, Oppermann.

*Viersen:* Barkhausen, Gymnasium, Fritzen, Waters.
*Villip:* Flamm.
*Voigtsberg b. Buir:* Olbertz.
*Vynen b. Marienbaum:* Kempkes.

*Wahn b. Köln:* Frhr. v. Eltz-Rübenach.
*Walberberg:* Dominikanerkloster.
*Waldniel:* van Nooy.
*Weiden b. Köln:* Kindle.
*Weimar:* Tille.
*Werden:* Rose, Simon, Zimmermann.
*Wesel:* Janßen, Stadtbücherei.
*Willich b. Krefeld:* Schaeben.
*Winnekendonk:* Schumacher.
*Winnenthal b. Menzelen:* Schmitz-Winnenthal.
*Wipperfürth:* Löcherbach.
*Wollersheim:* Schulte.
*Würm:* Dohmen.
*Würzburg:* Merkle.

*Xanten:* Arden, Basqué, Birckman, Clievet, Gesthuysen, Hammans, v. Heinsberg, Moeren, Niederrhein. Altertumsverein, Quinders, Schleß, Sokolowski, Spiegelhoff, Stadt, Strack, Waldhausen, Wegenaer.

*Zülpich:* Lenzen.
*Zündorf:* Kloth.
*Zwolle:* Schoengen.

Digitized by Google

Digitized by Google

## Mitglieder

können ältere Hefte zu Vorzugspreisen nachbeziehen, und zwar Hefte 6—12, 26—39, 41, 43, 48, 50—59, 61—78, 82, 85—97, 100, 102—107, sowie die Beihefte 1—11, Heft 40 (Register zu den Heften 1—39), 60 (Register zu den Heften 41—59) und 101 (Register zu den Heften 61—100), ferner Veröffentlichungen I, II, III, IV. Die jeweiligen Preise sind durch Herrn Notar Schüller, Köln, Eintrachtstr. 120, zu erfragen. Postgeld und Verpackung werden eigens berechnet; der Betrag wird durch Nachnahme erhoben. Die übrigen Hefte sind vergriffen. Für Nichtmitglieder bleiben die Ladenpreise bestehen.

Digitized by Google

BONNER UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI
GEBR. SCHEUR.

Digitized by Google

# ANNALEN
## DES
# HISTORISCHEN VEREINS
## FÜR DEN NIEDERRHEIN

INSBESONDERE
DAS ALTE ERZBISTUM KÖLN

HUNDERTUNDVIERZEHNTES
HEFT

DRUCK UND VERLAG VON L. SCHWANN IN DÜSSELDORF
1929

Digitized by Google

DD
801
.R7
H67
v.114/115

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis


Seite

Heinrich Schrörs † . . . . . I—XIX

Maria von Oisterwijk († 1547) und die Kölner Kartause. Von Johann Baptist Kettenmeyer . . . . . 1—33

Die Volkskatechese der Jesuiten in der Stadt Köln (1586—1773). Von Andreas Schüller . . . . . 34—86

Die österreichische Diplomatie am Hofe des Kurfürsten Clemens August von Köln 1740—1756. Dritter Teil. Von Max Braubach . . . . . 87—136

Literatur

O. R. Redlich, Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte, III: Ratingen. Bespr. von B. Vollmer . . . . . 137—139

H. Keussen, Die Matrikel der Universität Köln. Bd. I: 1389—1475. 2., vermehrte und erweiterte Auflage. Bespr. von J. Asen . . . . . 139—140

H. Schrörs, Die Kölner Wirren (1837). Studien zu ihrer Geschichte. Bespr. von A. Schnütgen . . . . . 140—149

Berichte

Hauptversammlung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Erkelenz am 20. September 1928. Von M. Braubach . . . . . 150—163


Digitized by Google

Digitized by Google

# HEINRICH SCHRÖRS †

Unser „Historischer Verein für den Niederrhein" trauert um den Mann, der ihm Jahrzehnte hindurch unbestrittener Führer und der zuletzt sein Ehrenvorsitzender gewesen ist: Professor Dr. Heinrich Schrörs ist am 6. November 1928 in Bonn, fast 76 Jahre alt, sanft entschlafen.

Die Todeskrankheit war bei dem uns nunmehr Entrissenen schon seit dem Spätherbst 1927 im Anzug. Während des letzten Winters und Frühlings, die er erleben sollte, suchte er an klimatisch besonders geschützten Schwarzwaldorten Linderung von seinem Leiden, in Erlenbach bei Achern und Baden-Baden. Aber gerade dort, fern von Hause, erreichte ihn der erste deutliche Anruf des Todesengels. Naturgemäß bäumte sich die seltene Willenskraft, über die der Kranke verfügte, gegen die Erkenntnis, daß keine Hoffnung auf Besserung mehr bestehe und es mit ihm über kurz oder lang zu Ende gehen werde, zunächst noch auf. Immer mehr von den Gespenstern der Einsamkeit und des Heimwehs verfolgt, vertauschte er dann im Juni vorigen Jahres sein Baden-Badener Krankenzimmer mit einem solchen im Elisabethhospital in Bonn und sah hier auch seine Bücher und Manuskripte wieder um sich. Aber es half nichts, die Krankheit gab keinen Pardon; ihr Auf und Nieder zermürbte nach und nach die Kraft; nach außerordentlich schmerzensreichen Wochen und Tagen kam endlich der Tod dem ihm fest und ergebungsvoll ins Auge Schauenden als Erlöser.

In der Mittagsstunde des 9. November haben wir die sterbliche Hülle des Entschlafenen auf dem zwischen den Orten Dottendorf und Friesdorf friedlich und freundlich in die Rheinlandschaft eingefügten Bonner Südfriedhof beigesetzt. In dem langen Trauerzug vom Elisabethhospital dorthin schritt unter anderem unser ge-

Digitized by Google

samter Vereinsvorstand, seinen ebenfalls schon von der Last der Jahre gebeugten jetzigen Senior natürlich nicht mitgerechnet. Da Professor Schrörs wiederholt und auch noch kurz vor seinem Hinscheiden angeordnet hatte, daß Ansprachen am Grabe unterbleiben sollten, neigten sich über dies zwar in langer Reihe die Banner Bonner studentischer Korporationen, konnten aber der Rektor der Universität, der Dekan ihrer katholisch-theologischen Fakultät und auch der Vertreter unseres Vereins ihren Kranz für den Toten nur je mit einem kurzen Abschiedsgruß niederlegen.

Mit in erster Linie mußte und muß der Heimgang von Professor Schrörs gerade bei uns sehr ernste Erwägungen auslösen und wehmütige Gefühle wachrufen: Hat er unserer Organisation doch seit Abschluß der Ära Hermann Hüffer in einzigartiger Weise das Gepräge gegeben, wandelte in seiner Person doch nicht erst seit gestern ein lebendiges Stück Vereinsgeschichte unter uns.

Hier vor dem Forum der Vereinsgenossen trauernd seiner zu gedenken, hat uns der Verewigte niemals verwehren wollen und hätte er uns auch kaum verwehren können.

In scharfen Umrissen steht, sobald wir sein Andenken wachrufen, das Bild dieser bedeutenden und aus so festem Holz geschnitzten Persönlichkeit vor uns. Sein Werdegang, sein Wirken und seine Wesensart werden uns lebendig.

Heinrich Schrörs war in Krefeld am 26. November 1852 als Sohn eines Mühlenbesitzers geboren. Er besuchte das heimische Progymnasium, die Prima des Apostelngymnasiums in Köln, studierte in Bonn, Würzburg und Innsbruck Theologie und empfing, weil die Seminare der engeren und weiteren Heimat ihre Pforten infolge des Kulturkampfes geschlossen hielten, die Priesterweihe am 29. Juli 1877 als Zögling der Innsbrucker Jesuiten. Genau drei Jahre später erfolgte in

Digitized by Google

Würzburg die theologische Promotion, bei der die Kirchengeschichte Hauptfach war. Ein jahrelanger Aufenthalt in München schloß sich an, wo Schrörs sich neben seelsorglichen Funktionen vor allem juristischen Studien widmete, sowie die Neubearbeitung und Drucklegung seiner ansehnlichen Promotionsschrift besorgte. Im Frühjahr 1885 habilitierte er sich in der theologischen Fakultät in Freiburg i. Br. für Kirchenrecht, was nach Lage der Sache gleichbedeutend mit der sofortigen Übernahme des vollständigen Unterrichts in diesem gewiß nicht nebensächlichen Fache war. Schon im Herbst 1886 siedelte der noch jugendliche Gelehrte als ordentlicher Professor der Kirchengeschichte nach Bonn über und war damit nach verhältnismäßig ausgiebigen Lern- und Wanderjahren der Rheinprovinz und dem Kölner Erzbistum für immer zurückgeschenkt. Ein volles Menschenalter ist er aktiver Lehrer der rheinischen Universität geblieben und hat sich auch über die im Herbst 1916 auf eigenen Wunsch erfolgte Entbindung von den amtlichen Pflichten hinaus noch jahrelang weiter am akademischen Unterricht beteiligt.

Über seine menschliche und wissenschaftliche Entwicklung als Student und junger Geistlicher wird Besseres und Zuverlässigeres kaum zu sagen sein, als er selbst vor noch nicht sehr langer Frist in einem die Dinge natürlich aus der Perspektive und Überlegenheit des Alters heraus deutenden und sichtenden, jedenfalls aber sehr reichhaltigen und alles Akzidentelle und nur Persönliche tief unter sich lassenden autobiographischen Abriß (Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen III, Leipzig 1926, S. 193—239) ausgesprochen hat. Der Berufung zum geistlichen Stand war er sich danach schon beim Übertritt auf die Hochschule, der Neigung zu einer aus theologischem und kirchlichem Denken und Fühlen schöpfenden Wissenschaft schon als junges Semester sicher, nur daß wenig gefehlt

Digitized by Google

hätte, und die Philosophie wäre statt der Historie zeitlebens seine Königin geworden. Als sein hauptsächlicher Lehrer auf dem kirchengeschichtlichen und dem neben ihm bevorzugten kirchenrechtlichen Felde ist Joseph Hergenroether in Würzburg anzusprechen; doch weihte dieser seine Jünger in die Methodik der Forschung nicht weiter ein und hat auch Schrörs' Promotionsschrift weder ursprünglich angeregt noch schließlich approbiert; während sie entstand, erhielt er in Rom den Kardinalshut. Aus der im katholischen Deutschland im Gefolge der kirchlichen Gesamtlage nach Vatikanum und altkatholischen Wirren vor allem in geschichtlichen Dingen aufgekommenen Ängstlichkeit und Enge erwuchsen natürlich auch einem so zielstrebig arbeitenden Wissenschaftler wie unserem Schrörs gewisse Schwierigkeiten. Anderseits mußte der Umstand, daß schon zeitig Theologen ganz verschiedener Richtung auf ihn eingewirkt haben, sein geistiges und kirchliches Blickfeld rasch erweitern und ihm die Gewinnung eines auf einen Ausgleich bedachten eigenen Standpunktes wesentlich erleichtern. Man wird kaum fehlgegangen sein, wenn man noch im Wesensbild des ausgereiften Mannes Elemente, die an die Würzburger und Innsbrucker Schulung erinnerten, von solchen scheiden zu können glaubte, die aus seiner in der Periode des Übergangs vom Lernen zum Lehren erfolgten persönlichen und geistig-wissenschaftlichen Berührung mit einem Döllinger und Franz Xaver Kraus stammten — kein Zweifel, daß das auf den ersten Blick erstaunliche Nebeneinander dieser Elemente eine in dieser oder jener Hinsicht fruchtbare Mischung bei ihm ergeben hat. Und doch wieder sehr bezeichnend, daß es Schrörs gedrängt hat, den beiden zuletzt genannten Gelehrten je ein, wenn auch bescheidenes literarisches Denkmal zu errichten, und daß er für Döllinger noch ein zweites ungleich monumentaleres plante, während von einer literarischen Beschäftigung sozusagen mit der

Digitized by Google

anderen Fakultät, mit einem Hergenroether, Hettinger und dem in dem autobiographischen Abriß mit so warmen Lobsprüchen bedachten Innsbrucker Jesuiten Jungmann nie etwas verlautet hat.

Als Bonner Professor war der Verstorbene vor allem der ausgezeichnete Lehrer, dessen ganz ohne Manuskript gehaltene Vorlesungen, weil mit der peinlichsten Gelehrtenakribie edlen Schwung und ehrliche Begeisterung für die große Vergangenheit der Kirche verbindend sowie historische Gestalten und Entwicklungen geistvoll durchleuchtend, eine besondere Anziehungskraft auf die zünftigen Theologen und auf hochgestimmte Studierende aus anderen Fakultäten nie verleugneten. Daneben lag ihm sein kirchengeschichtliches Seminar am Herzen, das einem Kreis tiefer interessierter Teilnehmer das bieten sollte und Jahrzehnte hindurch aufs beste geboten hat, was einst der Student Schrörs an dem Lehrbetrieb Hergenroethers und anderer so schmerzlich vermißt hatte.

Aber der Verewigte wirkte innerhalb seiner Fakultät und im Organismus der Bonner Universität nicht nur als der von einem ungewöhnlichen Eifer beseelte und über eine ganz besondere Lehrbegabung verfügende Vertreter eines wesentlichen Einzelfachs. Es ist hier nicht die Stelle, und es fehlt dem Schreiber dieses Nachrufs die Kompetenz, in dieser Hinsicht ausführlicher zu werden, aber soviel darf jetzt schon festgehalten sein: Wie Schrörs für die Titelblätter seiner Schriften statt der Amtsbezeichnung Professor der Kirchengeschichte die allgemeinere Professor der katholischen Theologie wählte, so hat er auch praktisch an den gemeinsamen Angelegenheiten seiner Fakultät aufs stärkste teilgenommen, sie führend und um sie kämpfend nachhaltig beeinflußt. Der künftige Fortsetzer der von ihm begonnenen und für eine erhebliche Zeitspanne durchgeführten Fakultätsgeschichte wird für die reichlichen drei Jahrzehnte,

Digitized by Google

während derer er stimmberechtigtes Mitglied dieser Körperschaft gewesen ist, zweifellos von keinem ihrer Angehörigen nach dieser Richtung hin entfernt soviel zu künden haben wie gerade von Professor Schrörs. Die Wertschätzung, deren er sich bei der maßgeblichen staatlichen Verwaltungsinstanz erfreute, hat diese Einflußnahme wesentlich erleichtert. Zu ihren zweifellos positiven Seiten gehört es, daß er in den neunziger Jahren den Vorkämpfer des damals in seiner Arbeit behinderten wissenschaftlichen Seminarbetriebs der Fakultät machte, daß er sich um eine neue, uneingeschränkte Bestätigung ihres seit langem ruhenden Promotionsrechts bemüht hat, daß er für ihren Ausbau durch neue Lehrstellen erfolgreich tätig war. Ja, die nie ruhende Sorge um die Gesamtfakultät ist es gewesen, die seinen Namen einmal in fast aller Munde brachte und die den nach außen augenfälligsten Konflikt in dieses Gelehrtenleben hineintrug. Man kennt seine umfängliche Streitschrift „Kirche und Wissenschaft. Zustände an einer katholisch-theologischen Fakultät" vom Herbst 1907. Was ihn zu ihrer Ausgabe getrieben hat, war die Überzeugung, daß durch die geistige Einstellung und die Verwaltungspraxis der Kölner Kurie unter Kardinal Fischer die Rechte und Interessen der Fakultät sowie die Ausbildung der jungen Theologen im Geiste einer den Erfordernissen der Zeit entsprechenden Wissenschaft wirklich ernsthaft gefährdet seien. Eine für die Theologiestudierenden aus der Erzdiözese über seine Vorlesungen vorübergehend verhängte Sperre war die äußere, der Verdacht des sogenannten praktischen Modernismus bei manchen ferner Stehenden eine unberechtigte innere Folge aus diesem Zwischenspiel. Zweifellos kam ihm über seinen Einzelanlaß hinaus eine gewisse zeitgeschichtliche Bedeutung zu. „Wie immer man ... die Broschüre beurteilen mag", meinte damals die Schriftleitung der führenden katholischen Monatsschrift „Hoch-

Digitized by Google

land" (V 1, 358), „niemand wird bestreiten, daß die grundsätzlichen Darlegungen derselben im wesentlichen nicht Sonderabsichten des Verfassers sind, sondern der längst gehegten und verfochtenen Überzeugung aller derjenigen entsprechen, die sich mit den heutigen Problemen des Katholizismus befaßten und befassen." Ein wenig vor dem Erscheinen der Denkschrift hatte Schrörs' Einflußnahme auf die Geschäfte der Gesamtuniversität ihren äußeren Höhepunkt erreicht: als erster das Vatikanum anerkennender Theologe war er im Amtsjahr 1904/05 Rector Magnificus der Bonner Universität gewesen.

Der Verstorbene hat gelegentlich sehr energisch betont, nach den Satzungen seiner Fakultät sei jedes ihrer Mitglieder auch zu produktiver wissenschaftlicher Tätigkeit verpflichtet. Er selbst tauchte trotz seines starken Forschertriebs nach einer glänzenden Erstlingsleistung die Feder erst wieder wirklich tiefer ein, als seine Lehrjahre schon zur Hälfte hinter ihm lagen und auch seine Ablenkung durch akademische Verwaltungsgeschäfte wenigstens im Begriff war langsam nachzulassen. Überblickt man seine zweifellos ihrem inneren und äußeren Gewicht nach bedeutend gewordene literarische Leistung in ihrem Neben- und Nacheinander, so fällt zunächst einmal auf, wie stark das wissenschaftliche Ingenium von Schrörs jederzeit durch Gelegenheitsanlässe befruchtet worden ist, sei es, daß er durch Forschungen und Darstellungen anderer, sei es, daß er durch Tageskämpfe und Zeitereignisse in der Wahl seiner Aufgaben bestimmt wurde. Daß dabei auch mancherlei aus amtlichen und sonstigen persönlichen Verpflichtungen herausgewachsene oder mit ihnen irgendwie zusammenhängende Studien vorliegen, ist selbstverständlich. Als besonders charakteristisch für ihn darf zweitens gelten, wie außerordentlich lange es gedauert hat, bis, nachdem der ursprünglich gehegte Plan einer kirchlichen Ver-

Digitized by Google

fassungsgeschichte großen Stils beiseite gelegt worden war, wieder Arbeiten von erheblicherem Ausmaß winkten, oder, noch besser gesagt, bis es wirklich zur Ausführung dieser oder jener unter ihnen kam. Die mehr als nur flüchtig gehegten Absichten, die ganze Folge des kirchengeschichtlichen Kollegs in Druck zu geben, einem Bernhard von Clairvaux und einem Ignatius von Loyola allen fachwissenschaftlichen Ansprüchen genügende und zugleich auch weitere Kreise anziehende Einzelporträts zu widmen, sind niemals Tat geworden. Schrörs' Materialiensammlung über Ignaz von Döllinger konnte, wie schon angedeutet, lediglich in einem ihrer Einzelbestandteile bearbeitet und herausgebracht, ein längst mit allem Aufwand vorbereitetes Werk über Onofrio Panvinio, den gelehrten römischen Augustiner des sechzehnten Jahrhunderts, bei weitem nicht vollendet werden. Für diesen „Panvinio" betriebene Studien über den Begriff der Renaissance haben dem Verstorbenen noch in seinen letzten Monaten manchmal für Tage und Stunden über körperliche Leiden und über Todesahnungen hinweggeholfen.

Wenn er wirklich große wissenschaftliche Stoffe Jahrzehnte hindurch beiseite ließ, so lag das einmal an der Vielhaltigkeit seiner Interessen, die ihn bewog, einer Einzelstudie auf diesem Forschungsgebiet möglichst sogleich eine auf einem anderen folgen zu lassen. Auch hielt ihn das stark entwickelte Verantwortlichkeitsbewußtsein des nonum prematur in annum mit Gewalt davon ab, irgendwie Unvollständiges und Unausgeglichenes zu bieten. Schließlich war er von Hause aus fast mehr noch als ein produktiver ein kritischer Kopf, der namentlich in jüngerem und mittlerem Alter einen Teil seiner Zeit dazu verwandte, wissenschaftliche Arbeiten und sonstige Leistungen anderer kritisch zu begutachten.

Lange beschäftigten ihn auch Problemkomplexe, die nicht eigentlich historischer Natur waren. So der gewiß

Digitized by Google

nicht unwichtige über die Erziehung und Ausbildung der Geistlichen. Er tat es ein erstes Mal im Rahmen des überaus ausgedehnten literarisch-publizistischen Meinungskampfes, der der 1903 erfolgten Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg vorausging. Die bedeutendste Leistung von Schrörs auf diesem Felde besteht aber in seinem einschlägigen, 1910 zweimal nacheinander aufgelegten Buch, das eine Art weitausholende grundsätzliche Rechtfertigung der oben erwähnten Kampfschrift von 1907 geworden ist. Ein mit dem eben genannten in etwa zusammenhängender Ideenkomplex, der Professor Schrörs in Anspruch nahm, betraf die allgemeine Kulturproblematik des deutschen Katholizismus um die Jahrhundertwende; sein mit am meisten beachteter Exponent war eine Besprechung von Albert Ehrhards Werk „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert" in der „Theologischen Revue" (1902). Ganz anderen Akzent trugen natürlich Schrörs' mehrfache Äußerungen über Lage und Aussichten der Kirche während des Weltkrieges. Namentlich beteiligte er sich, und zwar auch mittels umfassenderer Schriften, in ihm an der literarischen Verteidigung der Belange des deutschen Katholizismus gegen die Angriffe des französischen. Es mußte ihm diese Aufgabe um so näher liegen, als seine Broschüre „Der Krieg und der Katholizismus" (1914) einen der Vorwände für die Angriffe abgegeben, und weil er sich in der Vorkriegszeit um die Pflege wissenschaftlicher Beziehungen zu französischen Fachgenossen besonders bemüht hatte. Es entspricht nur Schrörs' ganzer Art, daß auch dieses sein Schrifttum trotz seiner polemischen Grundeinstellung die Sachlichkeit und Vornehmheit im Tonfall immer wahrte, und daß es die von ihm sonst so betonte kritische Einstellung zu manchen Geschehnissen und Entwicklungen im deutschen Katholizismus völlig zurücktreten ließ. Desto mehr kam die letztere, freilich schon vor Kriegsende längst eingeläutet,

Digitized by Google

in der ersten Nachkriegszeit zum Vorschein, wo der Verstorbene gegen die Haltung, die die große Mehrzahl der katholischen Parlamentarier und sonstigen Politiker in Deutschland damals wählten, publizistisch Sturm lief. Ihrer taktischen Anpassung an die Zeitumstände stellte er von ihm aus der Staats- und Morallehre der Kirche erschlossene grundsätzliche Forderungen entgegen. Wer einen Professor Schrörs wirklich kennen lernen will, muß namentlich diese seine Nachkriegs- und Kriegspublizistik studieren. Der Verfasser geht bei ihr naturgemäß mehr als in seiner fachwissenschaftlichen Betätigung aus sich heraus und tritt Streifzüge auf Gebiete an, die ihm sonst fern zu liegen scheinen. Zu seinen geschichtswissenschaftlichen Leistungen im engeren Sinne wird man schließlich auch die einen ausgesprochenen Kunstsinn verratenden kunstarchäologischen und kunstästhetischen Studien des Verstorbenen sowie seine geschichtsmethodologischen Ausführungen, deren Glanz- und Paradestück die Rektoratsrede „Kirchengeschichte und nicht Religionsgeschichte“ (1905) darstellt, nicht eigentlich rechnen können.

Die geschichtswissenschaftlichen Arbeiten lassen sich unschwer einer Anzahl von geschlossenen Gruppen zuweisen, um die sich zum Teil ein einigendes Band schlingt.

Die erste von ihnen gipfelt in Schrörs' großer Erstlingsschrift über Hinkmar von Reims (1884). Der durch sie aufgerührten historischen und kirchenrechtsgeschichtlichen Fragen des neunten Jahrhunderts sind es so zahlreiche gewesen, daß einige von ihnen noch nach rund zwanzig Jahren in Nachläufern ihre Erörterung finden konnten.

Der zweite wirklich große Problemkomplex, dem Schrörs sein Interesse zuwandte, wurde das 19. Jahrhundert. Daß er auf dem Gebiet arbeite, hatten Fernerstehende vor 1919 höchstens an ein paar Gelegenheitsstudien erkennen können. Dann aber setzten die Ver-

Digitized by Google

öffentlichungen über diesen Zeitraum, ich möchte sagen in vollen Akkorden ein und haben ein Ausmaß wie in keiner anderen Sparte seiner wissenschaftlichen Betätigung angenommen. Sein letztes, noch äußerst arbeitsfreudiges Jahrzehnt hat ganz vorwiegend im Zeichen des vorigen Säkulums gestanden, und wenn es auch eigentlich nur die Entwicklung der Kirche am preußischen Niederrhein in dieser Zeit gewesen ist, die zur Erörterung kam, so wurde sie doch meist auf eine Art erforscht, die das nur Regionale und Episodische möglichst unter sich ließ und dafür allgemeinere Probleme der jeweiligen deutschen und abendländischen kirchlichen Lage öfters miteinbezog. Verhältnismäßig schnell konnte der Verstorbene so etwas wie eine Trilogie von stattlichen Werken aus diesem Arbeitskreis vorlegen und sie noch mit einem langen Schweif von gehaltvollen Aufsätzen in Zeitschriften begleiten. Die Trilogie der Hauptwerke begann 1922 mit tiefschürfenden Studien über die von 1818 bis 1831 datierte Erstlingszeit der Bonner katholisch-theologischen Fakultät, erhielt drei Jahre später ihr Mittelstück in der die Geschichte dieser Fakultät zugleich bis zur kirchlichen Unterdrückung des Hermesianismus in ihrem Schoße weiterführenden großangelegten Biographie des Hermesschülers und Professors Johann Wilhelm Joseph Braun und erreichte 1927 mit dem der umstrittensten Episode neuester kölnischer Kirchengeschichte geltenden und deshalb auch nach mehr als nur einer Richtung immerhin problematischen Werk über „Die Kölner Wirren" den wohl von niemand bezweifelten Höhepunkt[1].

Einige Beiträge zur kölnischen Kirchengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, die Schrörs veröffentlichte, mögen ihrer Anlage nach fast als Vor- und Vergleichsstudien zu derjenigen des 19. angesehen werden.

[1] Vergleiche die Einzelbesprechung des Buches an anderer Stelle dieses Heftes.

Digitized by Google

Das Hineingreifen seiner sonstigen Arbeiten in die verschiedensten Epochen und Gegenstände der Geschichte erklärt sich in erster Linie aus dem Bedürfnis seines kirchenhistorischen Seminars; bei aktuellen Studien — und zwar nicht bloß solchen kirchenpolitischen Charakters — waren es in früheren Jahren auch wohl einmal Wunsch und Wille des einstmaligen langjährigen Herrschers im Reich der preußischen Universitäten Friedrich Althoff, die seine Feder lenkten. Heute ging es um die Kreuzeserscheinung eines Konstantin des Großen, morgen standen Tertullian und sein Apologetikum zur Debatte; das eine Mal wurde der von Papst Hadrian IV. auf dem Reichstag zu Besançon 1157 für die Kaiserkrone gebrauchte Begriff „beneficium" neu gedeutet — die einschlägige, 1916 erschienene Arbeit genießt besonderes Ansehen —, ein anderes Mal über die Ablaßbewilligung Papst Leos X. für den Neubau von St. Peter in Rom kritisch gehandelt. Der hl. Benedikt von Nursia ist Gegenstand eindringender Forschung des Verewigten gewesen, allein fünfmal hat er über Dinge, die mit Bruno, dem Kölner Erzbischof der Mitte des 10. Jahrhunderts, zusammenhängen, geschrieben, an den Brüdern Gelenius, bekannten kölnischen Historikern aus dem 17. Jahrhundert, hat er eine Art Ehrenrettung vollzogen. Können längst nicht alle seine Arbeiten hier auch nur gestreift werden, so ist doch soviel sicher: es war ein mit Bewußtsein universal gerichteter Kirchenhistoriker, um den wir trauern.

Unmöglich kann nun jedes Teilchen einer so umfänglichen Lebensarbeit bis in die letzte Einzelheit hinein unantastbar sein und dauernden Wert beanspruchen. Der Umstand, daß Schrörs im Text seiner Selbstbiographie seine Arbeit über Tertullians Apologetikum nicht weiter nennt, legt den Rückschluß nahe, daß er an deren aus einem vorwiegend persönlichen Ressentiment herausgewachsener These später selbst nicht mehr festhielt.

Digitized by Google

Einige seiner dem 19. Jahrhundert dienenden Studien bringen immerhin auch Ausführungen über Personen von nachgeordneter Geltung und ihr längst vergilbtes Schrifttum, die, als Vorarbeiten notwendig, doch nach der Meinung mancher nur mit wesentlichen Abstrichen hätten in Druck zu gehen brauchen. Der „Braun" ist zweifellos ein sehr wertvolles Buch, aber weder eine Biographie im prägnanten Sinne noch überhaupt ein Werk aus einem Guß.

Und ob die rückhaltlos bloßlegende Kritik, die Schrörs so manchmal an Arbeiten anderer geübt hat, der literarische Fechterkampf, der ihm so lag, nur nützlich und fördernd wirkte oder nicht doch hier oder dort verheißungsvoll sprossende Saat schädigte, wer will darüber urteilen? Als einziges Beispiel einer solchen sicher von hoher Warte aus geschriebenen, aber doch wohl die Dinge zu scharf anfassenden und grundsätzliche Gesichtspunkte überspannenden Kritik sei hier diejenige an der im Anschluß an den internationalen katholischen Gelehrtenkongreß in München 1900 in Angriff genommenen „Weltgeschichte in Charakterbildern" genannt; zweifellos hat sie wesentlich dazu beigetragen, daß dies für die katholischen Bestrebungen im Deutschland des beginnenden neuen Jahrhunderts in etwa repräsentative Unternehmen schon bald nicht mehr recht vorankam und schließlich ein Torso blieb.

Anderseits fällt auf, daß die eigenen Schriften und sonstigen literarischen Äußerungen des Verstorbenen im ganzen nicht die volle Resonanz gefunden haben, die ihnen nach ihrem inneren Werte zukam: In den Redaktionsstuben mancher Fach- wie Tagesblätter befürchtete man überall, wo Schrörs im Spiele war, Schwierigkeiten, zum mindesten solche in der Gestalt von Repliken und Berichtigungen, und — schwieg deshalb.

Professor Schrörs war eben ein Mann, der unbeirrt durch äußere Rücksichten seinen Weg ging, der es oft

Digitized by Google

anders machte wie die vielen und dank dem kraftvollen Ethos, das all sein Denken und Wollen bestimmte, durchweg auch, ohne bizarr zu wirken, anders machen konnte. Alles an ihm atmete ja Überlegenheit und Würde: die stolze Haltung, das markante Profil, die strengen, durchgeistigten Züge, das zugleich feste und wohllautende Organ, die bestimmte Sprechweise, die ihm zu Gebote standen. Ob man wollte oder nicht, man geriet bald in den Bann dieses Mannes mit dem Adlerblick und der kategorischen Geste, von dem etwas so eigenartig Bezwingendes und Bestrickendes ausging, der andere mit spielender Leichtigkeit unter das Diktat seiner Anschauungen und seines Willens beugte, der als Freund und Gönner von bezaubernder Güte, der gegen Personen, die für ihn geistig und menschlich nichts besagten, unendlich kühl sein konnte, der als Gegner so außergewöhnlich schwierig war. Groß dürfte die Schar derer sein, die die ganze Skala der Beziehungen zu ihm von enger Fühlung bis zu Abkühlung und Entfremdung durchlaufen mußten; möglich freilich, daß ein Schritt des Entgegenkommens, den der andere tat, anscheinend für immer gelockerte Bande noch einmal knüpfte. Fremde Götter neben sich zu haben, war ihm unerträglich; besonders leicht gaben amtlich begründete Beziehungen Anlaß zu Mißverständnissen mit ihm ab. Seine Anschauungen in wissenschaftlichen, in akademischen, in kirchlichen, in politischen Dingen waren oft bewundernswert unbefangen und folgerichtig; es lohnte sich immer, sie zu überdenken. Manchmal ergab sich freilich, daß letzten Endes in ihnen ein starres und ideologisches Moment steckte, das, zu einem ebenfalls bei Schrörs nicht zu leugnenden natürlichen Wirklichkeitssinn seltsam kontrastierend, von ihrer Übernahme in die eigene Gedankenwelt abhielt. Dazu kam, daß der Verstorbene wenigstens in späteren Jahren, wohl durch trübe Erfahrungen verleitet, auch hinter harmlosen Dingen oft Arges ver-

Digitized by Google

mutete, daß ein Mißtrauen gegen die Menschen und ihr Tun von ihm Besitz ergreifen konnte, von dem er sich nur schwer wieder erholte. Wenn seine eigene Person betreffende Handlungen anderer hineinspielten, ging er in Lob oder Tadel womöglich ins Extrem. Man konnte aber bei solcher Gelegenheit auch wieder beobachten, wie er in Kampf mit sich selbst geriet, wie er einem scharfen Wort, das sich ihm auf die Zunge drängte, gewaltsam wehrte: kein grandioseres Schauspiel als jenes, wenn diese Kampf- und Herrschernatur sich einmal überwand. Freilich, bei ihm groß und wesentlich erscheinenden Dingen überwand er sich so leicht nicht, da vertiefte er sich seiner juristischen Veranlagung entsprechend womöglich in die Gesetzesbücher und ihre Kommentare, da konnte es bis zur gerichtlichen Klage wider den Gegner kommen. Sein ausgeprägtes, sein manchmal überspanntes Rechtsgefühl sah eben keinen Ausweg mehr.

Dieser bedeutende und komplizierte Mann, dieser vielseitige Gelehrte und begnadete akademische Lehrer ist nun im „Historischen Verein für den Niederrhein" nicht weniger als vier Jahrzehnte hindurch der unsrige gewesen. Im Jahre 1888, nicht lange nach seiner Berufung an die Bonner Universität, hat er die Mitgliedschaft bei uns erworben, um bereits 1890 in unsere damalige Wissenschaftliche Kommission gewählt zu werden, 1894 unter Belehnung mit dem Amt des Vereinsarchivars in den engeren Vorstand zu kommen und im Herbst 1904 auf unserer Tagung in M. Gladbach als Nachfolger Hermann Hüffers die Vereinsleitung in seine Hand zu nehmen. Volle 22 Jahre blieb sie in ihr ruhen. Im September 1926 auf unserer Versammlung in Jülich trat Professor Schrörs auf seinen eigenen Wunsch vom Vorsitz zurück und erhielt in Anerkennung seiner Verdienste den Rang eines Ehrenvorsitzenden.

Die hervorragenden Eigenschaften des Verstorbenen

Digitized by Google

mußten sich natürlich auch in unserem Verein bewähren, ja, einen in vieler Hinsicht idealen Vereinsvorsitzenden aus ihm machen. Seine außerordentliche Geschäftsgewandtheit, seine auch den nachgeordneten organisatorischen und technischen Einzelheiten gewidmete Sorgfalt, seine Befähigung zur Leitung und Repräsentation, seine Kunst der gewählten Rede und fein ausmalenden Schilderung, seine Sachkunde auf den verschiedensten Gebieten historischer Forschung bis hin zur Kirchenrechtsgeschichte und profanen und kirchlichen Kunstgeschichte waren unumstritten. Er hat durch Einführung eines ganz umgeänderten Geschäftsganges neues Leben und Bewegung in den Vereinsvorstand gebracht, er hat auf die Höhenlage unserer Tagungen durch intensive Vorbereitung und strengere Auswahl der Redner sehr günstig eingewirkt, er hat aus unseren „Annalen" durch eine zielstrebige, strenge Redaktion auch die letzten Spuren eines gutgemeinten Dilettantentums entfernt, er hat der Zeitschrift in Gestalt unserer „Veröffentlichungen" eine eigene Serie von selbständigen Einzelwerken und Sammelschriften an die Seite gestellt, er hat selbst durch Vorträge auf unseren Versammlungen und Mitarbeit an den Vereinspublikationen an der wissenschaftlichen Betätigung im Verein aufs regste teilgenommen. Ja, in der Nachkriegsepoche wurde die literarische Produktion des Vereins durch Beiträge aus seiner Feder zeitweilig fast beherrscht. Seine Führung ist es endlich gewesen, unter der der Verein sowohl den Krieg wie die schwierigen Jahre, in denen die sogenannte Kölner Zone und zeitweilig das Ruhrgebiet von Truppen der Westmächte besetzt waren, ohne erhebliche Erschütterungen überstanden hat.

Da alle äußeren Voraussetzungen günstig und auch der Gesamtvorstand sehr aktiv und leistungsfähig war, konnte die erste Periode der Amtsführung Schrörs zu einer der erfolgreichsten werden, die die lange Geschichte

Digitized by Google

unseres Vereins verzeichnet. Der gemeinsame Rücktritt der vollen Hälfte der Vorstandsmitglieder im Jahre 1910 war natürlich einer ungestörten Weiterentwicklung nicht sonderlich günstig; mindestens gestaltete sich aber die zweite Periode bis zum Kriegsausbruch noch zu einer schönen Nachblüte. Der Krieg legte das äußere Vereinsleben so gut wie still und setzte auch unserer literarischen Tätigkeit engere Grenzen. Nach dem Krieg, während des letzten Teiles der Amtszeit des Verstorbenen, begann eine Wiederbelebung und trotz der im Jahr des Ruhrkampfes 1923 unvermeidlichen absoluten Pause im Vereinsleben allmählich bis 1926 auch schon ein sichtbarer Wiederaufstieg. Vielleicht darf man sagen: Gegen Abschluß der Ära Schrörs wurde bereits deutlich erkennbar, daß der Verein, wenn er unter Wahrung seines überlieferten Charakters sich in mehr äußeren Dingen der Zeit und ihren Wandlungen anpaßt, auch in Zukunft durchaus lebensfähig, ja, daß er weiterhin unersetzlich ist. Ihm auch in schweren Jahren die innere Triebkraft erhalten zu haben, die ein neues Aufblühen ermöglicht, ist nicht das geringste der Verdienste seines dritten Vorsitzenden seit der Gründung, Professor Schrörs'.

Es hieße nun füglich Unwahrscheinliches behaupten, wenn wir an der Vereinsführung durch den Verstorbenen ausschließlich Licht- und Glanzseiten entdecken wollten. Gerade auf einen so nüchtern denkenden und wahrheitsliebenden Mann wie Schrörs bezogen, würde dies Verfahren den einem Toten schuldigen echten und wirklichen Pietätsgefühlen nicht entsprechen. Wenn ihm auch der Verein jederzeit ein heiliger Bezirk war, in dessen Gottesfrieden er die Kämpfe, die er sonst etwa führen zu sollen glaubte, nie hat eindringen lassen, so machten sich die Eigenheiten seiner Naturanlage natürlich wie in älterer so in jüngerer Zeit auch bei uns und in unserer Arbeit geltend. Wir Heutige stehen vielen dieser Dinge

Digitized by Google

noch zu nahe, ein endgültiges Urteil abzugeben: so wollen wir statt auf einzelnes einzugehen, uns lieber freuen, daß unser Verein, der dem Dahingeschiedenen so viel verdankt, auch alle Schwierigkeiten, die in seinen Tagen auftauchten, glücklich überstanden hat.

Namentlich aber freuen wir uns, daß der Verein in ihm Jahrzehnte hindurch eine ihn so vortrefflich verkörpernde und für ihn so hingebend besorgte, eine auch so weithin angesehene Persönlichkeit zum Vorsitzenden gehabt hat. Wir wissen, was Professor Schrörs uns war, und gerade wir wissen genau, wie er gewesen ist. Über das Grab hinaus wollen wir ihm danken, daß er voll Liebe zur rheinischen Heimat, ihrer Vergangenheit und ihrem Volkstum, seine reichen geistigen Gaben so aufopfernd, und zwar im Rahmen unserer Organisation in den Dienst der Provinzial- und Diözesangeschichte gestellt hat. Vielleicht hat gerade die Betätigung in unserem Kreise auch das Gemütvolle und Sinnige in seinem Wesen mit am schönsten und unbefangensten hervorgetrieben. Dank dem Verein behielt er auch dann noch eine gewisse Verbindung mit Menschen und Dingen, als sonst die Einsamkeit des Alters von ihm Besitz ergriff. Noch in den späten Stadien seiner Krankheit konnte er in hellen Zorn geraten, wenn seinem geliebten Vereine Schädigungen drohten; immer wieder hat er ihn mir warm ans Herz gelegt.

Wir wollen dem Verstorbenen seine Treue bis zuletzt mit Treue und Pietät vergelten. Es ist mir Bedürfnis, in diese Zeilen auch ein Wort persönlicher Erkenntlichkeit für das Vertrauen einzuflechten, mit dem er mich vor fünf Jahren ganz überraschend zum Schriftführer bei uns wählen ließ und dann nach zweieinhalbjährigem harmonischem Zusammenarbeiten trotz oft mit ihm durchgesprochener erheblichster Bedenken meinerseits sich zu seinem nächsten Nachfolger wünschte. Als solcher konnte ich leider nicht immer mehr eines

Digitized by Google

Sinnes mit ihm sein; aber ich habe Anlaß zu glauben, nach einiger Zeit hat er eingesehen, daß es mir im Falle des Widerspruchs lediglich um die Sache ging und daß ich um der bedrohten Sache willen vorübergehend sogar eine Rolle auf mich nehmen mußte, die alles andere als dankbar war. Noch vor Beginn seiner Krankheit waren die Schwierigkeiten, auf die ich hier an erster Stelle anspiele, sowohl vor wie hinter den Kulissen überwunden. Vielen ist es ähnlich wie mir ergangen: wer als Student zu den Füßen von Professor Schrörs gesessen und auch noch in späteren Jahren in mehr als nur gelegentlicher Verbindung mit ihm gestanden hat, für den war in seiner Person etwas in das eigene Leben eingetreten, dessen er niemals mehr ganz entschlug. Nichts spricht mehr für des Verstorbenen Bedeutung. Eigenheiten und aus dem Tage geborene Reibungen verblassen; immer heller aber leuchten namentlich auch nach dem Hinscheiden die große Leistung und die sie tragende Persönlichkeit. Solange es einen „Historischen Verein für den Niederrhein" gibt, wird der Name Heinrich Schrörs in ihm nicht untergehen.

Alexander Schnütgen.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Maria von Oisterwijk († 1547) und die Kölner Kartause.

Von
**Johann Baptist Kettenmeyer.**

Bei den Arbeiten, die anläßlich der Instandsetzung der früheren Kölner Kartäuserkirche ausgeführt wurden, kamen in der Marienkapelle Malereien und Inschriften aus dem Ende des 16. Jahrhunderts zum Vorschein. Der Kartäuser Erhardus a Winheim gibt in seinem „Sacrarium Agrippinae" (1607) Anhaltspunkte, die einige Klarheit über diese Darstellungen geben. Er schreibt (S. 210 f.): „Insuper in sacello choro vicino, quod anno 1427 reverendissimus dominus Theodoricus de Morsa archiepiscopus Coloniensis exstruxit et in quod Maria de Osterwick virgo admirabilis, magna meritis et occultae sanctitatis 1547 sepulta fuit, de qua ms. codex venerabilis P. Laur. Surii adhuc superest, in quo inter alias eius commendationes, tale epitaphium iuxta eius sepulchrum, venerabilis P. Joannis Trevirensis antiquioris adhuc superstitis manu in haec verba depictum cernitur:

Virginibus virgo praefulgens illa Maria,
Cuius erat genitrix Osterwick, hac cubat urna."

Bei den Ausgrabungen ist leider nichts von den sterblichen Überresten der Maria von Oisterwijk aufgefunden worden; die Grabinschrift selbst aber wurde auf der Vorderseite eines Pfeilers aufgedeckt. Da nach den Angaben von Winheim diese Malereien auf den Prior der Kartause, Johannes Rechschenkel von Trier, zurückgehen, können sie erst nach 1569 entstanden sein. Rechschenkel war geboren in Trier 1524, wurde daselbst Dechant von St. Paulin, trat 1569 in die Kölner Kartause St. Barbara ein, verwaltete 1580—1596 das Amt des Priors und starb 1611.

Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die Malereien des außerordentlich rührigen Johannes Rechschenkel einzugehen; uns interessiert nur die Persönlichkeit, deren Grabinschrift noch erhalten ist: Maria von Oisterwijk (Oisterwijk bei Herzogenbusch in Holland). Leider läßt sich die Schrift, welche sich unter ihrem Epitaphium befindet, nicht mehr entziffern; die Zahl 154. muß zweifellos zu 1547 ergänzt werden, da Maria von Oisterwijk in die-



Digitized by Google

sem Jahre starb; dennoch enthält diese Inschrift die „commendationes", auf die Winheim hinweist. Der erwähnte handschriftliche Codex des P. Laurentius Surius ist ganz verschollen. In den dickleibigen Bücherkatalogen der Kölner Kartause (im Düsseldorfer Staatsarchiv der Fachkatalog und im Kölner Stadtarchiv der Autorenkatalog) ist diese Handschrift nicht einmal aufgeführt.

Wir wollen im folgenden vorlegen, was sich bei dem Stand der heutigen Forschung über die außergewöhnliche Frau zusammentragen läßt.

## 1. Leben der Maria von Oisterwijk.

Da es sich um eine Persönlichkeit handelt, die zu den Kartäusern sehr enge Beziehungen unterhielt, werden natürlich die Quellenwerke, die uns Aufschluß über die Kölner Kartause geben, auch am ehesten Einzelheiten über Maria van Oisterwijk enthalten.

Zum 7. September 1532 heißt es in der Chronologia Cartusiae Coloniensis[1], daß der Prior und der ganze Konvent sich durch Unterschrift und Siegel verpflichteten, für drei Jungfrauen aus Oisterwijk zu sorgen, wenn sie ihren Wohnsitz nach Köln verlegten. Zum Jahre 1545 wird dann berichtet, daß diese drei Jungfrauen aus Oisterwijk: Maria de Hout, Ida Jordani und Eva, zu deren Unterhalt der Prior mit dem Konvent und dem Visitator, ja sogar das Generalkapitel sich 1532 verpflichtet hatten, tatsächlich nach Köln gezogen seien; sie seien infolge ihrer geistlichen Übungen bereits erschöpft und deshalb unfähig, durch eigne Arbeit für ihre zeitlichen Bedürfnisse aufzukommen. Es werde deshalb von den Kartäusern für sie gesorgt, damit sie sich um so mehr Gott hingeben und für das Kloster und die Stadt beten könnten. Eine derselben, eine ganz besondere Gottesfreundin, habe die Kartäuser zuweilen

[1] Aus einer Abschrift, die sich in der Kartause Hain bei Düsseldorf befindet. Das Original, aus dem Merlo in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 45, S. 27 ff., viele Auszüge veröffentlicht hat, war nicht aufzufinden. Diese Chronik ist sehr wahrscheinlich von Lottley verfaßt. Hartzheim (S. 186) berichtet nämlich, daß P. Lottley als Prokurator der Kölner Kartause (1667—1676) eine Chronik von St. Barbara verfaßt habe. „Procurator Coloniae scripsit quoque Chronica huius domus, in quibus ab exordio ad sua tempora fundationes, donationes, coemptionesque etc. accurate describit, simul ac eventus prosperos et casus adversos exposuit ad providendum cavendumque." Die erste Hand hat nur bis zum Jahre 1676 geschrieben. Weist das Jahr 1676 auf Lottley hin, so gilt das auch bezüglich des Inhaltes. Hoffentlich wird das Original wieder aufgefunden; dann läßt sich die Frage der Autorschaft einwandfrei lösen.

Digitized by Google

aus den Gefahren gerettet, die sie in Verzückung vorausgeschaut habe. Schließlich heißt es zum Jahre 1547: „Am 30. September ging in die Ewigkeit die selige Maria von Oisterwijk, eine extatische Jungfrau, die ein Leben verborgener Heiligkeit führte und vieler Offenbarungen teilhaftig wurde; sie war eine der drei Jungfrauen, denen der Prior und der Konvent versprochen hatten, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. In der Kapelle der allerseligsten Jungfrau wurde sie beigesetzt und erhielt folgende Grabinschrift (Text wie oben)."

Was die „Chronologia" berichtet, wird durch P. Moerckens O. Carth. in den „Analecta ad conscribendum chronicom domus S. Barbarae[2] (1334—1649)" bestätigt. Zum 30. September 1547 wird der Tod der Maria von Oisterwijk erwähnt; dabei wird hingewiesen auf die Jahre 1532 und 1544. Merkwürdig ist, daß sich weder für 1532 noch für 1544 eine Bemerkung über Maria von Oisterwijk findet; offenbar handelt es sich um die beiden Tatsachen, von denen die Chronologia berichtet. Moerckens bietet aber zwei andere wichtige Einzelheiten. Als der bekannte Justus Lansperg am 11. August 1539 starb, sah „die heiligmäßige, erleuchtete und gottverbundene Jungfrau Maria van Oisterwijk", wie seine Seele von Engeln zum Himmel getragen wurde. Von P. Gerhard Kalckbrenner aus Hamont (Prior von 1536 bis 1566) wird berichtet: „Er hatte Maria von Oisterwijk, eine extatische Jungfrau, die sich durch verborgene Weisheit auszeichnete, als geistliche Mutter erwählt." Lottley, ebenfalls Prior der Kölner Kartause (1676—1686), erwähnt in seinem Werke „Origo et series priorum domus S. Barbarae"[3], daß Maria von Oisterwijk vom Prior Kalckbrenner den Lebensunterhalt bezogen habe und daß er ihr geistlicher Sohn gewesen sei („filius eius spiritualis"). Aus diesen wenigen Angaben erhellt zur Genüge, welch hohes Ansehen sich diese Brabanter Mystikerin bei den Kölner Kartäusern erfreute. Es ist darum nicht zu verwundern, daß sowohl der junge Canisius, der der Kartause so viel verdankte, als auch seine ersten Kölner Gefährten dieser heiligmäßigen Person ebenfalls sehr nahestanden.

In seinen Bekenntnissen erwähnt der große Sohn Nymwegens die vielen heiligen Seelen, die er zu seinem Trost und geistlichen Fort-

[2] Eine Abschrift dieser Chronik, besorgt von Fr. Engels 1728, wird im Kölner Stadtarchiv aufbewahrt. (Geistl. Abt. 136a.)

[3] Das Kölner Stadtarchiv besitzt zwei Exemplare. (Geistl. Abt. 135a, b.)

Digitized by Google

schritt kennen lernte, als er in Arnheim, Nymwegen, Herzogenbusch, Oisterwijk, Diest und Löwen weilte. Dann fügt er hinzu: „Ich lobe und preise deinen heiligen Namen auch im Hinblick auf deine Bräute, jene Jungfrauen von bewundernswerter Tugend, altererbter Einfalt und erprobter Frömmigkeit, durch deren Ermahnungen, Beispiele, ja Vorhersagungen du mich oft aufrichten, abschrecken, erquicken und anfeuern wolltest, um mich an dich inniger anzuschließen, mich selbst besser kennenzulernen, andern nützlicher zu werden und im geistlichen Leben wachsamer zu sein. Ich glaube, es war ein Geschenk deiner Gnade, und ich habe dessen wohltätige Wirkung in mir verspürt, da ich häufig mit diesen deinen auserlesenen Dienerinnen zusammentraf. Ich verkehrte lieber mit ihnen als mit anderen angesehenen Leuten; ihre Ermahnungen, Ratschläge und Gespräche schätzte ich hoch und pflog oft mit ihnen geistliche Gespräche“[4].

Daß Canisius bei dieser dankbaren Erinnerung ganz besonders die Mystikerin von Oisterwijk im Auge hatte, geht klar aus seinen Briefen hervor.

Als er versuchte, den tief niedergedrückten Arnheimer Dechanten, Stephan van Delen, zu trösten und aufzurichten, da machte er ihm unter dem 30. Oktober 1546 die Mitteilung[5]: „Den Prior und Maria habe ich gedrängt, Euer Gnaden zu schreiben“ (der Prior ist offenbar P. Kalckbrenner, Prior der Kölner Kartause). Seinem jungen Löwener Ordensgenossen Adrianus Adriani teilte er am 2. August 1546 mit[6]: „Nächstens wird Antwort gegeben vom Prior der Kartause und von Maria von Oisterwijk.“

Selbst nach seiner Abreise von Köln gedachte noch der Heilige der frommen Mystikerin. Von Padua aus schrieb er am 12. April 1547 an seine Kölner Ordensgenossen[7]: „Empfehlet mich besonders in das Gebet der Mutter Maria und ihrer Mitschwestern.“ Da die Mystikerin unterdessen krank wurde und offenbar nicht mehr ausgehen konnte, bemühte sich Canisius, für sie die Erlaubnis zu erwirken, daß in ihrem Hause, vielleicht auch in ihrem Krankenzimmer, die heilige Messe gelesen werden durfte. Am 17. Juni schrieb er von Bologna aus an die Kölner Jesuiten[8]: „Gestern habe

[4] Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta, herausgegeben von Otto Braunsberger, S. J. I, S. 21.
[5] A. a. O., I, S. 229.
[6] A. a. O., I, S. 209.
[7] A. a. O., I, S. 249.
[8] A. a. O., I, S. 251.

Digitized by Google

ich mit dem Kardinal über die Angelegenheit der Maria verhandelt; gute Hoffnung besteht zwar, daß bezüglich des Tragaltares Dispens erteilt wird, nicht aber, daß die Erlaubnis gegeben wird, ketzerische Bücher zu lesen. Wie sehr mir täglich Eure und der Maria Gebete helfen, das weiß nur Gott, und das bezeugt mein Gewissen. Ich bitte sie als meine getreue Mutter (matrem fidissimam), ihre teuren Schwestern und ganz besonders Euch, meine Mitbrüder, daß Ihr in meinem ungewohnten Seelenzustande mir durch Euer gemeinsames Gebet häufig zu Hilfe kommet."

So rasch wurde die Dispens nicht erteilt. Am 30. September 1547 starb die edle Dulderin. Am 20. November hatte Canisius die Todesnachricht noch nicht erhalten, denn unter diesem Datum teilte er P. Kalckbrenner mit, er werde „über die Angelegenheit der Maria" an die Kölner Jesuitenniederlassung schreiben[9].

Wie Canisius die Nachricht von ihrem Tode aufnahm, geht am besten aus einem Briefe, den er am 2. Januar 1548 an seine Kölner Mitbrüder schrieb, hervor: „Der Herr hat Euch der Mutter von Oisterwijk beraubt, aber ich zweifle nicht, daß sie für uns Waisen im Himmel betet. Ich sende auch deshalb die Bulle nicht ab ... Empfehlet mich dem Prior der Kartause, den Mitschwestern (sororibus) der Maria, allen Freunden"[10].

Aus diesen Briefen erhellt, daß die Mystikerin von Oisterwijk nicht bloß Canisius, sondern auch den Kölner Jesuiten wohl bekannt war. Selbst bei den Jesuiten von Löwen genoß sie großes Ansehen. Es wurde bereits des Briefes des hl. Canisius an den jungen Löwener Jesuiten Adrianus Adriani erwähnt. P. Cornelius Vischaven muß sie besonders gut gekannt haben. Am 22. August 1546[11] läßt er sie nämlich durch Canisius grüßen; am 9. November 1546 gibt er Leonhard Kessel, dem ersten Obern der Kölner Niederlassung, Anweisungen über die Art und Weise, wie er und seine Genossen mit dieser Mystikerin verkehren sollen, um großen Nutzen aus ihren Unterhaltungen zu ziehen: „Um das Eine möchte ich in brüderlicher Gesinnung Dich bitten. Wenn Du auch zu Maria kommst, so halte Dich an diese Vorsichtsmaßregel — ich glaube nämlich, daß ich sie einigermaßen kenne —: Wollt Ihr in geistlichen Dingen Fortschritte machen, dürft Ihr nicht mit Ihr streiten, indem Ihr Eure Einsicht oder Euer eignes Urteil betont,

[9] Hansen: Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, S. 105. [10] Epistulae et Acta I, S. 258. [11] A. a. O., I, S. 214.

Digitized by Google

oder indem Ihr widersprechet. Wenn nämlich Mystiker (spirituales) einen solchen finden, schweigen sie sofort und unterwerfen sich"[12].

Auch die Schriften dieser Mystikerin standen bei den Jesuiten in hoher Achtung. So legt Schorichius S. J. P. Leonhard Kessel folgende Bitte vor: „Ich habe früher in Eurem Hause die neun Stufen der Einfachheit gesehen und gelesen, die von Maria von Oisterwijk, unserer Mutter, verfaßt und vom hochwürdigen Prior der Kartause übersetzt wurden; sendet diese Schrift möglichst bald hierher. Übermittelt uns auch ihre anderen Schriften, besonders die neuern; sie werden großen Nutzen stiften"[13].

Durch wen hat wohl der junge Canisius zum ersten Male Mitteilung über die heiligmäßige Jungfrau erhalten? Vielleicht denkt man an den Kartäuserprior Kalckbrenner, der dem begabten Nymwegener Studenten immer ein so großes Wohlwollen erwies. Und doch wird es der Erzieher des Heiligen gewesen sein: der edle Nikolaus Esch aus Oisterwijk, der seinem Lieblingsschüler zuerst von den Tugenden seiner Landsmännin erzählte. Nikolaus Esch war nämlich der besondere Förderer der großen Mystikerin und ihrer Bestrebungen. Es ist deshalb auch nicht auffällig, daß sein Biograph, Arnoldus Joannis aus Diest[14], die Beziehungen seines langjährigen väterlichen Freundes zu der Oisterwijker Mystikerin besonders hervorhebt. Er schreibt etwa folgendes[15]: „Seine Erst-

[12] Hansen: Rheinische Akten, S. 67. [13] Hansen a. a. O., S. 133.

[14] Arnoldus Joannis, Nachfolger des Nikolaus Esch als Pastor des Diester Beginenhofes (1578—1583, gest. 6. August 1583) stammte aus Diest, nicht aus Oisterwijk, wie meistens behauptet wird. Vgl. Polyd. Daniels: Diestiana, Hasselt 1896, S. 75—80.

[15] Der Titel der Lebensbeschreibung lautet: „Vita Domini Nicolai Eschii Pastoris Beginagii Sanctae Catharinae in Diest. Per Arnoldum Joannis Diestensem, illius alumnum et successorem." In der Brüsseler Bibliothèque Royale (Section des manuscrits) befindet sich ein Exemplar dieser Handschrift (Van den Gheyn, n. 3686). Ein eingeklebtes Schreiben (in Original und in einer Abschrift Garnefelds) des Kölner Kartäusers Mattheus Herk (Ablegung der Profeß 26. April 1564, wurde Prior in Hildesheim, gestorben 1596 als Vikar der Kartause Aggsbach in Österreich), eines Schülers des Nikolaus Esch, das vom 5. April 1580 datiert ist, gibt einige Anhaltspunkte über diese Lebensbeschreibung. Mattheus Herk teilt nämlich seinem ehemaligen Mitschüler Adrianus Esch aus Oisterwijk, einem Neffen des Nikolaus Esch, mit, daß er selbst und sein Prior Joannes Oestervicanus (Johannes Melis von Oisterwijk Prior von 1575—1580, gestorben 2. Jan. 1580) Arnoldus Joannis gedrängt haben, das Leben seines heiligmäßigen Vorgängers abzufassen. Die Biographie sei fertig, mehrere hätten sie geprüft und wünschten die Drucklegung. Herk schlägt vor, Petrus Canisius möge die letzte Hand an das Werk anlegen; dafür will er dem gefeierten Schriftsteller noch Einzel-

Digitized by Google

lingsarbeit widmete Nikolaus Esch seinem Heimatsorte selbst, wo er ein Haus von frommen Personen gründete, erbaute und teilweise auch ausstattete. ... Diese frommen Jungfrauen lebten unter dem Gehorsam des Ortspfarrers. ... Gegenseitig eiferten sie sich zur wahren Frömmigkeit an; großen Nutzen haben sie bei den Mädchen bewirkt, die aus dem Ort häufig zu ihnen kamen, um Fortschritte zu machen. Anfangs stand an der Spitze dieser Genossenschaft eine erleuchtete und im beschaulichen Leben wohl erfahrene Jungfrau namens Maria de Ligno[16]. An mehrere Ordensleute und an andere Gottesfreunde hat sie in ihrer Muttersprache Briefe geschrieben, die später in Köln anonym erschienen sind. Nachdem sie lange Zeit sehr erfolgreich die Leitung dieses Hauses innegehabt hatte, ging sie nach Köln, wo sie mehrere Jahre von den Kartäusern und anderen frommen Leuten unterhalten wurde. Sie war sehr vollkommen und verstand es geradezu meisterhaft, sowohl Ordens- als auch Weltleute zu einem wahrhaft geistlichen Leben anzuleiten. Und das erreichte sie nicht nur bei Personen, die enthaltsam lebten; selbst auf verheiratete Männer und Frauen übte sie durch ihre Ermahnungen einen solchen Einfluß aus, daß viele derselben eher Ordensleute als Weltleute zu sein schienen. Aus diesem selben Konvent ging eine zweite, nicht weniger geachtete Jungfrau hervor, Ida Comitis[17], die mit der genannten Maria eine Zeitlang

heiten mitteilen, die er aus dem Munde des Surius erfahren und die sonst niemand kenne; Surius selbst hätte gerne das Leben seines heiligmäßigen Lehrers in sein großes Werk über die Heiligen aufgenommen, durch den Tod sei er jedoch daran gehindert worden.

Es hat noch lange Zeit gedauert, bis das Manuskript des Arnoldus Joannis gedruckt wurde. 1713 hat G. G. (Gilbertus Gybels) eine flämische Übersetzung besorgt: „Het leven van den Eerweerdighen Vader, Mynheer Nicolaus van Esch, oft Eschius, eertyts Pastoir van het Beggynhof van Diest; eerst beschreven in de latynsche tale door den Eerw. Heer Arnoldus Janssen, van Diest, synen discipel en navolger in de selve Pastorye: in het Duyts overgeset tot gebruyk ende stichtinghe van alle Godtminnende Zielen, besonderlyck van het Beggynhoff van Diest door G. G. Met noch een profytigh Tractaet van Geestelycke Oeffeningen van denselven Eerw. Vader Esschius."

1858 hat der bekannte Löwener Forscher F. X. De Ram den lateinischen Text herausgegeben: Venerabilis Nicolai Eschii vita et opuscula ascetica. Edidit et commentario praevio ac notis illustravit. P. F. X. De Ram, Lovanii, Excudebant Vanlinthout et socii, Universitatis Typographi. — 1858. Für diese Herausgabe stand De Ram leider nicht das oben erwähnte Manuskript (Van den Gheyn n. 3686) zur Verfügung; er mußte sich mit einer anderen Handschrift begnügen, die ebenfalls im Brüsseler Archiv aufbewahrt wird.

[16] In der Chronologia heißt sie Maria de Hout (= de Ligno).

[17] In der Chronologia Ida Jordani.

Digitized by Google

in Köln lebte; später begab sie sich nach Diest und lebte in dem Beginenhofe als erste Reklusin während vieler Jahre"[18].

Diese Mitteilungen des Arnoldus Joannis beweisen, daß es sich um einen Konvent von Beginen handelt; die Beginen gelobten einem Vorgesetzten — hier dem Ortspfarrer — Gehorsam und nahmen sich vielfach der heranwachsenden weiblichen Jugend an. Maria van Hout war die Meisterin oder die Oberin des Konventes. Aus zwei Dokumenten, die Archivar Dr. A. Smit[19] 1919 veröffentlichte, erhellt, daß Nikolaus Esch 1539 ein Haus mit einem Höfchen, das ganz in der Nähe der Pfarrkirche lag, gekauft hat; darin sollen acht oder neun fromme Jungfrauen Gott dienen. Sie sollten sich nur mit Handarbeiten beschäftigen, mit Nähen, Spinnen, Kämmen und dergleichen. Sie dürfen nur Leinwand und Wolle verarbeiten, dürfen aber keinen Handel mit Stoffen betreiben. 1550 ging das Haus in den Besitz der Beginen selbst über.

Durch diese Dokumente ist demnach klar erwiesen, daß Nikolaus Esch tatsächlich Gründer des Beginenkonventes von Oisterwijk ist. Allerdings muß die kleine Gemeinde schon vor 1539, also vor Ankauf des Hauses bestanden haben, da bereits 1532 drei Beginen nach Köln übersiedeln sollten.

Der Oisterwijker Konvent war viele Jahrzehnte hindurch eine Stätte des eifrigsten religiösen Strebens. Als der bekannte Joseph Geldolphus de Rijkel 1631 seine Geschichte der niederländischen Beginen[20] veröffentlichte, hat er dem vorbildlichen Eifer der Oisterwijker Gründung besonders Lob gespendet; da er als ehemaliger Pfarrer von Oisterwijk auch Vorgesetzter dieses Konventes gewesen ist, konnte er aus Erfahrung sprechen. Sein Bericht ist deshalb so wichtig, weil er einen Brief des Kölner Kartäusers Georg Garnefeld, des bekannten Bibliothekars von St. Barbara, enthält über die bedeutenderen Beginen der ersten Zeit der Gründung. Garnefeld zählt folgende auf[21]: „1. die Jungfrau Helwigis, von Lansperg hochgeschätzt ...; 2. Anna von Oorschot, die derselbe Pater ebenfalls außerordentlich lobt und für die er 1530 eine Unterstützung vom Kölner Kartäuserkloster erbittet, wie aus einem Briefe erhellt,

[18] Ausgabe De Ram, S. 43f.

[19] Bossche Bydragen Deel III; Aflevering 1. Diese zwei Dokumente sind als Beilage zu dem Artikel: „Het Begynhof van Oisterwijk" (blz 40—55) hinzugefügt. In dem Sonderabdruck, den der Verfasser in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte, befinden sich die wichtigen Urkunden S. 6 ff.

[20] Vita S. Beggae 1631. [21] A. a. O., S. 277 f.

Digitized by Google

den ich in meiner Zelle aufbewahre; 3. Ida Comitis, die später als Rekluse in Diest lebte; 4. die Jungfrau Johanna, die Rekluse in Löwen wurde und vor hundert Jahren lebte; 5. die Jungfrau Eva, die nach dem Zeugnis von Esch am 20. Dezember starb; 6. Maria Lignana, ebenfalls aus Oisterwijk, die 1545 nach Köln übersiedelte und von den Kartäusern den Unterhalt bezog, und die am 30. September 1557[22] in der Kartause ihre Grabstätte fand; 7. die anonyme Verfasserin der Margarita Evangelica; 1445[23] war sie als Siebzigjährige noch am Leben."

Spätere Schriftsteller bringen kaum noch neue Einzelheiten über Maria von Oisterwijk[24]; vielfach ist sie gänzlich in Vergessenheit geraten, so daß, wenn ihr Name auftaucht, man sich überhaupt keine Rechenschaft über ihre Persönlichkeit geben kann[25]. In seiner Geschichte der Kölner Malerschule macht Karl Aldenhoven eine Ausnahme; er nennt Maria von Oisterwijk eine geistliche Tochter des Kölner Kartäuserpriors Blomevenna und zitiert sogar eine Stelle aus ihren Schriften[26]; leider hat Aldenhoven jedoch auf keine Quelle verwiesen, so daß sich das Zitat nicht nachprüfen läßt.

## 2. Schriften der Maria von Oisterwijk.

Wie wir bereits erwähnten, hat Maria von Oisterwijk Schriften verfaßt; Kalckbrenner hat einige derselben ins Latein übersetzt. In Köln sind ihre Briefe anonym herausgegeben worden. Trotz aller Nachforschungen ist es noch nicht gelungen, die „Neun Stufen der Einfachheit" aufzufinden; auch die anderen ins Latein

[22] Offenbar ein Druckfehler Ryckels für 1547.

[23] Auch ein Druckfehler für 1545.

[24] Gelenius führt in seiner Schrift: „De admiranda magnitudine Coloniae", Köln 1645 (S. 490), unter den berühmten Augustinerpatres den Theologieprofessor und Provinzial Jodocus von Oisterwijk auf (gest. 1541), der ein leiblicher Bruder der Oberin van Oisterwijk gewesen sein soll. Es ist schwer, diese Angabe zu kontrollieren. Nach Keussen 583/31 wurde Fr. Jud. Osterwick Aug. theol. in Köln immatrikuliert am 31. 10. 1534 und wurde Lizentiat der Theologie am 19. 2. 1540.

[25] Vgl. einzelne Vermutungen bei Braunsberger a. a. O., I, S. 209, Anm. 4.

[26] Karl Aldenhoven: Geschichte der Kölner Malerschule (1902), S. 264, schreibt über Blomevenna. Seine filia spiritualis war Maria van Oisterwijk, virgo extatica Deoque unita, in deren Gebeten es heißt: „Durchsnyde myn Hertz mit dem vuyrpyl diner allersüster lieffden, Enstech myn seel gentzlich mit dem mechtigen brande diner minnen, Oversetze mich gantz in dich unn vernüw myn seel mit vuyriges begerten, van lieffden kranck wesende, unn van sich selffs gantz entwerdende."

Digitized by Google

übertragenen Schriften blieben bisher verschollen. Ein glücklicher Zufall hat jedoch dazu geführt, daß wenigstens die Briefe und einige andere Abhandlungen aufgefunden wurden.

In der Kölner Stadtbibliothek befindet sich ein aus St. Barbara stammender Druck: „Dat Paradijs der lieffhavender sielen vol inniger oiffingen des geistz in betrachtūgen uñ gebetzwijse vā dē levē un lyden unsers heren va de hilgē sacramēt uñ vā gotlicher lieffde in dryerley wijse nae der minsch hoger un hoger an der siele tzo nympt gedeylt“[27].

Gedruckt ist das Buch 1532 bei Soter in Köln. Was diese Schrift besonders wertvoll macht, ist eine handschriftliche Eintragung des bereits erwähnten Georg Garnefeld[28]. Der gelehrte Kartäuser schreibt: „Dieses Paradies der liebenden Seele scheint von der frommen Jungfrau Maria von Oisterwijk geschrieben und durch P. Gerard Hamont, Prokurator der Kölner Kartause, veröffentlicht worden zu sein. Das darf man aus einem anderen Büchlein schließen, das den Titel trägt „Wahrer Weg zur evangelischen Vollkommenheit“; eben dieselbe Jungfrau hat dieses Büchlein durch den ehrwürdigen Pater herausgegeben. Diese extatische Jungfrau wohnte in Herzogenbusch in Brabant mit mehreren anderen Jung-

[27] Das Buch trägt die Signatur G. B. 1 V 3837.

[28] Bis jetzt konnte noch nicht auf direktem Wege, etwa durch einen Originalbrief, die Handschrift Garnefelds festgestellt werden; es mußte deshalb eine andere Methode befolgt werden. Im Staatsarchiv von Düsseldorf befindet sich unter „Kölner Kartäuser Repert. und Handschriften“ N. 12 eine historisch sehr wertvolle, aber wissenschaftlich kaum beachtete Bibliotheksordnung, die die Jahre 1538—1794 umfaßt; es werden die Namen der einzelnen Kartäuser aufgeführt, die bei der Jahr um Jahr zweimalig stattfindenden Revision des Bücherbestandes als erste die von ihnen entlehnten Bücher abholten. (Vgl. dazu Heinrich Schreiber, Die Bibliothek der ehemaligen Mainzer Kartause, S. 36 ff.) 1538 hat der junge Bibliothekar Hugo Loher den Katalog angelegt. 1630 hat ein anderer Kartäuser ihn erneuert, vermehrt und für mehrere Jahre (Herbst 1618 bis Ostern 1633) die entsprechenden Eintragungen gemacht. Dieser Kartäuser hat also zweifellos das Amt des Bibliothekars um diese Zeit bekleidet. Sein Name wird nicht direkt genannt. Und doch, es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß es Garnefeld ist. In dem von ihm 1618 herausgegebenen Leben des Kardinal Albergatus wird er noch nicht Bibliothekar genannt, wohl aber in der Schrift Elucidationes sacrae, die er 1621 veröffentlichte. In der Bibliotheksordnung wird er noch 1632 als Bibliothekar bezeichnet. Dazu kommt noch folgendes: Während die einzelnen Kartäuser immer wieder die Bezeichnung tragen P. oder F. mit dem ausgeschriebenen Vornamen und Familiennamen (z. B. P. Theodorus Petreius, Fr. Antonius Dulcken oder P. Georgius Garnefeld 1617), wird im Zeitraum von 1618 bis 1633 Garnefeld zweimal aufgeführt mit der Abkürzung Fggarnefeld, 1632 aber Bibliothecarius Garnefeld. Hier haben wir zweifellos die eigenhändige Unterschrift

Digitized by Google

frauen; später kam sie nach Köln, wohnte neben der Kartause und wurde nach ihrem Tode bei den Kartäusern in der Kapelle der allerseligsten Jungfrau Maria beigesetzt, am 30. September 1547"[29].

Die Angabe, daß Maria von Oisterwijk in Herzogenbusch wohnte, ist entweder ein Versehen oder vielmehr eine etwas ungenaue Angabe Garnefelds, da Oisterwijk zu Herzogenbusch gehörte. Nach dieser Eintragung bleibt es immerhin zweifelhaft, ob die Oberin von Oisterwijk die Verfasserin des „Paradieses" ist; dagegen wird ihr der „Wahre Weg zur evangelischen Vollkommenheit" ganz unzweideutig zugeschrieben.

Es war nun wiederum ein glücklicher Zufall, daß auch diese letztere Schrift aufgefunden worden ist. Es handelt sich um einen Druck aus dem Jahre 1531[30]: „Der rechte wech zo d'Evangelischer volkomenheit. durch eynen erluchten frundt gotz. noch im leven, gefuecht up die articulen des heiligen gelovvens, und up dat Pater noster.

Vort van den VII gaven des heilgen geists
Dair nae ein gotlich sermoin van armoit des geists.
Ein oiffunge van Got offenbairt.
Etzlich fuerige sendbrieff.

---

Garnefelds. Kein anderer Kartäuser hätte diese Bezeichnung für den so hoch angesehenen P. Garnefeld angewandt. Damit ist nun der Beweis erbracht, daß Garnefeld 1630 diese Bibliotheksordnung erneuert hat. Die ganz charakteristische Handschrift Garnefelds, die sich in dem Katalog befindet, kehrt sowohl in dem „Paradies der liebenden Seele" als auch in vielen Büchern der Kölner Stadtbibliothek zurück. Diese zahlreichen Eintragungen zeugen von einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und lassen ahnen, warum Garnefeld als „lebendige Bibliothek" bezeichnet wurde. Es verlohnte sich der Mühe, systematisch alle die von ihm gemachten Eintragungen zusammenzustellen; dadurch würde sehr wertvolles bibliographisches Material zutage gefördert. Gerade dieses reiche Wissen zeigt deutlich, daß Garnefeld die Eintragungen gemacht haben muß. Nur Theodor Petreius (gestorben 20. April 1640) könnte ihm diese Ehre streitig machen; aber Petreius kommt nicht in Betracht, da seine Handschrift bekannt ist.

[29] „Hic Paradisus amantis animae videtur conscriptus a devotiss. virgine Maria Oisterwick et in lucem editus per P. Gerardum Hamont procuratorem Carthus. Colon. ut conicere licet ex altero libello qui intitulatur ‚Vera Via ad Evangelicam perfectionem' quem eadem virgo per hunc venerab. Patrem edi curavit. Habitavit illa extatica virgo Sylvaeducis in Brabantia, cum aliis plurimis devotiss. virginibus: sed postea Coloniam venit habitavitque iuxta Carthusiam et post mortem sepulta apud Cartusianos in sacello B. V. Mariae an. 1547 30. Sept."

[30] Der seltene Druck, der ebenfalls aus der berühmten Bücherei der Kartause St. Barbara stammt, befindet sich in der Kölner Stadtbibliothek (ADs307); zwei andere Exemplare sind nicht ganz vollständig.

Digitized by Google

Seven innige betrachtungen up die VLL dagen der wechen.
Etzliche oiffungen tzo dem heiligen Sacrament.
Tzom lesten vill guder puncten tzo rechter volkomenheit dienende
Gedruckt tzo Coellen up der Burchmuren[31] Anno 1531."

Daß Garnefeld gerade diesen Druck im Auge hat, ergibt sich nicht nur daraus, daß tatsächlich der Prokurator Gerhard Kalckbrenner von Hamont diese Schrift herausgegeben hat, sondern vor allem aus der Bemerkung zum Schlusse des Buches: „Wir werden auch hiernach ein Büchlein durch den Druck veröffentlichen, das heißt ‚Das Paradies der liebenden Seele', voller inbrünstiger Gebete und Übungen, das allen Anfängern, Fortgeschrittenen und Vollkommenen dienen solle, wie die Freunde Gottes sich gehörig und fromm üben sollen, um zu Gott zu kommen." Augenscheinlich denkt der gelehrte Bibliothekar an diese gedruckte Bemerkung, wenn er darauf hinweist, daß „das Paradies der liebenden Seele" von der Verfasserin des „Rechten Weges zur evangelischen Vollkommenheit" stammt.

## A. Maria von Oisterwijk als Verfasserin des „Rechten Weges zur evangelischen Vollkommenheit".

Es erhebt sich nun die Frage, ob das Urteil Garnefelds berechtigt ist. Von vornherein steht fest, daß die Autorität des emsigen Forschers nicht gering angeschlagen werden darf.

In der uns hier beschäftigenden Frage hat sein Urteil ganz besondere Bedeutung. Er lebte nämlich zu einer Zeit, da die Tradition über die Mystikerin in der Kölner Kartause noch sehr lebendig war. Als Erhard von Winheim vor 1607 St. Barbara besuchte, existierte daselbst noch eine Handschrift des Laurentius Surius über die Oberin von Oisterwijk; es lebte noch der 82jährige Johannes Rechschenkel von Trier, der sich eine besondere Freude daraus machte, in seinem hohen Alter den Fremden die Sehenswürdigkeiten seiner geliebten Kartause zu zeigen[32]. Dieser außerordentlich belesene Mann, von dessen regem Sammlerfleiß noch heute mehrere Florilegien[33]

[31] Der Drucker ist Melchior von Neuß. (Gütig mitgeteilt von Dr. Zaretzky, dem ich auch manche andere wertvolle Angaben verdanke.)

[32] Erhardus a Winheim: Sacrarium Agrippinae (1607), S. 211.

[33] Kölner Stadtarchiv: Geistl. Abt. 134. Berliner Staatsbibliothek Ms. Theol. Lat. Fol. 708, 709; Trierer Landesbibliothek: Kentenich, Verzeichnis der Handschriften des historischen Archivs, S. 246 n. 1221.

Digitized by Google

ein schönes Zeugnis ablegen, hatte sich besonders für die Mystikerin von Oisterwijk und für ihren Führer Esch interessiert; deshalb hat er ja auch in der Marienkapelle das Epitaphium und eine zweite Inschrift mit eigner Hand gemalt. Es war ihm auch leicht, zuverlässige Nachrichten über sie zu erhalten. Er lebte noch viele Jahre zusammen mit dem gelehrten Simon Swie von Utrecht (Profeßablegung 25. 4. 1529; † 22. 2. 1589), der mit Blomevenna, Theodor Loher, Kalckbrenner an der Herausgabe der Werke des Dionysius Carth. gearbeitet hatte; ebenso mit Laurentius Surius (Profeßablegung 24. 2. 1541; † 23. 5. 1578), den die innigste Freundschaft mit Nikolaus Esch und Petrus Canisius verband, der die eingangs erwähnte Schrift über die Mystikerin verfaßt hatte. Sein Vorgänger im Priorat war Johannes Melis von Oisterwijk († 1580), der 1544 Profeß ablegte und zweifellos die Mystikerin persönlich gut kannte. Dieser Prior hatte sich ja auch mit einem anderen Kölner Kartäuser, Matthias Herck († 1596), darum bemüht, daß Arnoldus Johannis aus Diest das Leben des unvergeßlichen Nikolaus Esch schrieb.

Da Garnefeld, der als gereifter Mann in die Kölner Kartause eintrat (24. 4. 1599), noch etwa 12 Jahre mit Johannes Rechschenkel zusammen lebte, hatte er die beste Gelegenheit, viele Einzelheiten zu erfahren. Außerdem standen ihm Briefe von Nikolaus Esch und von mehreren Beginen aus dem Mystikerkreis von Oisterwijk sowie andere Aufzeichnungen zur Verfügung, die heute größtenteils verschollen sind. Daß es Garnefeld gerade in der Frage, die uns hier beschäftigt, sehr ernst nahm, läßt sich einwandfrei feststellen aus dem bereits erwähnten Druck der Kölner Stadtbibliothek, denn der Druck ADs 307 ist das Handexemplar Garnefelds gewesen. Der eifrige Forscher hat besonders die Briefe durchstudiert und hat durch Anstreichen am Rand, durch Anmerkungen, die er hinzufügte, auf wichtige Stellen aufmerksam gemacht. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß wir gerade in dieser Frage, dem Urteile Garnefelds ruhig folgen können und dürfen.

Trotzdem soll aber noch der Versuch gemacht werden, auch unabhängig von Garnefeld darzutun, daß Maria von Oisterwijk tatsächlich die Verfasserin des „Rechten Weges zur evangelischen Vollkommenheit" ist.

In dem Widmungsschreiben an den angesehenen Kölner Theologieprofessor Arnold von Tungeren macht Kalckbrenner selbst eine

Digitized by Google

Bemerkung über die Verfasserin der Schrift (A II a b): „Es ist niet lange tzyt vergangen, soe ich usswendig dieser stadt, mit unsers Cloisters saichen beladen was, hait der almechtige got (des erbarmen gen geendt over alle syne wercken) mir armen sunder, etzliche synen verborgen frunde, die in diesen boesen tzyden, die heilge kyrch (wie stercke suyler) mit yrem gebede helffen uphalden kundich gemacht. Under ander ist eyn erluchte frauwen persoin, in sond'linger innichheit mit got vereynicht, wie an allen yren wyse unnd worden tzo mircken was, mir vurkommen. Die selve hait myr tzu richtung myns levens, mit gedeilt, etzliche buechlyn un schrifften, sy uss ingeven des hylgen geists (so sy suss ungelert ist) selfs gemacht mit yr eygen hant geschreven hait. Van wilcher personen leven und oiffungen vil tzo sagen were. Ist aber noch nyet tzyt. Aber eyn dinck kan ich u nyet verswygen: ‚Ich byn myn leeffdage soe krefftich niet beruirt woden inwendich tzo Got als durch yre tegenwordicheit: und darnae uss yren buechlin und schriften: und durch yr gebet; dessglichen synt ouch unse werdige vader Prior und myn mytbrueder unde ander vile goide hertzen uss yren schriften tzo der liefden gotz beweicht."

Wenn die Verfasserin auf Kalckbrenner, auf den heiligmäßigen Prior Blomevenna und die anderen Kölner Kartäuser einen so tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat, wie der Herausgeber hervorhebt, so darf man schon mit einem gewissen Rechte an Maria von Oisterwijk denken, „die geistliche Mutter" Kalckbrenners. Zum Glück haben wir auch dafür einen stichhaltigen Beweis.

Unter den Briefen, welche die Verfasserin geschrieben hat, finden sich solche „an broder N,mynen lieven Son in got". An mynen geistligen son, bruder N." Dieser geistliche Sohn, Bruder N., untersteht einem Prior, der „in weitentlegenem Lande" (O II b) wohnt und der Verfasserin viele Wohltaten erweist. Wer ist dieser Sohn? Der Herausgeber, der es geflissentlich vermeidet, das Geheimnis zu enthüllen, hat sich einmal vergessen. Unter den Abhandlungen, die ihm von der Verfasserin zum Druck übergeben worden sind, befinden sich auch Übungen zu den heiligen fünf Wunden. Dazu bemerkt Kalckbrenner: „Als die genannte Person ihrem geistlichen Sohne diese Übung mitteilte ... und sah, daß ich dieselben mit großer Begier aufschrieb und annahm, da ward sie sehr erfreut und in meiner Gegenwart in Gott verzückt. Und da sie wieder ihrer Sinne mächtig geworden, da sagte sie zu mir: ‚Als ich merkte, daß

Digitized by Google

Sie diese Übung so bereitwillig aufnahmen, erfüllte Gott mein Herz mit überfließenden Gnaden; ich konnte es nicht aushalten, daß mir die Liebe Gottes einen neuen Bruder geschenkt hat durch diese Übungen" (N Ia). Damit ist die Lösung des Rätsels unzweideutig gegeben. Die Briefe an den geistlichen Sohn sind demnach an P. Kalckbrenner selbst gerichtet. In einem dieser Schreiben wird sogar eingehend geschildert, wie der Mystikerin der geistliche Sohn geschenkt wurde.

„Auf St.-Peters-Tag, nachts ungefähr um zwei Uhr, bis daß ich aufstand, bin ich Ihretwegen wunderbar beschenkt worden; ich kann wohl sagen: ‚Wunder über Wunder und Gnade über Gnade!' Denn Gott hat Sie mir als ein Kind gegeben. Ich soll Sie behalten als meinen Sohn. Er hat Sie mir ans Herz gelegt, damit ich für Sie bete, und zwar geschah dies mit einer solchen Gnadenfülle, daß mein Herz mir wehe tat ..., darum freuen Sie sich und sehen Sie zu, was Gott durch Sie wirken will. Wie Sie wissen, habe ich viele Jahre hindurch den Herrn gebeten, er möge, wenn ich noch auf der Erde bleiben soll, es so fügen, daß ich nur für Ihn und für alle Menschen leben dürfe; aber alles ist mir versagt worden, ich solle nicht sorgen. Und nun kommt der gütige Gott und erwählt Sie, daß Sie dafür Sorge tragen" (O IIIa u. b).

Es steht demnach fest, daß Kalckbrenner in der Verfasserin seine „geistliche Mutter" sieht, die auf ihn einen außergewöhnlichen Einfluß ausgeübt hat. Gewiß wird nur nicht noch ausdrücklich erwähnt, daß es Maria von Oisterwijk ist. Aber kann darüber auch nur noch der geringste Zweifel obwalten? Gerade für einen Sohn des hl. Bruno ist das Verhältnis, das der heiligmäßige Prokurator und spätere Prior zu der Oberin von Oisterwijk unterhielt, so einzigartig, daß die ganze Ordensgeschichte der Kartause wohl kaum einen zweiten ähnlichen Fall aufweist. Und zwar blieb dieses Verhältnis nicht verborgen; nicht nur in Köln, sondern im ganzen Orden wußte man darum. Im Rufe der Heiligkeit standen Gerhard Kalckbrenner und die Oberin von Oisterwijk; heiligmäßige Männer wie Blomevenna und Lansperg fanden nichts einzuwenden; so hat denn sogar das Generalkapitel selbst dieses Verhältnis gebilligt, indem es zugab, daß Maria und ihre zwei Mitschwestern den Unterhalt von St. Barbara erhielten. Sollte es nun möglich sein, daß außer Maria van Oisterwijk noch eine andere heiligmäßige Frau den Vorzug gehabt hat, Kalckbrenner als ihren „geistlichen Sohn"

Digitized by Google

zu betrachten? Was in den Briefen über das Verhältnis der Verfasserin zu den Kartäusern gesagt wird, bestätigt nur das, was die bereits oben angeführten Kartäuser Chroniken über die Beziehungen der Mystikerin zur Kölner Kartause zu berichten wissen.

An Blomevenna wendet sie sich, er möchte ihr geistlicher Vater werden. „Ferner bitte ich Euch, lieber Vater, wollet doch mein Vater sein und nehmet mich als Eure Tochter an, so wie der himmlische Vater Maria auserwählte. Und wie Er ihr Seinen einigen Sohn gab, so ist auch mir in gleicher Weise Ihr Sohn zugeführt worden. Ach Vater, Ihr seid mir alle beide mehr ans Herz gelegt worden als ich es Euch schreiben kann" (O IIb). Der Prior nahm keinen Anstoß an dieser kühnen Bitte; er schrieb ihr einen ergreifenden Brief und legte ihr einige Fragen vor, wie aus einem Schreiben der Oberin vom 11. November ersichtlich ist. „Euretwegen sei Gott Lob und Dank hundertfach, daß Ihr Euch so verdemütigt habt, mein geistlicher Vater sein zu wollen. Ich kann Euch die Freude in meinem Geiste nicht beschreiben, die mir Ihr Brief bereitet hat. Gott hat mich so recht durch Sie befördert, denn so wie es in Ihrem Briefe steht, so befindet sich jetzt mein Geist in einer solchen Armut, wie ich Sie Euch nicht beschreiben kann" (S. VIIIa). Sie läßt auch allen andern Kartäusern danken. „Ach Vater, wie kann ich Gott danken Ihretwegen, Ihres Sohnes und Ihres ganzen Konventes wegen für alle die Wohltaten. Ich muß mich schämen vor Gott, daß Ihr Euch zu einem solchen armseligen Menschelchen herablasset. Ich bin dessen so unwürdig, und ich finde nichts Gutes in mir. Ich nehme alles so an, als ob es mir ein Engel vom Himmel im Namen Gottes gebracht hätte und nicht anders, so fest glaube ich, daß Ihr beide mir von Gott geschickt seid" (cf. Q IIa). „Danket also allen Euren Kindern herzlich für mich. Ich will weder am Tage noch in der Nacht mich für Euch schonen, soweit ich es in Gott vermag" (Q IIa). Daß alle anderen Insassen der Kölner Kartause Maria von Oisterwijk das größte Vertrauen entgegenbrachten, erfahren wir aus einem anderen Briefe, den sie an Kalckbrenner, „An meinen geistlichen Sohn N.", sandte. „Alle Eure Briefe und Bücher habe ich erhalten. Mich dünkt, als hätten alle die guten Herzen sich mir gegenüber so offenbart, als sei ich eine Göttin. Aber, ach, ach, leider bin ich nur eine arme sündige Kreatur, und ich muß mich vor Gott, der himmlischen Schar und allen gottliebenden Herzen schämen. Wäre es möglich, ich

Digitized by Google

würde blutige Tränen weinen und mich selbst anklagen, da doch nichts Gutes in mir ist und ich nichts Gutes in mir fühle. Ach könnte ich mich in die Erde verkriechen und mein Herz in Stücke zerreiben aus Selbstverachtung. Von Euch und Euren Mitbrüdern hörte ich von dem außerordentlichen Wunder, das Ihr mir zuschreibt; die Ehre sei Gott allein. Ich schreibe es mir nicht zu, gerade als ginge es mich nichts an" (O V a u. b). Um welches Wunder es sich handelt, wird nicht gesagt. Jedenfalls werden wir hier an die Stelle der Chronologie erinnert, in der davon gesprochen wird, daß sie dem Kloster St. Barbara zuweilen in wunderbarer Weise geholfen habe. Sie kann nicht jedem einzelnen Kartäuser schreiben. „Mein Herz ist so voll, daß ich unmöglich einem Jeden von Ihren Brüdern gesondert schreiben kann. Entschuldiget mich deshalb, ich werde es durch mein armseliges Gebet bessermachen. Ich drücke sie im Namen Gottes an mein Herz, als ob es meine eignen Kinder wären, als hätte ich sie unter meinem Herzen getragen, denn ich glaube fest, daß Gott Euch alle von Ewigkeit her hat ausersehen, daß Ihr meine geistigen Söhne sein sollt, und Er hat Euch zusammengeführt, damit Ihr aus ganzem Herzen das Leben der Apostel nachfolgen sollt, Eurem Stande gemäß" (O V b). Sogar einzelnen Kartäusern gibt sie bestimmte Ermahnungen. „Saget Eurem Bruder N. und N., daß ich ihnen im Namen Gottes gebiete und befehle, sich ganz Gott und ihren Obern zu überlassen und ihre Eigenliebe fahren zu lassen und ihren Leib so zu stärken, wie ihre Obern es wünschen. Sie sollen ihnen alles sagen, was ihnen begegnen mag, es seien Versuchungen oder gute Einsprechungen, und dann sollen sie acht geben, was ihnen die Obern darauf erwidern" (O VII a u. b). Nach Garnefeld soll der eine dieser beiden Kartäuser Gisbert Wich (auch Blochovius genannt) aus Utrecht sein (Profeßablegung 25. 1. 1521; † 7. 8. 1538); der andere ist unbekannt. Mit größerer Sicherheit läßt sich ein dritter Kartäuser feststellen, der auch in demselben Briefe erwähnt wird. Die Verfasserin schreibt: „Grüßet mir den Vater Prior des Klosters zu N. und saget ihm, er solle sich seine Arbeit und sein Leiden nicht verdrießen lassen, und wenn sie auch noch so sehr an Ausdehnung zunehmen. Er wird vielleicht darin durch Gott mehr finden, als er ahnt" (O VIII a). Offenbar handelt es sich um Lansperg, der zu jener Zeit (1530—1535) Prior in Vogelsang bei Jülich war; der heiligmäßige Mann mußte furchtbare körperliche Leiden erdulden, die ihn schließlich zwangen, seinen



Digitized by Google

Posten aufzugeben und in seine geliebte Kartause zurückzukehren; als Hofprediger, als Schriftsteller und als Seelenführer war er mit Arbeit überhäuft.

Das Verhältnis zu Kalckbrenner und überhaupt zur Kölner Kartause, wie es hier geschildert wird, ist so außergewöhnlich, daß ein Parallelfall nicht gefunden werden kann. Als Kalckbrenner das Büchlein veröffentlichte, wußte der ganze Kölner Konvent darum; es ist also ganz ausgeschlossen, daß es sich hier um eine andere Persönlichkeit als um die Oberin von Oisterwijk, die „geistliche Mutter" Kalckbrenners, handeln kann.

Es läßt sich aber auch ein direkter Beweis dafür vorbringen. Man könnte hinweisen auf das Exemplar des „Rechten Weges", das in der Darmstädter Landesbibliothek aufbewahrt wird. Darin findet sich Fol. 7a der Vermerk: „Diese fromme Jungfrau starb 1547 am Feste des hl. Hieronymus" („Obiit ista virgo devotissima anno Dni 1547 in festo S. Hieronymi"), das ist nun gerade der Todestag der Oisterwijker Mystikerin. Leider Gottes steht es nicht fest, aus welcher Bibliothek dieses Exemplar stammt und wer die Eintragung gemacht hat. Zuverlässige Angaben bietet dagegen eine Handschrift derselben Landesbibliothek (Handschriften 1204), die aus der Kölner Kartäuserbibliothek stammt (alte Bezeichnung 000126). In das Büchlein hat der Schreiber im Laufe mehrerer Jahre (etwa 1544—1547) einige seiner Lesefrüchte, Unterhaltungen mit frommen Personen usw. eingetragen. Darunter befindet sich auch die bereits oben erwähnte Übung zu den heiligen fünf Wunden, so wie sie die Verfasserin des „Rechten Weges" ihrem geistlichen Sohne mitteilte (Fol. 13b ff.). Eingeleitet wird diese Übung durch die Worte: „Übung, die der Maria von Oisterwijk offenbart wurde" („Exercitium Mariae Osterwijk revelatum"). Damit ist also die Oberin von Oisterwijk klar als die Verfasserin der Schrift bezeichnet. Aber ist der Schreiber auch glaubwürdig? Nach Garnefeld, der das Büchlein genau durchstudiert hat, wie mehrere Randbemerkungen bezeugen, ist Kalckbrenner der Schreiber. Ein sorgfältiges Vergleichen der vorliegenden Handschrift mit einem eigenhändig geschriebenen Brief Kalckbrenners zeigt aber, daß Kalckbrenner selbst diese Aufzeichnungen nicht gemacht hat. Es ist auch wenig wahrscheinlich, daß er solche intime Aussprachen usw. von einem Sekretär abschreiben ließ.

Wer ist nun der Schreiber? Zunächst steht es fest, daß es ein

Digitized by Google

Kartäuser ist; denn das wird einmal direkt gesagt (Fol. 45a). Mit dem seligen Petrus Faber S. J., der während seines Kölner Aufenthaltes (1543—1544) viel in St. Barbara verkehrte, stand er sehr vertraut. Lehrreich in dieser Beziehung ist eine Aussprache über die Nächstenliebe (Fol. 62b bis Schluß), die bis jetzt der wissenschaftlichen Forschung entgangen ist. Starken Einfluß übte auf ihn aus Nikolaus Esch, besonders durch seine Exerzitien. Am meisten Anregung erhielt er jedoch durch eine Frau, die er „Mutter", „unsere Mutter" nennt, die ihn vor allem über die „Simpelheit" (De simplicitate") belehrt; auch Ida wird des öftern erwähnt. Unzweifelhaft handelt es sich hier um die Mystikerinnen von Oisterwijk. Wenn dieser Kartäuser die Oberin Maria von Oisterwijk als diejenige bezeichnet, der die Übung zu den heiligen fünf Wunden geoffenbart wurde, so dürfen wir seinem Urteile unbedingt vertrauen.

Zusammenfassend dürfen wir also behaupten, daß Maria von Oisterwijk zweifellos die Verfasserin des „Rechten Weges" ist.

## B. Bedeutung der Schrift: „Der rechte Weg zur evangelischen Vollkommenheit".

In der vorliegenden Untersuchung ist es nicht unsere Aufgabe, diese Schrift als Dokument einer erhabenen Gottverbundenheit zu werten[34]; zweifellos wird die Geschichte der Mystik sich noch viel mit diesem Drucke beschäftigen müssen. Es kommt uns darauf an, das Büchlein als wichtige Quelle für die Geschichte des Oisterwijker Mystikerkreises zu erschließen.

Nicht alles im Buche geht auf die Oberin des Beginenkonventes zurück, wie der Herausgeber selbst bemerkt: „Die nachfolgenden Übungen und Lehren sind bis zu Ende des Buches durch andere Freunde Gottes verfaßt, aber alle entstanden aus demselben Geiste, der die reinen Herzen erleuchtet. Das werden diejenigen anerkennen, die dieselben geübt und geliebt haben" (Q Va). Maria hat geschrieben:

„1. Eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunsers.

2. Eine Abhandlung über die sieben Gaben des Heiligen Geistes.

[34] In der Zeitschrift für Aszese und Mystik (Innsbruck, Tyrolia, Heft 3, 1927) hat A. Möllmann eine kurze Abhandlung über die Mystik der Maria von Oisterwijk veröffentlicht.

Digitized by Google

3. Eine Aufmunterung zur geistlichen Armut.
4. Übungen zu den heiligen fünf Wunden.
5. Eine Anzahl Briefe.

Von Kalckbrenner stammen die Kapiteleinteilungen in der Erklärung des Glaubensbekenntnisses, die Inhaltsangabe, die den einzelnen Kapiteln vorausgeht, sowie das Widmungsschreiben und die Vorrede.

Welch neue Einblicke in das Leben der Oberin von Oisterwijk und des um sie gebildeten Mystikerkreises lassen sich aus dieser Schrift gewinnen? Kalckbrenner erwähnt (A Va ff.), daß sie ungelehrt und von Natur schlicht und einfach sei; sie sei in einem Dorfe geboren und wohne daselbst. Zweifellos ist hiermit auf Oisterwijk hingewiesen. Sie hat „vor vielen Jahren mit einigen anderen innigen Seelen Gott Reinheit gelobt und unseren Herrn Jesus Christus aus ganzem Herzen gesucht und gefunden". Leider werden keine Einzelheiten aus den früheren Jahren erwähnt. Merkwürdig ist, daß sie einmal von „unserem Vater Franziskus" spricht. Ausgeschlossen ist es nicht, daß sie mit den anderen Beginen die Drittordensregel des hl. Franziksus angenommen hat[35]. In Oisterwijk selbst war ein Kloster von Franziskanerterziarinnen[36]; vielleicht daß sie gerade durch diese Schwestern angeregt wurde, in besonderer Weise sich Gott zu schenken. Mit anderen Schwestern lebte Maria zusammen; sie erwähnt einmal, daß ihr aufgetragen wurde, als Bußübung die Füße der Mitschwestern zu küssen. Auch Kalckbrenner spricht von diesen Mitschwestern, auf die Maria einen außerordentlichen Einfluß ausübte.

Zweimal ist die Rede von Jungfrauen (megeden). Ihrem geistlichen Sohne teilt sie nämlich mit: „Alle unsere Jungfrauen habe ich auch so herzlich bitten lassen (für Sie), und auch für Ihr ganzes Kloster und eine jede Jungfrau hat eine Messe für Euch alle gehört" (O III°). Ein anderes Mal erwähnt sie: „Drei Tage habe ich zu Gott gefleht und Buße getan mit den Jungfrauen" (L Vb). Ausgeschlossen ist es nicht, daß hiermit die Mitschwestern gemeint sind; eher möchten wir jedoch annehmen, daß es sich um junge

[35] Joseph Greving zählt in seinem Aufsatz: „Protokoll über die Revision der Konvente der Beginen und Begarden zu Köln im Jahre 1452" (Annalen des Niederrheins, Heft 73) mehrere Beginenkonvente auf, die die Drittordensregel des hl. Franziskus befolgten.

[36] S. Geschiedskundige Atlas van Nederland. De kerkelijke Indeeling omtreeks 1550, III, S. 41.

Digitized by Google

Mädchen handelt, die von Maria von Oisterwijk erzogen wurden. Gerade um die Erziehung der weiblichen Jugend haben sich die Beginen große Verdienste erworben; Arnold Joannis erwähnt ja auch dasselbe von dem Oisterwijker Konvent.

Von der Arbeit ihrer Hände mußte sie leben. Einmal weist sie darauf hin: „Ich habe augenblicklich so viel Arbeit, daß ich nicht recht weiß, wohin und woher. Schlage ich den Leuten die Arbeit ab, so habe ich in den Wintertagen keine Arbeit" (N VI b). Daß es sich hier besonders um Spinnen und Weben handelt, haben wir bereits gesehen. Allerdings wird der begnadeten Mystikerin diese körperliche Arbeit oft sehr schwer; sie ist sehr dankbar, daß ihr von anderer Seite geholfen wird. Sie hat oft darum gebeten, in stiller Beschaulichkeit Gott zu dienen; deshalb freut sie sich um so mehr, daß sie durch die große Freigebigkeit der Kölner Kartause der drückendsten zeitlichen Not enthoben wird. Gerade für die apostolische Tätigkeit an den Seelen ihrer Mitmenschen hatte sie eine besondere Eignung. Kalckbrenner hebt hervor, daß ihre Mitschwestern und andere Personen ihr treu nachfolgen und daß einige derselben ihr auch sehr nahe gekommen seien.

Wie die Mystikerin ihr Apostolat ausübte, erkennen wir aus ihren Schriften, die ja gerade aus dem Drange anderen zu helfen, herausgewachsen sind. Die Erklärung des Glaubensbekenntnisses ist bestimmt für gottliebende Seelen, die sich ganz losmachen von der Anhänglichkeit an das Irdische, um möglichst vollkommen Gott zu dienen. Wenn auch die Höhe der Mystik im neunten Kapitel erstiegen ist, so wird im letzten Kapitel außerordentlich stark die opferfreudige apostolische Arbeit der Gottesbraut betont.

Die Abhandlung über die sieben Gaben ist mehr nüchtern, praktisch gehalten; sehr ansprechend sind die Übungen zu den heiligen fünf Wunden. Echte Mystik enthält die Predigt über die Armut, die ganz aus dem franziskanischen Geiste herausgewachsen ist.

Den tiefsten Einblick in das Seelenleben der großen Mystikerin geben natürlich die Briefe[37]. Sie sind wenig zahlreich; fünf sind gerichtet an ihren Vorgesetzten (Beichtvater), zwei an P. Prior Blomevenna, vier an Kalckbrenner, sieben an Mitglieder von

[37] In der niederländischen Zeitschrift: „Ons geestelijk erf" 1927, S. 278—293, habe ich einen ausführlichen Aufsatz über den Briefwechsel der Oisterwijker Mystikerin veröffentlicht; ebenso wurden in demselben Jahrgang S. 370—395 die Briefe im Urtext abgedruckt.

Digitized by Google

Frauenklöstern; nicht alle sind vollständig. Nur bei wenigen findet sich ein genaues Datum. Der letzte ist vom 11. November 1531 datiert; der erste fällt etwa in den Anfang desselben Jahres. In diesen Briefen erkennen wir die Mystikerin als eine wahre Leidensbraut, die viele körperliche Leiden ertragen muß. Offenbar hat sie zu viel und zu streng fasten müssen. Ihr Beichtvater und Vorgesetzter, der außerhalb Oisterwijk wohnt, läßt sie längere Zeit ohne Antwort, als sie ihm die körperliche Not klagte; schließlich verbietet er ihr die strenge Bußübungen.

Aus diesem Briefe verstehen wir aber auch, warum es in der Chronologia der Kartause heißt, Maria sei körperlich gebrochen gewesen, als sie nach Köln kam.

In der Leidensschule ist sie allerdings zu einer ganz außerordentlichen Heiligkeit emporgestiegen. Wie sie der innigsten mystischen Vereinigung teilhaftig wurde, erzählt sie selbst in einem Briefe an ihren geistlichen Vater. „Ich habe mich nicht mehr in der Gewalt als ein Kind. Wenn ich mir selbst ganz entrückt und ganz mit Gott vereinigt bin, dann ist es mir als sei ich kein Mensch mehr und als lebe nicht ich, sondern der Herr in mir. Diese Vereinigung gab Gott mir sündigen Kreatur am Fronleichnamstage[38], und Er hat mir so gnädiglich einen neuen Geist gegeben, der mir seit der Zeit nicht mehr genommen wurde und ich erkenne, daß Er mich alle Tage mehr und mehr und nicht weniger an sich zieht, ich bin dann allen Dingen entrückt, und ich weiß nicht wie mir geschieht, und danach empfinde ich solche heftige Schmerzen, die ich mitzuteilen nicht in der Lage bin. Mögen Sie, mein lieber Vater, hieraus verstehen, was Gott Ihnen zu verstehen geben will" (QVa, b).

Aus dem Briefe der Mystikerin geht hervor, daß sie häufig zum Tische des Herrn hinzutrat; zeitweise ersetzte sogar das himmlische Brot den Genuß irdischer Speisen. Da sich aber Bedenken gegen die häufige Kommunion erhoben, erbat sie die Entscheidung des Beichtvaters. Es wurde ihr schließlich geantwortet, sie dürfe hinzutreten, so oft sie innerlich dazu gedrängt werde.

Einige Monate später berichtet sie, daß sie sogar täglich kommuniziere; für die damalige Zeit war das etwas Außergewöhnliches.

Wir können hier nicht alles streifen, was sich über die große Mystikerin aus dem Büchlein zusammentragen läßt. Jedenfalls

[38] 9. Juni 1531.

Digitized by Google

wird ihr zukünftiger Biograph in diesen Schriften reichliches Material für eine Darstellung ihres Lebens finden.

Läßt sich nun auch über die anderen Personen, die in ihr Leben eingreifen, Klarheit aus dem „Rechten Weg" gewinnen?

Mehrere Briefe sind an ihren Vorgesetzten gerichtet, der zugleich auch Beichtvater war. Die Beginen legten in die Hände ihres Obern das Gelübde des Gehorsams ab; bei kleinen Konventen war es häufig der Ortspfarrer, der das Amt des Vorgesetzten bekleidete. Nach Arnoldus Joannis haben die Beginen von Oisterwijk, wenigstens nach dem Jahre 1539, dem Ortspfarrer Gehorsam gelobt. Um 1531 war Pfarrer von Oisterwijk Philipp van Hosden. Augustinerchorherr von St. Gertrud in Löwen (1530—1538), der später Abt wurde und sich um St. Gertrud außerordentliche Verdienste erworben hat.

Die Vermutung liegt also nahe, daß er der geistliche Vater ist, an den Maria sich häufig wandte. Da der Beichtvater sich außerhalb Oisterwijk aufhielt, war die Mystikerin gezwungen, sich in ihren Gewissensnöten schriftlich an ihn zu wenden. Es ist natürlich schwer, festzustellen, wo er Aufenthalt genommen hatte. Vielleicht mußte er in seiner Abtei von Löwen verweilen; vielleicht hielt er sich aber auch in Herzogenbusch auf, wo die Augustinerchorherren von Löwen etwa zu dieser Zeit sich ein Absteigequartier für reisende Augustiner erwarben[39].

Läßt sich demnach nicht restlose Klarheit gewinnen über die Person des geistlichen Vaters, an den Maria sich öfters wandte, so dürfte es leichter sein, die Persönlichkeit eines anderen Priesters festzustellen, dem sie zu großem Danke verpflichtet war. Da der geistliche Führer gar schwer zu erreichen war, erbat Maria die Erlaubnis, dann und wann zu einem anderen Priester beichten zu gehen. „Schreibet mir ferner, lieber Vater, ob es Euer Wille ist, daß ich dann und wann zu einem anderen Priester beichten gehen darf, um denselben statt Eurer zu Rate zu ziehen und mich mit ihm über alltägliche Dinge zu befragen" (S. P IV b). Im nächsten Briefe berichtet sie bereits über die Leitung dieses neuen Seelenführers: „Ferner, lieber Vater, wenn ich dem Priester so alle acht Tage beichte, dann gibt er mir für alles dasjenige eine Buße auf, worin er meint, daß er mich am meisten üben muß und dann,

[39] A. Huyber: „Oud Oisterwijk (1923), S. 120, Anmerkung 1.

Digitized by Google

was ihm dünkt, was mir am meisten zuwider ist, das heißt er mich tun. Manchmal läßt er mich die sieben Bußpsalmen oder das Offizium unserer lieben Frau oder das Offizium des Kreuzes beten oder die Vigilien und so weiter auf mancherlei Art und Weise. Oder er gibt mir auf, die Füße meiner Mitschwestern zu küssen, oder er heißt mich andere Akte der Demut verrichten, die ich in allem vormachen muß. Und ich nahm seine Worte ernstlich und fleißig wahr, und ich verrichtete alle Bußen, die er mir aufgab, und so wandte ich mein Herz ernstlich zu Gott und hörte nicht auf mit Beten Tag und Nacht, damit Gott mir doch zu erkennen geben möge, was Er damit meint. Und es geschah nunmehr, daß ich eine besondere Erkenntnis beim Betrachten der Worte erhielt, die David zu Gott betete oder bei irgend etwas anderem, gleich was es gewesen ist. Ich fand alle meine Fehler. Und nach acht Tagen kam ich wieder zu ihm und sagte ihm, wie es in den acht Tagen mit mir gestanden hat, und ich flehte zu Gott für ihn, damit Gott durch ihn in mir wirke und ich alles so tun möge, wie er es gerne getan haben möchte. Und so wirkt Gott wunderbar zwischen uns beiden" (P VIa, b).

Offenbar handelte es sich hier um einen Geistlichen, der selbst ernst nach Heiligkeit strebte und gewissenhaft das Amt eines Seelenführers verwaltete. Noch einmal wird dieser Berater genannt. „Liebe Mutter und Freundinnen, die ich in Christus herzlich liebe, ich teile Euch mit, daß Ihr Euch mit mir freuen sollt, denn die Zeit ist gekommen, worauf ich lange geharrt und worum ich sehr gelitten habe, nämlich die Zeit, in der ich meinen Herrn und Gott täglich empfangen darf, und der Herr hat mich so gnädiglich mit sich Selbst gespeist und es durch unseren Kaplan so gefügt, daß ich ihn alle Tage habe" (Q Va). Dieser Kaplan dürfte niemand anders sein als der Priester, zu dem Maria beichten ging. Wenn sie nämlich von „unserem Kaplan" spricht, so kann sie nicht an einen der zahlreichen Priester von Oisterwijk denken, die an der Pfarrkirche ihren Dienst taten; sie spricht zweifellos von einem Geistlichen, der für den kleinen Konvent selbst bestimmt war. Wir müssen hier an Nikolaus Esch denken, der, nach dem Zeugnis des Biographen, die kleine Beginengemeinde begründete und ihr ein Haus verschaffte. Der junge Geistliche, 1507 in Oisterwijk geboren, hatte 1530 die Priesterweihe in Löwen empfangen. Arnoldus Ioannis berichtet ausdrücklich, daß er seine erste priesterliche Tätigkeit seinem Heimatorte, und zwar dem Beginenkonvente widmete.

Digitized by Google

Die Führung, die dieser Priester seinen Schutzbefohlenen angedeihen ließ, erinnert vielfach an die Leitung, die der junge Canisius von seinem verehrten Lehrer Esch in Köln empfing[40].

Müssen wir demnach in dem „Kaplan" der kleinen Beginengemeinde Nikolaus Esch vermuten, so bietet uns die Schrift „Der rechte Weg" auch einiges, was aus der Feder dieses seeleneifrigen Mannes stammt. Wie wir bereits erwähnten, rührt nicht alles in dem Kölner Druck von Maria von Oisterwijk her; auch andere Gottesfreunde haben dazu beigesteuert. Nun werden viele Belehrungen eingestreut, die von einer guten Beherrschung der Moralgrundsätze zeugen. So ist z. B. die Stelle „von dem köstlichen Schatz der Jungfräulichkeit" (X Va bis X VIIIb) offenbar von einem tüchtigen Moralisten, also einem Geistlichen, verfaßt. In diesen Belehrungen müssen wir eine Art geistlichen Unterricht für den Beginenkonvent erblicken.

Ein Teil dieser Belehrungen ist aufgenommen in der Einführung zu der Schrift: „Van den tempel onser sielen devote oeffningen. Hoe wi dyen sullen bereyden en alle hoochtiden des jaers gheestelick daerin begaen alsoe dat. God altyd in ons woonen mach. Ghemaect door eenen Religiosen en verlichten menschen, die de Evangelische Peerle ock ghemaect heeft. Gheprent by mi Simon Cook. Met Keyserlijc Previlegie van vier jaren. Gedruckt 1543 im November." Nun ist es, gemäß den Einleitungsworten, gerade Nikolaus Esch, der diese Einführung verfaßt hat und der demnach auch diese Belehrungen geschrieben haben dürfte. Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfen wir deshalb vieles aus dem „Rechten Weg" Nikolaus Esch, dem „Kaplan" des kleinen Konventes, zuschreiben[41].

Aus all diesen Feststellungen erhellt nun auch, welche Bedeutung dem aufgefundenen Büchlein für die Lebensgeschichte des edlen Nikolaus Esch zukommt. Bis jetzt war sehr wenig bekannt aus seinen ersten Priesterjahren; es war auch rätselhaft, wie er nach Köln als Erzieher kam. Diese Frage dürfte sich jetzt lösen lassen.

Wie Arnoldus Joannis erzählt, wurde Nikolaus Esch zuerst eine Stelle als Erzieher am Jülichschen Hofe angeboten. Der junge

[40] Petri Canisii Epistulae et Acta I, S. 17 f.
[41] Dazu rechnen wir etwa: X Va—Y1a; YII b—cII b.

Digitized by Google

Priester lehnte[42] ab. Zweifellos ist dieses Angebot ihm vermittelt worden durch die Kölner Kartäuser, vor allem durch Lansperg, der damals Prior der Kartause und Hofprediger[43] in Jülich war Da Nikolaus Esch diese Stelle ablehnte, war es der Kölner Kartause leicht, ihn bei dem aus Baardwijk stammenden Andreas Herl als Pädagoge einzuführen. 1532 oder 1533 kam der junge Niederländer nach Köln; am 21. Juli 1533 ließ er sich als Jurist immatrikulieren[44].

Vermutlich hing seine Abreise aus Oisterwijk mit dem Bestreben der Kölner Kartause zusammen, die kleine Beginengemeinde von Oisterwijk nach der rheinischen Metropole zu verpflanzen.

Wie stand es mit Marias Mitschwestern? Zwei derselben werden, wie bereits bemerkt, in der Chronik der Kartäuser erwähnt: Ida Jordani und Eva; beide kamen 1545 mit Maria nach Köln. Ida Jordani wird vom Biographen des Nikolaus Esch Ida Comitis genannt; Arnoldus Joannis[45] steht nicht an, ihr eine außergewöhnliche Heiligkeit zuzuschreiben, so daß sie keine geringere Achtung genoß als die heiligmäßige Oberin selbst. Auch der Kartäuser, der die bereits erwähnte Darmstädter Handschrift verfaßte, gedenkt ihrer in sehr anerkennender Weise. Nach dem Tode ihrer geliebten Vorgesetzten ging sie zu Nikolaus Esch nach Diest, um dort unter seiner Leitung als erste Rekluse in der neuerbauten Klause des Beginenhofes ein Leben der Buße und der Beschaulichkeit zu führen. Leider wissen wir nichts Zuverlässiges über die Familie dieser edlen Persönlichkeit. In der Kölner Kartause lebten zwei Brüder aus Oisterwijk: Nikolaus und Adam Comitius; Nikolaus war zunächst in der Küche als Diener beschäftigt. Wegen seiner guten Anlagen wurde er am 13. Juni 1554 zur Profeß zugelassen, erhielt 1555 die Priesterweihe und starb 1594 als Prior der Kartause Tuckelhausen in Franken[46]. Sein Bruder Adam[47] wurde Laienbruder. So unwahrscheinlich ist es nicht, daß beide in naher, verwandtschaftlicher Beziehung zu Ida Comitis standen, die ja genau

[42] Vita et opuscula ascetica Nicolai Eschii ed. De Ram, S. 19. Am 4. Juli 1532 wurde Heinrich Ellinckhuysen, Pfarrer von Much, zum Hofkaplan des Herzogs von Jülich ernannt. (Redlich: Jülich-bergische Kirchenpolitik, I. Urkunden und Akten 1400—1553, S. 253.)

[43] Hartzheim: Bibliotheca Coloniensis, S. 183.

[44] Keussen: Matrikel 579, 10. [45] A. a. O., S. 44 f.

[46] Vgl. Moerkens a. a. O., zu den Jahren 1554, 1555, 1594.

[47] Opuscula R. P. Joannis Trevirensis. Berliner Stadtbibliothek Ms. theol. lat. Fol. 709, Bl. 126 b, 127 a.

Digitized by Google

denselben Namen wie die beiden Brüder trug und wohl auch aus Oisterwijk selbst stammte.

Von der zweiten Mitschwester der Mystikerin, Eva, wissen wir nur durch Garnefeld, daß sie am 20. Dezember starb[48]. Der gelehrte Bibliothekar beruft sich dafür auf einen Brief von Nikolaus Esch; leider ist dieses Schreiben nicht mehr erhalten.

Garnefeld nennt noch mehrere andere heiligmäßige Personen, die zu den Gefährtinnen der großen Mystikerin gehört haben sollen.

Eine derselben nennt er Anna van Oorschot; er bewahrte noch einen Brief von Lansperg in seiner Zelle auf, in dem 1530 der Prior von Vogelsang von seinen Kölner Mitbrüdern Almosen für diese hochgeschätzte Persönlichkeit erbittet. 1542 war Anna Oberin eines Klosters in Löwen und bat Cornelius Vischaven, Beichtvater der ihr anvertrauten Ordenspersonen zu werden[49]. Da Cornelius Vischaven, wie bereits erwähnt, die Oberin von Oisterwijk sehr gut kannte, liegt die Vermutung nahe, daß er sie durch Anna van Oorschot kennenlernte.

Ob Anna etwa durch die Augustinerchorherren von St. Gertrud nach Löwen kam? Auffällig ist allerdings, daß schon 1530 Lansperg sich um sie bemühte, obschon Kalckbrenner erst in diesem Jahre Maria von Oisterwijk kennenlernte. Viel größeres Interesse bietet für uns eine andere Persönlichkeit, die Garnefeld nennt: Die Verfasserin der Schrift: „Die evangelische Perle." Bereits 1535 hat der Kölner Kartäuser Theodorich Loher Bruchstücke aus dieser Schrift herausgegeben[50]; 1337—1538 besorgte er eine vollständige Ausgabe[51]; dann war es Nikolaus Esch, der dieses herrliche Büchlein noch mehrere Male auflegte. 1545 ließen die Kölner Kartäuser diese Schrift in lateinischer Sprache drucken[52]; Nikolaus

[48] Joseph Geldolphus de Ryckel: Vita S. Beggae, S. 277.

[49] Vita Cornelii Vischaven, Bl. 310 ff. (im Ordensbesitz, noch ungedruckt).

[50] Margarita Evangelica. Een devoet boeken geheeten: „Die Evangelische Peerle". Utrecht 1535.

[51] Die grote evangelische Peerle ... Antwerpen 1537. Vgl. Nederlandsche Bibliographie van 1500—1540 (1923), n. 1689. 1539 gab Loher noch einmal das Büchlein heraus. (Vgl. Nederlandsche Bibliographie a. a. O., n. 1690.)

[52] Nach Hartzheim: Bibliotheca Coloniensis, S. 210, hat Surius diese Schrift übersetzt. Der Titel lautet: „Margarita evangelica, incomparabilis thesaurus divinae sapientiae in IV libros divisus, nunc primum aeditus latine. Coloniae 1545. Wenn Hartzheim dann S. 255 die Übersetzung Nikolaus Esch zuschreibt, so ist das wohl ein Irrtum, der auf Foppens: „Bibliotheca Belgiae, S. 206", zurückgeht. Über die vielen Ausgaben dieses Büchleins vgl. die sehr fleißige Arbeit von P. Reypens S. J. in „Ons geestelijk erf" 1928, S. 52—76, 189—213, 304—341.

Digitized by Google

Esch schrieb das gehaltvolle Vorwort. Er hat auch die bereits oben genannte zweite Schrift derselben Verfasserin „Von dem Tempel der Seele" sowohl in lateinischer[52a] als in holländischer Sprache 1543 herausgegeben. Ob die Verfasserin dieser Schrift, die eine außerordentlich feine Bildung besaß, tatsächlich Begine in Oisterwijk war, darüber darf man berechtigte Zweifel hegen. Garnefeld meint, sie sei 1545 als Siebzigjährige noch am Leben gewesen. Dem steht aber entgegen, daß Nikolaus Esch in der Vorrede der flämischen Ausgabe schon 1542 betont, daß sie im Hause ihres Vaters gewohnt habe; sie habe in ihrer Jugend den König der Glorie zu ihrem Bräutigam auserwählt und habe schon damals einem geistlichen Vater Gehorsam gelobt; sie sei am 28. Januar 1540 im Alter von 77 Jahren gestorben. Der gelehrte Kartäuser hat sich offenbar durch die Vorrede von Nikolaus Esch in der lateinischen Ausgabe von 1545 täuschen lassen. Wer diese Vorrede liest, kommt leicht zu der Ansicht, daß der Verfasser (Verfasserin) damals noch lebte.

Wenn es demnach auch kaum wahrscheinlich ist, daß die Verfasserin der „Margarita Evangelica" dem Oisterwijker Konvent angehörte, so hat sie ihm doch zweifellos nahe gestanden. Nikolaus Esch, der geistliche Führer der Beginen, unterhielt innige Beziehungen zu ihr; dazu wird im „Rechten Weg zur Evangelischen Vollkommenheit" ein Brief (Q Vb—VII a) abgedruckt, der Maria von Oisterwijk von einer geistlichen Schwester gesandt worden ist und der inhaltlich und sprachlich sehr stark an das 16. Kapitel der „Evangelischen Perle" erinnert; es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß diese „geistliche Schwester" die Verfasserin der Margarita Evangelica ist. Außerdem findet sich ein Kapitel aus dem „Rechten Weg zur evangelischen Vollkommenheit" (d III a—d V b) auch in der Schrift „Der Tempel der Seele" (letztes Kapitel).

Wenn wir demnach auch zunächst nichts Sicheres[53] ausmachen können über die Verfasserin der „Evangelischen Perle", so gehört

[52a]. Vgl. dagegen P. Reypens S. J., der daran zweifelt, daß diese Schrift in lateinischer Übersetzung erschienen ist. „Ons geestelijk erf" 1928, S. 192 f.

[53] Als Surius gegen Ende seines Lebens auf Anregung des Bischofs von Ypern, Martinus van Rythoven, die „Evangelische Perle" neu bearbeitete, wandte er sich an den hl. Canisius (18. März 1576) um Auskunft über die Persönlichkeit der Verfasserin; er habe nämlich gehört, daß diese Jungfrau einmal in Gegenwart des jungen Canisius gesagt habe, Gott werde tüchtige Prediger senden, und einer derselben sei der kleine Canisius. Surius wünscht zu erfahren, ob das wahr ist, und ob Canisius verwandt mit ihr sei. (Braunsberger: Epistulae et Acta VII, S. 325.) Leider ist die Antwort des Heiligen nicht erhalten.

Digitized by Google

sie doch zweifellos in den Mystikerkreis um Maria von Oisterwijk. Über die anderen von Garnefeld aufgezählten Personen, die zu der kleinen Gemeinde von Oisterwijk gehört haben sollen, lassen uns die Quellen im Stich.

Den reichsten Ertrag dürfte der Historiker der Kölner Kartause aus der wieder aufgefundenen Schrift einheimsen.

An einem konkreten Beispiel ersehen wir zunächst, welchen Eifer die Kartäuser entfalteten, gute mystische Schriften im Drucke erscheinen zu lassen. Vor allem ist es Kalckbrenner, der uns menschlich nähertritt. Dieser demütige Ordensmann, der sich rastlos um die Erhaltung des katholischen Glaubens in Köln mühte, der Jahre hindurch den bedeutendsten Männern der Kölner Kartause Führer war in der Arbeit, das katholische Glaubensleben zu festigen und zu vertiefen, ist immer bescheiden zurückgetreten, so daß es der Geschichtschreibung schwer fällt, seinen Anteil an der in der Kölner Kartause geleisteten Geistesarbeit aufzuweisen. In diesem Büchlein lernen wir ihn kennen in seinem ernsten Streben nach Heiligkeit, in seiner feinen Art, Mitarbeiter heranzuziehen zum Aufbau des Gottesreiches. Als er einmal ganz klar die Bedeutung der großen Mystikerin erkannt hatte, scheute er sich nicht, von dieser Persönlichkeit immer tiefer ins innerliche Leben eingeführt zu werden. Wie betroffen mag er wohl zuerst gewesen sein, als Maria von Oisterwijk ihn bat, ihr geistlicher Sohn zu werden (vgl. oben S. 15).

Das war eine kühne Bitte. Da sein Prior Blomevenna keine Einwendungen machte und da seine Mitbrüder übereinstimmten, sagte er entschlossen zu und hat nun durch diese Frau außergewöhnliche Förderung erfahren. Wenn er sich schon bald (1532) mit seinem Prior dafür einsetzte, daß Maria mit ihren Gefährtinnen nach Köln kommen möge, so wollte er zweifellos den zahlreichen Beginenkonventen in Köln ein Vorbild eines gediegenen Strebens nach Vollkommenheit geben; dann sollte aber auch im Kampfe um die Erhaltung des Glaubens im Erzbistume Köln Gottes Segen durch heiligmäßige Seelen herabgefleht werden; schließlich bot sich ja auch in der Metropole am Rhein viel mehr Gelegenheit für die gottbegnadete Mystikerin, ihre hervorragende Begabung in den Dienst des Apostolates zu stellen. Was die Mystikerin tatsächlich geleistet hat, läßt sich wohl am leichtesten beim jungen Canisius erkennen. Auf

Digitized by Google

ihn, wie auf die neu gegründete Ordensniederlassung der Jesuiten, hat sie einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt.

Das Tiefste, das die Mystikerin dem Kölner Freundeskreise gab, läßt sich nur ahnen, nicht genau umschreiben. Als Lansperg 1536 die Schriften der hl. Gertrud einer jahrhundertelangen Vergessenheit entriß, da kommt er im Vorworte auf heiligmäßige Frauen seiner Zeit zu sprechen. Obgleich sie ungebildet seien, hätten sie doch erstaunliche theologische Kenntnisse; vielfach förderten sie außerordentlich ihre Seelenführer durch ihre Heiligkeit und die Fragen, die sie ihnen stellten. Lansperg wendet sich dann energisch gegen jene Geistlichen, die diese frommen Seelen verlachten und sie nur alle vierzehn Tage zur heiligen Kommunion zuließen. Der erleuchtete Gottesmann betont demgegenüber sehr energisch, daß dem Heiligen Geiste kein Gesetz vorzuschreiben sei; solche Frauen und andere andächtige Personen, die nach der öfteren heiligen Kommunion verlangten, dürfe das nicht verboten werden. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Lansperg gerade in dieser Vorrede die Beginen von Oisterwijk im Auge hatte.

Wenn wir noch die Frage aufwerfen, wie denn Kalckbrenner mit Maria bekannt geworden ist, so dürften sich mehrere Möglichkeiten ergeben. Nahe bei Herzogenbusch liegt ja die Kartause Sancta Sophia, die der ehrwürdige Dionysius der Kartäuser etwa 50 Jahre früher gegründet hatte und der er als erster Prior vorstand. Da die Kölner Kartäuser gerade damals eifrig damit beschäftigt waren, die Werke dieses Geistesmannes herauszugeben, waren natürlich die Beziehungen zu der Kartause von Herzogenbusch sehr lebhaft. In Herzogenbusch selbst, zu dem Oisterwijk gehörte, hatte der Kölner Kartäuser viele gute Freunde. Der Dominikanerprior und Stadtprediger Jan von Baerl (immatrikuliert in Köln 28. 9. 1521, † 1539) bemühte sich zu dieser Zeit um zwei Schriften von Lansperg: „Spiegel der volcomenheyt" (etwa 1529)[54] und „Schat der godlijcker liefden" (1532)[55].

[54] Vgl. Nederlandsche Bibliographie a. a. O., en n. 1941. Wenn als Druckjahr angegeben wird „c. 1525", so dürfte das zu verbessern sein in „c. 1529". — Die Kölner Ausgabe: „Eyn Spiegel der volkomenheit" hat zum Schluß die Bemerkung: „Der dit böchlin gebruicht/der bidde umb gotswille vur die Cartuser in Cöllen, da ich her kompt anno 1529".

[55] Vgl. Nederlandsche Bibliographie a. a. O., n. 1869. Jan van Baerl hat gegen 1535 selbst ein religiöses Büchlein herausgegeben: Een hantboexke ... Geprent Tshertogen Bossche bij mij Gerard vanden Hatart ... Vgl. Nederlandsche Bibliographie a. a. O., S. 57.

Digitized by Google

Sehr nahe stand der Kölner Kartause auch der Stadtschreiber Martin Greve, der Quaestor von St. Barbara[56] war. 1535 widmete Blomevenna diesem edlen Mann die Schrift des Dionysius Carthusianus über die vier letzten Dinge[57]. Nach dem vom 6. Januar 1535 datierten Widmungsschreiben genoß Greve großes Ansehen bei den Vornehmen, ja beim Kaiser selbst; vor allem aber zeichnete er sich durch tiefe Frömmigkeit aus. Den Kartäusern von Köln und Vogelsang bei Jülich erwies er viel Gutes. Kalckbrenner war früher sein Schüler gewesen. Besonders interessiert die Stelle: „In der Stadt und im Lande Herzogenbusch (in oppido patriaque Buscoducensi) ist eine solche Menge von frommen Menschen beiderlei Geschlechtes, eine solche Frömmigkeit, daß man dergleichen nicht mehr so leicht finden wird. Einige derselben von hervorragender Heiligkeit, deren Namen ich nicht nennen darf, ohne ihre Bescheidenheit zu verletzen, läßt Du ständig Deinen Schutz, Deine Verehrung und Deine Wohltätigkeit angedeihen." Der Dominikanerprior Jan van Baerl wird dann namentlich aufgeführt. Es dürfte wohl kaum zweifelhaft sein, daß hier der Freundeskreis zu suchen ist, von dem Kalckbrenner im Vorwort zum „Rechten Weg zur Vollkommenheit" spricht. Wenn der Ausdruck „in Stadt und Land Herzogenbusch" gewählt wird, so bezieht sich das offenbar auf „die Meierei Herzogenbusch" mit ihren vier Quartieren. Hauptort eines dieser Quartiere war Oisterwijk. In der „Chronologia Carthusiae Coloniensis" wird im Jahre 1530 ausdrücklich erwähnt, daß Kalckbrenner in Herzogenbusch weilte, um Kostbarkeiten durch Martin Greve und einen anderen einflußreichen Freund des Ordens: „Joannes Bax, imperialis pensionarius" veräußern zu lassen[58]. Bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit hat zweifellos Kalckbrenner die Beginen von Oisterwijk kennengelernt.

[56] Chronologia Carthusiae Coloniensis ad annum 1527. Martin Greve war schon 1514—1515 Schreiber der Stadt Herzogenbusch (vgl. Inventaris der Archiven I, S. 293), wurde mehrmals Schöffe (1540, 1541 usw.); in den Urkunden der Kölner Kartäuser (Archiv von Düsseldorf) kehrt sein Name öfters zurück bis zum Jahre 1556.

[57] D. Dionysii Carthusiani liber utilissimus de q̄tuor hominis novissimis ... Coloniae, Opera et impensa Melchioris Novesiani 1535.

[58] Merlo hat in dem bereits erwähnten Aufsatz über „Kunst und Kunsthandwerk im Kartäuserkloster in Köln (Annalen, Heft 45, S. 42) die Stelle aus der Chronologia abgedruckt.

Digitized by Google

## Schluß.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die so lange verschollene Schrift: „Der rechte Weg zur evangelischen Vollkommenheit" reichen Aufschluß gibt über den Mystikerkreis von Oisterwijk-Herzogenbusch und seine Beziehungen zur Kölner Kartause.

Vielfach wird behauptet, daß zur Zeit der Reformation das religiöse Leben ganz darniederlag; hier entdecken wir geradezu eine Hochblute des edelsten Vollkommenheitsstrebens. Es verlohnte sich wahrhaftig der Mühe, weiter zu forschen und vor allem die Schriften dieser hochstehenden Mystiker der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Wir haben uns zunächst beschäftigt mit dem „Rechten Weg zur evangelischen Vollkommenheit"; nur nebenher haben wir die Schriften „Vom Tempel der Seele" und „Die evangelische Perle" erwähnt. Der edle Silesius hat die „Evangelische Perle", die viele Auflagen erlebte und in mehreren Sprachen übersetzt wurde, auch dem deutschen Volke zugänglich gemacht[59].

In Holland und Belgien wendet man sich in den letzten Jahren gerade dieser Schrift zu. Vielleicht wird mein Aufsatz dazu beitragen, daß diese Untersuchungen in noch weiterem Ausmaße fortgeführt werden. Es wird ja dann auch die Frage zu lösen sein, ob die Ansicht Garnefelds richtig ist, daß das ebenfalls sehr wenig bekannte „Paradies der liebenden Seele" Maria von Oisterwijk zuzuschreiben ist. Wenn man darin die erste Abhandlung über das Leben und Leiden des Herrn liest, wird man sagen, daß sie sich vollkommen unterscheidet von der inhaltlich doch gleichen Abhandlung über das Kredo im „Rechten Weg zur evangelischen Vollkommenheit". Und doch dürfte sich auch dafür eine Lösung finden lassen. Das „Kredo" im „Rechten Weg" ist für Seelen bestimmt, die sich ganz Gott weihen, während die Abhandlung über das Leben und Leiden des Herrn für solche geschrieben ist, die das gewöhnliche Christenleben führen. Der edlen Mystikerin von Oisterwijk wird ja nachgerühmt, daß sie es verstand, auf gewöhnliche Christen, auf Eheleute und auf andere, die in der Welt leben, einen tiefhaltigen Einfluß auszuüben. Hier hätten wir demnach Belehrungen, die sie gerade solchen Weltleuten zu geben pflegte. Der zweite Teil, der sich ebenfalls mit dem Leben und Leiden des Heilandes befaßt, wendet sich an solche, die Gott Keuschheit gelobt

[59] Im Druck erschienen in Glatz 1676.

Digitized by Google

und sich Ihm in der heiligen Profeß geschenkt haben, die außerdem junge Mädchen zu erziehen hatten.

Nun wird die Weihe der Beginen auch in andern Schriften Profeß[60] genannt. Es dürfte sich demnach um Unterweisungen handeln, die Maria den ihr anvertrauten Mitgliedern des Oisterwijker Konventes erteilte; wir neigen um so mehr zu dieser Auffassung, da diesen gottgeweihten Personen die Erziehung junger Mädchen oblag.

Der letzte Teil der Schrift ist, wenigstens gegen Schluß, außerordentlich mystisch gehalten. Es liegt sehr nahe, in diesem Teile die mystische Schriften von Maria von Oisterwijk zu erblicken, auf die Kalckbrenner im „Rechten Weg zur evangelischen Vollkommenheit" hinweist.

Es bemerkt nämlich: „Ferner schreibt sie erhabene, göttliche Dinge. Es dünkt uns jedoch besser, diese zu einer anderen Zeit zu veröffentlichen als in der gegenwärtigen. Trotzdem Gott durch ihre beständigen Leiden und durch ihr Gebet manche Seele an sich zieht, so dünkt es mich dennoch, daß die Menschen augenblicklich zu schwach sind, um diesen Werken Gottes Glauben schenken zu können, und sie würden viele Dinge ins Arge ziehen" (Q IV a und Q IV b). Diese Bemerkung weist darauf hin, daß Kalckbrenner auch diese mystisch gehaltenen Schriften zu veröffentlichen gedachte. Wenn nun im „Paradies der liebenden Seele" bezüglich der mystischen Stellen bemerkt wird: „Es wäre schade, wenn dieses Büchlein in unverständige Hände käme", so liegt es nahe, in ihm die beabsichtigte Veröffentlichung zu erblicken.

Trotz allem soll aber kein endgültiges Urteil ausgesprochen werden. Wir begnügen uns mit Garnefeld, unsere Ansicht dahin zu äußern, daß das „Paradies der liebenden Seele" wahrscheinlich von Maria von Oisterwijk stammt, während „Der rechte Weg zur evangelischen Vollkommenheit" ihr unzweifelhaft zuzuschreiben ist.

[60] Philippen: „De Begynhoven", Antwerpen 1918, S. 78.



Digitized by Google

# Die Volkskatechese der Jesuiten in der Stadt Köln (1586-1773).

Von
**Andreas Schüller.**

In der freien Reichsstadt Köln, die damals rund 60000 Einwohner zählte, gründete im Jahre 1544 der junge Reformorden der Jesuiten seine erste deutsche Niederlassung. In den unsicheren Zeiten des Schwankens hatte hier das Kolleg in den ersten Jahrzehnten zu ringen und zu kämpfen. Nur mühsam konnte es sich halten, schwer sich durchsetzen. Erst als mit den bayrischen Kurfürsten (seit 1583) der Katholizismus in Stadt und Land auf festen Grund gerückt war und dadurch das Tridentinum durchdringende Kraft erhielt und als (seit 1584) ein päpstlicher Nuntius in Köln seinen Sitz aufgeschlagen hatte, eröffnete sich den Jesuiten eine sichere, durchgreifende und ausgedehnte Wirksamkeit. In der Heimat des neuen Kölner Landesherrn, in Bayern, und in dem benachbarten Trier waren die Jesuiten vereint mit den Fürsten ja schon über zwanzig Jahre in eifrigster Reformarbeit das Salz der Erde geworden. Köln wurde das Mutterhaus der nach und nach entstehenden blühenden und bedeutungsvollen rheinischen (seit 1626 niederrheinischen) Provinz, die später über 800 Mitglieder zählte und von St. Goar bis tief in Schweden und Norwegen hinein, von Aachen bis Hildesheim reichte. Köln, das anfangs nicht in allen Punkten der allgemeinen Ordensnorm angepaßt war, wurde später eines der größten, wichtigsten und erfolgreichsten Kollegien der Welt.

Wie war es im Kölner Kolleg nun um die Katechese, das alte und wohlgepflegte Lieblingsbeet des Ordens, bestellt? Eine der ältesten im Hause abgelegten Profeßformeln, die des P. Leonhard Kessel vom Jahre 1550, ist uns erhalten[1]. Neben den drei allgemeinen Ordensgelübden versprach der Ordensmann besonderen Gehorsam dem Papste gegenüber und „Hingebung an den Unterricht der Kinder in den Grundlagen des Glaubens". Die Formel war für den ganzen Orden gedacht. In Köln allerdings wurde der letzte Abschnitt einstweilen nicht in die Praxis umgesetzt. Der Gesellschaft

[1] Kölner Stadtarchiv, I. A. Nr. 17. Zum Jahre 1550.

Digitized by Google

Jesu galt die Katechese als eine ihrer wichtigsten Aufgaben; auch gehörte sie zu den Experimenten der Novizen. Überall, wo sonst die Jesuiten, sei es zu neuen Niederlassungen, wie z. B. 1560 in Trier, 1580 in Koblenz, sei es zu missionsartigem Wirken, den Fuß hinsetzten, richteten sie sofort Volkskatechesen ein. Köln war ein halbes Jahrhundert hindurch von der Häresie stark bedroht und zeitweise durchsetzt. Das Volk schrie geradezu nach dem Brot der Lehre. So muß es überraschen, daß das zentrale Jesuitenkolleg zu Köln bis zum Jahre 1586 keine Volkskatechese eingerichtet hatte, daß also über 40 Jahre hier das wichtige Gebot des Ordens unbeachtet blieb, obschon bis zum Jahre 1569 mit der Niederlassung das Noviziat der Provinz verbunden war.

Wohl ist in den ersten Jahrzehnten des Kölner Kollegs oft die Rede vom Religionsunterricht am Gymnasium, von der ersten (1555) und den folgenden Ausgaben der Canisius-Katechismen, nicht aber von der Volkskatechese. Schon im Jahre 1557 wird der Canisius-Katechismus am Gymnasium erwähnt[2]; im Jahre 1558 wurde[3] in den unteren Klassen der kleine Canisius erklärt; im Jahre 1560 wird in Köln gemeldet, der Katechismus des Canisius sei in aller Hände; in diesem Jahre wurde er hier bereits zum vierten Male gedruckt. Seit dem Jahre 1559 erklärte P. Heinrich Dionysius[4] im Dom in seinen Predigten den Katechismus. Seit dem 9. September 1562 predigte P. Johann Rethius zu St. Ursula. Er pflegte einiges über das Tagesevangelium vorzutragen und dann Kontroversfragen und den Katechismus des P. Canisius zu erklären. Der Ordensgeneral P. Jakob Laynez spendete diesen katechetischen Predigten zu Köln warmes Lob. Am 21. Dezember 1562 ließ er nämlich durch seinen Sekretär P. Johann de Polanco an den Rektor des Kölner Kollegs P. Leonhard Kessel schreiben: Gerne werden wir weiteres über die Predigten des Doktor Heinrich (im Dom) und über die katechetischen Vorlesungen des P. Rethius zu St. Ursula hören. Lieblich ist es anzuschauen, heißt es[5] in einem Berichte

[2] Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt in Köln, A. II. 63. Liber historiae Collegii Coloniensis ab anno 1543 ad 1631 et deinceps imo ad 1674 perducta. — Im folgenden Jahre 1558 wird P. Heinrich Dionysius bezeichnet als „lateinischer Prediger, Katechet für die Schüler und künftighin auch Prediger am Dom".

[3] J. Hansen: Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens, 1542—1582, Bonn 1896, S. 331, 335, 432, 445, 448, 489, 529.

[4] Er wurde im Jahre 1564 als Rektor nach Dillingen versetzt.

[5] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7. Historia Collegii Coloniensis, 1542—1631.

Digitized by Google

des Kollegs vom Jahre 1563, wie nach der Predigt (zu St. Ursula), in der einer der Unsrigen den Katechismus erklärt, das Volk sich zu den Gräbern der Märtyrer begibt. Die Schüler des Jesuitengymnasiums wurden (1565/66) zu dieser katechetischen Predigt zu St. Ursula hingeführt. Unter der großen Menge der Hörer befanden sich auch viele vornehme Herren; häufige Beichten wurden dadurch angeregt. Diese Predigten zu St. Ursula wurden — wenn auch später nicht mehr in katechetischer Form — bis zum Jahre 1590 beibehalten. Es war also in Köln der Katechismus des P. Canisius sowohl am Gymnasium wie auf der Kanzel schon früh bekannt und beliebt. Aus der hervorragenden Stellung des P. Canisius im Orden, aus seinen alten persönlichen Beziehungen zu Köln, besonders aber auch aus der Beliebtheit seiner Katechismen ist es zu verstehen, daß, als er im Jahre 1566 auf einer Durchreise acht Tage lang im Gymnasium in lateinischer Sprache für die Kanoniker, die Schulmeister und für alle, die diese Sprache verstanden, und im Dom in deutscher Sprache predigte, „die ungeheuer große Menge — wie ein zeitgenössischer Bericht meldet — den von der Kanzel Herabsteigenden mit gespannten Augen beobachtete und ihm nachblickte, wie es sonst bei einem seltenen Schauspiele zu geschehen pflegt."

Wenn die Jesuiten in der Frühzeit ihrer Kölner Niederlassung auch selbst keine Volkskatechese erteilten, so regten sie die Pfarrer doch zu solchen an. Bezüglich der Katechismuspredigten ist dies im Jahre 1563 in einem Kölner Vierteljahrsberichte[6] ausdrücklich bezeugt. Ferner wird in demselben Jahre die Katechese als Festigungsmittel gegen die Häresie empfohlen: Die Pfarrer wurden durch unseren Rat und durch unsere Bitten angeeifert, die Kinder in den Glaubenselementen zu unterrichten. So begannen sie denn auch, das zarte Alter überall mit Canisius-Katechesen zu versehen. Als im Jahre 1569 um Ostern ein Jesuit auf einem Nachbardorfe predigte[7], veranlaßte er den Pastor, wegen der Häretiker, von denen seine Gemeinde umgeben war, Sonntags um 1 Uhr Christenlehre zu halten; auch nahm er dem Pfarrer häretische Bücher

[6] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9 (Literae annuae des Collegs, 1552 bis 1660). — J. Hansen a. a. O., S. 477. — Im Jahre 1563 nahmen die Novizen im Kölner Kolleg für den glücklichen Ausgang des Konzils schwere Bußübungen auf sich, z. B. tägliche Geißelungen, zweimal wöchentlich Fasten bei Wasser und Brot, Bettelgänge von Tür zu Tür u. dgl.

[7] Trierer Stadtarchiv: Jesuiten 408, VII, 1619. Lit. an. gedr. J. Hansen, a. a. O., S. 577.

Digitized by Google

ab und gab ihm dafür den gerade erschienenen vierbändigen Kommentar des Canisius-Katechismus von P. Peter Busaeus (Buys)[8]. — Sodann wird unter den vielen Liebeswerken, denen sich die junge Kölner Studentensodalität (gegründet im Jahre 1575 am Dreikronengymnasium) unter Leitung der Jesuiten hingab, auch die Katechese genannt. So lieferten z. B. im Jahre 1577 die Sodalen ihrem Präfekten einen Zettel ab, auf dem sie die Werke aufgezeichnet hatten, mit denen sie den Nächsten zu unterstützen gedachten. Unter den Liebeswerken wird auch genannt: Ungebildete in der Christenlehre zu unterrichten oder sie von der Häresie abzuschrecken. In demselben Jahre 1577 heißt es[9] in einem Berichte der Kölner Sodalität an die zu Fulda: „In ihrem Eifer lehren die Kongreganisten manche beten, beichten, das Gewissen erforschen, die heilige Kommunion gut empfangen und anderes, wozu das Sodalitätsbüchlein anleitet." Ferner meldete in demselben Jahre 1577 der päpstliche Nuntius Graf Bartholomäus Portia über die Kölner Sodalität dem Kardinal von Como: „Man belehrt und bessert Irrgläubige. Ganze Familien werden zum Guten angeleitet. Diese Tatsachen sind vielfach bezeugt, und ich selbst habe offenbare Beweise vor Augen gehabt." Im Jahre 1580 z. B. erhielten die Kölner Sodalen die Erlaubnis, bisweilen sich in ein Nachbardorf zu begeben und dort das rohe Landvolk in der Glaubenslehre zu unterrichten; sie bereiteten bei dieser Gelegenheit etwa 300 Bauern zur Beichte vor und führten nicht weniger als 40 Häretiker zum katholischen Glauben zurück. Ähnlich unterrichteten im Jahre 1585 zu Köln Jesuitenschüler das rohe Volk in der Religion. Die Gymnasiasten werden bei diesen Volksbelehrungen wohl den in der Schule empfangenen Canisius-Katechismusunterricht in Kleinmünze weitergegeben haben. — Zum 2. August 1566 notierte[10] P. Rethius in seinem Tagebuche: „Es wurde von der Artistenfakultät beschlossen, daß in allen Pfarr- und Kollegialschulen der Katechismus des Canisius gelesen werde." Wenn dieser Beschluß überhaupt durchgeführt wurde, so geschah es sicherlich nicht unter Beteili-

[8] Authoritates s. Scripturae et ss. Patrum, quae in Summa doctr. christ. P. Canisii citantur, Col. 1569, 4 vol. — Peter Busaeus trat im Jahre 1561 zu Köln in den Jesuitenorden ein.

[9] B. Duhr: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Freiburg 1907, Bd. I, S. 360/61. — Im Jahre 1587 waren von etwa 1000 Schülern des Gymnasiums 300 Mitglieder der Kongregation.

[10] J. Hansen a. a. O.

Digitized by Google

Digitized by Google

anderen Kirchen kommunizierten, im Jahre 1578 allein in der Jesuitenkirche 45010 Personen zum Tisch des Herrn gingen. Dazu ruhten auf den Patres (1578) sechs regelmäßige Predigten und die Leitung der jungen Sodalität. Rechnet man eine Reihe von Arbeiten in anderen Seelsorgszweigen, die in den periodischen Briefen des Kollegs so anschaulich geschildert werden, hinzu, ferner einige Vorlesungen an der Universität, nicht zuletzt die viel Zeit benötigende eigene asketische Weiterbildung, so kann man verstehen, daß bis zum Jahre 1586 die dem Orden sonst so sehr am Herzen liegende Katechese in Köln unterblieb. — Im Jahre 1586 nun fand eine eingehende Visitation der rheinischen Provinz durch P. Oliver Manare[14] statt. Wie wir aus der sonstigen Wirksamkeit dieses Visitators wissen[15], schlug ihm das Herz besonders warm für die Volkskatechese. Seit 1586 findet sich die Volkskatechese in Köln. Er hat sie hier eingeführt und organisiert[16].

*

Unsere Quelle bilden neben anderen chronikalischen Niederschriften hauptsächlich die Literae annuae des Kölner Kollegs. Diese aber wurden wesentlich zu Erbauungszwecken, um in allen Häusern der Provinz bei Tisch verlesen zu werden, geschrieben. Nur das für die Gesellschaft Jesu Rühmenswerte wurde mitgeteilt. Nach ausdrücklicher Vorschrift mußte alles, was bei öffentlichem Bekanntwerden ihr Unannehmlichkeiten bereiten konnte, weggelassen werden. Dazu ist die Quelle, ihrem chronikalen Charakter entsprechend, subjektiv abgefaßt. Wenn später für den Bericht auch Normen bestanden, so führte der Annalist doch an, was

[14] Manare war Provinzial der rheinischen Provinz von 1587 bis 1589 (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63).

[15] B. Duhr, a. a. O., I, S. 462.

[16] Wie aus den vielen Randnotizen im Liber historiae (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63) hervorgeht, besaß das Kölner Kolleg eine eigene, um 1630 von P. Adam Kasen verfaßte und dann weitergeführte Geschichte seiner Katechesen. Diese Aufzeichnungen selbst sind aber leider verloren gegangen. Jedoch auf Grund dieser Geschichte der Kölner Katechesen sind von einer späteren Hand in dem Liber historiae die erwähnten Randbemerkungen angebracht worden. Folgende Katechesen vor 1586 finden anderswo keine Bestätigung: „1566 Katechese zu St. Gertrud"; „Katechese im Kapitol wenigstens 1570"; „1580 Katechismus von St. Ursula". Im Texte selbst heißt es zum Jahre 1566: „Die Gemüsebauern von St. Gertrud erbaten sich, da die Apostelkirche ihnen abgeschlagen wurde, in frommer Anwandlung einen Katecheten aus dem Kolleg." Ob die Bitte aber verwirklicht wurde, ist nicht gesagt.

Digitized by Google

ihn besonders interessierte. Neue Unternehmungen des Kollegs werden zwar meist, nicht aber immer mitgeteilt; ziemlich willkürlich wird über das Aufblühen berichtet, meist aber nicht über den Zerfall und das Aufhören. Ergänzende Quellen nichtjesuitischer Provenienz fehlen uns leider. Durch sie würde jedenfalls das Bild weniger retouchiert sich darbieten.

Wenn auch einiges Beiwerk zur Katechese im Laufe der zwei Jahrhunderte wechselte, so blieb deren Methode in ihren wesentlichen Zügen doch durchaus konstant: alles drehte sich um die Kernpunkte Propositio, Explicatio, Applicatio. Die Katechesen in Köln und in Mülheim selbst wurden das ganze Jahr hindurch gehalten; wenn zuweilen sonst in der Umgebung Landkatechesen vorkommen, so fanden diese nur im Sommer statt. Von den Gymnasien abgesehen, kannte man keine planmäßige Schul-, sondern nur eine Kirchenkatechese. In kleinen Städten und auf dem Lande waren die Lehrer zu ungebildet, meist nebenbei Handwerker; ihnen lag es nur ob, die Kirchenkatechese in der Schule zu wiederholen und die Antworten einzudrillen. In größeren Städten, sicherlich in Köln, lebten allerdings die Pfarrschulmeister ohne Handwerk; sie waren gymnasial, manchmal sogar akademisch gebildet, aber auch hier galt herkömmlicherweise die Katechese selbst als in die Kirche gehörend. Die Kirchenkatechese wurde von allen Kindern der Pfarrei besucht, ob sie nun diese oder jene oder, was wohl bei den meisten der Fall war, keine Schule besuchten. Größter Wert wurde zu allen Zeiten auf die Aneignung der notwendigsten Gebete und auf die Darlegung der Grundwahrheiten der Glaubens- und Sittenlehre gelegt. Exempelerzählung und Gesang spielten eine große Rolle. Weiteren Aufschluß über die Art der Jesuitenkatechese werden wir aus dem Hauptteile unserer Abhandlung gewinnen. Jedenfalls hat die Kölner Jesuitenkatechese in hohem Maße anregend und vorbildlich auf die Diözesanbehörde und auf den Weltklerus eingewirkt. Auch als nach dem Dreißigjährigen Kriege die Diözesankatechese behördlich organisiert war, behielten die Jesuiten durch Beispiel und Beratung einen maßgebenden Einfluß auf dieselbe[17].

Vom unmittelbaren Zweck der Katechese abgesehen, wurde sie dem Kolleg in anderer Beziehung äußerst segensreich. Um nur zwei Vorteile anzuführen: Patres, die durch ihre Verwaltungstätigkeit

[17] Vgl. die Kölner Dissertation (1926) von P. Miebach: Die Katechese in der Erzdiösese Köln unter den Kurfürsten Max Heinrich bis Max Franz (1650 bis 1801).

Digitized by Google

oder durch ihren gelehrten Beruf dem Volke und seiner Seelsorge fernstanden, bewahrten sich durch die Katechese ein warmes und junges Herz für die Pastoralpraxis; es wurde ferner so Sympathie für den Orden geweckt, und die breiten Schichten der Stadt und der nächsten Umgebung wurden an die Jesuiten und an ihre Kirche und Seelsorge, besonders aber an ihren Beichtstuhl, gewöhnt und gefesselt.

Stellen wir zunächst eine kurze Statistik der Kölner Jesuitenkatechesen auf: 1586 wurden 10 Kirchenkatechesen eingerichtet; dazu kamen Straßenkatechesen[18]. 1588 zählte[19] man 12 Kirchenkatechesen; es waren die der Pfarrei St. Peter und die der Kollegialkirche St. Apostel hinzugekommen. (1590/91 „Die Katechese[20] zu St. Georg stand schon in Blüte; vorher wurde sie in ‚Weidmart' gehalten." Randbemerkung in der Geschichte des Kollegs, den Aufzeichnungen des P. Kasen entnommen). Das Jahr 1594 zählte 9 Katechesen in der Stadt. 1597 sank die Zahl, wohl wegen der Pest, die in Köln herrschte, auf 6. 1598[21] kam eine Katechese hinzu, nämlich die in der Kollegialkirche ad gradus Mariae, die besonders wegen ihrer überaus günstigen Lage mitten in der Stadt willkommen war.

Im Jahre 1600 wird die Katechese zu St. Peter besonders erwähnt. Der Religionsunterricht im Waisenhaus wurde übernommen. 1601 war ein Rückgang eingetreten[22]. Das Kolleg unterhielt, allerdings an angesehenen Orten, nur 4 Katechesen; 1602 kam eine fünfte hinzu. 1605 und 1606 zählte das Kolleg 7 Katechesen. Das Jahr 1608 erlebte 6 Katechesen, die erstmalig alle genannt werden: 1. Ad gradus Beatae Mariae, 2. Maria im Kapitol, 3. St. Georg, 4. St. Peter, 5. St. Ursula, 6. St. Columba. 1609 kann als siebte Katechese die im Gotteshause Lyskirchen hinzu. (Zum Jahre 1610 ist am

[18] Das Kolleg hielt in diesem Jahre 8 regelmäßige Predigten: im Dom, zu St. Ursula, Makkabäer, Kapitol, Agatha, Johann, Kordula und in der Kapelle der Akademie.

[19] Das Kolleg faßte 37 Personen: 18 Priester, 7 Magister, 9 Laienbrüder, 3 Novizen.

[20] Die Jesuiten predigten in diesem Jahre auf 5 Kanzeln, auf der in der Gymnasialkapelle in lateinischer Sprache.

[21] Das Kolleg war inzwischen an Personal gewachsen; 1598 zählte es nämlich 42 Mitglieder: 25 Priester, 6 Magister und 11 Laienbrüder.

[22] Es wurde im Jahre 1601 nur an 4 Stellen gepredigt. Die Predigt in der Schulaula vor dem päpstlichen Nuntius Coriolano Garzadori fand in lateinischer Sprache statt.

Digitized by Google

[illegible]

[illegible] Kirche, die Bibliothek und ein großer Teil des Kollegs wurden eingeäschert. Fünf Jahre hindurch fand nun der Gottesdienst der Jesuiten in der Stiftskirche zu St. Andreas statt.

Digitized by Google

lumba, Christoph, Severin. (Am Rand nach P. Kasen: „Die Katechese zu St. Brigida an gefährlichem Orte.") Im Jahre 1634 beschlossen die Jesuiten, gestützt auf die Autorität des Kurfürsten Ferdinand, das ganze platte Land um Köln herum mit Katechesen zu versehen. Es geschah dies, um die Theologiestudenten des Ordens zu beschäftigen, deren sich jetzt im Kolleg ungefähr 40 aufhielten. Aber die meisten Pfarrer zogen es vor, selbst zu unterrichten, statt die Jesuiten zuzulassen. Einstweilen kamen daher nur 5 Landkatechesen zustande; im Jahre 1635 waren es neben den alten Stadtkatechesen schon 9. 1635 und in den folgenden Jahren (Dreißigjähriger Krieg) Exhorten an das Militär, besonders zu Deutz und Mülheim. Die französische Katechese zu St. Notburg beginnt; ebenso die Bettlerkatechese. Die Zahl der Stadtkatechesen betrug 11. Sie fanden das ganze Jahr hindurch statt. Zu den 9 Dorfkatechesen, die nur im Sommer gehalten wurden, kam eine neue hinzu, 5 Meilen von Köln entfernt. 1636 = 15 Stadtkatechesen[34]: 2 Armenkatechesen, die Franzosenkatechese, Mülheim, Brigida, Kapitol, Christoph, Kolumba, Kunibert, Georg, Laurentius, Lupus, Peter, Ursula, Severin. (Am Rande der Historia nach P. Kasen: Bezüglich der Katechese zu St. Alban bestand eine Kontroverse mit den Franziskanern von der Observanz.) 1637 = 13 Stadt- und 8 Soldatenkatechesen. 1638: Zu Mülheim wurden Sonntags in 22 Militär-Coeten Katechese und Predigt gehalten. 1639 = 12 Stadt- und 13 Landkatechesen; eine fand zu Worringen statt. Dazu Katechesen an den Stadtpforten und an 22 Lagerstationen. 1640: Die Landkatechesen wurden vermehrt. 1641: 12 Stadt-, 7 Militär- und 12 Landkatechesen. Die Armenkatechese bei der Kartause wird besonders betont. (Am Rand der Historia nach P. Kasen: „In diesem oder im vorhergehenden Jahre ereignete sich der Streit um die Katechese im Dom.") Im Jahre 1642 wurden 9 regelmäßige Militärexhorten und eine Militärkatechese gehalten. Zu den 12 Stadtkatechesen kam eine 13. für die ganz unwissenden Schiffer hinzu. Innerhalb der Stadt gab es im Jahre 1644 13 Katechesen; im ganzen waren es jetzt 16, von denen eine für Soldaten stattfand. Die Landkatechesen im weiteren Umfange waren auf-

[34] Das Kölner Kolleg zählte im Jahre 1636: 146 Mitglieder: 61 Priester, 6 Magister, 42 Theologiestudenten, 7 Repetenten, 30 Laienbrüder. Im Jahre 1639 waren es 141 Mitglieder: 46 Patres, 15 Patres des dritten Probejahres, 6 Magister, 41 Theologiestudenten, 1 Repetent, 42 Laienbrüder.

Digitized by Google

gegeben worden. (Am Rand: „Katechese in Lyskirchen.") Unter den auswärtigen Katechesen ragt die zu Mülheim hervor. 1645 = 12 Katechesen: Brigida, Christoph, Kolumba, Kunibert, Kapitol, Georg, Laurentius, Lupus, Mülheim, Peter, Ursula, Notburg (für die Franzosen). 1647 = 13, 1648 = 14 Katechesen und 9 Militärexhorten. Das Studium der Theologie und das Tertiat waren von Köln wegverlegt worden, deswegen fielen die Landkatechesen fort[25].

Das Jahr 1650 erlebte 12 Katechesen. Die Dörfer wollten den Katechismus fortgesetzt sehen; wegen Personenmangels des Kollegs war dies aber nicht möglich. Zwei Jesuiten hielten aber in den umliegenden Dörfern des kölnischen, bergischen und jülichschen Gebietes Missionen ab, bei denen auch der Katechismus eine Rolle spielte. 1652 = 5 auswärtige Katechesen. 1656 = 13 Katechesen, 1657 = 15 Katechesen: Brigida, Kapitol, Christoph, Kolumba, Kunibert, für die Franzosen zu St. Notburg, Georg, für die Armen bei der Kartaus, Laurentius, Lupus, Mülheim, Peter, Ursula, Ursulinen, Severin. 1660 = 16, 1661 = 12, 1664 = 15 Katechesen. In den folgenden Jahren herrschte, ausgehend von Köln, zum letzten Male die Bubonenpest im Rheinlande. In Jahre 1665 wurden deshalb nur 10, 1666 11 Katechesen gehalten. In diesem Jahre wurden wegen der Pest alle Katechesen, mit Ausnahme von drei oder vier, zeitweilig geschlossen; zu St. Ursula, Laurentius, im Kapitol, zu St. Peter geschah dies auf Befehl der Pastöre. Das Jahr 1667, in dem die Pest ihren Höhepunkt erreichte, zählte 10 Katechesen, die oft unterbrochen werden mußten. Im Jahre 1669 nahmen die Katechesen, nachdem die Pest erloschen war, wieder ihren normalen Verlauf. Zu St. Peter mußte sie wegen eines Streites, der sich an die Neuwahl des Pfarrers anknüpfte, über ein Jahr lang unterbrochen werden. 1670 = 15 Katechesen (die Orte wie 1657); 1671 = 17, 1673 = 16, 1675 = 13 und 2 Militärkatechesen, 1677 = 13, 1678 = 14, 1679 = 12, 1680[26] = 13 und 5 Militärkatechesen. Die Wirren und Leiden der Franzosenkriege Ludwigs XIV. spiegeln sich somit auch in unseren Nachrichten wider. Die 13 Pfarrkatechesen wurden gehalten zu Brigida, im

[25] Das Kolleg zeigte jetzt wieder einen normalen Personenstand, nämlich 75 Mitglieder: 47 Priester, 4 Magister und 24 Laienbrüder.

[26] Das Kolleg zählte im Jahre 1680 73 Mitglieder: 31 Priester, 22 Magister und Studenten, 20 Laienbrüder. Die Provinz (1698) = 17 Kollegien, 2 Probationshäuser, 7 Residenzien, 27 Missionsstationen bei etwa 700 Mitgliedern.

Digitized by Google

Kapitol, zu Kolumba, Kunibert, Christoph, Georg, für Handwerkerknaben, zu Lupus, Mülheim, Peter, Ursula, bei den Ursulinen, zu Severin. 1681—1689 = 14 bis 16, 1691 = 12, 1692—1694 = 14, 1695 = 11, 1697 = 12 Katechesen.

Das Jahr 1700 brachte[27] 14 Katechesen: zu Brigida, im Kapitol, zu Kolumba, Kunibert, Christoph, Georg, Laurentius, Lupus, Mülheim, Merheim, Peter, Ursula, Severin, Niehl. 1702 = 15, 1703 = 12, 1704 = 14 Katechesen. Seit 1690 Tätigkeit in Fabriken, im Armen- und Arbeitshaus, seit 1705 wieder Straßen- und Militärkatechesen. 1706 = 14, 1707 = 12, 1709 = 10, 1710 = 12, 1718[28] = 11, 1733 = 18, 1734 = 12, 1740 = 15 Katechesen: im Armenhause, zu St. Brigida, im Kapitol, zu Christoph, Kolumba, Kunibert, Georg, Laurentius, Lupus, in Mülheim (2), Merheim, St. Peter, Ursula, Severin. 1744 = 14 Katechesen. Erstmalig war St. Johann hinzugekommen.

Auch das Jahr 1750 zählte 15 Katechesen. Ebenso 1754, 1766[29]; 1770 = 17. Im Jahre der Aufhebung des Jesuitenordens, 1773, zählte man 15 Katechesen: im Armenhaus, im Kapitol, zu St. Kolumba, Kunibert, Christoph, Georg, Johann Baptist, Laurentius, Lupus, Merheim, Mülheim (2), Peter, Ursula, Severin.

*

Im Jahre 1586 richteten[30] die Jesuiten in Köln auf Anordnung des Visitators P. Oliver Manare hin, wie die Geschichte des Kollegs (Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, Köln A. II 63) ausdrücklich hervorhebt, zehn Volkskatechesen ein. Diese unerhörte Neuerung brachte ihnen anfangs Spott und Verkleinerung unvernünftiger

[27] Kataloge der Provinz. — Im Jahre 1700 zählte das Kolleg 77 Personen, nämlich 42 Priester, 15 Magister und Studenten, 20 Laienbrüder.

[28] Das Kolleg zählte 1720 81 Personen: 41 Priester, 5 Magister, 12 Theologiestudenten; die übrigen waren Laienbrüder. Im Jahre 1742 waren es 74 Mitglieder, von denen 41 Priester waren. Die niederrheinische Ordensprovinz faßte in diesem Jahre 819 Personen: 427 Priester, 197 Scholastiker, 82 Magister, 43 Novizen; die übrigen waren Laienbrüder.

[29] Das Kolleg zählte im Jahre 1766 82 Mitglieder, nämlich 50 Priester, 12 Scholastiker und 20 Laienbrüder. Im Jahre 1772/73 waren es 78 Personen, nämlich 50 Priester, 8 Scholastiker und 20 Laienbrüder. — Im letzten Volljahre des Ordens, 1772, waren in der Kölner Kollegkirche 102 446 Kommunionen ausgeteilt worden.

[30] Trierer Stadtarchiv: Jesuiten VII, 408/1619; Mainzer Stadtarchiv: Jesuiten, Lade 40 1 (Historiae annales Provinciae Rhenanae S. J. 1561—1593); Lit. an. gedr.

Digitized by Google

Menschen ein, was dem Unternehmen nicht wenig schadete; bald aber schon schlug die Stimmung um; ein großer Eifer zeigte sich; die ersten Familien der Stadt wurden der Katechese günstig gesinnt. Es nahmen Soldaten, angesehene Männer, adlige Familien, Ratsmitglieder daran teil. Man zählte bei einer Katechese bald 100, bald 500 und mehr Köpfe. Vornehme Mitglieder der Herrensodalität und andere Männer förderten das Werk. Täglich brachten sie Katechismen zum Verteilen an das Volk ins Kolleg. — Bildeten schon die durch den Visitator P. Oliver Manare eingeführten Katechesen eine aufsehenerregende Neuerung, so erst recht die ihm so sehr am Herzen liegenden Straßenkatechesen. Auch diese begannen im Jahre 1586. Auf belebten Plätzen und an Straßenecken stellte sich ein Jesuit auf und sammelte die Vorübergehenden und die Anwohner, besonders die Hefe des Volkes, zum Unterricht um sich. Nach etwa einem Jahre wurden diese Straßenkatechesen vom Stadtrate, der Unruhen und seitens der Protestanten Nachahmungen befürchtete, verboten. Aber wie es damals mit fast allen behördlichen Anordnungen ging, das Verbot wurde nicht durchgeführt. — Eine weitere Eigentümlichkeit brachte P. Manare in Köln in Gang: den Katechismusgesang. Um die Einprägung zu erleichtern, wurde, wie dies in überseeischen Missionen heute noch vielfach besteht, der Katechismustext gesungen. Auch sonstwo in der Provinz führte der Visitator diese Neuerung ein.

Die Christenlehre wurde[31] im Jahre 1587 für Erwachsene und Kinder und Schulen[32], auf Straßen und Märkten gehalten. Die Priester waren zwar nicht selten Schmähungen und Verleumdungen ausgesetzt; auch von einflußreichen Männern ging Widerstand aus. Aber tapfer schwamm die Gesellschaft Jesu gegen den Strom. Später allerdings wurde ihr Unternehmen von den meisten gebilligt. Man war bis 1588 so weit gediehen, daß die Zahl der Schüler sich täglich mehrte und daß die Frucht ganz offensichtlich wurde. Das Werk war nicht mehr zu vernichten.

Im Jahre 1588 machte die Christenlehre an den Straßenkreuzungen, in den Hospitälern, in den Armenversammlungen, in den Schulen und Kirchen glückliche Fortschritte. Die Stimme

[31] Trierer Stadtarchiv: Jes. VII, 408/1619; Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Lit. an. gedr.; F. Reiffenberg, Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem, Coloniae Agr. 1764.

[32] Sicherlich nicht planmäßig, sondern bei gelegentlichen Besuchen.

Digitized by Google

der Lernenden ertönte jetzt fast in der ganzen Stadt[33]. Überall hörte man die Armen auf den Straßen beim Unterricht und sonst den Katechismus singen. Auch die Erwachsenen schämten sich nicht, bei ihren Handarbeiten den Katechismus zu lernen. Die Bürgermeister der Stadt, die diese Bemühungen der Gesellschaft bisher nicht billigen konnten (siehe oben zum Jahre 1586), erblickten jetzt darin einigen Nutzen; so lobten sie die Straßenkatechese bei einem öffentlichen Gastmahle andern gegenüber, die sie verwarfen. Ein Blinder z. B., der auf der Straße den Katechismus aufsagte, versetzte einen vorübergehenden Stadtrat in größtes Staunen. Die Arbeiten der Jesuiten, die Unwissenheit zu vertreiben und den Glauben einzupflanzen, wurden durch warme Freunde eifrig unterstützt; diese spendeten auch reiche Geschenke, z. B. Rosenkränze, Bücher, Geld. Der Satan aber säte Unkraut unter den Weizen. Die Häretiker nämlich ahmten das Unternehmen der Jesuiten nach (siehe oben zum Jahre 1586) und bedienten sich dabei derselben Katechismusmethode; so verbreiteten sie ihre Bücher und ihre Lehre. Viele Katholiken wurden dadurch irregemacht. Als der Betrug durch die Jesuiten aufgedeckt wurde, verschwand er ebenso schnell wieder, wie er gekommen war. Besonders ein Häretiker hatte dabei ein schlimmes Spiel getrieben. Er hatte sich als Jesuit gekleidet und für einen solchen ausgegeben. Er sammelte und katechesierte ganz in der Art des Ordens die Kinder auf den Straßen und in den Kirchen. Der Betrüger wurde nun durch Senatsbeschluß eingekerkert und dann aus der Stadt verwiesen. — So groß war in diesem Jahre der Eifer der heranwachsenden Handwerker, daß sie mit den Händen die Spule oder Nadel bedienten, mit den Augen aber den Katechismus lasen. Zur Freude der Eltern verzichteten Kinder lieber auf ihr Mittagessen, als daß sie die Katechismusstunde (die um 1 Uhr stattfand), versäumten. Die geistig Unmündigen prägten sich die in den Gesang eingehüllte Lehre leicht ein.

Bezeichnenderweise berichten die Literae annuae folgenden Vorfall nicht, den der Kölner Nuntius Frangipani am 16. Februar 1589 dem Kardinal Montalto meldete[34]: „Der Stadtrat hat letzten Freitag den Jesuitenpatres verboten, Katechismusunterricht Kin-

[33] Aus leichtbegreiflicher Begeisterung für den Orden und seine Arbeiten ist die Ausdrucksweise der Literae annuae zuweilen etwas hyperbolisch. Allzu übertriebene Ausdrucksweise haben wir gemildert oder übergangen.

[34] B. Duhr, a. a. O., I, S. 460.

Digitized by Google

gung der Jesuiten. Bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre kämpfte Köln gegen das Eindringen und Hochkommen der Häresie. Zwei Erzbischöfe fielen ihr anheim. Im Jahre 1568 bezeichnete der Rat 23 Personen als geheime Prädikanten. Von jeher versuchten sich wie allenthalben so auch in Köln die Prädikanten unter dem Mantel des Schulmeisters zu verstecken. Immer wieder wachte daher der Rat über die Glaubensreinheit der Winkel[11], aber auch über die der Pfarr- und Kollegialschulmeister. Die Pfarr- und Kollegialschulen waren nicht nur Volksschulen im heutigen Sinne, sie waren auch Tyrocinien, in denen zur Vorbereitung auf die Gymnasien Latein gelehrt wurde. Sie standen mit den Jesuiten, weil sie fürchteten, diese möchten ihrem Gymnasium ein Tyrocinium vorschuhen[12], vielfach auf gespanntem Fuß. Niemals melden auch die sonst so mitteilsamen annalistischen Berichte der Jesuiten, daß ihre Mitglieder Pfarr- oder Kollegialschulen zwecks Unterrichts betreten haben. Aus manchen Jahren vor 1586 ist uns der Personenbestand des Kölner Kollegs überliefert. Hinter jeder Person werden genau seine Ämter angeführt. Wohl wird hier und da ein Pater als Katechet am Gymnasium erwähnt. Niemals aber ist einer als Kirchen- oder Volkskatechet beschäftigt.

Warum sind die Kölner Jesuiten dem dringenden Wunsche ihres Instituts in Erteilung der Volkskatechese nicht nachgekommen? Das Kolleg zählte im Jahre 1576 = 19 Mitglieder: 7 Priester, 6 Magister, 6 Laienbrüder; 1577 = 22: 8 Priester, 6 Magister, 8 Laienbrüder; 1581 = 30: 12 Priester, 8 Magister, 10 Laienbrüder[13]. Es weilten also 13 bis 20 intellektuelle Jesuiten in Köln. Auf diesen wenigen Männern lastete die Leitung der Provinz und vor 1569 ein gutes Stück der Ausbildung eigenen Nachwuchses. Das Gymnasium zählte im Jahre 1574 sechs, bald darauf sieben Klassen; es faßte im Jahre 1578 1010 Schüler. Die Jesuiten erfreuten sich eines so starken Beichtzulaufs, daß, abgesehen von den Beichtkindern, die in

[11] Um ein Beispiel anzuführen: Im Jahre 1557 baten einige Stadträte den P. Rethius, er möge mit den Bürgermeistern verhandeln, daß die Privat-Winkelschulen nicht heimlich falsche Religionsmeinungen verbreiten könnten (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63).

[12] So mußten die Jesuiten im Jahre 1566 wegen der ungestümen Angriffe der Trivialschulmeister die zwei Coeten ihrer Unterklasse zusammenlegen.

[13] Die ganze rheinische Provinz zählte im Jahre 1579 = 221 Mitglieder; von diesen waren 76 Priester und 77 Magister. — Die Zahlen sind den Lit. an. entnommen.

Digitized by Google

anderen Kirchen kommunizierten, im Jahre 1578 allein in der Jesuitenkirche 45010 Personen zum Tisch des Herrn gingen. Dazu ruhten auf den Patres (1578) sechs regelmäßige Predigten und die Leitung der jungen Sodalität. Rechnet man eine Reihe von Arbeiten in anderen Seelsorgszweigen, die in den periodischen Briefen des Kollegs so anschaulich geschildert werden, hinzu, ferner einige Vorlesungen an der Universität, nicht zuletzt die viel Zeit benötigende eigene asketische Weiterbildung, so kann man verstehen, daß bis zum Jahre 1586 die dem Orden sonst so sehr am Herzen liegende Katechese in Köln unterblieb. — Im Jahre 1586 nun fand eine eingehende Visitation der rheinischen Provinz durch P. Oliver Manare[14] statt. Wie wir aus der sonstigen Wirksamkeit dieses Visitators wissen[15], schlug ihm das Herz besonders warm für die Volkskatechese. Seit 1586 findet sich die Volkskatechese in Köln. Er hat sie hier eingeführt und organisiert[16].

*

Unsere Quelle bilden neben anderen chronikalischen Niederschriften hauptsächlich die Literae annuae des Kölner Kollegs. Diese aber wurden wesentlich zu Erbauungszwecken, um in allen Häusern der Provinz bei Tisch verlesen zu werden, geschrieben. Nur das für die Gesellschaft Jesu Rühmenswerte wurde mitgeteilt. Nach ausdrücklicher Vorschrift mußte alles, was bei öffentlichem Bekanntwerden ihr Unannehmlichkeiten bereiten konnte, weggelassen werden. Dazu ist die Quelle, ihrem chronikalen Charakter entsprechend, subjektiv abgefaßt. Wenn später für den Bericht auch Normen bestanden, so führte der Annalist doch an, was

[14] Manare war Provinzial der rheinischen Provinz von 1587 bis 1589 (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63).

[15] B. Duhr, a. a. O., I, S. 462.

[16] Wie aus den vielen Randnotizen im Liber historiae (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63) hervorgeht, besaß das Kölner Kolleg eine eigene, um 1630 von P. Adam Kasen verfaßte und dann weitergeführte Geschichte seiner Katechesen. Diese Aufzeichnungen selbst sind aber leider verloren gegangen. Jedoch auf Grund dieser Geschichte der Kölner Katechesen sind von einer späteren Hand in dem Liber historiae die erwähnten Randbemerkungen angebracht worden. Folgende Katechesen vor 1586 finden anderswo keine Bestätigung: „1566 Katechese zu St. Gertrud"; „Katechese im Kapitol wenigstens 1570"; „1580 Katechismus von St. Ursula". Im Texte selbst heißt es zum Jahre 1566: „Die Gemüsebauern von St. Gertrud erbaten sich, da die Apostelkirche ihnen abgeschlagen wurde, in frommer Anwandlung einen Katecheten aus dem Kolleg." Ob die Bitte aber verwirklicht wurde, ist nicht gesagt.

Digitized by Google

ihn besonders interessierte. Neue Unternehmungen des Kollegs werden zwar meist, nicht aber immer mitgeteilt; ziemlich willkürlich wird über das Aufblühen berichtet, meist aber nicht über den Zerfall und das Aufhören. Ergänzende Quellen nichtjesuitischer Provenienz fehlen uns leider. Durch sie würde jedenfalls das Bild weniger retouchiert sich darbieten.

Wenn auch einiges Beiwerk zur Katechese im Laufe der zwei Jahrhunderte wechselte, so blieb deren Methode in ihren wesentlichen Zügen doch durchaus konstant: alles drehte sich um die Kernpunkte Propositio, Explicatio, Applicatio. Die Katechesen in Köln und in Mülheim selbst wurden das ganze Jahr hindurch gehalten; wenn zuweilen sonst in der Umgebung Landkatechesen vorkommen, so fanden diese nur im Sommer statt. Von den Gymnasien abgesehen, kannte man keine planmäßige Schul-, sondern nur eine Kirchenkatechese. In kleinen Städten und auf dem Lande waren die Lehrer zu ungebildet, meist nebenbei Handwerker; ihnen lag es nur ob, die Kirchenkatechese in der Schule zu wiederholen und die Antworten einzudrillen. In größeren Städten, sicherlich in Köln, lebten allerdings die Pfarrschulmeister ohne Handwerk; sie waren gymnasial, manchmal sogar akademisch gebildet, aber auch hier galt herkömmlicherweise die Katechese selbst als in die Kirche gehörend. Die Kirchenkatechese wurde von allen Kindern der Pfarrei besucht, ob sie nun diese oder jene oder, was wohl bei den meisten der Fall war, keine Schule besuchten. Größter Wert wurde zu allen Zeiten auf die Aneignung der notwendigsten Gebete und auf die Darlegung der Grundwahrheiten der Glaubens- und Sittenlehre gelegt. Exempelerzählung und Gesang spielten eine große Rolle. Weiteren Aufschluß über die Art der Jesuitenkatechese werden wir aus dem Hauptteile unserer Abhandlung gewinnen. Jedenfalls hat die Kölner Jesuitenkatechese in hohem Maße anregend und vorbildlich auf die Diözesanbehörde und auf den Weltklerus eingewirkt. Auch als nach dem Dreißigjährigen Kriege die Diözesankatechese behördlich organisiert war, behielten die Jesuiten durch Beispiel und Beratung einen maßgebenden Einfluß auf dieselbe[17].

Vom unmittelbaren Zweck der Katechese abgesehen, wurde sie dem Kolleg in anderer Beziehung äußerst segensreich. Um nur zwei Vorteile anzuführen: Patres, die durch ihre Verwaltungstätigkeit

[17] Vgl. die Kölner Dissertation (1926) von P. Miebach: Die Katechese in der Erzdiözese Köln unter den Kurfürsten Max Heinrich bis Max Franz (1650 bis 1801).

Digitized by Google

oder durch ihren gelehrten Beruf dem Volke und seiner Seelsorge fernstanden, bewahrten sich durch die Katechese ein warmes und junges Herz für die Pastoralpraxis; es wurde ferner so Sympathie für den Orden geweckt, und die breiten Schichten der Stadt und der nächsten Umgebung wurden an die Jesuiten und an ihre Kirche und Seelsorge, besonders aber an ihren Beichtstuhl, gewöhnt und gefesselt.

Stellen wir zunächst eine kurze Statistik der Kölner Jesuitenkatechesen auf: 1586 wurden 10 Kirchenkatechesen eingerichtet; dazu kamen Straßenkatechesen[18]. 1588 zählte[19] man 12 Kirchenkatechesen; es waren die der Pfarrei St. Peter und die der Kollegialkirche St. Apostel hinzugekommen. (1590/91 „Die Katechese[20] zu St. Georg stand schon in Blüte; vorher wurde sie in ‚Weidmart' gehalten." Randbemerkung in der Geschichte des Kollegs, den Aufzeichnungen des P. Kasen entnommen). Das Jahr 1594 zählte 9 Katechesen in der Stadt. 1597 sank die Zahl, wohl wegen der Pest, die in Köln herrschte, auf 6. 1598[21] kam eine Katechese hinzu, nämlich die in der Kollegialkirche ad gradus Mariae, die besonders wegen ihrer überaus günstigen Lage mitten in der Stadt willkommen war.

Im Jahre 1600 wird die Katechese zu St. Peter besonders erwähnt. Der Religionsunterricht im Waisenhaus wurde übernommen. 1601 war ein Rückgang eingetreten[22]. Das Kolleg unterhielt, allerdings an angesehenen Orten, nur 4 Katechesen; 1602 kam eine fünfte hinzu. 1605 und 1606 zählte das Kolleg 7 Katechesen. Das Jahr 1608 erlebte 6 Katechesen, die erstmalig alle genannt werden: 1. Ad gradus Beatae Mariae, 2. Maria im Kapitol, 3. St. Georg, 4. St. Peter, 5. St. Ursula, 6. St. Columba. 1609 kann als siebte Katechese die im Gotteshause Lyskirchen hinzu. (Zum Jahre 1610 ist am

[18] Das Kolleg hielt in diesem Jahre 8 regelmäßige Predigten: im Dom, zu St. Ursula, Makkabäer, Kapitol, Agatha, Johann, Kordula und in der Kapelle der Akademie.

[19] Das Kolleg faßte 37 Personen: 18 Priester, 7 Magister, 9 Laienbrüder, 3 Novizen.

[20] Die Jesuiten predigten in diesem Jahre auf 5 Kanzeln, auf der in der Gymnasialkapelle in lateinischer Sprache.

[21] Das Kolleg war inzwischen an Personal gewachsen; 1598 zählte es nämlich 42 Mitglieder: 25 Priester, 6 Magister und 11 Laienbrüder.

[22] Es wurde im Jahre 1601 nur an 4 Stellen gepredigt. Die Predigt in der Schulaula vor dem päpstlichen Nuntius Coriolano Garzadori fand in lateinischer Sprache statt.

Digitized by Google

Rand in der Geschichte des Kollegs aus dem Manuskripte des P. Kasen eingetragen: „Vor diesem Jahre wurde die Katechese zu St. Aposteln angeboten. Franzosenkatechese Deutz.“) Zu den 7 Katechesen kam im Jahre 1612 eine achte in der Jesuitenkirche für die Handwerksknaben der neuen deutschen Sodalität hinzu. In den folgenden Jahren wohnten derselben auch die Infimisten (des Gymnasiums) und die Kinder der benachbarten Trivialschulen bei; durch den Brand der Jesuitenkirche[23] (1621) aber erreichte diese Katechese ihr Ende. Im Jahre 1613 erhöhte sich die Zahl der Katechesen durch die hinzugekommene von St. Lupus auf 9. (1615, am Rande der Historia nach P. Kasen: „Wir erhielten die Katechese an St. Kunibert.“) Auch 1617 waren es 9 Katechesen: während eine verlorengegangen war, kam die zu St. Christoph hinzu; dort war nämlich der Pfarrer Jesuitenschüler und Sodale. Obschon Anträge vorlagen, konnten im Jahre 1618 die Jesuiten weitere Katechesen als die 9 nicht übernehmen, da die Kräfte fehlten. Im Jahre 1619 ging die Zahl auf 8 zurück. (1620 am Rand der Historia nach P. Kasen: „Katechismus in der Pfarrkirche Lyskirchen.“ 1621: „Katechismus S. Achatii.“) Als im Herbste des Jahres 1622 in Köln die Pest ausbrach, wurden alle Katechismusschulen geschlossen. (Am Rande der Historia: „Der Katechismus von St. Severin, der von den Minoriten begonnen wurde, kam zur Gesellschaft.“ Die Notiz gehört aber wohl zum Jahre 1625.) 1623 = 8 Katechesen. 1624 kam als neunte Katechese die zu St. Laurentius hinzu. Mehrere Privatschulen entstanden in einzelnen Pfarreien der Stadt und in benachbarten Dörfern. Auch hier erteilten die Jesuiten an bestimmten Stunden in der Woche Religionsunterricht. Im folgenden Jahre 1625 kamen zur großen Freude des Kurfürsten Ferdinand zwei neue Katechesen hinzu, zu St. Severin und St. Christoph, so daß die Gesamtzahl jetzt 11 betrug (u. a. Brigida, Kunibert, Kolumba, Georg, Kapitol, Lupus, Peter, Ursula). Um die neue Katechese zu St. Severin hatte der Dekan inständig gebeten; zu St. Christoph wollten sich die regulierten Augustiner eindrängen, der Pastor Aegidius Gelenius bot die Katechese aber aus freien Stücken den Jesuiten an. 1628 und 1629 = 11 Katechesen: Ursula, Kunibert, Lupus, Laurentius, Brigida, Maria im Kapitol, Georg, Peter, Ko-

[23] Die Kirche, die Bibliothek und ein großer Teil des Kollegs wurden eingeäschert. Acht Jahre hindurch fand nun der Gottesdienst der Jesuiten in der Stiftskirche St. Andreas statt.

Digitized by Google

lumba, Christoph, Severin. (Am Rand nach P. Kasen: „Die Katechese zu St. Brigida an gefährlichem Orte.") Im Jahre 1634 beschlossen die Jesuiten, gestützt auf die Autorität des Kurfürsten Ferdinand, das ganze platte Land um Köln herum mit Katechesen zu versehen. Es geschah dies, um die Theologiestudenten des Ordens zu beschäftigen, deren sich jetzt im Kolleg ungefähr 40 aufhielten. Aber die meisten Pfarrer zogen es vor, selbst zu unterrichten, statt die Jesuiten zuzulassen. Einstweilen kamen daher nur 5 Landkatechesen zustande; im Jahre 1635 waren es neben den alten Stadtkatechesen schon 9. 1635 und in den folgenden Jahren (Dreißigjähriger Krieg) Exhorten an das Militär, besonders zu Deutz und Mülheim. Die französische Katechese zu St. Notburg beginnt; ebenso die Bettlerkatechese. Die Zahl der Stadtkatechesen betrug 11. Sie fanden das ganze Jahr hindurch statt. Zu den 9 Dorfkatechesen, die nur im Sommer gehalten wurden, kam eine neue hinzu, 5 Meilen von Köln entfernt. 1636 = 15 Stadtkatechesen[24]: 2 Armenkatechesen, die Franzosenkatechese, Mülheim, Brigida, Kapitol, Christoph, Kolumba, Kunibert, Georg, Laurentius, Lupus, Peter, Ursula, Severin. (Am Rande der Historia nach P. Kasen: Bezüglich der Katechese zu St. Alban bestand eine Kontroverse mit den Franziskanern von der Observanz.) 1637 = 13 Stadt- und 8 Soldatenkatechesen. 1638: Zu Mülheim wurden Sonntags in 22 Militär-Coeten Katechese und Predigt gehalten. 1639 = 12 Stadt- und 13 Landkatechesen; eine fand zu Worringen statt. Dazu Katechesen an den Stadtpforten und an 22 Lagerstationen. 1640: Die Landkatechesen wurden vermehrt. 1641: 12 Stadt-, 7 Militär- und 12 Landkatechesen. Die Armenkatechese bei der Kartause wird besonders betont. (Am Rand der Historia nach P. Kasen: „In diesem oder im vorhergehenden Jahre ereignete sich der Streit um die Katechese im Dom.") Im Jahre 1642 wurden 9 regelmäßige Militärexhorten und eine Militärkatechese gehalten. Zu den 12 Stadtkatechesen kam eine 13. für die ganz unwissenden Schiffer hinzu. Innerhalb der Stadt gab es im Jahre 1644 13 Katechesen; im ganzen waren es jetzt 16, von denen eine für Soldaten stattfand. Die Landkatechesen im weiteren Umfange waren auf-

[24] Das Kölner Kolleg zählte im Jahre 1636: 146 Mitglieder: 61 Priester, 6 Magister, 42 Theologiestudenten, 7 Repetenten, 30 Laienbrüder. Im Jahre 1639 waren es 141 Mitglieder: 46 Patres, 15 Patres des dritten Probejahres, 6 Magister, 41 Theologiestudenten, 1 Repetent, 42 Laienbrüder.

Digitized by Google

gegeben worden. (Am Rand: „Katechese in Lyskirchen.“) Unter den auswärtigen Katechesen ragt die zu Mülheim hervor. 1645 = 12 Katechesen: Brigida, Christoph, Kolumba, Kunibert, Kapitol, Georg, Laurentius, Lupus, Mülheim, Peter, Ursula, Notburg (für die Franzosen). 1647 = 13, 1648 = 14 Katechesen und 9 Militärexhorten. Das Studium der Theologie und das Tertiat waren von Köln wegverlegt worden, deswegen fielen die Landkatechesen fort[25].

Das Jahr 1650 erlebte 12 Katechesen. Die Dörfer wollten den Katechismus fortgesetzt sehen; wegen Personenmangels des Kollegs war dies aber nicht möglich. Zwei Jesuiten hielten aber in den umliegenden Dörfern des kölnischen, bergischen und jülichschen Gebietes Missionen ab, bei denen auch der Katechismus eine Rolle spielte. 1652 = 5 auswärtige Katechesen. 1656 = 13 Katechesen, 1657 = 15 Katechesen: Brigida, Kapitol, Christoph, Kolumba, Kunibert, für die Franzosen zu St. Notburg, Georg, für die Armen bei der Kartaus, Laurentius, Lupus, Mülheim, Peter, Ursula, Ursulinen, Severin. 1660 = 16, 1661 = 12, 1664 = 15 Katechesen. In den folgenden Jahren herrschte, ausgehend von Köln, zum letzten Male die Bubonenpest im Rheinlande. In Jahre 1665 wurden deshalb nur 10, 1666 11 Katechesen gehalten. In diesem Jahre wurden wegen der Pest alle Katechesen, mit Ausnahme von drei oder vier, zeitweilig geschlossen; zu St. Ursula, Laurentius, im Kapitol, zu St. Peter geschah dies auf Befehl der Pastöre. Das Jahr 1667, in dem die Pest ihren Höhepunkt erreichte, zählte 10 Katechesen, die oft unterbrochen werden mußten. Im Jahre 1669 nahmen die Katechesen, nachdem die Pest erloschen war, wieder ihren normalen Verlauf. Zu St. Peter mußte sie wegen eines Streites, der sich an die Neuwahl des Pfarrers anknüpfte, über ein Jahr lang unterbrochen werden. 1670 = 15 Katechesen (die Orte wie 1657); 1671 = 17, 1673 = 16, 1675 = 13 und 2 Militärkatechesen, 1677 = 13, 1678 = 14, 1679 = 12, 1680[26] = 13 und 5 Militärkatechesen. Die Wirren und Leiden der Franzosenkriege Ludwigs XIV. spiegeln sich somit auch in unseren Nachrichten wider. Die 13 Pfarrkatechesen wurden gehalten zu Brigida, im

[25] Das Kolleg zeigte jetzt wieder einen normalen Personenstand, nämlich 75 Mitglieder: 47 Priester, 4 Magister und 24 Laienbrüder.

[26] Das Kolleg zählte im Jahre 1680 73 Mitglieder: 31 Priester, 22 Magister und Studenten, 20 Laienbrüder. Die Provinz (1698) = 17 Kollegien, 2 Probationshäuser, 7 Residenzien, 27 Missionsstationen bei etwa 700 Mitgliedern.

Digitized by Google

Kapitol, zu Kolumba, Kunibert, Christoph, Georg, für Handwerkerknaben, zu Lupus, Mülheim, Peter, Ursula, bei den Ursulinen, zu Severin. 1681—1689 = 14 bis 16, 1691 = 12, 1692—1694 = 14, 1695 = 11, 1697 = 12 Katechesen.

Das Jahr 1700 brachte[27] 14 Katechesen: zu Brigida, im Kapitol, zu Kolumba, Kunibert, Christoph, Georg, Laurentius, Lupus, Mülheim, Merheim, Peter, Ursula, Severin, Niehl. 1702 = 15, 1703 = 12, 1704 = 14 Katechesen. Seit 1690 Tätigkeit in Fabriken, im Armen- und Arbeitshaus, seit 1705 wieder Straßen- und Militärkatechesen. 1706 = 14, 1707 = 12, 1709 = 10, 1710 = 12, 1718[28] = 11, 1733 = 18, 1734 = 12, 1740 = 15 Katechesen: im Armenhause, zu St. Brigida, im Kapitol, zu Christoph, Kolumba, Kunibert, Georg, Laurentius, Lupus, in Mülheim (2), Merheim, St. Peter, Ursula, Severin. 1744 = 14 Katechesen. Erstmalig war St. Johann hinzugekommen.

Auch das Jahr 1750 zählte 15 Katechesen. Ebenso 1754, 1766[29]; 1770 = 17. Im Jahre der Aufhebung des Jesuitenordens, 1773, zählte man 15 Katechesen: im Armenhaus, im Kapitol, zu St. Kolumba, Kunibert, Christoph, Georg, Johann Baptist, Laurentius, Lupus, Merheim, Mülheim (2), Peter, Ursula, Severin.

*

Im Jahre 1586 richteten[30] die Jesuiten in Köln auf Anordnung des Visitators P. Oliver Manare hin, wie die Geschichte des Kollegs (Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, Köln A. II 63) ausdrücklich hervorhebt, zehn Volkskatechesen ein. Diese unerhörte Neuerung brachte ihnen anfangs Spott und Verkleinerung unvernünftiger

[27] Kataloge der Provinz. — Im Jahre 1700 zählte das Kolleg 77 Personen, nämlich 42 Priester, 15 Magister und Studenten, 20 Laienbrüder.

[28] Das Kolleg zählte 1720 81 Personen: 41 Priester, 5 Magister, 12 Theologiestudenten; die übrigen waren Laienbrüder. Im Jahre 1742 waren es 74 Mitglieder, von denen 41 Priester waren. Die niederrheinische Ordensprovinz faßte in diesem Jahre 819 Personen: 427 Priester, 197 Scholastiker, 82 Magister, 43 Novizen; die übrigen waren Laienbrüder.

[29] Das Kolleg zählte im Jahre 1766 82 Mitglieder, nämlich 50 Priester, 12 Scholastiker und 20 Laienbrüder. Im Jahre 1772/73 waren es 78 Personen, nämlich 50 Priester, 8 Scholastiker und 20 Laienbrüder. — Im letzten Volljahre des Ordens, 1772, waren in der Kölner Kollegkirche 102 446 Kommunionen ausgeteilt worden.

[30] Trierer Stadtarchiv: Jesuiten VII, 408/1619; Mainzer Stadtarchiv: Jesuiten, Lade 40 1 (Historiae annales Provinciae Rhenanae S. J. 1561—1593); Lit. an. gedr.

Digitized by Google

Menschen ein, was dem Unternehmen nicht wenig schadete; bald aber schon schlug die Stimmung um; ein großer Eifer zeigte sich; die ersten Familien der Stadt wurden der Katechese günstig gesinnt. Es nahmen Soldaten, angesehene Männer, adlige Familien, Ratsmitglieder daran teil. Man zählte bei einer Katechese bald 100, bald 500 und mehr Köpfe. Vornehme Mitglieder der Herrensodalität und andere Männer förderten das Werk. Täglich brachten sie Katechismen zum Verteilen an das Volk ins Kolleg. — Bildeten schon die durch den Visitator P. Oliver Manare eingeführten Katechesen eine aufsehenerregende Neuerung, so erst recht die ihm so sehr am Herzen liegenden Straßenkatechesen. Auch diese begannen im Jahre 1586. Auf belebten Plätzen und an Straßenecken stellte sich ein Jesuit auf und sammelte die Vorübergehenden und die Anwohner, besonders die Hefe des Volkes, zum Unterricht um sich. Nach etwa einem Jahre wurden diese Straßenkatechesen vom Stadtrate, der Unruhen und seitens der Protestanten Nachahmungen befürchtete, verboten. Aber wie es damals mit fast allen behördlichen Anordnungen ging, das Verbot wurde nicht durchgeführt. — Eine weitere Eigentümlichkeit brachte P. Manare in Köln in Gang: den Katechismusgesang. Um die Einprägung zu erleichtern, wurde, wie dies in überseeischen Missionen heute noch vielfach besteht, der Katechismustext gesungen. Auch sonstwo in der Provinz führte der Visitator diese Neuerung ein.

Die Christenlehre wurde[31] im Jahre 1587 für Erwachsene und Kinder und Schulen[32], auf Straßen und Märkten gehalten. Die Priester waren zwar nicht selten Schmähungen und Verleumdungen ausgesetzt; auch von einflußreichen Männern ging Widerstand aus. Aber tapfer schwamm die Gesellschaft Jesu gegen den Strom. Später allerdings wurde ihr Unternehmen von den meisten gebilligt. Man war bis 1588 so weit gediehen, daß die Zahl der Schüler sich täglich mehrte und daß die Frucht ganz offensichtlich wurde. Das Werk war nicht mehr zu vernichten.

Im Jahre 1588 machte die Christenlehre an den Straßenkreuzungen, in den Hospitälern, in den Armenversammlungen, in den Schulen und Kirchen glückliche Fortschritte. Die Stimme

[31] Trierer Stadtarchiv: Jes. VII, 408/1619; Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Lit. an. gedr.; F. Reiffenberg, Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem, Coloniae Agr. 1764.

[32] Sicherlich nicht planmäßig, sondern bei gelegentlichen Besuchen.

Digitized by Google

der Lernenden ertönte jetzt fast in der ganzen Stadt[33]. Überall hörte man die Armen auf den Straßen beim Unterricht und sonst den Katechismus singen. Auch die Erwachsenen schämten sich nicht, bei ihren Handarbeiten den Katechismus zu lernen. Die Bürgermeister der Stadt, die diese Bemühungen der Gesellschaft bisher nicht billigen konnten (siehe oben zum Jahre 1586), erblickten jetzt darin einigen Nutzen; so lobten sie die Straßenkatechese bei einem öffentlichen Gastmahle andern gegenüber, die sie verwarfen. Ein Blinder z. B., der auf der Straße den Katechismus aufsagte, versetzte einen vorübergehenden Stadtrat in größtes Staunen. Die Arbeiten der Jesuiten, die Unwissenheit zu vertreiben und den Glauben einzupflanzen, wurden durch warme Freunde eifrig unterstützt; diese spendeten auch reiche Geschenke, z. B. Rosenkränze, Bücher, Geld. Der Satan aber säte Unkraut unter den Weizen. Die Häretiker nämlich ahmten das Unternehmen der Jesuiten nach (siehe oben zum Jahre 1586) und bedienten sich dabei derselben Katechismusmethode; so verbreiteten sie ihre Bücher und ihre Lehre. Viele Katholiken wurden dadurch irregemacht. Als der Betrug durch die Jesuiten aufgedeckt wurde, verschwand er ebenso schnell wieder, wie er gekommen war. Besonders ein Häretiker hatte dabei ein schlimmes Spiel getrieben. Er hatte sich als Jesuit gekleidet und für einen solchen ausgegeben. Er sammelte und katechesierte ganz in der Art des Ordens die Kinder auf den Straßen und in den Kirchen. Der Betrüger wurde nun durch Senatsbeschluß eingekerkert und dann aus der Stadt verwiesen. — So groß war in diesem Jahre der Eifer der heranwachsenden Handwerker, daß sie mit den Händen die Spule oder Nadel bedienten, mit den Augen aber den Katechismus lasen. Zur Freude der Eltern verzichteten Kinder lieber auf ihr Mittagessen, als daß sie die Katechismusstunde (die um 1 Uhr stattfand), versäumten. Die geistig Unmündigen prägten sich die in den Gesang eingehüllte Lehre leicht ein.

Bezeichnenderweise berichten die Literae annuae folgenden Vorfall nicht, den der Kölner Nuntius Frangipani am 16. Februar 1589 dem Kardinal Montalto meldete[34]: „Der Stadtrat hat letzten Freitag den Jesuitenpatres verboten, Katechismusunterricht Kin-

[33] Aus leichtbegreiflicher Begeisterung für den Orden und seine Arbeiten ist die Ausdrucksweise der Literae annuae zuweilen etwas hyperbolisch. Allzu übertriebene Ausdrucksweise haben wir gemildert oder übergangen.

[34] B. Duhr, a. a. O., I, S. 460.

Digitized by Google

dern und Armen auf öffentlichen Plätzen zu erteilen. Es sei sonst ein Tumult zwischen Katholiken und Protestanten zu befürchten. Die Veranlassung zu dieser Befürchtung hatte ein Mahl geboten, welches die Patres, entgegen den alten Bräuchen der Stadt, ohne Erlaubnis des Stadtrates in einem öffentlichen Gebäude der Stadt allen Armen gegeben hatten. Der Stadtrat war nun sehr unwillig geworden, weil eine solche Neuerung unter Protestanten gefährlich sei, welche dann auch unter dem Namen bürgerlicher Nächstenliebe in ähnlicher Weise ihre Konventikel hielten, wobei sich eben alle als Arme ausgeben würden. Hätte ich von dieser Neuerung Kenntnis gehabt, so hätte ich sie verhindert. Jetzt habe ich Schritte getan, daß der Katechese selbst in den Kirchen oder auf dem einen oder anderen Platze kein Hindernis in den Weg gelegt werde. Ich hoffe, den Stadtrat hierzu zu bestimmen, da er nicht den Unterricht selbst mißbilligt, sondern nur die Wahrung des Friedens im Auge hat." Die Intervention des Nuntius beim Stadtrate hatte Erfolg, denn die folgenden Jahresbriefe erwähnen wieder, wie die Katechese in den Kirchen, so auch die in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt.

Im Jahre 1589 wurden[35] die Grundlagen der christlichen Religion nicht nur in den Kirchen, in ihren Vorhallen und Gängen, sondern auch in verschiedenen Kinderschulen, Krankenhäusern und an Straßenecken unter großem Beifall des Volkes mit Frucht gelehrt. Um den Unterricht angenehm zu gestalten, wurden Prämien verteilt und — hier begegnen wir der ersten Spur des Volkskatechismusdramas der Jesuiten in Köln[36] — teils die Tugenden, teils die Heiligen in Dialogform von einigen Kindern vorgeführt. Folgendes beweist, daß die Jesuiten mit dem Katechismusunternehmen in Köln das Richtige getroffen hatten: Auch die Eltern der Kinder wohnten dem Unterrichte bei und spendeten den Patres Geld zum Ankauf von Büchern und Rosenkränzen als Prämien. Pfarrer der Stadt ahmten die Jesuiten nach und hielten in ihren Kirchen nun ebenfalls Katechesen ab. Auch Nachbarstädte und Dörfer begannen jetzt schon mit dem Werke. Selbst ein Judenmädchen wohnte der Katechese bei; heimlich kamen Wiedertäufer

[35] Nach den Ratsprotokollen wurde den Jesuiten die öffentliche Katechese am 10. Februar verboten. Gütige Mitteilung des Kölner Stadtarchivs.

[36] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Trierer Stadtarchiv: Jes. VII, 408/1619; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63; Lit. an. gedr.

Digitized by Google

und andere Protestanten hinzu. Von allen Unternehmungen der Gesellschaft Jesu wird jetzt am meisten und einstimmig die Katechese gebilligt und gelobt; die Jugend, aber auch ihre Eltern und Lehrer werden dadurch den Jesuiten günstig gesinnt. Die Kinder beginnen damit, wenn sie auf der Straße einem Jesuiten begegnen, ihm einen großen Knix zu machen. Auch der Umstand ist hervorzuheben, daß die Katechese wesentlich dazu beitrug, daß vom Publikum nun das Jesuitengymnasium anderen Anstalten vorgezogen wurde. — Ein protestantischer Jüngling, der häretische Akademien besucht hatte, beobachtete zu Köln den Eifer der Jesuiten bei der Armenkatechese im Dom; er wurde dadurch so gerührt, daß er unter der Gefahr des Vermögensverlustes innerhalb einer halben Stunde der Häresie abschwor. Ebenso wurde eine Wiedertäuferfrau durch die Katechese bekehrt und unter großem Zuströmen des Volkes getauft[37].

Auch in den Jahren 1590 und 1591 wurde die Katechese keineswegs vernachlässigt[38], wenn auch wegen Personenmangels kein Zuwachs eintreten konnte; ein Priester versah an 7 oder 8 Stellen wöchentlich das Katechetenamt[39]: in Schulen, in Armenversammlungen, in Krankenhäusern, in verschiedenen Kirchen und in deren Vorhallen; einige Katechesen zählten 400 Hörer; oft waren Erwachsene anwesend. Viele wurden für den katholischen Glauben zurückgewonnen. Die Katechesen regten die Nacheiferung der Stadtpfarrer an. Sodalitätsmitglieder hielten Bettlerhaufen zu bestimmten Stunden Katechese, dann erst teilten sie die Almosen aus. — Im Jahre 1593 waren alle Wege vor den Toren der Stadt von Räuberbanden überflutet, so daß es gefährlich war, hinauszuwandern. Die aus den holländischen Stationen hervorbrechenden und die Kölner Diözese durchstreifenden Soldaten waren besonders scharf gegen die Jesuiten gesinnt. Vom Personenmangel abgesehen, konnten die Patres schon deshalb keine Katechesen vor den Toren halten. „Ein weit anderes und besseres Antlitz beginnt Köln täg-

[37] Das Drama in der Kölner Volkskatechese schalten wir hier aus, da wir ihm eine besondere Darstellung zu widmen gedenken. Es ging zu verschiedenen Festen des Jahres, besonders aber am Ignatiustage, über die Bühne, und zwar in der Kirche. Der Höhepunkt seiner Entwicklung lag um 1640 (Kölner Stadtarchiv: Jes. Nr. 30).

[38] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Mainzer Stadtarchiv: Jes. B, Lade 401; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63; Lit. an. gedr.

[39] Wohl ein vorübergehender Notstand wird diese Maßnahme veranlaßt haben. Sonst versah ein Jesuit eine Katechese.



Digitized by Google

lich zu gewinnen, was die Sauberkeit der Kirchen, die Reinheit des Klerus und den Fleiß der Pfarrer angeht. Einige ahmen nämlich aus frommem Eifer und gutem Willen, andere aus einer gewissen Eifersucht heraus den Eifer und die Sorgfalt der Jesuiten nach." Aus verschiedenen Schulen wurden im Jahre 1594 an bestimmten Tagen die Knaben und Mädchen von ihren Lehrern in langen Reihen in die Jesuitenkirche zur Beichte geführt. Man könne, so meint der Berichterstatter, die gegen früher gebesserte Zucht gut erkennen. Deshalb wachse auch täglich die Liebe und das Wohlwollen des Volkes gegen den Orden. Es gab aber in Köln auch noch „Häretiker", eine „unreine Herde" von „Unkrautsäern"[40], die besonders wegen der Katechismuserfolge gegen die Jesuiten von Haß und Wut erfüllt waren. Aber über 100 aus ihrer Mitte wurden in diesem Jahre bekehrt. — Im Jahre 1595 wurden aus 18 Trivialschulen die Kinder in vielen Gruppen von ihren Lehrern am dritten oder vierten Tage vor den großen Festen in die Jesuitenkirche, damit sie sich daran gewöhnten, zur Beichte geführt[41]. —

[40] Ob es sich um formelle Häretiker oder nur um Feinde des Ordens handelte, ist nicht klar ersichtlich.

[41] Zwei Jesuiten begleiteten um diese Zeit (1598) als Prediger, Katecheten und Beichtväter den Koadjutor Ferdinand von Bayern auf pastorellen Reisen durch die Diözese. Unter großer Freude und Lernfreudigkeit des Volkes wurde die Christenlehre erteilt. Der Koadjutor selbst händigte dabei die Geschenke aus. Es wurde mit den Pfarrern verhandelt, daß sie künftighin sich ernsthaft der Kinderlehre annähmen. — Um diese Zeit beginnt auch die regelmäßige Exkurstätigkeit der Kölner Jesuiten, die sich auf Wochen und Monate erstreckte und an einzelnen Orten sich bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein ausdehnte. Hier und da war dies der Auftakt zur Jesuitenniederlassung. Als solche Exkursstationen sind zu nennen: Neuß, Bonn, Kempen, Lechenich, Ahrweiler, Brauweiler, Wesel, Oberwinter, Essen, Zülpich, Zons. Überall wurde auf derartigen Exkursen fleißig und dauernd die Katechese gepflegt. Zwei Beispiele seien zur Charakteristik angeführt: Lechenich 1605. „Es wurde mit dem Pfarrer verhandelt und erreicht, daß er die vom Jesuiten in der Volkskatechese geübte Form beibehalte. Zu diesem Zwecke wurde ein eigener Katheder in der Kirche errichtet. Die Schulen wurden visitiert und ein neuer Schulmeister eingesetzt." — Kempen 1608: P. Peter Müntzius bewirkte, daß zwei Schulen, in denen die Jugend zur Häresie erzogen wurde, auf Befehl des Kurfürsten ihre Pforten schlossen. Der Fürst sorgte auch dafür, daß der von den Jesuiten begonnene Katechismusunterricht von einem Weltgeistlichen fortgesetzt werde. Überall werden nun schon in den Häusern und draußen auf den Feldern und in den Werkstätten die in der Christenlehre gelernten Lieder über die Hauptlehren gesungen. Ein neuer Pfarrer wurde eingesetzt, ein gelehrter und frommer Mann. Die Katechismuskinder brachten viele schlechte Bücher herbei, die von den Knaben zerrissen und den Flammen übergeben wurden. — In der weiteren Darstellung lassen wir die katechetische Tätigkeit der Kölner Jesuiten auf ihren Exkursen unberücksichtigt.

Digitized by Google

Wenn die beiden letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, in denen die Volkskatechese sich entwickelte, im religiös-kirchlichen Leben auch einen Aufstieg aus tiefstem Verfall bedeuteten, so waren sie doch Zeiten bitterster Armut und Not. Fast jährlich fielen Mißernten und schreckliche Hungersnöte ein, Pest reihte sich an Pest. Streifende Soldatenhorden und Räuberbanden plünderten die Dörfer. Überall loderten Hexenscheiterhaufen empor. Das 17. Jahrhundert hingegen erfuhr bis zum Dreißigjährigen Kriege einen langsam, aber stetig verlaufenden kulturellen Aufstieg.

Von allen Katechesen[42] waren im Jahre 1600 zu Köln die der Jesuiten am berühmtesten und besuchtesten. Eine große Zahl Findelkinder, die von unbekannten Eltern ausgesetzt waren und von der Stadt erzogen wurden, wohnten denselben bei. Manchmal konnte man Kinder, die durch den Unterricht angeregt waren, betend beobachten, während ihre Genossen sich im Spiele tummelten. Man begann damit, die Kinder monatlich[43] zur Beichte zu führen. Der Stadtrat bat um diese Zeit, die Jesuiten möchten den wöchentlichen Religionsunterricht im Waisenhaus übernehmen. Diesem wurde um so lieber stattgegeben, als die Waisenhauskapelle, in der er stattfinden sollte, früher dem Jesuitenorden gehörte und ihm in der Erinnerung daran, was dort die ersten Patres in der Stadt fromm gewirkt hatten, jetzt noch überaus ehrwürdig war. Als ein Jesuit nun hier zum ersten Male wieder das Meßopfer darbrachte, wurde der Stadtrat dazu eingeladen. Eine Abordnung von Ratsherrn erschien hierzu auch — ein wohlwollender, aber seltener Ausnahmefall! Zu dem danach folgenden frugalen Mahle spendeten sie im Namen des Rates den Wein. Als besonders bemerkenswert wird hervorgehoben, daß ein Handwerksgeselle, als er der Katechese beiwohnte und die Kinder darin disputieren hörte, davon so ergriffen wurde, daß er ihnen seinen Wochenlohn als Prämien aussetzte, ferner, daß ein Vater vornehmen Standes außerordentlich gerührt wurde, als sein Kind ein Heiligenbild an die Wand geheftet hatte und er es davor auf den Knien mit gefalteten Händen seine Gebete verrichten sah. — Die Häretiker staunten

[42] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Mainzer Stadtarchiv: Jes. B 40a und 44[1-4]; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63; Lit. an. gedr.

[43] Die monatliche Kinderbeichte wurde von den Jesuiten bis zum Untergange ihres Ordens beibehalten.

Digitized by Google

(1602) über den Unterricht der Jesuiten und manche schickten auch ihre Kinder hinein. Die große Hörerschaft und der Applaus der Katholiken regten den Wetteifer an. — Viele Erwachsene vergossen, wie im Jahre 1603 berichtet wird, oftmals Tränen und wurden von Scham erfüllt, wenn sie die Hauptstücke der Religion, die ihnen bisher unbekannt waren, so sicher auswendig aufsagen hörten. Die Bemühungen der Jesuiten wurden durch fromme Laien und die ersten Männer aus dem Klerus unterstützt. Als einmal aus Schuld eines mißgünstigen Menschen die Tür verschlossen blieb, wurde sie, um den Kindern Eingang zu verschaffen, von den Freunden eingeschlagen. Auch häretische Kinder kamen, von ihren katholischen Genossen angelockt, ohne Widerspruch ihrer Eltern zur Katechese, zuweilen selbst zur Beichte. — Es gab (1604) Kinder, welche die Katechese allen Ergötzlichkeiten vorzogen. Zwei ältere Katechismusmädchen wurden derart vom Verlangen nach dem Ordensleben entflammt, daß sie von Hause in ein Kloster flohen. Trotz der Tränen der Eltern verblieben sie bei ihrem Entschlusse[44]. — In den furchtbaren Pestzeiten des Jahres 1607 wurden die Katechesen wegen der Ansteckungsgefahr, besonders bei den Leichenbegängnissen der Kinder, seltener; schließlich hörten sie ganz auf. Die meisten Patres, die Katechese gehalten hatten, wurden nämlich wegen der Pest in andre Kollegien verschickt. Nicht nur die Kinder des Volkes waren vordem in den Katechesen anwesend, auch solche der ersten Kreise, dazu ältere Leute. Es gab Katechesen, die 1000 Kinder zählten. Ein hervorragender Pfarrer stiftete aus seinem Vermögen 700 Taler zur Förderung der Katechesen. Zwei Katechismusmädchen von 13 und 11 Jahren sahen um die Mittagszeit in der Kirche zwei Engel, welche die Vorübergehenden berührten. Gleich darauf wurden beide Kinder von der Pest dahingerafft. Es ist dies eine Wanderphantasie, die in aufgeregter Seuchenzeit sich immer wieder produzierte[45]. In diesem

[44] Schon seit einigen Jahren produzierten sich an jedem Samstage in der Fastenzeit und an den drei letzten Kartagen mehr als 50 Gymnasiasten der Sodalität auf der Bühne und geißelten sich mit einer Glut, die kaum zu dämpfen war. Öfter wurden in der Stadt unter großer Erbauung Bittgänge veranstaltet. „So wurde die Welt durch die Jugend gebessert." Ähnlich in den folgenden Jahren. Vgl. A. Schüller, Geißelungen in der Koblenzer Gymnasiasten-Sodalität. Zeitschrift für Heimatkunde von Koblenz und Umgegend, I. Jahrg. 1920, Heft 3.

[45] Vgl. A. Schüller, Seuchenchronik des Koblenzer Talkessels in: Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier, 1922, S. 235 ff. Und: Die letzte Pest in Koblenz, daselbst 1924, S. 210 ff.

Digitized by Google

Jahre erschien[46] zu Köln auch ein beachtenswertes katechetisches Hilfsmittel: „Katholische Kirchengesäng auf die fürnemste Fest des Jahres, wie man dieselben zu Cölln bei allen christlichen katechistischen Lehren pflegt zu singen" (122 Seiten). Es sind dies gereimte Umschreibungen des Vaterunsers, des Englischen Grußes, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, Lieder für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres usw. Der Text wurde wohl von einer Gruppe von Kindern vorgesungen, die Responsorien nahm das ganze Volk auf, z. B. „Vatter unser, der Du bist — Kyrie eleison — im Himmel, da ewige Freude ist: O Vatter mein, erbarm' Dich unser auf Erden, auf daß wir Deine lieben Kinder werden. Geheiligt werde der Name Dein —Kyrie eleison — Du wöllst uns Sündern gnädig sein," usw. — Im Jahre 1608 erhielten[47] die Jesuiten eine willkommene Hilfe in den Mitgliedern der neugegründeten Bürgersodalität. Sie beteiligten sich jetzt an den Werken, wie sie die Studentenkongregation schon über ein Menschenalter übte: Sie unterrichteten und bekehrten Wiedertäufer und andere Häretiker, bedienten die Kranken, auch solche, die von der Pest ergriffen waren, führten den Sakramentengebrauch in die Familien ein, mehrten die Zahl der Schüler, bevölkerten die Katechesen, wirkten als Friedensstifter usw. Ähnlich lauten die Berichte über die Bürgerkongregation auch in den kommenden Zeiten. In diesem Jahre (1608) bewilligte[48] auf Bitten des rheinischen Provinzials P. Scheren Papst Paul V. allen Gläubigen der rheinischen Provinz und der umliegenden Gegenden, welche Kinder im Katechismus unterrichten, einen vollkommenen Ablaß. — Oft disputierten 1609 Katechismusschüler mit Häretikern, entlockten ihnen ihre Bücher und brachten sie den Jesuiten, damit diese sie reinigten. Der Erzbischof befahl im Jahre 1610 (wohl den Pfarrern), daß in allen Pfarreien der Stadt Katechesen gehalten werden sollten. Der apostolische Nuntius Attilio Amalteo wohnte den Katechesen bei und verteilte die Prämien mit eigener Hand. Angesehene Männer und Frauen wetteiferten, die Kinder durch Geschenke anzuspornen. Die Sodalen gingen in den Kirchen den Katecheten zur Hand. Im

[46] B. Duhr, a. a. O., II, 2, S. 19.

[47] Reiffenberg I, S. 427.

[48] B. Duhr, a. a. O., II, 2, S. 10. — Papst Gregor XV. erweiterte im Jahre 1622 diese Ablaßverleihungen und dehnte sie auf den ganzen Jesuitenorden aus. Die Ablässe gewannen die Katecheten, die Teilnehmer an den Katechesen, alle Personen, die für die Teilnahme warben, usw.

Digitized by Google

Jahre 1611 ist von den Gesängen der Katechismusschüler die Rede. Viele Leute zogen die Katechesen den Predigten vor oder stellten sie ihnen wenigstens gleich. Ein liebliches Schauspiel gewährten die ganz Kleinen, die kaum sprechen, ja kaum stehen konnten. Wenn auch manche Eltern in der Erziehung nachlässig waren, so brauchten doch die Patres bei den Kindern eher die Zügel als die Peitsche. Oft wurden die Katechesen durch Fragen der Kinder unterbrochen. Alle Monate wurden die Kleinen zu den Sakramenten geführt. — Zur Freude des Senates gingen die Jesuiten in der Katechese des Jahres 1612 gegen die lasziven Gesänge und gegen die herkömmlichen verdächtigen Tänze am Peterstage unter der Krone an den Kreuzwegen[49] vor. Die Stadt verbot sie sodann. Nicht selten sah man ernste Männer des Senates in Tränen ausbrechen vor Freude über die fromme Munterkeit und den Gesang der Kinder. So groß war der Eifer im Lernen und im öffentlichen Aufsagen, daß die Kinder, wenn ihnen keine Zügel angelegt würden, ihre Übungen mehrere Stunden hindurch fortsetzten. Selbst Häretiker spendeten den Patres Lob, wenn sie sagten: Die anderen Unternehmungen der Jesuiten seien keinen Pfifferling wert; die Katechese allerdings sei von ihren Arbeiten die bei weitem wertvollste. Durch diese Wertschätzung werden auch ihre Kinder zuweilen zur Katechese gelockt. Um die Osterzeit pflegten in Köln unter großem Volkszulauf Bittgänge veranstaltet zu werden. In diesem Jahre nahmen erstmalig die Katechesen daran teil. Jede Schule marschierte getrennt, wie unter ihrem Feldzeichen; nach frommen Melodien wurden heilige Lieder gesungen; diese neue Art gefiel dem Magistrat und dem Volke sehr und vermehrte nicht wenig das Wohlwollen den Katechesen gegenüber. — Im folgenden Jahre 1613 gingen bei der theophorischen Osterprozession die Katechismuskinder in fünf Gruppen unter ihren Fahnen, deren etwa 40 mitgeführt wurden. Es war noch neu, daß sich die Katechesen geschlossen an einer Prozession beteiligten. Alle Leute behaupteten, in Köln nie etwas ähnlich Schönes gesehen zu haben. Die Kinder marschierten Lieder singend in exakter Ordnung mit solcher Munterkeit und Frömmigkeit, daß sie aller Augen auf sich zogen — Im Jahre 1613 starb

[49] In einzelnen rheinischen Städtchen, z. B. in Boppard, besteht dieser Kirmesbrauch heute noch. Die Kronen über den Straßenkreuzungen werden vor und nach der Kirmes, deren jede Nachbarschaft ihre besondere hat, auf- und abgespielt, wobei die Burschen und Mädchen unter ihnen tanzen.

Digitized by Google

P. Konrad Hongenius im Alter von 70 Jahren. In den letzten Jahren pflegte er eine große Schar Katechismuskinder und Arme in der Jesuitenkirche zu sammeln und sie nach dem Unterricht mit Weißbrot und anderer Speise zu erquicken. Die Kinder gingen im Jahre 1617 regelmäßig zur Beichte, einige sogar freiwillig wöchentlich[50].

*

In den ersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, der einstweilen unser Land noch nicht in Mitleidenschaft zog, hatte der Jesuitenorden bei uns an intensiver und extensiver Wirksamkeit einen gewissen Höhepunkt erreicht. Das Fest der Heiligsprechung des Ordensstifters Ignatius und des Heidenmissionars Franz Xaver wurde, wie in anderen Jesuitenstädten, so auch zu Köln im Jahre 1622 acht Tage hindurch mit großer Pracht gefeiert[51]. An zwei Tagen fanden Prunkprozessionen statt, bei denen auch die Katechismusschulen eine Rolle spielten. Nur insoweit die Kinder des Volkes dabei auftraten, seien die Feierlichkeiten erwähnt. Die Prozessionen gingen von St. Andreas (der damaligen provisorischen Jesuitenkirche) aus. Zuerst kamen im Zuge die Katechismuskinder, in ihre acht Klassen abgeteilt. Vor jeder Abteilung wurde die Klassenfahne einhergetragen. Dann kamen die Sodalitäten, dann die Orden, unter diesen zuerst die Kapuziner usw. Auch das Domkapitel und der Nuntius Apostolicus Pietro Franzesco Montoreo beteiligten sich. Vier Jesuiten trugen auf Bahren die Statuen der beiden neuen Heiligen; zwei andere führten die kostbarste Reliquie des Kölner Kollegs einher: in einer vergoldeten Kiste, die zum Teil sichtbare Sutane des hl. Ignatius. Zwei Musikchöre spielten, dazwischen ertönten die Tubabläser des Kurfürsten, als Engel gekleidete Kinder streuten Blumen und trugen goldene Becher, aus denen liebliche Wohlgerüche emporstiegen. Die Katechismuskinder wurden von frommen Jungfrauen, den Direktricen ihrer Klassen, geführt. Sie schritten in auserlesener Ausstattung einher. Jeder Coetus erfreute sich seines bei den Stadtprozessionen üblichen Schmuckes. Dazu kamen aber noch eigens für dieses Fest gefertigte Fahnen, Rhythmen, Melodien, Lieder. Die meisten Kinder waren mit seidenen Blumen bekränzt; sie trugen in der einen Hand eine weiße Lilie, in der anderen den Rosenkranz und ihr

[50] Im Jahre 1619 wurde in Köln als siebente Sodalität die der Handwerkergesellen gegründet. Sie zählte gleich zu Anfang über 100 Mitglieder.

[51] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Reiffenberg II: I. H. Nr. 637.

Digitized by Google

Büchlein, aus dem sie fromme Hymnen sangen. Dazu führte jedes Kind noch irgendein Zeichen mit sich, das sich auf einen der beiden neuen Heiligen bezog, eine Tafel mit einem Anagramm, ein Bild, das ihre Person oder eine Begebenheit aus ihrem Leben darstellte, und dergleichen. Auch trugen die in ihre Klassen abgeteilten und Lieder singenden Kinder in der Prozession des Oktavtages als Opfergabe der Katechismusjugend schwere Kerzen in ihrer Mitte[83].

*

Besonderen Eifer bekundete im Jahre 1622 ein Mädchen, das bei den Jesuiten zu beichten pflegte. Es bewog verschiedene Pfarrer dazu, Katechesen zu halten und sammelte zu den Anfangsstunden die Mädchen. — So groß waren im Jahre 1624 Eifer und Munterkeit der Kinder, daß auch die Erwachsenen erstaunten. — Durch die Bemühungen des P. Wilhelm Boys wurden im Jahre 1625 in verschiedenen Bezirken der Stadt Mädchenschulen gegründet, die meist frommen Jungfrauen anvertraut wurden[83]. Es wurde ferner mit der Drucklegung eines Buches des Franziskaners Philipp Bosquierus begonnen, das den Titel führte „Der gefesselte Katechismus" und das schwere Verleumdungen gegen die Jesuiten enthielt. Durch einen Schüler der Franziskaner erhielten die Jesuiten davon Kenntnis. Sie wandten sich an den Nuntius Apostolicus Pietro Luigi Carafa. Dieser verbot die Fortsetzung der Drucklegung und tadelte scharf (wenigstens nach dem Berichte der Jesuiten) den erzbischöflichen Zensor Heinrich Siersdorff, weil er einer solchen Schrift die Approbation erteilt hatte. — Die Sodalität der Devotessen nahm sich der Katechesen an; sie sammelte in den verschiedenen Stadtteilen die Frauen und erwachsenen Mädchen und führte sie geschlossen in dieselben. Hieraus ergab sich ein großer Nutzen[84]. — Drei neue Mädchenschulen wurden 1629 er-

[83] Die Gesänge, welche „von den edlen und lieben Kindern" der Christenlehre in Köln gesungen wurden, erschienen auch im Druck: Geistlicher Triumphwagen, Köln 1622, elf Lieder mit Melodien (B. Duhr, a. a. O., II, 2, S. 23).

[83] Es handelt sich zweifelsohne um Mitglieder der Congregatio der Devoten, Devotessen, Jesuitissen. Jungfrauen dieser noch jungen Vereinigung widmeten sich später auch anderswo unter Leitung der Jesuiten den Mädchenschulen. Lange, aber vergebens hatte sich der Orden gegen die Übernahme einer speziellen Frauenseelsorge gesträubt. Auch jetzt noch drückt er sich zurückhaltend und vorsichtig aus.

[84] Die Kölner Jesuiten leiteten jetzt 8 Sodalitäten, 3 deutsche (der Bürger, der Jünglinge, der Handwerksgesellen) und 5 lateinische (des Klerus, der Herren und Philosophiestudenten, der Gymnasiasten, der Engel [Schüler der unteren Klas[illegible] Abteilung und untere Abteilung).

Digitized by Google

richtet und den gottverlobten Jungfrauen unterstellt. — Seit 1634 wurde der Sakramentenempfang an den höheren Festen durch die Fratres der Landkatechesen in den Dörfern eingeführt[55].

Wir stehen mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Diesseits des Rheines sowie zu Deutz, das der Kölner Stadtrat befestigt hatte, und Mülheim, das zum Bergischen Lande gehörte, wurden im Jahre 1635 Exhorten an das Militär gehalten[56]. Eine eigene Soldatensodalität wurde in diesem Jahre gegründet. Die Mitglieder wurden auf ihren Stationen katechisiert. Die Soldaten zeigten dabei großen Eifer und liefen von weither hinzu. Mit den Offizieren, die das Unternehmen freudig förderten, wurde für die zur Hälfte dienstfreien Soldaten Ort und Zeit abgesprochen. Viele Coeten wurden eingerichtet. Bei den einzelnen waren durchschnittlich etwa 260 Personen anwesend. Gewöhnlich wurde folgendermaßen vorgegangen: Zunächst beteten die Soldaten gemeinsam, dann sangen sie ein Lied, darauf wurde ihnen eine katechetische Ansprache gehalten, dann folgte der Schlußgesang. Die Soldaten standen dabei unter freiem Himmel im Kreis um den Katecheten. Viele zufällig vorübergehende Bürger blieben stehen. Die Soldaten waren begeistert und dankerfüllt; viele vergossen Tränen. Nach dem Gottesdienste pflegten viele Soldaten zu den Katecheten zu kommen; der eine lernte das Kreuzzeichen bilden, der andere ein Gebet, ein dritter wurde dann privatim in den Grundlagen des Glaubens unterrichtet, andere in der Beichtpraxis, oder wie sie sich gegen die Häresie schützen könnten. Es bildeten sich Gruppen von Soldaten, in denen das Leben der Heiligen vorgelesen, wo geistliche Lieder gesungen oder über eine religiöse Frage, z. B. ob ein dienstfreier Soldat die heilige Messe besuchen müsse, disputiert wurde. Die Jesuiten, die das Lager durchstreiften, um die Stationen zu pastorieren, gesellten sich auch zu solchen Gruppen und munterten sie auf. Viele Soldaten erweckten, wie der Berichterstatter meldet, den Vorsatz, niemals in den Kampf zu ziehen, ohne vorher gebeichtet zu haben. Es wurden 28 Soldaten konvertiert, ferner 6, bevor sie zur Hinrichtung geführt wurden. Charakteristisch für die Einschätzung des Soldatenstandes ist folgende Bemerkung

[55] In diesem Jahre wurde der Gottesdienst der Jesuiten aus St. Andreas in die eigene neuerbaute Kollegkirche zurückverlegt.

[56] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Reiffenberg II; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63.

Digitized by Google

des Annalisten: Manche Bürger wunderten sich, daß die Gesellschaft Jesu sich so zu den gemeinen Soldaten herablasse. — Ein weiteres neues Unternehmen kam in diesem Jahre hinzu, die Jesuiten sammelten das in der Stadt wohnende französisch sprechende Volk aus Frankreich, Lothringen und Belgien zu St. Notburg. Hier wurde es in einer eigenen Sodalität zusammengefaßt. In französischer Sprache wurde ihm regelmäßig gepredigt und Katechese gehalten. — Zweimal in der Woche wurde für die Bettler Katechese veranstaltet. Oft stellten sich etwa 400 dazu ein. Um die religiöse Unwissenheit zu charakterisieren, wird folgendes angeführt: Abgesehen von zwei Frauen aus Bayern, glaubten alle Bettler, im Kelche, den man nach der Eucharistie zu empfangen pflegt[57], sei das Blut Christi enthalten. Es gab auch solche, die bei der Kommunion die heilige Spezies aus der Hand des Priesters nehmen wollten, um sie sich selbst zum Munde zu führen. Heiratsfähige Mädchen[58] waren darunter, die noch niemals gebeichtet hatten. Auch bezüglich der Bettler trat eine Neuerung ein, die von nun an jährlich fortgeführt wurde. Am Tage vor Mariä Verkündigung, am 26. März, das war der Freitag vor Palmsonntag, führten die Jesuiten fast die ganze Bettlerschar, der sie Katechese zu erteilen pflegten, ungefähr 720 Menschen, in einer langen Bittfahrt zu den sieben Hauptkirchen der Stadt. Man nannte dies „den römischen Weg gehen". In der Halle von St. Aposteln wurde die Schar gesammelt und mit einer Spende frommer Leute erquickt. Es wurden ausgeteilt: $^1/_2$ Faß Heringe, 700 Pfundbrote, 3 Faß Bier. Nachdem die Bettler dann in der Kollegkirche die Predigt angehört hatten, wurden sie entlassen. — Es gab in Köln viele Kinder, die täglich schwer arbeiteten, aber doch im Vierteljahre kaum drei Taler verdienten und deshalb an Sonn- und Feiertagen bettelnd durch die Vorstadt und durch die Dörfer schweiften. Niemals besuchten sie den Gottesdienst. Auch für sie wurde eine Katechese eingerichtet.

[57] Der scyphus communicantium (Kommunikantenbecher) war im 17. Jahrhundert im Rheinlande noch vielfach in Gebrauch. Nach der Kommunion wurde Wein gereicht. In meiner Kindheit geschah dies z. B. noch zu Liebfrauen in Koblenz nach der Kindererstkommunion. Ob darin noch eine Erinnerung an den Laienkelch lag?

[58] Da viele Mädchen, die nach Köln kamen, um Dienst zu suchen, der Unzucht anheimfielen, stiftete in dieser Zeit ein Pfarrer ein Haus, über das die Stadt 4 Provisoren setzte. Hier fanden die Mädchen so lange Unterkunft, bis sie den Dienst antreten konnten. Zuerst kamen 5, dann 20, dann bald 50 Mädchen. Das Geld zum Unterhalt des Hauses wurde in der Stadt gesammelt.

Digitized by Google

In dem Hause, in dem sie zusammenkamen, baute ein Freund der Armen einen Altar. Fromme Leute errichteten eine Stiftung, so daß jedem Kinde bei der Katechese zwei Brote ausgeteilt werden konnten. Die Kinder wurden barfuß in einer Prozession durch die Stadt geführt. Das brachte ihnen 300 Paar Schuhe und Strümpfe ein. — Groß zeigten sich überall der Eifer und die Geschicklichkeit. Besonders wurde zu Mülheim fleißig Predigt und Katechese gepflegt. Hier wurde das Volk u. a. von folgendem Irrtume befreit: Es glaubte, die Sonntagspflicht sei schon erfüllt, wenn es bis nach dem Evangelium der Messe beigewohnt oder nur kurz die heilige Hostie angebetet habe.

Im Jahre 1636 wurde[59] die Soldatensodalität auf die Deutzer Besatzung ausgedehnt. — Die zweimal wöchentlichen Veranstaltungen für Bettler wurden fortgesetzt. Vor der Brotspende wurde eine Katechese gehalten. Die Bettler waren roh und religiös unwissend. Es fanden sich Sechzigjährige ein, die das Vaterunser und das Kreuzzeichen nicht kannten. Etwa 400 Bettler waren durchschnittlich anwesend. Furchtbar wütete die Pest. An ihr starb Elisabeth Nöthen, eine große Wohltäterin der Jesuiten, die deshalb auch in deren Gruft bestattet wurde. Sie gehörte der Vereinigung der Devotessen an. Die sehr wohlhabende Dame zeigte sich gegen die Armen überaus freigebig. „Die katechetische Jugend verstand sie fast mit ihren Augen zu regieren und im Gehorsam zu halten." Sie zählte also zu den Helferinnen in den Katechesen. — Die Landkatechesen der Theologiestudenten waren bisher auf die nächste Umgebung der Stadt beschränkt. Im Jahre 1637 dehnten sie sich bis zu entfernten Dörfern im Bergischen aus. Eine vorzügliche Ernte stand durch diese Landkatechesen zu erhoffen. Die Kirche eines aus dem vorigen Jahrhundert stammenden kölnischen Dorfpfarrers starrte vor Schmutz. Der Katechet regte die Bauern zur Anschaffung einer neuen Kirchenausstattung an. Der Küster sammelte zu diesem Zwecke 60 Taler. Der Katechet führte den Pfarrer so weit, daß er über die in der Seelsorge verbrachten 37 Jahre eine Generalbeichte ablegte. Er ließ in der Zukunft zu den Festen des Jahres Jesuiten kommen. In einem anderen Dorfe pflegten alle Gläubigen nach Empfang der Kommunion sofort nach Hause zu eilen; es wurde hier eine angemessene Danksagung ein-

[59] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63; Catalogus officiorum et personarum.

Digitized by Google

geführt. — Die im vorigen Jahre begonnenen Unternehmungen für die Franzosen zu St. Notburg nahmen ihren blühenden Fortschritt. Ein Vorstandsmitglied der Franzosensodalität aß Freitags Fleisch; er wurde dem Pater Vorsteher angezeigt und sofort entlassen. An der Feier des Ignatiusfestes nahm neben den andern Katechismen der Stadt in diesem Jahre auch der französische teil; in langem Zuge schritten die Kinder französisch singend und betend in der Prozession einher. Ein vornehmer Mann war davon so gerührt, daß er den aus der Kirche zurückkehrenden Franzosenkindern reiche Gaben spendete. Viel Volk vergoß beim Anblick Tränen. — Die noch junge Bettlerprozession in der Karwoche zu den sieben Hauptkirchen, via Romana genannt, erregte auch in diesem Jahre großes Aufsehen. Die Schar war in neun Klassen abgeteilt. Mit jeder Klasse gingen zwei Jesuiten. Die sonst so ausgelassenen Bettler, die betend und singend einherzogen, machten auf die Volksmenge, die an den Straßen sich aufgestellt hatte, einen tiefen Eindruck, besonders die blinden und verkrüppelten. Manches Almosen wurde den Jesuiten für sie zugesteckt. Ungefähr in der Mitte des Weges fand die Speisung statt, an der 640 teilnahmen. Zu St. Ursula folgte die Predigt. Zum Ignatiusfest wurden 300 Bettler in der Prozession geführt. — Durch die Katechese wurde im Jahre 1638 ein Wiedertäufer zu Mülheim bekehrt; er wurde zu St. Georg vom Kaplan unter großem Zulauf des Volkes getauft; bald darauf wurde er Mitglied der Handwerkersodalität. — In diesem Jahre erschien zu Köln[60] ein geistlicher Psalter, 450 Seiten zählend. Angehängt war ein „Katechismus in kurzen Fragen und Antworten, gestellt durch Petrum Canisium, der Societät Jesu Priester. Sampt dem gewöhnlichen Gebett, so vor und nach der christlichen Lehr vorgelesen, auch morgens und abends gesprochen wird." Der Verfasser ist P. Johann Heringsdorf. Die Lieder bergen wahre Perlen der Poesie. In der Vorrede an die Pfarrer der Erzdiözese Köln sagt der Verfasser: „Diesen katechetischen Übungen hilft der Gesang sehr, der die Gemüter selbst gegen ihren Willen mit sich fortreißt. Das hat auch die Häresie erkannt und so besonders in Deutschland durch die Süßigkeit des Gesanges Tausende dem Mutterschoß der Kirche entrissen. Den Spuren des hl. Ignatius und Xaverius folgend, haben deren Söhne bis auf den heutigen Tag mit derselben Liebe die Katechese gepflegt. Ihnen haben die Pfarrer der Erz-

[60] B. Duhr, a. a. O., II, 2, S. 19.

Digitized by Google

diözese überall die Katechese anvertraut und deren Bemühungen unterstützt." Deshalb widme er auch dieses Gesangbüchlein den Pfarrern und dem Seelsorgsklerus. — Bei der großen Bittprozession des Jahres 1639 am dritten Sonntage nach Pfingsten zur Erflehung des Friedens (Dreißigjähriger Krieg) zogen die zwölf Katechismen, darunter der französische, an der Spitze, es waren aber auch Kinder im Zuge verteilt. — Nach der zweimal wöchentlichen Katechese für die Bettler bei der Kartause wurde Brot nur an die verteilt, die dem Unterrichte beigewohnt hatten. An der nun schon eingebürgerten Bettlerprozession zu den sieben Hauptkirchen in der Karwoche nahmen in diesem Jahre 1100 Menschen teil. — Besonders von den Frauen und Mädchen wurden den Katecheten viele häretische, unzüchtige und verdächtige Bücher zum Verbrennen gebracht, Liebesbriefe wurden von ihnen selbst zertreten und dergleichen. Zu Worringen wurde die rechte Beichtpraxis erklärt und eingeführt. Die Jünglinge pflegten hier am Palmsonntage, an dem sie kommuniziert hatten, ein Tanz- und Trinkgelage zu veranstalten. Dies wurde abgeschafft. Eine Bittprozession trat an die Stelle, bei der die Kneipen leer standen. An Pfingsten pflegten bisher nur einige alte Frauen zu kommunizieren. Der Jesuit ging in 70 Familien von Haus zu Haus, um, mit vollem Erfolge, zur Pfingstkommunion einzuladen. Er sorgte für den Schmuck der Kirche, beschaffte ein neues Ziborium für 46 Taler und dergleichen. Ähnlich wirkten Jesuiten in zwei andern Katechismusdörfern. — In den Hauptstraßen der Stadt wurden zwei neue Mädchenschulen errichtet und geeigneten frommen Lehrerinnen anvertraut. — Samstags hielt die Militärsodalität ihre Versammlung. Sonntags wurden an den Stadtpforten und an 22 Lagerstationen mit den Soldaten Katechesen und andere religiöse Gespräche veranstaltet. Eine große Schar Passanten gesellte sich hinzu. Rosenkränze und Wachsagnusdei wurden verteilt. Ein ganz anderer Geist zog unter die Soldaten ein. Viele gingen jetzt monatlich zu den Sakramenten, wohnten täglich der heiligen Messe bei, führten häretische Kameraden den Patres zu.

*

Die Kataloge der Provinz sind uns seit 1636 teils handschriftlich teils gedruckt erhalten[61], allerdings lückenhaft. Ein Pater war

[61] Stadtbibliotheken Trier und Köln.

Digitized by Google

Leiter des Katechismuswesens; er wird genannt Präfectus, Präses, Exhortator oder Visitator catechismorum. Er wird wohl die Katechesen verteilt, den Stoff bestimmt, die methodischen Grundsätze vorgetragen, die Lehranweisungen für einen Komplex von Stunden erteilt, den Unterricht, vielleicht auch durch Hospitieren, beaufsichtigt haben. Er schrieb die Chronik der Katechesen. Als solche Leiter des Katechismuswesens werden uns genannt: 1636 ff. P. Adam Kasen (der die Chronik anlegte), 1648 ff. P. Johann Bilstein, 1656 ff. P. Heinrich Offermann, 1658 ff. P. Theodor Hasius, 1660 ff. P. Hermann Crombach, 1664 ff. P. Peter Hierath und P. Georg Piel, 1675 ff. P. Philipp Pfingsthorn. — In vielen Katalogen ist für den Katecheten ein Sozius namhaft gemacht, meistens ein Laienbruder oder ein Theologiestudent, wenn solche vorhanden waren, denn immer zog man zu zweien aus. Es werden auch Patres oder Fratres als Supplens in catechismis aufgeführt; sie sprangen ein, wenn ein Katechet verhindert war. Solange die vier theologischen Jahre in Köln absolviert wurden, beteiligten sich die Studenten rege an den Katechesen als Begleiter und als Lehrer. Als Lehrer wirkten sie vor allem in der Vorstadt, auf dem Lande und bei den Soldaten, seltener in der Stadt selbst. Hier und da werden im Dreißigjährigen Kriege auch Patres, die aus anderen Kollegien nach Köln geflüchtet waren, zur Katechese herangezogen, so waren z. B. im Jahre 1636 drei Patres peregrini beschäftigt. In normalen Zeiten besorgte ein Pater nur eine Katechese; nur eine Armen- oder Soldatenkatechese war hier und da von einem Stadtkatecheten verwaltet. Auch die ältesten und angesehensten Patres zogen auf Katechese aus, so zuweilen der Rektor des Kollegs, Professoren der Theologie, Schriftsteller, Männer, deren Namen in der Geschichte der Ordensprovinz eine Rolle spielt.

*

Mit ausgesuchter Pracht wurde im Jahre 1640 acht Tage hindurch das hundertjährige Bestehen der Gesellschaft Jesu gefeiert. Aus den langen Festberichten[62] führen wir nur das an, was sich auf die Katechese bezieht. Schon vor dem Jubiläumstage zog die Jugend Hymnen und Lieder singend durch die Straßen. Etwa 1000 Kerzen wurden von den Kindern geopfert; allein die

[62] Kölner Stadtarchiv: I. H. 7, 9, 30; Reiffenberg II; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63; Annus secularis S. J. admubratus ex anno temporali a gymnasio tricoronatu Ubiorum 1640; 372 S.

Digitized by Google

Katechismusmädchen von St. Brigida brachten über 100. Viele Rhythmen, Akklamationen und Deklamationen der Kinder fanden in der Kirche statt; auch ganze Katechismusdramen gingen über die Bühne. Wegen der relativen Neuheit der Erscheinung fiel besonders die französische Jugend von St. Notburg auf, die in französischen Liedern und Reimen mit den Deutschen um die Wette stritt. Von weither zogen die Dörfer und Städtchen mit ihrer Jugend zum Feste. Wegen der Unsicherheit der Wege durch das streifende Militär waren sie mit schweren Knüppeln bewaffnet. B. Duhr gibt in seiner Geschichte der Gesellschaft Jesu in den Ländern deutscher Zunge (II 2 S. 23) folgende Darstellung: „Mit besonderem Gepränge zogen die Katechismusprozessionen in Köln bei der Jahrhundertfeier der Gesellschaft durch die Straßen. ‚Ein katechetischer Aufzug aus der Pfarrkirche St. Laurentius' stellte dar ‚die christliche Kirche mit ihren fürnembsten Reichen und Provinzen', die dem hl. Ignatius für die Verdienste und Wohltaten, so ihnen von ihm erzeigt, Dank sagen und Lob singen. Ähnliche Darstellungen boten die anderen Katechismusprozessionen, die aus den einzelnen Pfarrkirchen in die Jesuitenkirche zogen. Am 5. August 1640, einem Sonntag, kamen vom Lande auch die Catechismi rurales (wo die Theologiestudenten des Ordens den Unterricht erteilten): Greise und Jünglinge, Herren und Knechte, groß und klein, Männer und Frauen. Aus Sürth, Weiß (bei Sürth) und Rodenkirchen zogen sie durch das Severinstor mit Gesang, Harfenspiel und Pfeifen zur Jesuitenkirche. Durch das Eigelsteinertor kamen die Bauern aus Bocklemünd, Bickendorf, Longerich und Merheim, andere Züge aus Fischenich, Kendenich und Brühl. Die einfachen Leute machten mit ihrem frommen Gesang und ihrer Musik einen großen Eindruck auf die Stadtbewohner, die in dichten Reihen die Straßen umsäumten." Aus diesen Zügen leuchtet deutlich die Katechismustätigkeit der Theologiestudenten des Ordens hervor.

*

Die Patres des dritten Probejahres nahmen sich im Jahre 1640 besonders des Unterrichtes des vagierenden Bettlervolkes an. Die Bettlerprozession auf der via Romana nahm ihren Fortgang mit 500 Teilnehmern. Wir werden sie in den kommenden Jahren nicht mehr erwähnen. — Die Stadtkatechesen waren so stark besucht, daß die letzten Reihen die Stimme der Katecheten kaum verstehen

Digitized by Google

konnten. Auch Lutheraner und Kalvinisten hörten mit großem Eifer zu. Die Landkatechesen bewirkten, daß die Jesuiten nun häufig von den Pfarrern Einladungen zur Aushilfe erhielten. — Die Devotessen der Ursulinen-Sodalität hatten auf Anregung und mit Hilfe der Jesuiten das Haus zum Salvator in der Friesenstraße (in vico Frisano) zu einem Asyl errichtet. Hier fanden Mädchen, auch solche besserer Herkunft, Aufnahme, um sie vor dem Straßenbettel und der Prostitution zu bewahren. Sonntags kamen auch hier arme Mägde und Töchter der vertriebenen (Dreißigjähriger Krieg!) Deutschen und Franzosen zusammen, um von einem Jesuiten in den Schulfächern, in Übungen der Frömmigkeit und im Katechismus unterrichtet zu werden.

Die Soldaten[63], die 1641 Sonntags auf den Wachstationen Exhorten empfingen, schritten, wie wenigstens der brave Chronist glaubt, ebensogern mit dem Gebetbuche wie mit Schwert und Spieß einher; auf ihren Wachen, wo es früher in der Rede schlimm herging, wurden jetzt fromme Gespräche geführt oder es wurde aus einem Gebetbuche eine Betrachtung verlesen. Nicht leicht fand man in Köln dank der Katechesen ein Kind, das in Glaubensdingen ganz unwissend war. — Eine ungeheuer große Menge Armer, vielfach Vertriebener, kam in Köln zusammen. Ihrer nahmen sich die Jesuiten mit häufigen Katechesen und Spenden an. — Die Militärseelsorge an den Pforten und bei den Wachen wurde im Jahre 1642 fortgesetzt, wenn die Franziskaner ihre Coeten auch schon aufgelöst hatten. Zu den Katechesen wurden die Soldaten durch eine Schelle, zum Gebet mit Hörnerklang zusammengerufen. — Der Gesandte des Königs von Frankreich wohnte dem Gottesdienste der Franzosen und ihrer Katechese fast stets bei. Monatlich wurde in der Franzosenkatechese Brot ausgeteilt. Die französischen Predigten und Katechesen zu St. Notburg wurden auch von vielen Vornehmen besucht. Der Apostolische Stuhl legte auf die Übungen zu St. Notburg reiche Ablässe. — Erstmalig wird in diesem Jahre die später besonders auf dem Lande stark verbreitete und rührig wirkende Katechismussodalität unter dem Titel Jesu, Mariä und Joseph erwähnt. — Abgesehen von den offiziellen Katechesen wurden die Armen bei der Kartause und an den Stadtmauern sowie die Soldaten an den Pforten besonders von den Patres des dritten

[63] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9. Die Kataloge der Provinz. Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63.

Digitized by Google

Probejahres oft besucht und unterrichtet. Unter den Soldaten wurden in diesem Jahre 23 von der Häresie absolviert, 8 Konkubinarier wurden getraut, 16 zur Hinrichtung vorbereitet und geführt; bei 19 Soldaten wurde das Todesurteil auf die Fürsprache der Jesuiten hin aufgehoben. Ein Jesuit zog unter Trommelschlag im Lager umher und sammelte die Soldaten zur Messe, Predigt und Katechese. Bei den einzelnen Regimentern wurden die Soldaten täglich durch den Klang der Trompete zu den gemeinsamen Gebeten gerufen, die Akte der Reue wurden ihnen vorgebetet und dergleichen. — Der Katechismussturm mit dem weiblichen Geschlechte wurde durch den Prinzen von Lothringen, Domdekan und Präfekt der Herrensodalität, wider Erwarten glücklich beigelegt. Wir sind über diese Angelegenheit nicht weiter unterrichtet. Jedenfalls aber handelte es sich, wie aus den Randnotizen hervorgeht, um eine Katechese im Dom, die mit den Franziskanern von der Observanz strittig war[64]. — Der Kölner Kanonikus und Historiker Ägidius Gelen schreibt[65] im Jahre 1645 über die Katechismustätigkeit der Kölner Jesuiten: „Die 12 Katechesen, welche die Patres in den verschiedenen Kirchen der Stadt jeden Sonntagnachmittag halten, lohnen gar sehr ihre Geduld und Liebe und tragen reiche Früchte, zumal Köln wegen Fernbleibens der Pest seit Menschengedenken eine so große Schar von Knaben und Mädchen nicht mehr gesehen hat." — Zu Mülheim wurde trotz der Kriegsschwierigkeiten die Katechese weitergeführt, obschon die Protestanten sich dagegen stemmten und sie durch Schreckmittel zu verhindern suchten. Auf ihre Einflüsterungen hin wurde der Katechet fast im Angesichte der Stadt von hessischem Militär gefangen genommen und abgeführt. Der Kölner Stadtrat trat jedoch für ihn ein. So wurde er wieder freigelassen und mit einem Paß versehen. Wie aus einer Bemerkung in der Geschichte des Kollegs zum Jahre 1657 hervorgeht, wurde im Jahre 1646 durch die Äbtissin von Essen ein Streit um eine Katechese glücklich beigelegt. Näheres ist darüber nicht bekannt. — Auch die erzbischöfliche Jesuitenmission wirkte mit reicher Frucht zur Freude vieler in Köln und Umgegend unter dem Militär; sie gründete u. a. 27 Katechismussodalitäten für Soldaten. Drei Jesuiten durchwanderten zu verschiedenen frommen Übungen morgens und abends die Lager, besonders flammten sie

[64] Vgl. das Jahr 1641.
[65] B. Duhr, a. a. O., II, 2, S. 26.



Digitized by Google

durch ihre Exhorten die Gemüter an. Auch eine große Zahl protestantischer Soldaten und Bauern pflegten den Übungen beizuwohnen. — Vom Weihbischof Georg Paul Stravius und vom Kölner Stadtrate wurde das Verbot eines deutschen Katechismus erlangt, der den Namen des P. Canisius trug, an vielen Stellen aber böswillig verfälscht war; so wurde der echte Canisius den Schulen zurückgegeben.

Um 1650 begannen[66] die Kölner Jesuiten, sich mit der Vorbereitung der Kinder zur ersten heiligen Kommunion zu befassen. Die feierliche und gemeinsame Erstkommunion bildete eine Neuerscheinung im kirchlichen Leben[67]. Es erschien[68] zu diesem Zwecke zu Köln im Jahre 1650 ein eigener kleiner Katechismus (24 Seiten). Es handelte sich um eine Übersetzung aus einem französischen Büchlein von P. Lorenz Chiflet S. J. — Unter den fünf auswärtigen Katechesen des Jahres 1652 blühte am meisten die zu Mülheim. Die Vorsteher der Katechismussodalität daselbst legten einen heftigen Streit bei. Es erwarben hier 200 Personen die Katechismusablässe; eine Katechismusfahne wurde für 10 Taler gekauft. — Daß auch die Laienbrüder als Begleiter der Katecheten Helferdienste leisteten, geht aus dem Nekrologe des Frater Johann Imichaus hervor: er hatte seine Freude daran, die Katechismuskinder im Gesang und im Gebet einzuüben. — Im Jahre zuvor hatten die Kölner Jesuiten aus Cremona Reliquien des aus Köln stammenden Martyrers Gerold[69] empfangen. Seine Verehrung einzubürgern, gaben sich die Kölner Jesuiten alle Mühe. Eine große achttägige Feier wurde veranstaltet; u. a. wurden Lieder zum Ruhme des hl. Gerold gedruckt und von der katechetischen Jugend gesungen[70]. — Im Jahre 1653 starb der Pater, dem wohl am wärmsten das Herz für die Katechese schlug: der Rektor des Kollegs P. Adam Kasen. Im Jahre 1605 war er in den Orden eingetreten. Wie er sich um die Geschichte des Hauses und des Gymnasiums

[66] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 7 und 9; Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63; Lit. an. gedr. Kataloge der Ordensprovinz.

[67] Vgl. A. Schüller, Die Jesuiten und die Erstkommunionfeier, Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein, Heft 107.

[68] B. Duhr a. a. O., II, 2, S. 15.

[69] Zu Köln im Jahre 1201 geboren, besuchte er als Büßer Rom und Compostela; im Jahre 1241 wurde er in Cremona getötet.

[70] Es weilten wieder 8 Priester des dritten Probejahres in Köln; unter großem Zulauf pastorierten sie in der Fastenzeit in 6 oder 7 Dörfern der Umgegend.

Digitized by Google

sehr verdient gemacht hat, so schrieb er auch die Geschichte der Kölner Katechesen. „Es gibt", so sagt sein Nekrolog, „kaum ein einziger Katechismus in Köln, den er nicht selbst eingerichtet oder erteilt, gefördert, vermehrt oder unter großer Mühe der Gesellschaft erhalten oder wiedergewonnen hat." — In Mülheim wurde in diesem Jahre durch die Katechese ein Mann und seine Frau von der Häresie bekehrt. — Im Jahre 1654 wurden 11 Kinder und von einem anderen Beichtvater 50 zur Erstkommunion vorbereitet. Sie wurden von den Jungfrauen (Devotessen) zur heiligen Tafel geführt. Dies bot der Stadt ein wundersames neues Schauspiel. An diesem Tage speisten die Kinder mit Erlaubnis der Eltern mit den Jungfrauen zusammen; sie wurden den ganzen Tag hindurch beisammen gehalten, damit die Sammlung in Christo nicht verflüchte. — Ein Stadtkatechismus hatte durch die Nachstellungen eines Nachbarpfarrers und einiger Ordensleute viel zu leiden. — In Mülheim, wo dauernd der Katechismus gepflegt wurde, empfingen zu Weihnachten 1656 670 Personen den Leib des Herrn. — Bei einer Stadtkatechese wird als Besonderheit angemerkt, daß acht Mädchen die fünf Hauptstücke des Katechismus vorwärts und rückwärts, ohne im geringsten zu stocken, zur großen Freude der Eltern und anderen Erwachsenen aufsagen konnten. — Den Mädchenschulen wurden im Jahre 1656 geeignete Vorsteherinnen verschafft, mit deren Hilfe eine große Zahl Kinder zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet wurde. — Die Katechese im Kapitol wurde im Jahre 1657 auch von der Äbtissin oft besucht; an der Monatsversammlung der Katechismussodalität daselbst nahmen auch viele adlige Kanonissinnen teil. In einer Nachbarstadt wurde unter großer Teilnahme der Katechismus erneuert und die Teilnahme daran vermehrt. — Um eine Stadtkatechese wurde von solchen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, ein ärgerniserregender Streit begonnen, aber rechtzeitig legte eine höhere Autorität sich ins Mittel.

*

Ein Streitfall in der Katechese zu St. Brigida[71] (1657 und 1658), der willkommene Einblicke in das Katechismuswesen überhaupt gewährt, ist damit schon angedeutet.

Vor vier Jahren hatten die Kölner Jesuiten in ihrer Kollegkirche

[71] Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, II. A. 63.

Digitized by Google

die feierlichen ewigen Gelübde der Devotesse Gertrud entgegengenommen. Diese Gertrud zeigte sich nun aber als undankbare Schülerin.

Folgende Ereignisse stehen im Hintergrunde: Die Katechese bestand zu St. Brigida etwa 40 Jahre. Ihre Fortdauer war öfter sehr gefährdet. Mehrmals wurde sie durch die Klugheit und Rührigkeit des Pater Adam Kasen vom Untergange gerettet. Im Jahre 1640 stand dieser Pater den beiden Jungfrauen Ginterthal und Verhorst mit Rat und Tat zur Seite, damit diese für 2000 Taler in der Linckgasse zur Errichtung einer dauernden Schule ein Haus kauften. Dieser Schule gegenüber, die in Zukunft den Kern der Katechumenen von St. Brigida abgeben sollte, fühlten sich die Jesuiten verpflichtet. Um ihren Bestand zu sichern, suchten sie alle in der Pfarrei St. Brigida oder in deren nächster Umgebung entstehenden Schulen im Keime zu ersticken; wenn ihnen dies nicht gelang, ließen sie wenigstens solche Konkurrenzschulen nicht zur Katechese zu.

Besagte Devotesse Gertrud gründete nun ohne Wissen des Jesuitenrektors, „den es nichts angeht", mit einer Genossin in der Klöckergasse im Hause zum Engel, das ihrem Vater gehörte und wo dieser das Taschenmacherhandwerk betrieb und einen Leinenladen eröffnet hatte, eine neue Schule. Den Jesuiten war diese Schule ein Dorn im Auge. Wohl um ihrer Schule einen gewissen Anstrich des Offiziellen zu geben, wenigstens aber, um sie im Ansehen zu heben, beanspruchte nun die Devotesse Gertrud in dem Katechismus St. Brigida einen Platz für ihre Schüler und für sich einen erhöhten Direktricensitz. Dieses Ansinnen entfachte den Kampf. Rektor des Jesuitenkollegs war damals P. Johann Pannhaus, Katechet zu St. Brigida P. Jakob Kritzradt. Der Katechet versammelte zunächst die 14 Jungfrauen, die zu St. Brigida in der Katechese als Direktricen tätig waren. Alle votierten: die Devotesse Gertrud und ihre Schule sind nicht zuzulassen; die bisherige Aufsicht genügt. Der Streit drohte, die ganze Katechese zu St. Brigida in Wirrnisse zu stürzen. Unter keinen Umständen durfte für die andern Katechesen der Stadt ein Präzedenzfall geschaffen werden.

Auf seiten der Devotesse Gertrud standen ihr Vater, ihre Schwester, ihre sonstigen Verwandten, Nachbarn und ein Kaplan. — Zunächst verließ Gertrud nun ihren ständigen Jesuitenbeichtvater und beichtete bald bei diesem, bald bei jenem Pater. Ihr ehemaliger

Digitized by Google

Beichtvater, P. Lotzius, jetzt in Aachen, schrieb ihr einen eindringlich mahnenden Brief: sie möge sich mit ihrer Schule an die Katechese zu St. Severin halten, in St. Brigida verursache sie nur Unruhe und Ärgernis. In demselben Sinne versuchte der Rektor des Kollegs P. Pannhaus auf sie einzuwirken. Die Präfektin der Devotessengenossenschaft aber drohte ihr, sie, wenn sie hartnäckig auf ihrem Sinne beharre, aus ihrer Vereinigung ausschließen zu lassen. All dies aber blieb ohne Erfolg. Mehrmals erschien sie mit ihrem Anhange um 1 Uhr in der Katechese zu St. Brigida, versuchte sich mit Gewalt einen Sitz zu erobern, teilte den Frauen, die nicht weichen wollten, Kniffe und Püffe aus, schrie in die Kirche hinein: „Es muß biegen oder brechen" u. dgl. Der Katechet ermahnte sie zunächst freundlich zur Ruhe. Da dies aber keinen Erfolg hatte, mußte mehrmals, um Tumult zu vermeiden, die Katechese früher abgebrochen werden. Schließlich wurde auf Befehl des Pfarrers die Katechese eine Zeitlang ganz ausgesetzt. Die Präfektin der Devotessen versammelte nun ihre 11 Assistentinnen; diese schlossen Gertrud wegen Ungehorsams aus ihrer Vereinigung aus. Ebenso rief der Rektor P. Pannhaus die Beichtväter des Kollegs zusammen und entzog ihnen die Fakultät, Gertrud Beicht zu hören. Der Pfarrer (vicarius perpetuus) von St. Brigida ermahnte Gertrud liebevoll, aber ernst und feierlich, von ihren rebellischen Unruhen abzustehen; er habe ein für allemal die Katechese seiner Kirche den Jesuiten übergeben und es diesen überlassen, alle Dispositionen zu treffen, um eine gute Ordnung aufrecht zu erhalten. Sollte Gertrud sich nicht im Gehorsam fügen, so werde er diesen Brief an sie in der Katechese verlesen lassen. Der Weihbischof Georg Paul Stravius, an den sich Gertrud wandte, verwies die Angelegenheit an den Pfarrer von St. Brigida und an den Prälaten von St. Martin als an den pastor primarius von St. Brigida. Dieser, der Abt Jakobus, wurde nun durch die Äbtissin von Nonnenwert, wo ein Bruder des Katecheten P. Kritzrath, ein Professe von St. Martin, Beichtvater war, im Sinne der Jesuiten beeinflußt. Er erließ einen energischen Befehl gegen die Unruhestifterin und ihren Anhang: Gertrud darf selbstverständlich wie jeder Katholik der Katechese beiwohnen; es steht ihr aber kein Sitz in circulo zu; ebensowenig ist ihre Schule als solche zugelassen. Zwei Jahre hindurch hatte sich der erbitterte und ärgerniserregende Streit hingezogen. Schließlich hatten sich die Gemüter besänftigt. Der Pastor von St. Laurentius hatte schon

Digitized by Google

während des Streites zu vermitteln gesucht. Im Juli 1659 legte er bei den Jesuiten Fürbitte für Gertrud ein. Nachdem diese prinzipiell gesiegt hatten, gaben sie nun faktisch nach; sie ließen nun Gertrud mit einem Sitz und ihrer Schule in St. Brigida zu, allerdings mit der Bemerkung: „non ut regeret, sed modeste sederet."

*

Der Streit der Kölner Jesuiten mit den Franziskanerobservanten um die Katechismuskinder von St. Alban läßt sich schwerlich genau datieren. Nach einer Bemerkung des P. Kasen[72] scheint er ins Jahr 1636 zu fallen. Schon seit 80 Jahren hatten die Kinder von St. Alban die Jesuitenkatechse zu Maria im Kapitol besucht. Unter Billigung des Pfarrers von St. Alban versuchten nun die Franziskaner daselbst eine eigene Katechese zu gründen. Sie behaupteten, nur wenige Kinder von St. Alban begäben sich tatsächlich zur Jesuitenkatechese nach dem Kapitol. Die Jesuiten erwiderten: St. Alban zählt etwa 200 Familien, von denen allerdings einige häretisch sind. Die Menge der Kinder von St. Alban ist so groß, daß bei der Katechese im Kapitol sechs Jungfrauen über sie die Aufsicht führen müssen. Wenn einige Kinder der Pfarrei St. Alban in der Katechese fehlen, so ist dies darauf zurückzuführen, daß sie von den Eltern zu Geschäften zurückgehalten werden. Sodann erhoben die Franziskaner den Vorwurf: Die Kinder werden in der Jesuitenkatechese im Kapitol so vernachlässigt, daß ein Kind oft in 7 bis 8 Wochen nicht zum Aufsagen kommt. Die Jesuiten geben diese Tatsache zu. Es sei aber, so führten sie aus, nicht nötig, daß jedes Kind in jeder Stunde aufsage. Dies sei auch auf dem Gymnasium nicht der Fall. Es gebe noch andere Aneiferungsmittel. Zudem falle den sechs Jungfrauen nicht einzig die Aufgabe zu, die Kinder zur Katechese zu führen. Diese Jungfrauen gehen auch, wenn ein Kind ihres Zirkels ausbleibt, in die Wohnung der Eltern und suchen die Kinder mit aller Freundlichkeit und allem Eifer zur Katechese anzulocken. Sodann sammeln sie die Kinder vor und nach der Katechese und üben mit ihnen ein, so daß jedes Kind wenigstens das Kreuzzeichen, das Vaterunser und die 10 Gebote kennt. Zudem lassen die Jungfrauen an allen Sonntagen, bevor der Pater in der Katechese erscheint, die Gebete, den Katechismus und dergleichen

[72] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 31.

Digitized by Google

von den Kindern öffentlich aufsagen. So ist vor der Katechese von den Jungfrauen schon viel geschehen. Vor dem Eröffnungsgesang geht sodann der Katechet selbst in der Kirche rund und hört bald diesen, bald jenen ab, besonders aber läßt er sich das Pensum der letzten acht Tage aufsagen. Er lobt, er teilt Prämien aus und dergleichen. Die Zensoren, die dabei die Aufsicht führen, können dies bezeugen. Wenn wir über den Ausgang des Streites auch nicht unterrichtet sind, so hat er uns doch einen erfreulichen Einblick in methodische Maßnahmen der Jesuitenkatechese gewährt.

*

Wir führen nunmehr unsere Chronologie der Kölner Jesuitenkatechesen weiter. Zum Jahre 1658 erfahren wir[73] zufällig, daß die Katechismuskinder die Kapelle des hl. Ignatius in der Kollegkirche mit Kerzen zu schmücken pflegten. — Im Jahre 1659 wurden Kinder zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet, darunter ganz ungebildete 17jährige. — Eine heimliche Schule, die die Häresie aussäte, wurde mit Hilfe der öffentlichen Gewalt, welche plötzlich in ihre beiden Häuser eingedrungen war, aufgelöst. — Viele Katechismusjungfrauen pflegen das Fasten, andere Werke der Abtötung und andere fromme Übungen. — In die Armenkatechese bei der Kartause wurde im Jahre 1660 eingeführt, daß am Schlusse alle mit dem Jesuiten auf den Knien die Lauretanische Litanei beteten, darauf den priesterlichen Segen und dann erst das Almosen empfingen. So hatte jeder Interesse, bis zum Schluß zu bleiben. Devotessen halfen auch wesentlich bei der Armenkatechese; ihre Zahl wächst; kürzlich wurden sie durch ein deutsches Büchlein, „Die Lilie unter den Dornen", erfreut, das die Kölner Jesuiten für sie drucken ließen. — Folgende Notiz wirft ein Licht auf die Tätigkeit der Katechetenbegleiter. Im Jahre 1662 starb der Laienbruder Bernhard Fuckerath, ein Konvertit, der als Maler den Kirchen und Sälen des Ordens manch treffliches Bild geschenkt hatte. Trotz seines Asthmas eilte er mit den Katecheten zu den Armen bei der Kartause, zu den Katechesen inner- und außerhalb der Stadt, besonders nach Mülheim. Er pflegte zum Unterricht der Kinder schön gezeichnete und gemalte Tabellen anzufertigen. (Solche kamen also nicht erst zur Zeit der Aufklärung durch Felbiger in Gebrauch.) — Ein Katechismus führte Pfingsten

[73] Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Köln, A. II. 63. Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 9, 642—656. Die Kataloge der Ordensprovinz.

Digitized by Google

1663 über 20 Mädchen zur ersten Kommunion. — Der apostolische Nuntius Marco Gallio wohnte öfter der Franzosenkatechese zu St. Notburg bei. Auch viele Erwachsene, darunter solche vom Adel, stellten sich ein. — Die Wirksamkeit der Katechese zu zeigen, wird 1666 folgendes Beispiel angeführt[74]: Die Jungfrau Gertrud Meyer aus dem Haus zum Römer in der Pfarrei St. Brigida ergriff, da nicht genug Priester da waren, die Sterbenden auf den Tod vorzubereiten, ein Kruzifix und betete folgendermaßen: „Du Kreuz bist, wie der Katechet gelehrt hat, der Baum des Lebens, unter dem die Seele ruhen und Gott dienen kann. Du bist die Leiter zum Himmel. Vor Schmerzen kann ich nicht ruhen und schlafen. In deinem Schatten aber, Kreuz Christi, will ich weilen.“ Als sie so und ähnlich den andern vorbetete, war sie selbst schon von der Pest ergriffen und mit Tränen in den Augen sank sie hin und starb. — Im Jahre 1667 hatte Papst Klemens IX. zu seinem Regierungsantritte einen Jubiläumsablaß ausgeschrieben. Groß war besonders der Eifer der Katechismusmädchen, ihn zu gewinnen. Die über sieben Jahre alt, aber zum Empfang der Kommunion noch nicht fähig waren, ließen sich vom Beichtvater dieselbe durch ein anderes Werk ersetzen. Schon die kleinsten Kinder fasteten. Wenn die Eltern sie ermahnten, ihr Frühstück zu essen, so nahmen sie dasselbe, von ihren Lehrerinnen dazu angehalten, Eile heuchelnd, lieber mit zur Schule; unterwegs aber schenkten sie das Butterbrot irgend einem Armen und blieben bis zum Mittag nüchtern. So hatten sie die Bedingung zum Ablaß erfüllt: Fasten und Almosen. — Es starben 1669 kurz hintereinander P. Jakob Kritzrath und der Laienbruder Sebastian Assenberg, die über 20 Jahre mit großem Eifer und Liebe zusammen sich jeden Sonntag zur Katechese nach St. Brigida begeben hatten. — Bei der Armenkatechese an der Kartause im Jahre 1673 blieben auch viele Protestanten, die den Jesuiten wenig holdgesinnt waren, stehen. Das Zeugnis stellten sie den Jesuiten aus: Der Vorwurf ist falsch, daß die Gesellschaft Jesu sich nur um die Reichen kümmert. — In diesem Jahre starb P. Werner Lottley (geboren 1621 in Boppard). Er hatte lange Jahre mit außerordentlichem Eifer die Katechese zu Mülheim versehen. Diese Stadt veranstaltete ihrem geliebten Pater ein Trauergeläute und ein Traueramt.

*

[74] Vgl. A. Schüller a. a. O.

Digitized by Google

Im Jahre 1690 wurden die Ursulinerinnen[75] in der Macchabäerstraße ihren alten Freunden, den Jesuiten, untreu. Wegen der Ruhr, die damals ganz allgemein im Rheinlande herrschte, hatten sie ihre Katechese zwei Monate lang geschlossen. Als nun ihre Schule wieder eröffnet wurde, schickten die Jesuiten zwei Patres zu ihnen wegen der Kirchenkatechese. Diese erhielten aber den kurzen Bescheid: Die Katechese sei bereits den Kapuzinern übergeben, und zwar für eine Stunde, die mit den Pfarrkatechesen nicht zusammenfalle. Die Jesuiten waren sich bewußt, daß auf ihrer Seite kein Grund zu dieser Änderung vorlag. Hiermit war aber der Boden vorbereitet für einen Streit um den Platz der Ursulinenkinder bei den Prozessionen. Seit ungefähr 50 Jahren hatten die Jesuiten die Katechese bei den Ursulinen erteilt. Seit über 100 Jahren (1586), so behaupteten die Jesuiten, geleiteten und begleiteten sie die katechetische Jugend der Stadt bei den Gottestrachten, Römerfahrten und anderen Prozessionen[76]. Es gab jetzt 13 feierliche Pfarrkatechesen in Köln selbst, die in herkömmlicher Ordnung sich beteiligten. Einzig die Franziskanerobservanten führten eine Katechismusklasse, und zwar die von Aposteln[77]. Alle übrigen zwölf Klassen wurden von den Jesuiten geleitet. Die Katechese der Ursulinen, von einem Jesuiten (1640) gegründet und bisher erteilt, beanspruchte nun, bei den Prozessionen unter eigener Fahne und Führung der Kapuziner sich der Pfarrkatechese St. Kunibert anzuschließen und so den Zug der Jesuitenschüler zu unterbrechen. Zu der Abänderung der Unterrichts- und der Prozessionsordnung erteilte der Weihbischof Johann Heinrich von Anethan schriftlich seine Erlaubnis, welche die Jesuiten allerdings „erschlichen" und „vorläufig" bezeichneten. Unter den vielen Gründen gegen die Änderung führten die Jesuiten auch folgenden historischen Gesichtspunkt an: Als früher (d. h. vor über 100 Jahren) in Köln die Häresie fast herrschte, haben die Väter der Gesellschaft

[75] Kölner Stadtarchiv: I. H. Nr. 33. — Die Ursulinen kamen, aus Holland vertrieben, im Jahre 1639 nach Köln. (Vgl. W. Kahl: Aus der Frühzeit der Lehrerinnenbildung, S. 21.) Schon bald danach (1640) begannen die Jesuiten für ihre Schule mit der Katechese.

[76] Diese Behauptung beruhte bezüglich der Zeit auf Irrtum. Erstmalig nahmen die Katechesen im Jahre 1612 an einer Prozession teil.

[77] Die Franziskanerpatres aus dem Kloster in der Olivengasse pflegten um 2 Uhr die Kinderlehre von St. Aposteln zu halten. (Stelzmann: Beiträge zur Gesch. der Pfarrei St. Aposteln, Gym. Progr. 1902.) Im Jahre 1588 war die Katechese zu St. Aposteln zu den Jesuiten gekommen; 1608 besorgten diese sie nicht mehr.

Digitized by Google

Jesu erstmalig (1586) in der Stadt und im Kurfürstentum Köln die Katechese eingeführt und die Jugend unter frommen Gesängen mit fliegenden Fahnen unter dem Jubel der Katholiken durch die Straßen geleitet. (Die Teilnahme der Katechesen an den Prozessionen erfolgte tatsächlich erst seit 1612.) Ein solches Schauspiel wurde vordem nie gesehen und war unerhört. Jetzt, nach mehr als 100 Jahren, sollte den Jesuiten die herkömmliche Ordnung und der kontinuierliche Besitz durch ein Nonnenkloster gestört werden. Die Jesuiten schlugen nun folgende Prozessionsordnung vor: An der Spitze möge der junge von Herrn von Groote gegründete (nicht von Jesuiten geleitete) Katechismus vom Elenden-Kirchhof[78] schreiten, dann der Kapuzinerkatechismus der Ursulinen, dann mögen in ununterbrochenem Zuge die zwölf Jesuitenkatechismen kommen. Die Ursulinen aber bestanden auf ihrem angeblichen Rechte, innerhalb der Jesuitenreihe bei der Katechese St. Kunibert zu marschieren. Nach langem Hin und Her ordnete schließlich der Kurfürst Joseph Klemens an, der Streit möge gütlich beigelegt werden durch den Regenten Siersdorf als Kommissar der Ursulinen und durch einen Jesuitenpater als Vertreter seines Kollegs. Über den Ausgang der Angelegenheit, die ein willkommenes Licht auf das Katechismuswesen der Stadt wirft, sind wir nicht unterrichtet. Jedenfalls kehrte aber der Katechismus der Ursulinen nicht zu den Jesuiten zurück.

*

Die Jahresbriefe 1690 berichten[79]: In verschiedenen Fabriken Kölns, wo die Hefe der Jugend, die von den Schulen nur ihre Armut fernhält, zum Strumpfwirken zusammenströmt, wurde Christenlehre erteilt. — Als der Stadtrat im Jahre 1697, um dem

[78] Jakob de Groote stiftete im Jahre 1655 das Collegium catechistarum, das ursprünglich aus zwei weltgeistlichen Doktoren der Theologie der Kölner Universität bestand. Diese hatten u. a. in einem gemieteten Raume Kindern und „Handwerks-Bursch" unentgeltlich Katechese zu erteilen. Das Unternehmen wurde im Jahre 1721 durch zwei weitere Stiftungen aus der Familie von Geyer erweitert. Es entstanden dadurch zwei neue Katechesen in den Pfarrkirchen St. Severin und St. Christophorus. Ähnliche Katechismusstiftungen für Weltgeistliche entstanden zu Köln im Verlaufe des 18. Jahrhunderts noch mehrere. (P. Miebach, a. a. O., S. 109.) Im Pfarrarchiv von St. Kolumba in Köln findet sich ein Aktenstück: Leges catechistarum ordinatae a praenobili et amplissimo domino Jacobo de Groote, 9 Pap. Seiten. Auf meine Anfrage an das Pfarramt wurde mir leider keine Antwort erteilt.

[79] B. Duhr, a. a. O., III, S. 23 und S. 615.

Digitized by Google

Bettel zu steuern, ein großes Armen- und Arbeitshaus errichtete, beauftragte er die Jesuiten, hier wöchentlich einen Vortrag zu halten. In zwei Jahren stieg die Zahl der Insassen auf 300 Männer und Frauen. Während dieser Zeit wurden im Arbeitshause 90 Personen auf den Tod vorbereitet, außerdem wurden 60 Kranke unterstützt.

Um diese Zeit hub, wie wir eben schon angedeutet haben, eine neue soziale Wirksamkeit der Kölner Jesuiten an. Seit einigen Jahren, so berichten 1705 die Literae annuae des Kölner Kollegs, durchstreiften wir weithin die Stadt, um das rohe Volk für die Christenlehre zu gewinnen. Wir gingen in die Werkstätten, in denen Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen die Fäden ziehen oder Wolle knüpfen oder irgendeiner anderen mechanischen Arbeit sich widmen. Eine gewaltig große Menge, die noch täglich anwächst, wurde hier für den Unterricht gewonnen. Die Jesuiten wurden in dieser Tätigkeit durch gottgeweihte Jungfrauen (Devotessen) unterstützt. Mit großem Eifer durchstreiften auch diese die ganze Stadt, gingen in die Wohnungen und Hospitäler und unterrichteten die kleinen Leute in den Grundlagen der Religion, in den Gebeten und Geboten und in der Art, segensreich den Tag zu verbringen. Durch Gespräche, Exempelerzählungen, fromme Lesung führten sie viele zur Reue. Den Armen spendeten sie Almosen, den Kranken dienten sie, den Sterbenden standen sie bei, überhaupt jedes Mittel ergriffen sie, sich um Gott und das Heil der Seelen verdient zu machen. Auch die Pfarrer waren über dieses neue Unternehmen des Lobes voll. Kinder, die vorher die Elemente der christlichen Religion nicht kannten, antworteten jetzt prompt auf Fragen, so daß sie Kindern guter Herkunft, die lange Jahre in der Schule geübt wurden, fast gleichkamen. Solche, die früher Scham- oder Gewohnheitssünden vom Sakramentenempfang abhielten, gingen jetzt mit den Jungfrauen (Devotessen) monatlich zum Tisch des Herrn. Stätten, die früher ein Werkplatz der Sünde schienen, sind wie umgewandelt. Das Fluchen und Schwören hört auf. (In diesen Dingen schaut der Berichterstatter wohl mit zu optimistischen Augen.) In diesem Jahre haben wir damit begonnen, den Unterricht nicht nur mehr in den Privathäusern zu erteilen, sondern auch stadtquartierweise an den Straßenecken die Elemente des Glaubens zu erklären. (Es wurde hiermit also die alte Praxis des Visitators P. Oliver Manare vom Jahre 1586 ff. wieder aufgenommen,

Digitized by Google

die ja auch der Gemütslage und den Ausdrucksformen des Pietismus und des Barock entsprachen. Viel exzentrischer, ja exotisch waren die Formen, in denen bald darauf in Befolgung der Segneri-Methode die Patres der gestifteten Volksmissionsbezirke das religiöse Gefühl auf den Straßen und auf der Kanzel zur Geltung kommen ließen). Den Gang der Straßenkatechesen wollen wir kurz auseinandersetzen: Wir beginnen mit dem Abhören der Knaben und Mädchen in den Hauptpunkten des Glaubens; besonderen Wert legen wir auf das, was sich auf den würdigen Empfang der Sakramente der Buße und des Altars bezieht. Der Ruf der neuen Art der Straßenkatechese pflegt sofort die ganze Nachbarschaft zu durcheilen. Viele Männer und Frauen jeden Alters eilen von überall aus ihren Häusern herbei. Wenn sich nun nach und nach eine große Menge um den Katecheten gesammelt hatte, ließ er sich von seinem Publikum Fragen vorlegen und löste sie. Sodann erzählte er eine gutgewählte Geschichte, die das Volk bewundern kann, die ihm gefällt, die auch zur Nachahmung geeignet ist. Dann werden Akte des Glaubens, der Reue und dergleichen erweckt, das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und dergleichen gebetet. Zuerst werden die Akte vom Katecheten frei (d. h. ohne Formel) dem Volke vorgeübt, dann erst folgt die Formel. Von dieser sagt er Satz für Satz vor, das Volk wiederholt im Chore. Zuletzt erteilt der Katechet den priesterlichen Segen, den alle kniend empfangen. Wie begehrt diese Straßenkatechesen sind, beweist die große Volksmenge, die zusammenströmt, sowie die Liebe und der Beifall, mit denen die Katecheten von Kindern und Volk empfangen und zurückbegleitet werden.

*

Die hergebrachten Katechesen fanden sich im Jahre 1705 in blühendem Stande. Auch zu Mülheim wurde das ganze Jahr hindurch, auch bei Regen und Frost, die Christenlehre erklärt. Die Christenlehrbruderschaft, die hier vernachlässigt darniederlag, wurde aufgerichtet; fast 500 Personen gesellten sich neu hinzu. In dieser Bruderschaft wurde im Hinblick auf die gemischte Bevölkerung monatlich Kontroverslehre, besonders über die Kennzeichen der wahren Kirche, vorgetragen. — Die Straßenkatechesen wurden 1706 fortgesetzt. Von allen Seiten strömte das Volk hinzu. An die Reliquien der Kollegskirche angerührte Bilder des hl. Franz Xaver, von denen man durch Auflegung Gesundheit erhoffte, wur-

Digitized by Google

den dabei in großer Zahl verteilt. Wenn nicht alle ein Bild erhalten konnten, schreckten die Leute auch nicht vor „frommem" Diebstahl zurück. — Im Jahre 1707 starb P. Christoph Spormacher (geboren 1630 in Köln). Er war ein vorzüglicher deutscher und lateinischer Prediger, der oft zweimal an einem Tage die Kanzel bestieg. Obschon ein Bruchleiden ihn quälte, begab er sich zur Sommers- und Winterszeit jede Woche zur Armenkatechese bei der Kartause. — Das große städtische Armenhaus wuchs trotz der engen und armen Zeit aus kleinen Anfängen empor. Die Jesuiten versahen hier den Dienst, besonders den der Katechese. In diesem Jahre wurde dem Hause ein neuer Flügel angebaut, der als Zuchthaus diente. Hier wurden Rückfällige einige Wochen bei Wasser und Brot zur Korrektion in Zellen untergebracht: unbotmäßige Söhne und Töchter, Knechte, leichtsinnige Gattinnen und Ehemänner. Auch hier widmeten sich die Patres der Seelsorge. — Im Jahre 1708 erfahren wir, daß Kinder von den Jesuiten zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet wurden. — Zu den Sonntagskatechesen in der Stadt und zu Mülheim kamen Werktags die Privatkatechesen in Werkstätten, in Kranken- und Waisenhäusern, an die Armen, an Soldaten auf der Wache, an verschiedenen öffentlichen Straßen und Wegen. Bei einer Straßenkatechese versammelten sich oft über 300 Personen. Diese Straßenkatechesen zielten auf die Grundwahrheiten, auf das Gebet und auf das praktische Leben ab. Vom Volke an den Straßen wurden dann die Jesuiten oft in die Häuser, besonders zu Kranken gerufen. Reiche Almosen wurden ausgeteilt, Knaben und Mädchen zur ersten heiligen Kommunion geführt. — Im Armenhause fanden sich 300 Insassen. Täglich begaben sich Jesuiten zur Hausseelsorge dorthin. Auf ihren Rat hin wurde die Anstalt in religiöser Beziehung reformiert. Eine neue Hausordnung wurde aufgestellt, die aber wohl allzustark den Gewohnheiten des Ordens nachgebildet war und uns heute für Laien als übertrieben anmutet. Um 5 Uhr Aufstehen, Gebet in der Kapelle, heilige Messe, bei der vorgebetet wurde. Dann wurden $^1/_4$ Stunde hindurch die Zimmer in Ordnung gebracht. Dann folgte Arbeit, die mit Gebeten und frommen Gesängen untermischt war. Darauf wurde die Jugend im Lesen und Schreiben unterrichtet. Um 12 Uhr: Mittagessen unter asketischer Lesung. Darauf Besuch in der Kapelle. Um 3 Uhr Litanei, um 4 Uhr Lesung aus einem geistlichen Buche, um 5 Uhr Rosenkranz,

Digitized by Google

um 1/2 8 Uhr Abendgebet. In diesem Arbeits- und Korrektionshause fanden Männer und Frauen jeden Standes, auch gemeine Straßenbettler Aufnahme. Viele waren religiös ganz unwissend. Ihre Seele wurde hier im Hause von den Jesuiten, auch durch Katechesen, soweit wie möglich, in Ordnung gebracht. — Im Jahre 1710 fanden an verschiedenen Stellen in den Straßen der Stadt und in den Militärstationen an der Stadtmauer Katechesen statt. Sodann wurde alle 10 Tage im Amtsgebäude beim Empfang der Löhnung an drei Stellen dem Militär eine Exhorte gehalten. Es wurde dabei gehandelt über den wahren Glauben, über Laster und Tugenden, über die Reue und über die drei göttlichen Tugenden. — 1712: Vor vier Jahren wurde nach dem Beispiele von Mülheim eine Katechismussodalität unter dem Titel Jesu, Mariä und Joseph in der Severinuskirche eingeführt. Inzwischen wuchs sie stark empor. An jedem vierten Sonntage im Monate wird sie unter großem Zulauf auch aus entlegenen Stadtteilen gefeiert. Drei Priester hören am Tage vorher und am Tage selbst bis Mittag Beicht. Unter ähnlichen Feierlichkeiten werden aber jetzt auch schon in anderen Kirchen der Stadt die Katechismusablässe gewonnen. Oft können in den einzelnen Kirchen vier und mehr Priester die Menge der Pönitenten nicht befriedigen. — Zum Jahre 1717 melden die Jahresbriefe ganz allgemein: Die Knaben und Mädchen des gewöhnlichen Volkes wurden fleißig in den Elementen des Glaubens unterrichtet. Nicht selten legten sie vor den vornehmsten Männern der Stadt solche Proben ihres Fortschrittes ab, daß diesen die Tränen in den Augen standen. Solche Tränen lagen allerdings der pietistischen Gemütslage nahe. — Nach erzbischöflicher Bestimmung (1718), die nachzuweisen uns allerdings nicht gelungen ist, konnten die Jesuiten durch die Pfarrer von niemandem ersetzt werden. Einzig wenn ein Pfarrer persönlich den Unterricht hätte erteilen wollen, wären sie gezwungen gewesen, vor ihm zurückzutreten. Diese behördliche Regelung fiel auch mit einem Beschluß der Pfarrer selbst zusammen. — Nicht wenige Katechismusschülerinnen[80] wurden zur ersten heiligen Kommunion geführt. Sie zeichneten sich durch Bußwerke und Wallfahrten aus. So groß war ihr Eifer, daß sie ihren Körper mit Bußgürteln quälten, daß sie ihre Arme mit Nadeln stachen, daß

[80] Wahrscheinlich ist bei der Erstkommunion fast immer nur von Mädchen die Rede, weil es sich um Schülerinnen der Devotessen handelte.

Digitized by Google

andere sich Scherben in die Schuhe steckten. Die Lehrer mußten schließlich dagegen einschreiten. (Auch hier leuchtet der extravagante Geist hervor, der sich so eklatant in dem Beiwerk der damaligen Segneri-Volksmissionen [Geißlerprozessionen, Geißelhiebe und Totenschädel auf der Kanzel und dergleichen] zeigte.) — Oft wurden im Jahre 1719 die Knaben und Mädchen, die von ihrer Hände Arbeit lebten, in entlegenen Straßen versammelt. Hier wurde diese sonst so rohe Jugend in den Grundlagen des Glaubens unterrichtet, ihre Sitten wurden gebessert, schlechte Lieder wurden ihnen abgewöhnt, sie wurden oft zur Beichte und Kommunion vorbereitet und dergleichen.

In den kommenden zwanzig Jahren sind sowohl die Jahresbriefe als auch die Kataloge an Nachrichten über die Katechese äußerst dürftig und allgemein gehalten. Es wird aber mehrmals ausdrücklich hervorgehoben, daß die Katechesen in der altgewohnten Weise weitergeführt wurden.

Im Sommer und im Winter wurden im Jahre 1733 Kinder zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet. Auch in diesem Jahre wird von exotischen Bußwerken der Kinder, gegen die Lehrer und Lehrerinnen einschreiten mußten, berichtet, von der Verletzung des Körpers mit Eisenspitzen, von Prozessionen mit Steinen in den Schuhen, von Geißelungen mit Haken an der Peitsche und dergleichen. — Die Volksschüler und die Tironen aus der Domschule, aus der Kollegialschule zu St. Andreas, aus den Pfarrschulen St. Lupus, Brigida, Klein-Martin, Jakob wurden im Jahre 1736 oft von ihren Lehrern geschlossen zur Beichte in die Jesuitenkirche geführt. Durch Ansprachen wurden sie vorbereitet. Im Jahre 1737 waren es schon Kinder aus acht Pfarreien.

*

Bekannt ist die große Propaganda, die der Jesuitenorden für seinen im Jahre 1726 heilig gesprochenen Jugendpatron Aloisius von Gonzaga entfaltete. Im Jahre 1729 wurde Aloisius vom Papste zum Patron der Jugend, besonders der studierenden, erklärt. An den Gymnasien setzte sofort ein energischer und ausgedehnter Aloisiuskult ein. Die Volksjugend hingegen blieb von dem neuen Heiligen anfangs ziemlich unberührt. Erst zu Beginn der vierziger Jahre, in Köln im Jahre 1742, gewann Aloisius in den Katechesen Boden. So weitschichtige Aloisius-Unternehmungen

Digitized by Google

wie Koblenz[81] erlebte allerdings Köln nicht. Die neue Jugendandacht blieb hier in bescheidenen Grenzen. Erstmalig wurden die Kölner Katechismuskinder zur Gewinnung der mit den sogenannten sechs aloisianischen Sonntagen verknüpften Ablässe im Jahre 1742 angeregt. Den kommunizierenden Kindern wurde ein zur Verehrung des Jugendpatrons von einem Kölner Jesuiten verfaßtes Büchlein ausgeteilt. Nach einer Predigt über den Heiligen wählten Knaben und Mädchen ihn feierlich zum Patron. Die Wahl wurde dann in den einzelnen Katechismen wiederholt. In den Schulklassen wurden Bilder des Heiligen angeheftet und solche mit den Regeln, unter denen jemand als Aloisiuskind gelten kann, durch die Stadt verteilt. Viele Eltern verpflichteten zu Hause ihre Jugend zu diesen Regeln nochmals.

*

Die Lehrerinnen (Devotessen) wurden, wie der Jahresbericht 1742 meldet, einstens (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) durch unseren (der Jesuiten) Eifer in die Schulen eingeführt; sie leiten jetzt noch die Jugend zu deren größtem Nutzen; wir bemühen uns ständig, sie auch anderswo in der Kölner Diözese einzubürgern. — Die Pfarrei St. Johann warf 1749 zum Ankauf von Prämien die Zinsen eines reichen Kapitals aus. — Die Katechesen beteiligten sich 1750 erstmalig am Xaveriusfeste (3. Dezember). Schon lange wurden von der Jesuitenklientel die zehn xaverianischen Freitage ähnlich begangen wie die sechs aloisianischen Sonntage. Beliebt gegen allerhand Gebrechen waren die an seine Reliquien angerührten Bilder der Heiligen. Unter den Klängen eines Musikchores mit Trompeten und Posaunen wurde in der Prozession die Statue des Heiligen von sechs Rhetorikern rundgetragen. Mit Lilien gezierte Knaben umringten sie. Seit diesem Jahre beteiligten sich auch die Katechismen mit ihren Fahnen an dem Zuge. — Zum Jubiläumsjahre 1751 erlebten die Pfarreien der Stadt Köln vier Monate hindurch zum ersten Male durch die Jesuiten große feierliche, missionsartige Volksexerzitien. Hierbei wurden die Kinder der einzelnen Pfarreien zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet und unter großen Feierlichkeiten in den Pfarrkirchen oder in der Jesuitenkirche zum Tisch des Herrn geführt. Im ganzen

[81] Vgl. A. Schüller: Die katechetischen Unternehmungen des Koblenzer Jesuitenkollegs im 18. Jahrhundert, Pastor bonus, 1926, S. 348 ff.

Digitized by Google

waren es über 700 Erstkommunikanten. — Im Jahre 1764 wurden[83] auch Kinder der Volksschulen durch Exerzitien zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet. — Zum Jahre 1771 heißt es: Besondere Sorgfalt wurde angewandt, die Jugend recht zu unterrichten, besonders die, welche zum Schulbesuche keine Gelegenheit hat; eine große Anzahl Kinder, besonders viele arme darunter, führten wir zur Erstkommunion. Eine große Zuschauerschaft bewunderte das fromme Schauspiel und lobte in hellen Tönen unseren Eifer.

*

Lange schwankten wir, ob wir unsere Darstellung chronologisch oder systematisch gestalten sollten. Wir entschieden uns für den ersten Weg, wenn wir dadurch auch kleine Wiederholungen mit in Kauf nehmen mußten, hauptsächlich, weil so die Ereignisse unverwischter, klarer und, ich möchte sagen, persönlicher vor den Leser hintreten. Das System des Jesuiten-Volksunterrichts in den einzelnen Perioden wird jeder bei der Lektüre sich leicht und schnell selbst konstruiert haben.

Die Kirchenkatechese der Kölner Jesuiten, die wir vom Zeitalter der Gegenreformation bis zur beginnenden Aufklärung verfolgt haben, spielte damals eine wichtigere Rolle als die Kirchenkatechese des Weltklerus im 19. Jahrhundert, weil sie der einzige offizielle Religionsunterricht war, der an das Kind herantrat. Erst die Aufklärung schenkte der Volksschule den systematischen Religionsunterricht. Bibel- und Katechismusstunden wurden hier erst möglich, als ein in Seminaren fachlich vorgebildeter Lehrerstand emporwuchs. Die Volks-Kirchenkatechese der Jesuiten steht im 16. Jahrhundert bereits methodisch abgeschlossen vor uns; nur unwesentliche Modifikationen erfuhr sie später. Es war ein straffes System, voll Klarheit und Gemütstiefe, das die Jugend fast der ganzen Stadt erfaßte, das auch mit köstlichen Beigaben wie Gesang, figurierten Prozessionen und ganzen Dramen sie begeisterte. Eine der oft 14 oder 15 Stadtkatechesen zählte oft

[83] Um ein Bild der Exerzitientätigkeit des Kölner Kollegs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu gewinnen, seien zwei Beispiele angeführt: 1764 Exerzitien in der Aula des Gymnasiums zur Vorbereitung auf die Erstkommunion, 5 Tage für die Bürger-, 8 Tage für die Herren-, 3 Tage für die Handwerkersodalität, an 20 Kleriker zur Vorbereitung auf die Weihen. 1770: Mehrere Privatexerzitien, Exerzitien in verschiedenen Klöstern, 8 Tage für die Herren-, 3 Tage für die Handwerkersodalität, 3 Tage für die Pfarrei St. Peter, 3 Tage vor Ostern für das Gymnasium.



Digitized by Google

mehrere Hundert Kinder. Die Katechese war wohlorganisiert durch Schöffen (Zensoren) und Direktricen, die nicht nur die Aufsicht führten, sondern auch den Stoff überhörten und das Elternhaus besuchten. Ein unübersehbarer Segen floß aus den Kirchenkatechesen der Jesuiten, denen diese ihre besten Kräfte widmeten, in die Zukunft der Jugend, in die Familien der Stadt, in die anderen Zweige der Seelsorge des Ordens. Die Jesuiten haben das Mädchenschulwesen der Stadt durch das Institut der Devotessen erst auf feste Grundlage gestellt und sich auch später desselben immer wieder angenommen. Sie trugen die Katechese hinaus auf die Straßen, hinein in die Armenhäuser, zu den Soldaten und zu den Bettlern. Man hat bisher die Tätigkeit der Jesuiten viel zu sehr fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des Gymnasiums und der Universität betrachtet; viel größer und wichtiger war die allgemeine Volksseelsorge des Ordens, von der die Katechese einen Spezialzweig darstellt. Die Katechese der Jesuiten, wie wir sie an dem Beispiele Kölns kennengelernt haben, wird an Organisation und Methode, an umfassender Wirksamkeit und besonnenem Eifer von keinem Unternehmen auf protestantischer Seite übertroffen[83].

*

Die Kataloge der Personen und Ämter in der niederrheinischen Ordensprovinz sind uns leider nur bruchstückweise erhalten, die älteren seit 1636 handschriftlich im Trierer Stadtarchiv (Jesuiten 1620/407) und die jüngern, etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, gedruckt in der Kölner Stadtbibliothek. Es lassen sich hiernach, allerdings sehr lückenhaft, folgende Katecheten des Kölner Kollegs nachweisen:

**St. Brigida:** 1636/44 P. Adam Kasen — 1644/46 P. Cornelius Lüttringhausen — 1647 P. Adam Kasen — 1648/71 P. Jakob Kritzradt — 1672/91 P. Philipp Pfingsthorn — 1692/94 P. Kaspar Kerich — 1695 P. Johann Lippmann — 1696 P. Ambrosius Wirich — 1697/98 P. Johann Lippmann — 1701/04 P. Johann Gerresheim — 1705 P. Heinrich Heinsberg — 1706 P. Franz Baustelle — 1707 P. Reiner Kytmann — 1708 P. Peter Gommersbach — 1709/10 M. Johann Flerstorf — 1740 P. Peter Greuter — 1741/54 P. Kaspar Hartzheim — 1766/70 P. Matthias Kerstgens — 1772/73 P. Josef Bachem.

**St. Christophorus:** 1636/38 P. Georg Reuter — 1640/42 P. Joachim Casmann — 1643 P. Heinrich Huiskenius — 1644/50 P. Johann Auerdungh — 1656 P. Paul Mylius — 1657 M. Theodor Hous — 1658 P. Karl Huiskenius — 1659/60 P. Johann Biermann — 1664 P. Johann Cronenberg — 1666/67 P. Johann Mehler — 1668/70 P. Paul Granvillier — 1671 M. Friedrich Stibar — 1672/73 P. Heinrich Nolden — 1675 P. Theodor Bataillis — 1676/78 P. Peter Dahm — 1679/80 P. Hermann Lith —

[83] Das Manuskript dieses Aufsatzes war im März 1927 abgeschlossen.

Digitized by Google

1681 P. Peter Steinen — 1682 P. Georg Schedelich — 1683 P. Anton Meuler — 1685/86 P. Kaspar Kerith — 1687 P. Johann Hermanni — 1688 P. Hermann Dalbenden — 1689 P. Johann Buckenius — 1691/96 P. Christoph Spormacher — 1697/00 P. Anton Peters — 1701/04 P. Arnold Mylius — 1705/08 P. Hermann Veeren — 1709/10 P. Kaspar Hartzheim — 1712/13 P. Quirin Cumbert — 1740 P. Thomas Mantels — 1741/44 P. Jakob Gerhardts — 1749/50 P. Pantaleon Eschenbrender — 1753/54 P. Josef Houben — 1766/73 P. Heinrich Frings.

**St. Columba:** 1636/38 P. Peter Buschmann — 1640/44 P. Hermann Busenbaum — 1646/47 P. Georg Piell — 1648/50 P. Johann Rosenthal — 1656/61 P. Peter Bousch — 1664 P. Nikolaus Elffen — 1665/66 P. Gerhard Fakin — 1669/73 P. Johann Helmann — 1675/79 P. Matthias Camphausen — 1679/83 P. Peter Gazen — 1685/86 P. Johann Thomae — 1687 P. Philipp Bourell — 1688 P. Hermann Jansen — 1689 P. Peter Moers — 1691 P. Kaspar Kerich — 1692 P. Hermann Steinsieck + M. Gottfried Knauff — 1693 P. Johann Lipmann + P. Gottfried Knauff — 1694 P. Sigismund Birken — 1696/98 P. Andreas Falkenberg — 1699/00 P. Adolf Herll — 1701/02 P. Friedrich Wintzler — 1703 P. Theodor Broich — 1704 P. Engelbert Beywegh — 1705/06 P. Matthias Heimbach + P. Egidius Schavoir — 1706/07 P. Matthias Heimbach — 1707/08 P. Peter Hertzig — 1708 P. Andreas Eschenbrender — 1709/10 P. Peter Hertzig — 1715 P. Franz Hertzheim — 1740 P. Josef Derkum — 1741/42 P. Johann Molitor — 1743/44 P. Johann Dürsfeld — 1749/54 P. Josef Derkum — 1764/65 P. Matthias Heimbach — 1766/67 P. Cornelius Metternich — 1769/70 P. Egidius Neissen — 1772/73 M. Aloys Brands.

**St. Cunibert:** 1636 P. Paul Aschberg — 1637/38 P. Johann Tachsonius — 1640/41 P. Conrad Ikinak (?) — 1642/44 P. Johann Bilstein — 1644/45 P. Hilger Arcken — 1646 P. Johann Bolthe — 1647/50 P. Heinrich Offermann — 1656 P. Adam Inden — 1657/59 P. Heinrich Holtrup — 1659/61 P. Winand Weidenfeld — 1664 P. Wilhelm Caspers — 1669/70 P. Philipp Pfingsthorn — 1672/73 M. Lothar Schweickart — 1675 P. Johann Frey — 1676 P. Johann Speller — 1677 P. Franz Bayart — 1678 P. Theodor Geiselbrun — 1679 P. Bernhard Widefeld — 1680 P. Johann Thomae — 1681/82 M. Johann Buckenius — 1683 M. Gabriel Dalmann — 1685/86 P. Martin Reuter — 1687 P. Gabriel Dalmann — 1688 P. Viktor Lamberti — 1689/95 P. Hermann Pfeilsticker — 1696 P. Heinrich Raguet — 1697/98 P. Peter Camp — 1699/12 P. Johann Hermanni — 1716/17 P. Leonard Colendal — 1740/43 P. Melchior Petri — 1749/54 P. Peter Mantels — 1764/65 P. Johann Hermanni — 1766/67 P. Winand Raaff — 1769/70 P. Arnold Brücken — 1772/73 P. Theodor Breuer.

**St. Georg:** 1636 P. Johann Tachsonius — 1637/38 P. Gottfried Rose — 1640/41 P. Albert Snick — 1642 P. Ferdinand Metzger — 1643/59 P. Johann Grothaus — 1659/61 P. Matthias Gamans — 1664 P. Peter Bousch — 1666/71 P. Nikolaus Elffen — 1672/73 P. Reiner Lennep — 1676/80 P. Paul Granvillier — 1681 P. Wilhelm Neumann — 1682 P. Gottfried Stuir — 1683 P. Christoph Spermecher — 1685 P. Matthias Branten + M. Paul Aler — 1687/88 P. Ernst Copper — 1689 P. Jakob Conten — 1691 P. Johann Tenhaeff — 1692 P. Cyrin Schluiter — 1693/08 P. Hermann Steinsieck — 1609/10 P. Kaspar Reuter — 1740/41 P. Heinrich Kritzer — 1741/42 P. Josef Vogelius — 1743/44 P. Bernhard Stein — 1749/50 P. Gereon Schumacher — 1753/54 P. Arnold Witges — 1764/65 P. Hermann Steinsieck — 1766/67 P. Johann Kreitz — 1769/70 P. Johann Queng — 1772/73 P. Tilmann Molitor.

**St. Laurentius:** 1636/44 P. Theodor Hasius — 1644/45 P. Heinrich Huiskenius — 1646/47 P. Hilger Arcken — 1648/49 P. Bernhard Habbel — 1649/50 P. Georg Piell — 1656/57 P. Johann Cronenburg — 1657/59 P. Georg Piell — 1659/61

Digitized by Google

P. Conrad Huiskenius — 1664/71 P. Georg Broy — 1672/73 P. Andreas Cronenburg — 1675/77 P. Kaspar Biesemann — 1678 P. Jakob Dens — 1678/79 P. Theodor Geisselbrun — 1681 P. Abraham Camp — 1682 J. Johann Thomae — 1683/85 P. Johann Lipmann — 1687/93 P. Anton Peters — 1694 P. Johann Moliaere — 1695/96 P. Peter Bonn — 1697/98 P. Hermann Mantels — 1699 P. Theodor Bordels — 1700/02 M. Hermann Steinfunder — 1703 P. Peter Hektig — 1704 P. Cunibert Bacques — 1704/06 P. Andreas Falkenberg — 1706/07 P. Alexander Martels — 1708 P. Johann Hartmann — 1709/10 M. Everhard Hellen — 1740/44 P. Johann Lamberty — 1749/50 P. Heinrich Derkum — 1755/54 P. Johann Reipkens — 1766/67 P. Jakob Weimer — 1769/70 P. Karl Beuth — 1772/73 P. Nikolaus Ferrosch.

**St. Lupus:** 1636/42 P. Johann Steinweg — 1643 P. Joachim Casmann — 1644 P. Cornelius Lüttringhausen — 1644/56 P. Theodor Hasius — 1657/60 P. Wilhelm Nackatenus — 1660 P. Adam Inden — 1660/73 P. Bernhard Hanius — 1675 P. Reiner Lennep — 1676/77 P. Johann Helmann — 1678/79 P. Jakob Mertens — 1679/80 P. Nikolaus Elffen — 1681/83 P. Peter Kirsch — 1685 P. Johann Petri — 1686 P. Johann Lipmann — 1687/93 P. Johann Thomae — 1694/95 P. Franz Nemhard — 1696 P. Heinrich Frisch — 1697/98 P. Anton Blesen — 1698/00 P. Peter Camp — 1703/04 P. Johann Sterck — 1705/08 P. Gottfried Mörckens — 1708/13 P. Hermann Steinsieck — 1740/42 P. Melchior Steffens — 1743/44 P. Gabriel Beckers — 1749/50 P. Gottfried Roelen — 1753/54 P. Heinrich Greuter — 1764/65 P. Jakob Sterck — 1766/67 P. Johann de Neumann — 1769/70 P. Ludwig Altzen — 1772/73 P. Johann Bernardi.

**Maria im Capitol:** 1636/38 P. Peter Hierath — 1640/44 P. Hilger Arcken — 1647/48 P. Heinrich Rose — 1648/49 P. Heinrich Crumbach — 1656 P. Johann Bartholomaei — 1657/61 P. Paul Mylius — 1664 P. Peter Herwartz — 1665/76 P. Johann Dickoff — 1677/83 P. Johann Frey — 1685/88 P. Ludolf Borgs — 1689/92 P. Heinrich Dalbenden — 1694 P. Johann Lipmann + M. Johann Falize — 1695 P. Johann Molinart — 1696/15 P. Hermann Pfeilsticker — 1740/42 P. Heinrich Lohe — 1743/44 P. Peter Daveringhausen — 1749/50 P. Johann Genneper — 1753/54 P. Josef Burscheid — 1766/67 P. Georg Thanisch — 1769/73 P. Johann Lintzenich.

**St. Peter:** 1636/38 P. Johann Bolthe — 1640/42 P. Johann Antoni — 1643/47 P. P. Bodo Gippenbüsch — 1648/69 P. Peter Hierath — 1669/70 P. Everhard Freyaldenhoven — 1670/71 P. Adolf Nerffen — 1672/73 P. Georg Broy — 1675/77 P. Simon Dercum — 1678/79 P. Johann Bondet — 1680 P. Conrad Weiß — 1681/82 P. Johann Friderici — 1683 P. Heinrich Klens — 1685 P. Gottfried Stuir — 1686 M. Philipp Boures — 1687/88 P. Paul Aler — 1689 P. Arnold Mylius — 1691 P. Adolf Wernekinck — 1692 P. Johann Sterck — 1693 P. Hermann Steinsieck + P. Johann Lamberti + P. Ambrosius Wyrich — 1694/95 P. Johann Lamberti — 1696 P. Johann Hermann — 1697/98 P. Jakob Tolmann — 1700 Philipp Weiler — 1701/03 M. Heinrich Heinsberg — 1704 P. Gerhard Koch — 1705/06 P. Heinrich Herzig — 1706/07 M. Heinrich Lölgen — 1709/10 P. Andreas Esser — 1713/17 P. Kaspar Reuter — 1740/41 P. Gabriel Beckers — 1741/42 P. Laurentius Nagelschmitz — 1743/44 P. Franz Wiegels — 1749/50 M. Hyacinth Berg — 1753/54 P. Johann Baur — 1764/65 P. Wilhelm Klespe — 1766/70 P. Franz Hoffmann — 1772/73 P. Hermann Schönbusch.

**St. Ursula:** 1636/42 P. Johann Baptist Berges — 1643/44 P. Johann Dickoff — 1644/47 P. Heinrich Akolk — 1648/49 P. Nikolaus Lehm — 1649/50 P. Matthias Merrhem — 1656/76 P. Hermann Crombach — 1677/83 P. Johann Dickoff — 1685/86 P. Matthias Losen — 1687/88 P. Jakob Filmbach — 1689 P. Adam Weiden-

Digitized by Google

feld — 1696 M. Thomas Stuir — 1697/98 M. Eustachius Neusorge — 1699/00 P. Hermann Mylius — 1701/02 P. Jakob Sterck + P. Winand Hesselmann — 1703 P. Peter von Heck — 1704 P. Theodor Badels — 1704/5 P. Daniel Creß — 1705/06 P. Gerhard Koch — 1706/07 P. Matthias Penten — 1715/17 P. Jakob Aushenricus — 1716/17 P. Hermann Steinsieck — 1740/42 P. Johann Dürsfeld — 1743/54 P. Johann Molitor — 1766/73 P. Johann Baur.

**St. Severin:** 1636/38 P. Johann Collenius — 1640/44 P. Heinrich Rose — 1644/45 P. Heinrich Kirchner — 1647 P. Johann Rosenthal — 1648 P. Arnold Mylius — 1648/50 P. Gottfried Otterstedt — 1656 P. Marzell Lotzius — 1656/58 M. Johann Packenius — 1658/60 P. Bodo Gippenbüsch — 1660/61 M. Ignaz Duraeus — 1664 P. Christian Winkelmann — 1665/67 P. Philipp Pfingsthorn — 1668/70 M. Walter Buschmann — 1670/71 P. Winand Bücken — 1672/73 P. Ignaz Wassenhofen — 1675/77 M. Bruno Gripenkoven — 1678 M. Wilhelm Becher — 1678/83 P. Johann Scheffers — 1685 P. Johann Übelgun — 1686 P. Heinrich Klins — 1688 M. Josef Kormann — 1689 P. Christian Spormacher — 1691 P. Stephan Bremmer — 1692 P. Johann Übelgun + P. Urban Münch — 1693 M. Johann Wolf — 1694 P. Matthias Kynder + M. Peter Nommerings — 1695 M. Peter Stamberg — 1696 P. Everhard Syndorf — 1697/99 M. Johann Gerresheim — 1700/02 M. Daniel Crest — 1703 P. Conrad Stummenius — 1704 P. Anton Hudig — 1705/06 P. Jakob Itten — 1706/08 P. Kaspar Callenberg — 1709/10 P. Heinrich Haubloch — 1715 P. Peter Groben — 1716/17 P. Jakob Franck — 1740/41 P. Simon Sarburg — 1741/42 P. Franz Mainone — 1743/44 P. Josef Steffens — 1749/50 P. Matthias Scherpenseel — 1753/54 P. Wilhelm de la Fontaine — 1764/65 P. Heinrich Kremer — 1766/67 P. Karl Doetsch — 1769/70 P. Josef Beyenburg — 1772/73 P. Friedrich Trimborn.

**St. Johannes Baptista:** 1749/50 P. Nikolaus Pürters — 1753/54 P. Anton Michels — 1766/73 P. Matthias Auer.

**Scholae Ursulinarum:** 1644 P. Johann Antoni — 1644/45 P. Johann Bilstein (visitator Ursulinarum scholarum) — 1656/57 P. Johann Bolthe (catechista apud Ursulinas) — 1657/59 P. Matthias Hamans — 1659/61 P. Johann Vietor — 1664 P. Wilhelm Godefridi — 1666/71 P. Gerhard Flörcken + 1670/71 M. Arnold Sprunk — 1672/73 P. Gottfried Mylius — 1676 P. Heinrich Drin — 1678 P. Johann Stüchges — 1678/80 P. Jakob Ravesway — 1681 M. Johann Mobart — 1682/89 P. Wilhelm Caspars.

**Katechese für Franzosen zu St. Notburg:** 1636/38 M. Wilhelm Pelerin — 1640/41 P. Claudius Diepens — 1643/45 P. Nikolaus Aubertin + 1644/45 M. Wilhelm Godefridi — 1646/47 P. Heinrich Kirchner — 1648 P. Matthias Franck — 1649/50 P. Heinrich Kirchner — 1656 P. Arnold Bärchmann — 1656/58 P. Matthias Franck — 1658/64 P. Johann Ruys — 1665/66 P. Wilhelm Godefridi — 1668/69 P. Peter de Nesve — 1669/70 P. Matthias Franck — 1670/73 P. Peter de Nesve.

**Soldatenkatechese:** 1637/38 P. Heinrich Rose in Deutz; P. Heinrich Thenen; M. Peter Seghomus; M. Bernhard Löper; M. Heinrich Kircher in Deutz; M. Matthias Rose; M. Matthias Ehmanns — 1640/41 M. Philipp Langenkamp auf dem Markt zu Cöln; M. Johann Metmann auf dem Markt zu Cöln; Christoph Merus; Caspar Becker; Nikolaus Amborni; Paul Cremerius; Georg Piel — 1642 Gerhard Thenen; Johann Velde; Johann Rosenthal; Caspar Estringhaus; Paul Cremerius; Konrad Prangen; Johann Westenberg; Johann Ruys; Johann Heesde — 1643/44 P. Heinrich Rose — 1648/49 werden 9 Jesuiten als „exhortator militum" bezeichnet. Die Militärkatecheten des Dreißigjährigen Krieges waren meist magistri; auch von den

Digitized by Google

vielen Flüchtlingen aus andern Kollegien und aus andern Provinzen, die sich in Köln aufhielten, verwalteten einzelne die Militärkatechese — 1675 M. Johann Hundt, exhortator militum + P. Johann Menghus.

**Katechese für Handwerker:** 1670/71 M. Jakob Rissen — 1672/73 M. Adam Weidenfelt — 1679/80 M. Hubert Breitfeld — 1681 M. Anton Peters — 1682/83 M. Matthias Branten — 1687 M. Ferdinand Richters — 1688 M. Lorenz Ofermanns — 1689 M. Bernhard Schorn — 1708 P. Kaspar Reuter.

**Armenkatechese:** 1636 P. Georg Reuter + 1636/38 P. Bernhard Eichrodt; das 17. Jahrhundert hindurch fanden die Armenkatecheten für die Bettler bei der Kartause statt — 1648 P. Peter Bruxellius + P. Bernhard Hackenfart — 1649/50 P. Marzell Lotzius — 1656/75 P. Johann Vietor — 1676 P. Theodor Battalius — 1677/78 P. Paul Granvillier — 1681/83 P. Johann Scheffers — 1685/96 P. Christian Spormacher — 1699 P. Andreas Schallenberg — 1704/10 P. Hermann Pfeilsticker; das 18. Jahrhundert hindurch fand die Katechese im Armenhause statt — 1740/41 M. Franz Mainone — 1741/42 P. Heinrich Greuter — 1743/44 P. Ludwig Tümmeler — 1749/50 P. Heinrich Weiers — 1753/54 P. Josef Topp — 1766/67 P. Johann Schüller — 1769/70 P. Karl Bogler — 1772/73 P. Johann Geygen.

**Mülheim:** 1636 P. Cornelius Lüttringhausen — 1637/38 P. Heinrich Bering — 1640/41 P. Johann Bartholomaei + P. Johann Zurstraßen — 1642 P. Theodor Triermann — 1644 P. Johann Bartholomaei — 1646/47 P. Andreas Mörß — 1648 P. Johann Crusius — 1648/49 P. Marzell Lotzius — 1656 P. Nikolaus Elffen — 1657 Arnold de Veldt — 1658 M. Heinrich Bröns — 1658/60 M. Friedrich Müllerus — 1660/73 P. Werner Lottlei — 1675 P. Bartholomäus Fibus — 1676/77 P. Andreas Thelen + P. Franz Bayard — 1678 P. Abraham Camp + P. Johann Thomae — 1678/80 P. Alexander Bayard — 1681 P. Anton Teichker — 1682 P. Heinrich Dalbenden — 1683 M. Johann Codonaeus + P. Hubert Breitfeld — 1685/86 P. Heinrich Dalbenden — 1687 P. Hermann Pfeilsticker — 1689 P. Kaspar — 1691 P. Franz Schmitt — 1692/94 M. Tilmann Hippertz + P. Friedrich Cremer — 1695 P. Adam Comes — 1696/98 M. Josef Averhausen — 1699 P. Andreas Falkenberg — 1700/02 P. Ambrosius Wyrius + P. Peter von Heck — 1703 P. Theodor Bordels — 1704 P. Ägidius Parent — 1704/06 P. Johann Zumpütz — 1707/08 P. Heinrich Venedier — 1709/10 P. Bartholomäus des Brosses + P. Wilhelm Penten — 1740/41 P. Ernst Mainone + P. Franz Gerhardts — 1742/44 P. Heinrich Kritzer + P. Valentin Dahmen + P. Ernst Mainone — 1749/50 P. Adolf Schmitz + P. Emmerich Haydrich — 1753/54 P. Martin Deuren + P. Andreas Leyen — 1764/65 M. Johann Zumpütz — 1766/67 P. Ludwig Altzen + P. Johann Pützfeld — 1769/76 P. Heinrich Gohr + P. Josef Topp — 1772/73 P. Matthias Kerstgens + P. Josef Pesgen.

**Aquisgranum** (?): 1670/71 P. Abraham Camp.

**Merheim:** 1698/99 M. Philipp Weiler — 1700 P. Ignatius Wedigh — 1701/02 M. Peter Hertzig — 1740/41 M. Laurentius Nagelschmitz — 1741/42 M. Peter Greuter — 1766/73 P. Georg Schumacher.

**Niehl:** 1685 M. Franz Knoppert — 1698/99 M. Ignatius Wedigh — 1700/02 M. Franz Ingen.

**Wahn:** 1659/60 M. Bernhard Wilken.

Digitized by Google

# Die österreichische Diplomatie am Hofe des Kurfürsten Clemens August von Köln 1740–1756.

Von

**Max Braubach.**

## 7. Die letzten Jahre des österreichischen Erbfolgekriegs. Der Kurfürst im Bündnis mit Frankreich (1746—1748).

Ungünstige Lage bei Hofe im Herbst 1746. — Gleichgültigkeit in Wien. — Besuch des Kurfürsten von der Pfalz in Bonn. — Vertrag Clemens Augusts mit Frankreich durch pfälzische Vermittlung. — Kurköln gegen den Kaiser in Reichsangelegenheiten. — Ungnade der Prinzessin Clemens von Bayern. — Widmann bei dem Kurfürsten in Mergentheim. — Holländische Anträge. — Neue Besuche des Pfälzers. — Französisch-kölnischer Vertrag vom 9. Juli 1747. — Ahnungslosigkeit Bossarts. — Geheime Verhandlungen mit Metternich. — Die Mission Lühes und ihr Mißerfolg. — Aunillons Abschied. — Enttäuschung Bossarts. — Guébriant. — Übergewicht der französischen Partei. — Krankheit des Kurfürsten. — Die Frage einer Koadjutorwahl. — Wiederaufnahme der Truppenverhandlungen seitens Hollands. — Einfluß Metternichs und Asseburgs. — Der Kurfürst und die Aachener Friedensverhandlungen. — Möglichkeit eines Umschwungs. — Metternich und die französische Partei behaupten sich. — Schlechte Aussichten.

Als der Resident Bossart im August 1746 wieder den Posten eines österreichischen Geschäftsträgers und Beobachters am kurkölnischen Hof übernahm, konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Aufgabe nicht sehr leicht oder angenehm sein werde. Denn daß in der letzten Zeit der durch die Subsidienverträge von 1743/44 aufgerichtete österreichisch-seemächtliche Einfluß ganz erheblich gefallen war und dagegen die französische Partei Terrain gewonnen hatte, ergab sich sowohl aus der politischen Haltung des Kurfürsten, als auch aus den Vorgängen bei Hofe[1]. Clemens August selbst war, wie Bossart zu seinem Leidwesen erkennen mußte, auf Wien gar nicht gut zu sprechen: Ihren Ursprung hatte diese Verstimmung wohl in der Nichtachtung, mit der angeblich Maria Theresia während der Krönung ihres Gemahls dem nach Frankfurt gekommenen Fürsten begegnet war[2]; die Verletzung seiner Eitelkeit

[1] Bericht Bossarts, 2. Oktober 1746. Wien: Staatskanzlei, Köln, 7.

[2] Vgl. Annalen 112, 53. — In einem späteren Bericht vom 30. September 1748 betont Bossart, daß sofort nach des Kurfürsten Rückkehr von Frankfurt die Abwendung von Österreich begonnen habe; er selbst habe seinerzeit diese Frankfurter Reise „wegen Höchstdessen mir genugsam bekannten Denkungsart und Eigensinn" für sehr schädlich erachtet. Vgl. auch die bei H. Gehlsdorf: Die Frage der Wahl Erzherzogs Josephs zum römischen Könige (1887), 33, mitgeteilten Äußerungen Clemens Augusts gegenüber dem hannoverschen Gesandten Bork im Jahre 1750.

Digitized by Google

aber hatten die Anhänger Frankreichs weidlich ausgenutzt, und Unvorsichtigkeiten Cobenzls, dem es zudem nicht gelungen war, den unheilvollen Zwist innerhalb der eigenen Partei beizulegen, hatten die Abneigung noch verstärkt. Von den Männern, die einst in den Jahren 1742 und 1743 den Abfall des Kölners von seinem Bruder hauptsächlich betrieben hatten, war der General von Wenge zwar nicht, wie der ihm übelwollende Cobenzl gehofft hatte, gestürzt und durch den Feldzeugmeister von Molck in seinen militärischen Ämtern ersetzt worden, er hatte aber „einen ziemlichen Partikel von seinem gehabten Kredit" verloren und spielte fortan politisch in der Tat keine Rolle mehr. Sein einstiger Helfer und späterer erbitterter Feind, der Geheimrat Steffné, konnte gleichfalls politisch als tot gelten; er war noch bei Hofe, besaß aber nicht die geringste Aussicht, in wichtigeren Dingen verwandt zu werden. Von den Mitgliedern des Ministeriums hielt Bossart zwar sowohl den Obristhofmeister Grafen Ferdinand Hohenzollern und seinen Bruder Anton, den Präsidenten der Finanzkommission, als auch den Freiherrn von Bornheim und den angeblich zur Zeit sehr einflußreichen Staatssekretär Föller für im Grunde „gut gesinnt", wobei er allerdings bei Föller anmerkte, daß er gar eigensinnig sei und mit ihm auf eine besondere, behutsame Art umgegangen werden müsse. Aber einmal hinderten die mangelnde Einigkeit zwischen ihnen und die Scheu des Obristhofmeisters vor kraftvollem Auftreten eine günstige Auswirkung ihrer „patriotischen" Anschauungen, und dann wurden vor allem ihre Absichten gehemmt und durchkreuzt durch die Einflüsterungen der französischen Faktion, als deren Haupt nach wie vor der intrigante, dem Kurfürsten unentbehrliche Domherr von Metternich zu gelten hatte, zu der sich auch nach des Residenten Ansicht trotz häufiger Ableugnungen der Obermarschall Freiherr Breitbach zu Bürresheim hielt[3], und die eine mächtige Stütze weniger an dem französischen Gesandten Aunillon als an der Nichte Clemens Augusts, der Herzogin Maria Anna von Bayern,

[3] Der französische Gesandte Aunillon bezeichnet in seinen Memoiren als französisch gesinnt den alten General v. Notthafft, die beiden Marquis de Trotti, den Obristkämmerer Baron v. Schurff und seinen Bruder Baron v. Thann, einen Finanzrat Behren (vgl. Chur-Cölnischer Hof-Kalender für 1760, 56) und den Finanzdirektor Braumann, während er unter die Gegner Frankreichs General v. Wenge, Baron v. Bourscheidt, Vizeobristhofmeister v. Breitenbach, Graf Hatzfeld und den Vizepräsident des Hofrats Freiherr v. Gymnich nebst seiner Gattin rechnet. Mémoires de l'abbé Aunillon, II, 171.

Digitized by Google

die seit einiger Zeit mit ihrem Gemahl, dem Herzog Clemens, am kölnischen Hofe weilte, fand.

Was nun die derzeitigen politischen Bindungen und Absichten des Kurfürsten betraf, so bestanden ja noch die Subsidienverträge mit den Seemächten; ein offener Frontwechsel, der sich vor allem in den Verhandlungen des Reichstags und der Kreistage über eine Beteiligung an dem fortdauernden Kriege zwischen Österreich und Frankreich hätte äußern müssen, war bisher keineswegs erfolgt. Man wollte vielmehr wissen, daß bisher alle noch so günstigen Anträge Aunillons abgelehnt worden seien[4], und daß auch die eifrigen Bemühungen der Herzogin Clemens um die Erneuerung der wittelsbachischen Hausunion mit der Spitze gegen Österreich „keinen Ingreß" gefunden hätten[5]. Als eine Bestätigung dieser Behauptungen der Minister durfte man wohl die Tatsache ansehen, daß der demnächst ablaufende Garantievertrag zwischen Kurköln und Hannover[6], um dessen Erneuerung der hannoversche Gesandte Schwichelt schon länger anhielt, am 22. September wirklich auf zwei Jahre verlängert wurde[7]. Trotzdem scheint man in Wien die zukünftige Entwicklung am Kölner Hofe verhältnismäßig ungünstig beurteilt und es vorerst für unnütz erachtet zu haben, größere Mühe aufzuwenden, um den Kurfürsten bei der Stange zu halten. Man hätte sonst gewiß an Stelle Cobenzls etwa den General von Molck mit der Wahrnehmung der kaiserlichen Interessen betraut, denn Bossart konnte seiner untergeordneten Stellung wegen entscheidenden Einfluß nicht gewinnen, zumal er ja seinen ständigen Wohnsitz in Köln hatte und nur ab und zu in Bonn oder Brühl erscheinen durfte. Kurz nach Cobenzl verließ auch Molck den Hof, nachdem er erkannt hatte, daß weder mit seiner Ernennung zum kommandierenden General der kurfürstlichen Truppen noch mit seiner Akkreditierung als österreichischer Gesandter zu rechnen

[4] Berichte Bossarts, 1. September u. 2. Oktober 1746. Wien: Staatskanzlei, Köln, 7. Berichte Cobenzls, 7., 10. u. 23. September 1746. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 35. Nach Cobenzl, der sich auf eine Äußerung des Obristhofmeisters zu Molck beruft, wäre der Antrag Aunillons auf einen Freundschaftsvertrag gegangen, durch den der Kurfürst sich gegen Subsidien verpflichtet hätte, in Reichs- und Kreissachen „quelque déference" für Frankreich zu zeigen. Vgl. auch L. Ennen: Frankreich und der Niederrhein (1856), II, 281/82; E. Zévort: Le Marquis d'Argenson (1880), 98.

[5] Bericht Bossarts, 22. September 1746. Wien: Staatskanzlei, Köln, 7.

[6] Siehe Annalen 112, 13.

[7] Bericht Cobenzls, 28. September 1746. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 35.

Digitized by Google

war[8]. Man mag in Wien wohl auf Grund von Meldungen über den schlechten Gesundheitszustand Clemens Augusts dessen baldiges Ableben erwartet haben; wenigstens war Bossart in erster Linie angewiesen, für diesen Fall alles vorzubereiten, um die Wahl eines österreichisch gesinnten Domherrn zu sichern[9]. Daneben hatte er allerdings auch noch die Aufgabe, bei Clemens August selbst, soweit es in seinen Kräften stand, die österreichische Meinung zur Geltung zu bringen.

Das erste wichtigere Ereignis, das die Aufmerksamkeit des Residenten nach Übernahme des Beobachterpostens auf sich ziehen mußte, war der Besuch, den der pfälzische Hof im Oktober 1746 auf der Reise von Mannheim nach Düsseldorf in Bonn abstattete[10]. In Begleitung seiner Gemahlin Elisabeth Auguste, einer Schwester der Herzogin Maria Anna von Bayern, und des Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken traf der junge Pfälzer Kurfürst Karl Theodor am 8. Oktober in der kölnischen Residenz ein, wo er in der großartigsten Weise empfangen wurde. Feste, Theateraufführungen, Maskenbälle und Parforcejagden in Bonn, Poppelsdorf und Brühl folgten aufeinander, bis Karl Theodor am 15. Oktober sich wieder von seinem geistlichen Kollegen verabschiedete. Daß während seiner Anwesenheit aber auch von Politik die Rede war, konnte man als sicher annehmen, denn ein Geheimnis war es kaum mehr, daß Kurpfalz, nachdem es sich im vergangenen Winter von neuem eng mit Frankreich verbunden hatte, jede Gelegenheit benutzte, um seiner und der französischen Politik Freunde zu gewinnen[11]. War es nicht möglich, daß der Pfälzer und seine Begleitung die letzten Bedenken gegen eine Verbindung mit der Österreich feindlichen Partei im Reiche ausräumen würden, die Aunillon, die Herzogin Clemens und Metternich bei Clemens August noch ge-

[8] Berichte Cobenzls, 9. u. 20. September 1746. Ebenda.

[9] Bossart ist in der Tat in dieser Richtung nicht untätig gewesen. Am 12. April 1747 sandte er an Maria Theresia eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse und Parteiungen innerhalb des Domkapitels: Als aussichtsreiche Kandidaten erschienen ihm danach die Grafen Josef und Max Königsegg, sowie der Graf Karl Ernst Truchseß, über deren erbauliches Leben und gute Gesinnung er rühmende Worte findet, unter Umständen auch der Fürstbischof von Augsburg, während der Kardinal von Bayern keinerlei Aussicht habe, „es wäre denn, daß einige hiesiger Kapitularen und Dompriester durch unzulässige Mittel auf andere Gedanken gebracht werden mögen". Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[10] Bericht Bossarts, 9. Oktober 1746. Wien: Staatskanzlei Köln, 7. Vgl. auch O. Redlich: Kurfürst Karl Theodor, Alt-Düsseldorf, Jahrg. 1924, Nr. 11.

[11] Über Karl Theodor und seine Politik vgl. K. Th. Heigel in Allgemeine Deutsche Biographie, XV, 250—258; die Instruktion für den französischen Ge-

Digitized by Google

funden hatten? Gewiß war dies keineswegs ausgeschlossen; indessen Bossart vertraute den Versicherungen, die der Obristhofmeister ihm nach der Abfahrt der Gäste gab, daß „nichts Widriges" vorgefallen, also kein den Interessen des Erzhauses abträglicher Beschluß gefaßt worden sei[12]. Daß der Kurfürst ihm gegen Ende des Monats durch Bornheim und Föller erklären ließ, die für zwei österreichische Kavallerieregimenter angeforderten Winterquartiere unter gewissen Bedingungen zu gewähren, mochte ihm als ein Beweis für die Richtigkeit der Aussage Hohenzollerns erscheinen[13].

In Wirklichkeit war Clemens August doch dem Ansturm der pfälzisch-französischen Partei erlegen. Man hatte ihm goldene Brücken gebaut, es sollte ihm keineswegs verwehrt sein, weiterhin die seemächtlichen Subsidien zu ziehen, er brauchte auch keinen eigentlichen Vertrag zu schließen, sondern hatte nur in einem Brief an den Kurfürsten von der Pfalz sich zur Neutralität im Kriege und zur Unterstützung der französisch-pfälzischen Richtung auf dem Regensburger Reichstag und den Kreistagen zu verpflichten, wofür ihm durch Vermittlung des Pfälzers alle vier Monate 25 000 Gulden Subsidien ausbezahlt wurden. Am 17. Oktober, also kurz nach der Abreise Karl Theodors, schrieb der Kölner in der Tat den gewünschten Brief. Er gab damit auch zur Erneuerung der Hausunion in pfälzischem Sinne seine Zustimmung. Triumphierend glaubte nunmehr der französische Außenminister Argenson seinem König versichern zu können, daß fortan alle österreichischen Bemühungen, das Deutsche Reich zu einer Aktion aufzurütteln, zum Scheitern verurteilt, daß man der Neutralität von dieser Seite sicher sein dürfte[14].

---

sandten Zuckmantel in Recueil des instructions, VII, Bavière, p. A. Lebon, 464/65; Zévort a. a. O. 67 ff.; M. de Flassan: Histoire générale de la diplomatie française (1811), V, 303; Journal et Mémoires du Marquis d'Argenson, par Rathery (1872), IV, 390 ff. Vgl. auch die Korrespondenz Friedrichs von Preußen und seiner Minister mit dem paderbornischen Obermarschall Asseburg in Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr., V, 104, 129, 130/31, 164.

[12] Bericht Bossarts, 19. Oktober 1746. Wien: Staatskanzlei, Köln, 7.

[13] Bericht Bossarts, 27. Oktober 1746. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[14] Die hier gegebene Schilderung ergibt sich vor allem aus den Memoiren Argensons, IV, 400—402 u. 421. Vgl. auch Aunillon a. a. O. II, 248; Flassan a. a. O. V, 306; Zévort a. a. O. 98; H. Gehlsdorf: Preußische und österreichische Reichspolitik (1905), 23. Vgl. auch das Schreiben Argensons an Chambrier vom 25. Oktober 1746 in Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr., V, 228.

Digitized by Google

Als im November Gerüchte von dem Vorgefallenen an das Ohr Bossarts drangen, stand er ihnen zunächst noch völlig ungläubig gegenüber. Mit Erstaunen habe er gehört, so schrieb er an den Reichsvizekanzler Graf Colloredo, daß der Kurfürst unter dem 17. Oktober „ein sogenanntes Circulare, welches von den französischen Ministris allenthalben als die erste Frucht der geheimen Einverständnis und Verbindlichkeit mit der Krone Frankreich angesehen und ausgestreut werde", erlassen habe; nach Rücksprache mit dem Obristhofmeister und mit Föller sei er aber geneigt, dies für „ein pures Hirngespinst" der Franzosen zu halten[15]. Da ihm die Minister auch versicherten, daß die Freundschaft zwischen ihrem Herrn und dem Pfälzer keineswegs sehr groß sei, sah der Resident auch in dem Gegenbesuch, den Clemens August in der zweiten Hälfte des November Karl Theodor in Düsseldorf abstattete[16], nichts als einen Akt der Höflichkeit. Erst im Laufe des Dezember faßte er stärkeren Argwohn, als ein neuerlicher Besuch des Pfälzers bei dem Kölner doch eine größere Intimität zwischen beiden erkennen ließ. Und wenn er zunächst auch noch meinte, daß ein etwaiger Beitritt Kurkölns zur Hausunion nur unter Klauseln geschehen sein könne, „so daß er nicht im mindesten praejudicierlich fallen werde", so ließ dann die ihm in den letzten Tagen des Jahres zukommende Nachricht, daß Metternich in Köln sich eine aus französischen Talern bestehende Summe habe auszahlen lassen, nur allzu deutlich erkennen, woher der Wind wehte[17].

Kurz darauf, im Januar 1747, kam es zu der ersten auch nach außen sichtbaren Folge des geheimen Einverständnisses zwischen Clemens August und der pfälzisch-französischen Partei im Reiche. Durch Abberufung ihrer Gesandten von der in Frankfurt tagenden Direktorialversammlung der vorderen Kreise suchten Pfalz und Köln diese Versammlung beschlußunfähig zu machen und dadurch die Bemühungen Österreichs, eine Assoziation der Kreise gegen Frankreich zu bilden, endgültig zum Scheitern zu bringen[18]. Es gelang Bossart nicht, einen Widerruf der Ordre zu erreichen: In der

[15] Bericht Bossarts, 17. November 1746. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[16] Vgl. Rheinischer Antiquarius III, 5, 322.

[17] Bericht Bossarts, 31. Dezember 1746. Wien: Staatskanzlei, Köln, 7.

[18] Bericht Bossarts, 30. Januar 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c. — Vgl. Aunillon a. a. O. II, 215 ff.; Ennen a. a. O. II, 284; Gehlsdorf a. a. O. 22 u. 37. Siehe auch Annalen 112, 59.

Digitized by Google

Audienz, die ihm am 26. Januar in Bonn gewährt wurde, beharrte der Kurfürst auf seinem Beschluß mit der Begründung, daß er genaue Neutralität beobachten und sich nicht in den Krieg drängen lassen wolle. Auf die Einwendung des Residenten, daß dahin ja die Absicht des Kaisers gar nicht gehe und nur Vorkehrungen getroffen werden sollten, um einen etwaigen Überfall Frankreichs auf das Reich abwehren zu können, berief sich Clemens August auf ein im verflossenen Jahre französischerseits abgegebenes Sicherheitsversprechen gegenüber dem Reiche, welches die vom Kaiser vorgeschlagenen Maßnahmen völlig überflüssig mache; würden trotzdem in Frankfurt oder auf den einzelnen Kreistagen Mehrheitsbeschlüsse im Sinne der kaiserlichen Anträge gefaßt, so sehe er sich gezwungen, in Gemeinschaft mit Kurpfalz feierlich Protest einzulegen[19]. Nach dieser Erklärung konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die österreichische Politik künftig in allen wichtigeren Reichsangelegenheiten mit der Gegnerschaft des Kölners zu rechnen hatte.

Bossart glaubte in seinen Berichten nach Wien immer wieder versichern zu müssen, daß das eigentliche Ministerium an der ungünstigen Wendung der Dinge keine Schuld trage, daß vielmehr Hohenzollern, Bornheim und Föller durchaus „patriotisch" dächten. Um so größeren Anteil an dem „widrigen Hergang" bei Hofe maß er der Prinzessin Clemens bei[20]. Freudig begrüßte er daher das sich gegen Ende Februar 1747 mehr und mehr verdichtende Gerücht, daß ihr Kredit plötzlich stark gefallen und der Kurfürst gewillt sei, „sich dieser kostbaren Visite zu entschlagen"[21]. Man hörte, daß er bereits öfters ohne Zuziehung der Prinzessin speise, und daß die Gräfin Seinsheim wieder Aussicht habe, die Gunst des

[19] Derartige Proteste wurden in der Tat auf dem fränkischen, oberrheinischen und kurrheinischen Kreistag eingelegt.

[20] Berichte Bossarts, 3. u. 9. Januar 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[21] Bericht Bossarts, 3. März 1747. Ebenda. — Über den Grund des Zerwürfnisses zwischen dem Kurfürsten und seiner Nichte berichtet ausführlich Aunillon in seinen Memoiren, II, 234 ff. Danach hätte der Hauptgrund in der Eifersucht Clemens Augusts auf seinen jungen Obriststallmeister Roll, dem die Prinzessin eine besondere Zuneigung entgegenbrachte, bestanden: „La duchesse, trop dissipée, quoique sincèrement attachée à nos intérêts, ne ménagea point assez le caractère jaloux de l'électeur. Il aurait voulu tout son attachement; il fut bientôt instruit que son grand écuyer obtenait plus du coeur de la duchesse qu'il n'en eût desiré pour lui-même; et dès ce moment la duchesse perdit beaucoup de son amitié et de sa confiance." Intrigen Metternichs, der sich mit der Prinzessin nicht vertragen habe, hätten dann die Ungnade Maria Annas besiegelt.

Digitized by Google

Fürsten zu erringen. Die Ungnade Maria Annas bestätigte sich: Eine schon Ende des vergangenen Jahres geplante Reise des Hofes nach Mergentheim wurde nun endgültig auf Anfang April festgesetzt, von dort aus sollte das Herzogspaar dann nach München zurückkehren. Wie der Resident wissen wollte, hätten beide auf die entsprechende Anzeige „aus Gift und Zorn" nicht gewußt, was sie tun oder sagen sollten[22]. Und noch mehr: Auch der französische Gesandte Aunillon hatte jeden Einfluß verloren, wobei allerdings mitgewirkt haben mochte, daß, nachdem im Januar sein Gönner, der Marquis d'Argenson, zurückgetreten war, sein eigner Hof ihm kein rechtes Vertrauen mehr zeigte[23].

Ob allerdings aus diesem Fall von zwei der wichtigsten Mitglieder der französischen Partei ein politischer Umschwung sich ergeben würde, war zunächst nicht sehr wahrscheinlich. Denn der gefährlichste „Partisan", der Domherr Metternich, genoß die Gunst seines Herrn in höherem Maße denn je[24]. Trotzdem riet Bossart dringend der Wiener politischen Leitung, doch während des Aufenthaltes des Kurfürsten in Mergentheim einen Diplomaten dorthin zu senden, um etwa sich bietende Möglichkeiten auszunutzen. Wirklich wurde der kaiserliche Gesandte beim fränkischen Kreis, Baron Johann Wenzel von Widmann, angewiesen, sich nach dem Hauptsitze des Deutschen Ordens zu begeben, um unter Umständen den Kölner zu „rektifizieren"[25]. Am 24. April traf Widmann in Mergentheim, wo Clemens August und seine Begleitung schon seit Beginn des Monats weilten, ein[26]. Er mußte indessen erkennen, daß von einer günstigen Wendung am kölnischen Hofe keine Rede sein konnte. In offensichtlichem Gegensatz zu seinem Kollegen Folard,

[22] Bericht Bossarts, 17. März 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[23] Schon bei den Verhandlungen mit dem pfälzischen Hofe im Oktober 1746 war Aunillon anscheinend völlig ausgeschaltet worden. Vgl. die Memoiren Argensons, V, 133 ff.

[24] Nach Aunillon a. a. O. II, 237, zog er aus jener Eifersucht des Fürsten auf Roll erheblichen Nutzen.

[25] Nota, 16. April 1747 (Instruktion für Widmann). Wien: Coloniensia, 8—12. Über Widmann, der uns auch später noch begegnen wird, vgl. C. v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 55/56, 248/49. Nach dem Urteil des preußischen Kanzlers Fürst, der ihn 1754 kennen lernte, war er „ein aufgeweckter, lebhafter und geschickter Mann".

[26] Berichte Widmanns, 25. u. 26. April 1747. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 42. Vgl. S. Brunner: Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts (1872), I, 33.

Digitized by Google

dem französischen Gesandten am fränkischen Kreise[27], wurde Widmann ein höchst unfreundlicher Empfang zuteil, und alle seine tastenden Nachforschungen führten zu demselben Ergebnis, daß trotz der bevorstehenden Trennung von der Herzogin Clemens die französische Partei fest im Sattel sitze, daß man einen Systemwechsel nicht erwarten dürfe. Soweit sei es gar gekommen, „daß jene, so noch gut gesinnt sind, davon nicht das geringste Merkmal blicken zu lassen sich getrauen". Zwar gab der Obristhofmeister dem Österreicher die feierliche Versicherung, „alle sich in Zukunft ergebenden günstigen Augenblicke zu ergreifen, um Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht eine gedeihlichere Denkungsart einzuflößen", auch Föller kam ihm „mit vielen schönen Worten" entgegen; aber des ersteren Einfluß erschien dem Gesandten gleich Null, und dem letzteren traute er nicht. Und keiner von beiden sei jedenfalls imstande, es mit dem alles geltenden Metternich aufzunehmen.

Trotz dieser schlechten Auskunft glaubte der Resident Bossart in Köln, nachdem der Kurfürst am 29. April ohne das bayrische Herzogspaar wieder in Bonn eingetroffen war, die Hoffnung auf eine künftige Besserung der Lage nicht aufgeben zu müssen. Zunächst rechnete er auf die Wirkung einer Erklärung des englischen Ministers Lord Chesterfield gegenüber dem kölnischen Vertreter in London, Champigny, in der mit der Einstellung der Subsidienzahlungen gedroht wurde, falls der Kurfürst nicht eine andere Haltung einnehme[28]. Vor allem aber hielt Bossart es nicht für aussichtslos, daß Clemens August sich durch neue Anträge der Generalstaaten auf Übernahme von Truppen in ihren Sold, die viel günstiger für den Kölner waren, als die früheren Vorschläge, umstimmen lassen werde. Im Laufe des April 1747 hatten französische Truppen das Gebiet der Republik, die bisher offen noch nicht am Kriege beteiligt war, angegriffen; der Vorstoß hatte jedoch das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung gehabt: Die Kriegspartei unter Führung des Prinzen Wilhelm von Oranien, der zum Generalstatthalter erhoben wurde, hatte die Zügel der Regierung an sich gerissen; sie schien gewillt, mit allen Kräften dem Angreifer ent-

[27] Vgl. über den chevalier Hubert de Folard (1709—1799) Recueil des instructions VII, Bavière, 319.

[28] Bericht Bossarts, 15. April 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

Digitized by Google

gegenzutreten[29]. Der in Belgien kommandierende österreichische Feldmarschall Graf Batthyani teilte nun Bossart mit, daß man holländischerseits alles aufbieten wolle, um sich womöglich der gesamten münsterschen Truppen zu versichern; er forderte ihn zugleich auf, seinerseits schon mit dem kurfürstlichen Hofe über die Angelegenheit Verhandlungen aufzunehmen[30]. Der Resident trat sofort mit den Mitgliedern des Ministeriums in Verbindung. Während nun zwar Föller Zweifel an einem Erfolge äußerte, schien der angeblich beim Kurfürsten sehr gut angeschriebene Kammerdirektor Falckenberg die günstige Aufnahme eines etwaigen Antrags annehmen zu wollen, da gerade zur Zeit sich der Geldmangel bei den fortdauernden hohen Ausgaben wieder überaus drückend bemerkbar mache. Auf diese Mitteilung Falckenbergs hin glaubte Bossart optimistisch urteilen zu können. Zur Zeit allerdings hielt er einen unmittelbaren Vortrag bei Clemens August noch nicht für angängig, da wiederum ein Besuch des Pfälzers bevorstand. Erfuhr dieser von dem Vorhaben der Holländer, so würde er wohl alles in Bewegung setzen, um es zum Scheitern zu bringen. Vielleicht aber, daß nach seiner Abreise sich eine günstige Gelegenheit ergab, den Kölner für die holländischen Pläne zu interessieren.

Vom 13. bis zum 20. Mai 1747 hielt sich Karl Theodor mit seinem ganzen Hofstaat einschließlich des bei ihm beglaubigten französischen Gesandten Marquis de Tilly als Gast Clemens Augusts in Schloß Augustusburg zu Brühl auf[31]. Bossart, der sich während dieser Zeit einmal zur Überreichung der Anzeige der Geburt eines Erzherzogs in Brühl einfand, machte dabei die betrübliche Feststellung, daß Metternichs Einfluß wohl auch dank der Unterstützung durch die Pfälzer noch weiter gestiegen war, daß der Kurfürst sich beinahe nur noch mit ihm unterhielt und beriet. Der Domherr schien nachgerade allmächtig zu werden; bei allen Audienzen war er zugegen und nach der Rückkehr des Pfälzer Hofes nach Düsseldorf wußte er es dahin zu bringen, daß Clemens August, dessen körperliche und geistige Beschaffenheit wieder sehr zu wünschen übrig ließ, sich nur von ihm begleitet zunächst nach

[29] Vgl. M. Immich: Geschichte des Europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789 (1905), 334/35.

[30] Berichte Bossarts, 1., 5. u. 13. Mai 1747 mit Schreiben Bossarts an Batthyani vom 12. u. 15. Mai 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[31] Rheinischer Antiquarius III, 5, 323. — Berichte Bossarts, 15. u. 21. Mai 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c, und Staatskanzlei, Köln, 8.

Digitized by Google

Poppelsdorf zurückzog und dann für kürzere Zeit sich nach Aachen begab[32]. Was nutzte es da, daß gleichzeitig „einer der größten kurfürstlichen Favoriten und stärksten französischen Partisanen, der Kammerdiener Molitor, nicht nur gänzlich disgraziiert, sondern auch wirklich in Inquisition gezogen" wurde! War nicht anzunehmen, daß Metternich seine Machtstellung auch politisch ausnutzen und seinen Herrn noch enger an Frankreich binden werde? Die Tatsache gab doch zu denken, daß kurfürstliche Beamte in Köln auf einen auf 25 000 Gulden lautenden Wechselbrief hin, der nach des Residenten Vermutung in Brühl durch Tilly überreicht worden war, Geld zu beschaffen suchten[33].

Überraschende Aufschlüsse, wie weit die Dinge bereits gediehen waren, erhielt Bossart dann Ende Juni durch die Einsicht in drei Berichte Tillys an den französischen Minister Puysieulx, den Nachfolger Argensons, die auf irgendeine Weise in die Hände österreichischer Kundschafter gelangt waren, und deren Inhalt ihm von Wien aus mitgeteilt wurde[34]. Es ergab sich aus diesen geheimen Schriftstücken, daß schon länger Verhandlungen über den Abschluß eines auf vier Jahre geltenden Subsidienvertrags zwischen Frankreich und Kurköln im Gange waren, die ohne Vorwissen des sowohl in Düsseldorf als auch in Paris mißliebig gewordenen Aunillon auf der einen Seite von Tilly und dem pfälzischen Minister Baron von Wachtendonk[35], auf der andern von Metternich geführt wurden. Hauptsächlich dank der Unterstützung Metternichs[36] war es Tilly

[32] Berichte Bossarts, 8. u. 23. Juni 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[33] Bericht Bossarts, 1. Juni 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[34] Weisung an Bossart, 14. Juni 1747 mit Berichten Tillys vom 8., 22. u. 28. Mai 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[35] Bonaventure de Tilly, marquis de Blaru (1701—1775), seit Ende 1740 Gesandter am kurpfälzischen Hofe. Vgl. über ihn Recueil des instructions VII, 432; Aunillon a. a. O. II, 169/70; Zévort a. a. O. 66. Über den pfälzischen Obristkämmerer und Außenminister Freiherrn Hermann Arnold von Wachtendonk siehe die Charakteristik in den Instruktionen für die französischen Gesandten am pfälzischen Hof, die seine Zuneigung zu Frankreich besonders betont: Recueil des instructions VII, 465, 487 u. 520.

[36] Tilly hebt in den erbeuteten Berichten die Bedeutung der Unterstützung seitens Metternich besonders hervor: „Metternich est si actif et si continuellement avec l'électeur de Cologne, qu'il étoit bien important de le gagner . . . Metternich étant si utile qu'on ne pouvoit trop faire pour lui et s'il peut faire le traité je crois qu'il faudroit lui donner une boite garnie de diamants avec le portrait du Roi." — Von dem Obristhofmeister war gesagt, daß man 10000 Gulden für ihn in Bereitschaft habe, aber vorerst seine weitere Haltung abwarten wolle; Tilly wollte bemerkt haben, daß sein Benehmen schon weniger unfreundlich sei als vordem.



Digitized by Google

Fürsten zu erringen. Die Ungnade Maria Annas bestätigte sich: Eine schon Ende des vergangenen Jahres geplante Reise des Hofes nach Mergentheim wurde nun endgültig auf Anfang April festgesetzt, von dort aus sollte das Herzogspaar dann nach München zurückkehren. Wie der Resident wissen wollte, hätten beide auf die entsprechende Anzeige „aus Gift und Zorn" nicht gewußt, was sie tun oder sagen sollten[22]. Und noch mehr: Auch der französische Gesandte Aunillon hatte jeden Einfluß verloren, wobei allerdings mitgewirkt haben mochte, daß, nachdem im Januar sein Gönner, der Marquis d'Argenson, zurückgetreten war, sein eigner Hof ihm kein rechtes Vertrauen mehr zeigte[23].

Ob allerdings aus diesem Fall von zwei der wichtigsten Mitglieder der französischen Partei ein politischer Umschwung sich ergeben würde, war zunächst nicht sehr wahrscheinlich. Denn der gefährlichste „Partisan", der Domherr Metternich, genoß die Gunst seines Herrn in höherem Maße denn je[24]. Trotzdem riet Bossart dringend der Wiener politischen Leitung, doch während des Aufenthaltes des Kurfürsten in Mergentheim einen Diplomaten dorthin zu senden, um etwa sich bietende Möglichkeiten auszunutzen. Wirklich wurde der kaiserliche Gesandte beim fränkischen Kreis, Baron Johann Wenzel von Widmann, angewiesen, sich nach dem Hauptsitze des Deutschen Ordens zu begeben, um unter Umständen den Kölner zu „rektifizieren"[25]. Am 24. April traf Widmann in Mergentheim, wo Clemens August und seine Begleitung schon seit Beginn des Monats weilten, ein[26]. Er mußte indessen erkennen, daß von einer günstigen Wendung am kölnischen Hofe keine Rede sein konnte. In offensichtlichem Gegensatz zu seinem Kollegen Folard,

[22] Bericht Bossarts, 17. März 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[23] Schon bei den Verhandlungen mit dem pfälzischen Hofe im Oktober 1746 war Aunillon anscheinend völlig ausgeschaltet worden. Vgl. die Memoiren Argensons, V, 133 ff.

[24] Nach Aunillon a. a. O. II, 237, zog er aus jener Eifersucht des Fürsten auf Roll erheblichen Nutzen.

[25] Nota, 16. April 1747 (Instruktion für Widmann). Wien: Coloniensia, 8—12. Über Widmann, der uns auch später noch begegnen wird, vgl. C. v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 55/56, 248/49. Nach dem Urteil des preußischen Kanzlers Fürst, der ihn 1754 kennen lernte, war er „ein aufgeweckter, lebhafter und geschickter Mann".

[26] Berichte Widmanns, 25. u. 26. April 1747. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 42. Vgl. S. Brunner: Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts (1872), I, 33.

Digitized by Google

dem französischen Gesandten am fränkischen Kreise[27], wurde Widmann ein höchst unfreundlicher Empfang zuteil, und alle seine tastenden Nachforschungen führten zu demselben Ergebnis, daß trotz der bevorstehenden Trennung von der Herzogin Clemens die französische Partei fest im Sattel sitze, daß man einen Systemwechsel nicht erwarten dürfe. Soweit sei es gar gekommen, „daß jene, so noch gut gesinnt sind, davon nicht das geringste Merkmal blicken zu lassen sich getrauen". Zwar gab der Obristhofmeister dem Österreicher die feierliche Versicherung, „alle sich in Zukunft ergebenden günstigen Augenblicke zu ergreifen, um Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht eine gedeihlichere Denkungsart einzuflößen", auch Föller kam ihm „mit vielen schönen Worten" entgegen; aber des ersteren Einfluß erschien dem Gesandten gleich Null, und dem letzteren traute er nicht. Und keiner von beiden sei jedenfalls imstande, es mit dem alles geltenden Metternich aufzunehmen.

Trotz dieser schlechten Auskunft glaubte der Resident Bossart in Köln, nachdem der Kurfürst am 29. April ohne das bayrische Herzogspaar wieder in Bonn eingetroffen war, die Hoffnung auf eine künftige Besserung der Lage nicht aufgeben zu müssen. Zunächst rechnete er auf die Wirkung einer Erklärung des englischen Ministers Lord Chesterfield gegenüber dem kölnischen Vertreter in London, Champigny, in der mit der Einstellung der Subsidienzahlungen gedroht wurde, falls der Kurfürst nicht eine andere Haltung einnehme[28]. Vor allem aber hielt Bossart es nicht für aussichtslos, daß Clemens August sich durch neue Anträge der Generalstaaten auf Übernahme von Truppen in ihren Sold, die viel günstiger für den Kölner waren, als die früheren Vorschläge, umstimmen lassen werde. Im Laufe des April 1747 hatten französische Truppen das Gebiet der Republik, die bisher offen noch nicht am Kriege beteiligt war, angegriffen; der Vorstoß hatte jedoch das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung gehabt: Die Kriegspartei unter Führung des Prinzen Wilhelm von Oranien, der zum Generalstatthalter erhoben wurde, hatte die Zügel der Regierung an sich gerissen; sie schien gewillt, mit allen Kräften dem Angreifer ent-

[27] Vgl. über den chevalier Hubert de Folard (1709—1799) Recueil des instructions VII, Bavière, 319.

[28] Bericht Bossarts, 15. April 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

Digitized by Google

während seines Aufenthalts im Gefolge Karl Theodors in Brühl gelungen, den Kurfürsten zur Zustimmung zu einer vertraglichen Abmachung zu bewegen. Bei der nächsten Zusammenkunft des Pfälzers mit dem Kölner, die für die nächste Zeit vorgesehen war, hoffte der Franzose den Abschluß herbeizuführen, falls er bis dahin im Besitze der nötigen Vollmachten war.

Diese alarmierenden Nachrichten veranlaßten den Residenten, sich am 1. Juli nach Bonn zu begeben, um dort mit den Mitgliedern des Ministeriums Fühlung zu nehmen und sie zu energischem Widerspruch gegen den geplanten Vertrag aufzurufen[37]. Sowohl der Obristhofmeister Graf Hohenzollern, als auch Bornheim und Föller versicherten ihm, von den Verhandlungen Wachtendonks und Tillys mit Metternich nichts zu wissen. Dabei klagten jedoch die beiden letzteren, daß der Obristhofmeister zwar oft verspreche, dem Kurfürsten nachdrücklichst zuzureden, „allein wenn es erfordert wird zu reden, so schweigt er still und kann gleichwohl nicht leiden, daß wir etwas sagen, indem er als erster Minister sehr jaloux ist und solches ihm nur zuständig zu sein prätendiert". Bei einer am 3. Juli stattfindenden gemeinsamen Besprechung redete Bossart Hohenzollern ins Gewissen, indessen dieser berief sich darauf, daß er noch am vergangenen Abend unter Hinweis auf neue Mitteilungen Champignys über drohende Äußerungen Lord Chesterfields Vorstellungen erhoben und der Kurfürst ihm darauf auf seine priesterliche und fürstliche Parole versichert habe, noch keinerlei Abmachungen mit Frankreich getroffen zu haben. Obwohl nun bekannt wurde, daß der Pfälzer Hof zur Feier der Poppelsdorfer Messe in den nächsten Tagen abermals erwartet wurde, kehrte Bossart doch in etwa beruhigt nach Köln zurück. Allzusehr baute er einerseits auf den guten Willen, andererseits auf den Einfluß der Minister. Sie hatten ihm noch beim Abschied beteuert, daß ein Vertragsabschluß ohne ihr Zutun gar nicht möglich sei; auch daß etwa die soeben eingetroffene Nachricht vom Siege des Marschalls Moritz von Sachsen über die vereinigten österreichisch-seemächtlichen Truppen bei Laveld von der französischen Partei benutzt werden könnte, um den Kurfürsten vollends zu gewinnen, war von ihnen als völlig unwahrscheinlich bezeichnet worden.

Vierzehn Tage lange beging man die Poppelsdorfer Messe in Gegenwart des gesamten kurpfälzischen Hofstaats mit Festlich-

[37] Bericht Bossarts, 7. Juli 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

Digitized by Google

keiten aller Art[38]. Hinter dem Schleier der Vergnügungen aber vollzog sich entgegen den zahlreichen Bossart zuteil gewordenen Versicherungen der enge vertragliche Anschluß des Kurfürsten an Frankreich[39]. Am 9. Juli unterzeichneten Tilly und Metternich die Urkunde, durch die sich Clemens August gegen monatliche Subsidien von 20 000 Gulden zu freundschaftlicher Neutralität gegenüber dem allerchristlichsten König und zu gemeinsamem Vorgehen in allen Reichsangelegenheiten verpflichtete. Auch enthielt der Vertrag das Versprechen des Kölners, während der Dauer des Bündnisses[40] keine Truppen an irgendwelche Mächte zu überlassen, die in Feindschaft gegen Frankreich ständen. Daß der Vertrag mit den Seemächten noch nicht abgelaufen war, darum kümmerte man sich nicht. Da das neue Abkommen streng geheim gehalten werden sollte, hoffte Clemens August wohl, auch von ihnen fernerhin noch Subsidien ziehen zu können. Indessen wenn auch — was vorauszusehen war und auch bald wirklich eintrat[41] — infolge der fortdauernden Vertragsverletzungen die Drohungen Lord Chesterfields wahr gemacht wurden, so wogen ja die französischen Subsidien die der Seemächte auf, und zudem mochte der Kurfürst damit rechnen, bei einem Zusammengehen mit Frankreich, das ihm im Falle von kriegerischen Schädigungen die Erhöhung der Subsidien auf 40 000 Gulden garantierte, überhaupt besser zu fahren. Daß Metternich nicht leer ausging, versteht sich von selbst. Auch der Obristhofmeister scheint es schließlich für vorteilhafter erachtet zu haben, sich an dem Geschäft gegen ein ansehnliches Geldgeschenk zu beteiligen[42].

[38] Rheinischer Antiquarius III, 5, 323. — Wie aus einem Bericht Bossarts vom 10. Juni hervorgeht, hatte der Kurfürst u. a. eigens eine Bande französischer Komödianten von Straßburg zur Messe kommen lassen.

[39] Vgl. Ennen a. a. O. II, 286/87. — Vor Aunillon wurde der Vertrag geheim gehalten: Memoiren Argensons a. a. O. V, 134.

[40] Aus den Berichten der österreichischen Vertreter während der späteren Verhandlungen im Winter 1749/50 scheint hervorzugehen, daß der Vertrag rückwirkend von Anfang April 1747 auf drei Jahre Geltung haben sollte. Jedenfalls lief er am 12. April 1750 ab.

[41] Noch in der Aufstellung des englischen Staatshaushaltes im Winter 1746/47 ist eine Summe von 24299 Pfund als Subsidie für den Kurfürsten von Köln angesetzt, dagegen fehlt dieser Posten bereits in der Aufstellung vom Winter 1747/48. Vgl. W. Coxe: Memoirs of the administration of Henry Pelham (1829), I, 350 u. 381.

[42] Nach Ennen a. a. O. II, 287, erhielt Metternich 8000 Gulden sowie die Aussicht auf eine außerordentliche Gratifikation von 6000 und eine Pension von 5000 Gulden, während Hohenzollern jene 10000 Gulden, die Tilly für ihn in Bereitschaft hatte (vgl. Anm. 36), ausgezahlt wurden.

Digitized by Google

Bossart ahnte von diesen Vorgängen nichts[43]. Er glaubte felsenfest an die bereitwilligst erteilte Auskunft seiner Freunde im Ministerium, daß während des Besuchs des Pfälzers nichts Politisches vorgefallen sei, abgesehen von dem Zustandekommen eines Vergleichs über sieben zwischen dem Erzstift und dem Herzogtum Jülich strittige Herrschaften[44]. Gerade war ein außerordentlicher Bevollmächtigter des Oraniers, der Geheimrat von der Lühe[45], in Köln eingetroffen, angeblich um dem Kurfürsten die Wahl des Prinzen zum Generalstatthalter förmlich anzuzeigen, in Wirklichkeit um den Abschluß einer Truppenkonvention zu betreiben[46]. Solange der Pfälzer in Poppelsdorf weile, so belehrte ihn der Resident, dürfe er dort nicht erscheinen, auch wolle er, Bossart, selbst ihm vorausgehen, um ihm den Weg zu ebnen. Er glaubte in seiner Arglosigkeit um so eher an einen Erfolg, als er sich mit der Hoffnung trug, ausgerechnet den Mann für die österreichisch-seemächtlichen Wünsche einzuspannen, der soeben den Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte.

Bereits im Mai, als zum erstenmal von den holländischen Truppenplänen die Rede war, hatte Bossart in einem Schreiben an den Feldmarschall Batthyani die Frage aufgeworfen, „ob nicht zur Erhaltung des Erfolges der Metternich auf französischem Fuß zu traktieren und des Endes selbigem ein Wechselbrief vorzuzeigen sei, kraft wessen nach beförderter Richtigstellung der Sache eine zu benennende Geldsumme zu seiner Disposition stehen würde“[47].

[43] Erst ein Jahr später hat er die Tatsache des Vertrages in seinen Berichten zugegeben.

[44] Bericht Bossarts, 20. Juli 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c. Danach wurden die beiderseitigen Unterhändler Föller und Roberts „mit goldenen Tabatièren vice versa“ beschenkt.

[45] Er begegnet mehrfach in den veröffentlichten Korrespondenzen Wilhelms IV. von Oranien aus den Jahren 1748—1750: „C. H. von der Lühe, conseiller du prince pour ses possessions et intérêts en Allemagne“. Archives ou Correspondance inédite de la Maison d'Orange-Nassau (i. f. abgek. Archives) IV. Série, publiée par Th. Bussemaker (1908/09), I, 264, 452—454, 464/65. Er ist wohl identisch mit dem bei E. H. Kneschke: Neues allg. Deutsches Adels-Lexikon, VI (1865), 40, aufgeführten kurbraunschweigischen Oberappellationsrat und ostfriesischen Geheimrat Curt Heinrich von der Lühe.

[46] Berichte Bossarts, 7., 9. u. 23. Juli 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8. Vgl. auch das Schreiben des Prinzen von Oranien an den Ratspensionär, 27. Mai 1747, in Archives I, 27.

[47] „denn“, so hatte er hinzugefügt, „mit leeren Händen ist bei diesem Hof kein großer Nutzen zu schaffen“. Bossart an Batthyani, 15. Mai 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

Digitized by Google

Inzwischen scheint sich nun ein geheimnisvoller Mittelsmann — in den Berichten Bossarts wird sein Name nicht genannt — gefunden zu haben, der die Behauptung aufstellte, Metternich habe seine Gesinnung geändert, und sich anbot, Verhandlungen mit dem Domherrn zu führen[48]. Natürlich stimmte der Resident freudig zu. Am 17. Juli hatte der „Freund" in Bonn eine erste geheime Unterredung mit Metternich, in der dieser zwar auf Andeutungen und Angebote hin zunächst versicherte, sich um politische Dinge nicht kümmern zu wollen, zu Schluß aber erklärte, er sei nicht mehr so französisch und pfälzisch gesinnt, wie ehedem. Nachdem dann auch ein Billet Metternichs an den Unterhändler eine etwaige Einigung keineswegs ganz von der Hand wies[49], fand am 20. Juli eine zweite Unterredung statt, in der sich der Domherr nach anfänglichem Sträuben angeblich „gänzlich engagierte"[50]. Ob er nun tatsächlich, vielleicht weil er bei dem französischen Geschäft doch nicht ganz auf seine Rechnung gekommen zu sein glaubte, schon zu diesem Zeitpunkt einen Frontwechsel in Erwägung zog, oder ob eine Mystifikation entweder von seiner Seite gegenüber dem Mittelsmann, oder von diesem gegenüber Bossart vorlag, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war der Resident des festen Glaubens, daß Lühe bei seinen Anträgen in ihm nicht nur keinen Gegner, sondern den wichtigsten Helfer finden werde. Da er selbst zudem bei einem Besuch in Bonn nicht verabsäumt hatte, den Obristhofmeister persönlich zu bearbeiten[51], da er Föller und Bornheim gleichfalls unterrichtet und von ihnen Zusicherungen erhalten, endlich aber auch 500 Stück Dukaten, die ihm von Wien für „sichere geheime Ausgaben" zugesandt worden waren, „an ge-

[48] Das Folgende nach einem ausführlichen Bericht Bossarts an den Kaiser, 16. August 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[49] Bossart teilt den Wortlaut des Billets in seinem Bericht mit: „Je ne me suis jamais mêlé des affaires n'ayant que la direction des batimens de S. A. S. E. et de lui procurer des comédies et des plaisirs; ainsi je ne pourrai pas entrer à cette heure dans l'affaire, vûque S. A. S. E. penseroit des étranges choses de moi; toutefois comme je vous crois honnête homme, je suivrai vos conseils, si vous m'en proposerez qui seront convenables."

[50] „Wenigstens", so heißt es in einem anderen Bericht Bossarts vom 29. Juli 1747, „ist der Metternich durch einen Dritten, ohne auf mich einige Suspicion zu haben, also gewonnen, daß er schrift- und mündlich sein Bestes zu tun versprochen".

[51] Bossart gab ihm zu verstehen, daß, wenn er rechtschaffen zu Werke gehen wolle, sein bei der Domdechanei zu Köln in Arbeit stehender Bau ihm nichts kosten werde, ohne daß jemand bei Hofe etwas davon erfahren sollte.

Digitized by Google

hörigem Orte" verwandt hatte, schien ihm der Erfolg der Mission Lühes gesichert.

Seine Zuversicht machte indessen bald einem steigenden Mißvergnügen Platz. Am 18. Juli hatte Karl Theodor von der Pfalz von seinem geistlichen Vetter Abschied genommen; zwei Tage später erschien Lühe in Bonn. In einer Konferenz zwischen ihm, Bossart, Hohenzollern, Bornheim und Föller wurde verabredet, daß der Holländer erst in Brühl — Clemens August stand im Begriff, sich für einige Tage dorthin zu begeben — bei dem Kurfürsten Audienz begehren, die Eröffnung seines eigentlichen Auftrags aber ganz dem Obristhofmeister überlassen sollte. Am 22. Juli fand die Audienz in Brühl tatsächlich statt; der erwartete Schritt seitens Hohenzollerns aber blieb zum Ärger Lühes und Bossarts aus. Auch nach der Rückkehr des Hofes nach Bonn zögerte der Obristhofmeister trotz des Drängens der beiden Verbündeten, zu denen sich als Dritter noch der nach längerer Abwesenheit wieder erscheinende hannoversche Gesandte Schwichelt gesellte, sein Versprechen, das ihm wahrscheinlich gar nicht ernst gemeint war, auszuführen. Allmählich wurde auch Bossart mißtrauisch; er faßte den Verdacht, daß man Lühe bis zur bevorstehenden Reise des Kurfürsten nach Westfalen „amüsieren" wolle. Die Verzögerung war ihm um so unangenehmer, als Clemens August selbst bereits aufsichtig geworden zu sein schien und angeblich sich ironisch über die „Klüngeleien", die von den österreichisch-seemächtlichen Vertretern im Schilde geführt würden, geäußert hatte[58]. Das Vertrauen des Residenten zu den Mitgliedern des Ministeriums war schließlich aber doch noch so groß, daß er den dann von Hohenzollern und Föller erteilten Rat, Lühe möge erst in Clemenswerth seinen Antrag vorbringen, für ehrlich hielt. Sie wiesen darauf hin, daß der Kurfürst auf der Hinreise den Pfälzer in Bensberg besuche, dieser aber die Neigung des Kölners zu einem Truppenabkommen mit den Seemächten, wenn sie ihm bekannt werde, im Keime ersticken werde und es daher besser sei, zunächst noch ganz zu schweigen; auch versprachen sie, nach der Ankunft in Clemenswerth die Erlaubnis zu Lühes Erscheinen sofort zu erwirken.

Am 12. August brach der Hof von Bonn auf, um sich über Bensberg zunächst nach Arnsberg zu begeben. Konnte man es wohl

[58] Berichte Bossarts, 3. u. 16. August 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c. Vgl. auch Aunillon a. a. O. II, 250.

Digitized by Google

auf der Plusseite buchen, daß der bisherige französische Gesandte Aunillon, anscheinend völlig in Ungnade gefallen, von der Reiseliste gestrichen worden war und bald darauf still und heimlich sich nach Frankreich empfahl, um nicht mehr wiederzukommen[53]? Ihm war schließlich dasselbe Schicksal zuteil geworden, das er einst seinem Gegner Cobenzl bereitet hatte. Aber Bossart bedauerte nun geradezu, daß er, der doch nicht mehr hätte schaden können, verschwand, da vorauszusehen war, daß ein anderer französischer Diplomat ihn ersetzte und jede neue Persönlichkeit bei einigem Geschick ja leicht die Gunst des Kurfürsten gewann[54]. Es zeigte sich dann auch bald, daß Aunillons Entfernung keineswegs eine günstige Wendung in die kurkölnische Politik brachte. Zwar schöpfte der Resident wieder neue Hoffnung, als Lühe nach der Ankunft des Kurfürsten in Clemenswerth Ende September 1747 die nachgesuchte Bewilligung zum Aufenthalt daselbst erhielt und Anfang Oktober sich an das kurfürstliche Hoflager begab[55]. Bossart rechnete weniger mehr auf den tätigen Beistand des Obristhofmeisters, der, wie er unmutig schreibt, „um den Ruhm für sich allein zu haben, wenn eine Sache gut ausschlägt, vieles verspricht,

[53] Bossart berichtet, Schwichelt habe auf Befehl des englischen Hofes dem Kurfürsten aufgefangene Briefe Aunillons an Argenson vorgewiesen, die den Gesandten schwer kompromittiert hätten. „Ich habe", so soll Clemens August darauf geäußert haben, „dem Kerl soviel Gutes getan und anstatt des Dankes will mich derselbe also belohnen". Aunillon selbst führt seine Ungnade hauptsächlich auf Umtriebe des ihm feindlich gesinnten Metternich und des pfälzischen Hofes zurück; das Verlangen seiner Abberufung habe der Kurfürst dann von der westfälischen Reise aus gestellt, nachdem ihm vorbereitende Bemühungen des Franzosen, um seinem Bruder Theodor von Lüttich die Koadjutorschaft in Köln und Münster zu verschaffen, aufgedeckt worden seien. „Comme la divine Providence", so heißt es in der von Clemenswerth datierten Antwort Clemens Augusts auf das Abschiedsschreiben Aunillons (beide teilt Aunillon in seinen Memoiren im Wortlaut mit), „m'a bien voulu encore souffrir dans cette vallée de misère, j'espère aussi en vous, connaissant votre attachement à mon égard, et dans l'infaillibilité de votre horoscope, de me faire grâce au moins pour deux années de temps. Avis sur ce sujet à votre cher ami Westphalien et à la calotte rouge". Mit dem „cher ami Westphalien" war angeblich der münsterische Kanzler Schutingen (= Schücking), mit dem Aunillon über die Koadjutorfrage verhandelt hatte, mit der „calotte rouge" der seit kurzem mit dem Kardinalshut geschmückte Herzog Theodor gemeint. Aunillon a. a. O., 261—272; siehe auch die Memoiren Argensons a. a. O. V, 133 ff.

[54] Bericht Bossarts, 28. September 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c. Siehe Annalen 111, 12.

[55] Berichte Bossarts, 1. u. 8. Oktober 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

Digitized by Google

allein den Mund fast nicht eröffnet, solche vorher einzuleiten"; wohl aber glaubte er auf den „patriotisch" denkenden Bornheim, auf Föller und vor allem auf Metternich, dem er durch dritte Hand wieder versichern ließ, daß seine „bona officia" nicht ohne Vergeltung bleiben würden, zählen zu können. In einem kaum glaublichen Optimismus befangen, stellte er in seinen Berichten den Erfolg der Mission Lühes in bestimmte Aussicht, sprach er bereits von „den zu Clemenswerth wirklich angefangenen Traktaten", bis ihn ein Billet Föllers davon unterrichtete, daß Lühes Antrag völlig abgewiesen worden sei und der Holländer sich bereits verabschiedet habe[56]. Hoffnungen des Residenten, daß der kurz nach Lühes Abreise in Clemenswerth eintreffende Schwichelt mit Hilfe Metternichs, der gerade während der Bemühungen des Holländers vom Hoflager abwesend gewesen war, die Verhandlungen mit mehr Glück weiterführen würde[57], gingen gleichfalls nicht in Erfüllung: Der Hannoveraner hatte wohl gar keinen Auftrag in dieser Richtung. Er scheint bald darauf den kurkölnischen Hof für immer verlassen zu haben.

Erst gegen Ende November traf der Kurfürst, der sich noch einige Zeit in Osnabrück aufgehalten hatte, wieder in Bonn ein. Hier erwartete ihn bereits ein neuer französischer Gesandter, der Abbé de Guébriant. Dieser Geistliche, der allerdings meist weltliche Kleidung trug, war ein hochfahrender und heftiger Mann, der es aber doch verstand, die französischen Interessen mit Geschick zu vertreten[58].

[56] Berichte Bossarts, 13. u. 25. Oktober 1747 mit einliegendem Billet Föllers an Bossart, 16. Oktober 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

[57] Berichte Bossarts, 25. u. 31. Oktober 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[58] Nähere Nachrichten über die Persönlichkeit Guébriants, der fast zehn Jahre, von 1747 bis 1755, am kölnischen Hofe blieb, finden sich in den Mémoires du Duc de Luynes (1862) VIII, 304, XIV, 426 u. 432—435. „M. le président de Guébriant", so schreibt der Duc am 8. Oktober 1747 in sein Tagebuch, „qui depuis quelque temps a pris l'habit ecclésiastique, vient d'être nommé ministre plénipotentiaire auprès de l'électeur de Cologne. M. de Guébriant étoit président d'une des chambres des requêtes; ... Il y a trois ans que M. de Guébriant s'est présenté pour entrer dans les négociations ... Il est homme de condition de Bretagne". Später berichtet der Herzog, daß Guébriant zwar die Tonsur habe, sich aber am kölnischen Hof Graf nenne und weltliche Kleidung, ja mitunter auch einen Degen trage. Überaus abfällig ist das Urteil des in diesem Falle jedoch gewiß parteiischen Marquis d'Argenson in seinen Memoiren a. a. O. IV, 402 u. V, 134: Er nennt Guébriant einen Mann von wenig Verdienst, „joueur et ruiné", der seine Stelle nur der Fürsprache einiger Höflinge verdanke. Siehe auch Recueil des instructions VII, 313.

Digitized by Google

Zwar Bossart hielt zunächst wenigstens nicht allzuviel von ihm: Er suche zwar, so urteilte er nach kurzer Beobachtung, „durch einen großen train zu brillieren und sich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht recht feste zu setzen", aber auf die Dauer werde er dessen Gunst gewiß nicht genießen, da er bereits die dem hohen Herrn verhaßte Neigung zeige, sich mit ihm „zu familiarisieren und aus einem hohen Ton zu sprechen"[59]. Wenn dem Residenten aber auch die Persönlichkeit Guébriants wenig Sorge bereitete, so konnte er sich andererseits doch nicht verhehlen, daß der Kurfürst völlig unter französischem und pfälzischem Einfluß stand. Große Schwierigkeiten machte es, die Zustimmung zur neuerlichen Gewährung von Winterquartieren an zwei österreichische Regimenter zu erlangen[60]. Und als Bossart persönlich bei dem Fürsten betreffs des kurkölnischen Votums in einigen Reichsangelegenheiten vorsprach, erhielt er einen höchst unfreundlichen, ablehnenden Bescheid. Ärgerlich klagte er in seinen Berichten nach Wien über den Wirrwarr, der bei Hofe herrsche und jede ernste Verhandlung fast unmöglich mache. Auch an den Versprechungen des hoch in Gunst stehenden Metternich begann er wieder zu zweifeln, da er eine enge Vertraulichkeit zwischen ihm und Guébriant bemerkt haben wollte[61].

Das offensichtliche Übergewicht der französischen Partei bei Hofe mußte um so gefährlicher erscheinen, als gerade in diesem Zeitpunkt eine Verschlimmerung im Befinden Clemens Augusts eintrat und sich somit die Möglichkeit einer baldigen Koadjutorwahl eröffnete. Bei einem Besuch in Bonn

[59] Berichte Bossarts, 29. November u. 31. Dezember 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[60] In einem Schreiben an den Feldmarschall Batthyani vom 2. November hatte der Kurfürst die Winterquartiere zwar zugesagt, aber als Bedingung die noch rückständige Bezahlung der aus den vorigjährigen Winterquartieren entstandenen Kosten gefordert. Bossart beklagte sich in seinen Berichten einmal über die kurkölnischen Stände, die unter Führung des Deputierten der weltlichen Grafen, Geheimrats von Sierstorff, und der Dompriester den Kurfürsten in seiner Abneigung bestärkten, und dann auch über den „ganz unverantwortlichen Betrag" des Obristhofmeisters, der die Stände auch noch in ihren Vorstellungen bestärkt habe. Erst den nachdrücklichsten Mahnungen und Versprechungen des Generals Grafen Palffy scheint es gegen Ende November gelungen zu sein, den zwei Kavallerieregimentern die Beziehung der Winterquartiere zu ermöglichen. Berichte Bossarts, 17., 21. u. 29. November 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[61] Bericht Bossarts, 20. Dezember 1747. Wien: Staatskanzlei, Köln, 8.

Digitized by Google

am 28. Dezember 1747 konnte Bossart bereits „nicht nur aus der übeln und fast aschgrauen Gesichtsfarbe, sondern auch aus des Herrn eigenen Reden" den schlechten Zustand seiner Gesundheit feststellen. Von unterrichteter Seite erfuhr er sodann, daß abermaliges Auftreten der Hämorrhoiden, ungenügende Tätigkeit des Magens, „welcher bei oftmaligen Ausbrechungen der Galle keine Speisen annehme", und als Folge dieser körperlichen Leiden „eine große Gemütstraurigkeit" die von früheren Anfällen ja schon bekannten Symptome der Krankheit seien[62]. Mitte Januar 1748 hieß es zwar, daß die Unpäßlichkeit behoben sei und man den Kurfürsten bereits zu einer Schlittenfahrt bewogen habe, „damit Höchstselbiger auf solche Art erst wieder aus seiner Retirade gebracht werden möchte"[63]. Doch die Besserung hielt nicht an, insbesondere wollte die krankhafte Melancholie nicht weichen. Fortdauernd blieb der Herr völlig zurückgezogen in Schloß Poppelsdorf; wenn er nicht zu Bette lag, beschäftigte er sich hier mit Kegeln oder Kartenspielen. Alle großen Empfänge waren abgesagt; Metternich, Roll, der Oberhofkaplan und ein Servitenmönch vom nahen Kreuzberg waren die einzigen, die er ab und zu um sich duldete. Zufolge vertraulicher Mitteilungen sollte sich ein von Paris herbeigerufener französischer Chirurg mit Bestimmtheit dahin geäußert haben, daß der Kurfürst jedenfalls auf eine lange Lebenszeit nicht mehr zu rechnen habe[64]. Vor der Frage einer Neuwahl oder wenigstens einer Koadjutorwahl in Köln und den westfälischen Stiftern traten nun für kurze Zeit alle sonstigen politischen Geschäfte, die den Bonner Hof betrafen, zurück; sie wurde fast überall in den großen Kabinetten, in Paris und Berlin ebenso wie in London, im Haag und in Wien, erörtert. In der Hofburg wurde bereits die Entsendung des Grafen Esterhacy nach Bonn für den Fall des Todes Clemens Augusts beschlossen[65]. Bossart erörterte seinerseits in seinen Berichten die Wahlaussichten, die ihm wenigstens für die Kur Köln vom österreichischen Standpunkt nicht ungünstig zu

[62] Bericht Bossarts, 31. Dezember 1747. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 3c.

[63] Berichte Bossarts, 4., 11., 16. u. 21. Januar 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[64] Bericht Bossarts, 21. März 1748. Ebenda.

[65] Khevenhüller-Schlitter: Aus der Zeit Maria Theresias, 1745—1749 (1908), 497.

Digitized by Google

sein schienen[66]. Mit Besorgnis aber stellte er gleichzeitig fest, daß von französischer Seite unter der Hand eifrige Bemühungen im Gang waren, dem Kardinal Theodor von Bayern, Clemens Augusts jüngerem Bruder, das Erzstift und einem sächsischen Prinzen die westfälischen Bistümer zu verschaffen. Wenn dann im Laufe des Frühlings auch die körperliche und geistige Beschaffenheit des Kurfürsten sich wieder zusehends besserte[67], so wollten doch die Gerüchte über eine bevorstehende Koadjutorwahl nicht verstummen. Bossart rechnete zwar damit, daß die darauf hinzielenden Pläne der Gegenpartei an der schon oft geäußerten Abneigung Clemens Augusts gegen Annahme eines Koadjutors — es war ihm unerträglich, durch einen Koadjutor stets an das Ende seiner eigenen Herrschaft erinnert zu werden — scheitern würden. Aber war es nicht dennoch möglich, daß ihn die „Partisans" unter Führung des angeblich für die sächsische Kandidatur interessierten Metternich eines Tages überrumpelten und in einer schwachen Stunde ihm seine Zustimmung abrangen?

Ob es nicht doch gelingen konnte, ihren Einfluß auf dem Wege des Truppengeschäfts mit Holland zu brechen und dadurch den für die Zukunft drohenden Gefahren fürs erste wenigstens vorzubeugen? Wirklich ließ man sich im Haag durch den Mißerfolg Lühes von weiteren Versuchen nicht abschrecken. Bereits im Februar 1748 hatte der Prinz von Oranien, dem trotz der Anbahnung von allgemeinen Friedensverhandlungen eine Verstärkung der holländischen Streitkräfte für den bevorstehenden Feldzug unbedingt geboten erschien, den Generalmajor Grafen Karl Friedrich von Wartensleben beauftragt, sich nach Bonn zu begeben und

[66] „Wenn die Gedanken auf einen Privatkapitularen gehen sollten, so wäre wohl keiner besser, als einer der beiden Grafen von Königsegg, als derer ausnehmende Devotion, Fähigkeit und auferbaulicher Wandel allen Ruhm verdienen, gleich denn dieselben auch wirklich einen großen Anhang im Kapitel haben". Bericht Bossarts, 11. Januar 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Vgl. auch die Berichte Cobenzls vom 10. u. 16. Juli 1748 über eine Unterredung mit den beiden Königsegg in Mainz und über die Wahlaussichten in Köln bei Brunner a. a. O. II, 355—358. — Über die gleichzeitigen Verhandlungen zwischen England, Hannover und Holland über gemeinsames Vorgehen in der kölnischen Wahlangelegenheit siehe Archives a. a. O. I, 84/85, 161—165, 537 bis 539. Kandidat der Seemächte war danach der Fürstbischof von Augsburg, Landgraf Josef von Hessen-Darmstadt.

[67] Bericht Bossarts, 19. April 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

Digitized by Google

neue Verhandlungen anzuknüpfen[68]. Im März traf Wartensleben am kölnischen Hofe ein und rückte bald mit seinen Anträgen heraus, die nach Bossarts Informationen für den Kurfürsten überaus vorteilhaft waren. Man machte dem General auch wohl Hoffnungen, denn in zuversichtlicher Stimmung verließ er Bonn, um im Mai mit Vollmachten versehen zurückzukehren[69]. Bossart allerdings war diesmal von vornherein pessimistisch: Allzu unfreundlich kam man ihm selbst bei jeder Gelegenheit entgegen, beklagte sich in heftiger Form über die noch immer nicht ersetzten Kosten, die dem Lande aus den Winterquartieren österreichischer Truppen erwachsen seien[70], und gab auf das Verlangen, daß der Kurfürst endlich beim Kaiser für seine Stifter die Belehnung nachsuchen möge, ausweichende Antworten. Er sah denn auch das endliche Scheitern von Wartenslebens Mission voraus und hielt die Versprechungen, mit denen man ihn während des Sommers hinhielt, für falsch.

Der Resident gab nunmehr in seinen Berichten offen zu, daß die „widrige Faktion" den Fürsten völlig in der Hand habe und an eine günstige Abänderung in absehbarer Zeit nicht zu denken sei[71].

[68] Oranien an Wartensleben, 10. Februar 1748. Archives a. a. O. I, 150/51. — Über Wartensleben, der uns noch sehr oft begegnen wird, vgl. J. Graf v. Wartensleben: Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben (1858), II, 131 ff. (daselbst auch ein Bild und ein Extrakt aus dem Index der Geheimen Resolutionen der Generalstaaten über seine diplomatische Tätigkeit). 1710 geboren, war er 1734 in holländischen Militärdienst getreten und 1747 auf Vorschlag Oraniens, dessen Vertrauen er wohl genoß, zum Generalmajor ernannt worden. Seit 1748 wurde er dann als Diplomat hauptsächlich bei den geistlichen Kurfürsten und den rheinischen Kreisen verwandt. 1778 ist er in Bonn gestorben. Vgl. die Urteile des englischen Ministers Newcastle und des Holländers W. Bentinck über ihn in Archives a. a. O. I, 538, 39 u. 547.

[69] Berichte Bossarts, 21. März u. 14. Mai 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Vgl. auch Wartensleben a. a. O. II, 134.

[70] Bossart berichtet in seinem Bericht vom 21. März wieder von Hetzereien der Stände unter Führung der Dompriester Quentel und Sierstorff, „worüber mich zwar von dem v. Quentel, als welcher mit der Muttermilch die französische Gesinnung nach dem Beispiel seiner Vorfahren, so ehedem die Franzosen zum Verderb des Erzstifts in das Land gezogen, nicht verwundern, von den Sierstorffen aber um so weniger begreifen könnte, als es genugsam bekannt, wieviel Praebenden und Gnaden samt Antwerpischen Bistum dieselben von E. K. M. Erzhaus erhalten hatten." — Siehe über die kölnischen Klagen betreffs der Winterquartiere auch Khevenhüller-Schlitter a. a. O., 1745—1749, 497.

[71] „Mithin", schreibt Bossart schon am 19. April 1748 an den Hofkanzler Grafen Ulfeld, „da auf dem jetzigen Fuß von hiesigem Hof niemals ein patriotischer Betrag zu gewarten steht, also ermessen Eure Excellenz, ob selbiger oder völlig zu abandonnieren oder durch andere Mittel zu gewinnen sein sollte". Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

Digitized by Google

Zwar hielt er Guébriant noch immer für ungefährlich: Er habe, so behauptete er im Mai 1748, „seinen Kredit schon dergestalten verloren, daß man gar einen catalogum aller von ihm vorgebrachten Gasconnaden macht“[72]. Die Empörung Clemens Augusts über das Benehmen des Franzosen bei einer Rangzwistigkeit, die sich zwischen seinem und des Obristhofmeisters Diener während der Fronleichnamsprozession ergab, schien in der Tat seine Stellung bei Hofe völlig unhaltbar zu machen; man sprach bereits von der Forderung seiner Abberufung seitens des Kurfürsten[73]. Aber war es nicht gerade ein Beweis für den großen Einfluß der französischen Partei, daß es ihr gelang, den Fürsten zu besänftigen und selbst einem Guébriant nach und nach seine Gunst zu verschaffen! Metternich schien mehr denn je ihr Führer zu sein, neben ihm aber tauchte jetzt der paderbornische Obermarschall Asseburg auf, derselbe, der einst bei dem Abschluß des Hirschberger Vertrags mit Frankreich eine so wichtige Rolle gespielt hatte[74]. Ob er wirklich nur nach Bonn gekommen war, um der Poppelsdorfer Messe, die nun jedes Jahr im Juli gefeiert wurde und auch diesmal wieder Anlaß zu großer Prachtentfaltung gab[75], beizuwohnen? Es mußte auffallen, daß der Kurfürst des öfteren mit ihm und Metternich allein in der Vinea Domini zu Abend speiste; gerüchtweise hieß es, er werde entweder an des Obristhofmeisters oder des Obriststallmeisters Stelle treten oder aber zum Hofkanzler ernannt werden[76]. Zu Metternich, der mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde[77], zu Asseburg, zu dem angeblich französisch gesinnten

[72] Bericht Bossarts, 14. Mai 1748. Ebenda.

[73] Vgl. die Memoiren d'Argensons a. a. O. V, 233 u. 237.

[74] Siehe Annalen 111, 45 f.

[75] Vgl. Rheinischer Antiquarius III, 5, 323. Ein Bericht einer in Bonn erscheinenden Zeitung: Auszug Europäischer Gespräche, No. 85, vom 19. Juli 1748, die Bossart seinem Bericht vom 24. Juli 1748 beilegte, enthält folgende bezeichnende Mitteilung: „Vorgestern geruhten Ihre Kurfürstliche Durchlaucht die in dem zu solchen Ende aufgerichteten Opernhaus von der unvergleichlichen Hofmusik wiederum aufgeführte Opera mit Gefolge zu beehren. Nach derselben erleuchtete die in dem Poppelsdorfer Schloß-Garten angezündete Beleuchtung der Durchleuchtigste Zuschauer“. — Nach dem Bericht Bossarts vom 18. Juli erhielt aus Anlaß der Messe Metternich einen Stock, dessen Knopf mit Edelsteinen besetzt war, die Gräfin Seinsheim „eine magnifique Haarnadel“, die Frau v. Asseburg einen schönen Ring und eine kristallene Halskette mit anhängendem Brillantkreuz. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[76] Bericht Bossarts, 24. Juli 1748. Ebenda.

[77] Unter anderm berichtet Bossart, wie der Kurfürst ihm „auf eine ausnehmend gracieuse Art“ die durch den Tod des Kapitulars v. Hövel frei gewordene Dom-

Digitized by Google

Nuntius Spinola, der nach Beilegung von Rangstreitigkeiten mit dem Kurfürsten des öfteren bei Hofe erschien, trat schließlich auch noch der dänische General von der Schulenburg, der seinen großen Einfluß auf Clemens August gewiß nicht in österreichischem Sinne gebrauchte[78]. Keine Viertelstunde ließen diese Männer den Herrn allein, sie überwachten auch nach der Übersiedlung des Hofes nach Brühl gegen Ende Juli jeden seiner Schritte. Was nützte bei dieser Sachlage die „devote" Gesinnung des Ministeriums[79], was nützte es, daß Bornheim Asseburg „in rühmlicher Weise" seine Meinung sagte! Auch Bossart zweifelte jetzt nicht mehr an dem Bestehen eines Bündnisses mit Frankreich: War es nicht schon früher geschlossen worden, so hatten es gewiß in letzter Zeit Metternich, Asseburg, Schulenburg und Guébriant zustande gebracht.

An der feindseligen Haltung des Hofes gegenüber dem Kaiser und Österreich änderten auch die allgemeinen Friedensverhandlungen, die inzwischen von den des ergebnislosen Krieges müden Mächten eingeleitet worden waren und zu Beginn des Jahres zur Eröffnung eines Kongresses in Aachen geführt hatten, nichts. Für Kurköln konnte beim Friedensschluß kaum etwas heraussspringen; trotzdem hielt der Kurfürst es für nötig, einen Diplomaten zur Beobachtung nach Aachen zu senden. Ausgerechnet Asseburg wurde dieser Posten übertragen; er begab sich, nachdem er kurz vorher zum wirklichen Geheimrat ernannt worden war, Ende Juli in einer kurfürstlichen Equipage nach der Bäderstadt[80]. Die Minister versicherten Bossart auf dessen Anfrage, sie wüßten von den Asseburg aufgetragenen Obliegenheiten nichts, „als daß solche bloß ad videndum, audiendum, invigilendum et referendum gerichtet seien", doch meinte der Resident, es lägen auch wohl noch

präbende in Münster übertragen habe: Als Metternich dem Herrn beim Teetrinken des Morgens seine Aufwartung machte, habe ihn dieser als münsterschen Domherrn begrüßt.

[78] Bericht Bossarts, 8. August 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[79] Bossart klagte allerdings über das Benehmen des Obristhofmeisters, der, anstatt seine wankende Stellung zu befestigen, „nicht nur die meiste Zeit mit den während der Poppelsdorfer Messe in Bonn anwesenden Fräulein von Ingelheim zubringe, sondern auch öfters des Abends in der Ungeduld mit unvorsichtigen Reden, so alsdann wieder referiert werden, die Sachen noch mehr verschlimmere".

[80] Berichte Bossarts, 2., 8. u. 11. August 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Vgl. auch Trippenbach: Asseburger Familiengeschichte (1915), 201.

Digitized by Google

geheime Instruktionen vor. Er wollte ferner erfahren haben, daß die Franzosenfreunde dem Fürsten weisgemacht hätten, Frankreich werde ihm beim Friedensschluß zum Besitz der Stadt Köln verhelfen[81]. Wenn dies tatsächlich der Fall war, so hat jedenfalls die Enttäuschung, die der Friede in dieser Beziehung brachte, die Stimmung Clemens Augusts, der ja allerdings auch „vom Aufstehen bis zum Schlafengehen fast nie ohne französische Partisans und erkaufte Leute" sich befand, nicht geändert. Als die Unterzeichnung des Aachener Friedens, der für Österreich die Anerkennung des Erbrechts Maria Theresias und des Kaisertums ihres Gemahls, aber auch die Bestätigung des Verlustes Schlesiens brachte, Anfang Oktober 1748 am kölnischen Hof bekannt wurde — gleichzeitig kam auch Asseburg von Aachen zurück —, soll nach Bossarts Behauptung Guébriant gar gewagt haben, dem Kurfürsten einen Brief vorzulesen des Inhalts, daß der König von Frankreich nur aus Rücksicht auf ihn den Frieden so schnell abgeschlossen habe, „welche handgreiflichen und fast stinkenden Flatterieen", wie der Resident seinem Bericht hinzufügt, „freilich wohl diesen und jenen skandalisieren müssen, jedoch den einmal gefesselten Herrn immer weiterführen"[82].

Da schien sich unmittelbar nach dem Friedensschluß doch plötzlich die Möglichkeit eines Stimmungswechsels und eines Sturzes der übermächtigen französischen Partei zu bieten. Gerade in den letzten Monaten war wieder viel von sächsischen Bemühungen um eine Koadjutorwahl die Rede gewesen. Mit Besorgnis hatte Bossart die Tätigkeit eines gewissen Hagedorn in Bonn, ferner das Auftauchen des angeblich in sächsischen Diensten stehenden Deutschordensritters Hardenberg, der den Kurfürsten Anfang September zur Jagd nach Ürdingen begleitete und sich, wie der Resident persönlich feststellte, sehr zu „insinuieren" wußte, beobachtet[83]. Daß Asseburg in Gesellschaft Guébriants am 8. Ok-

[81] Berichte Bossarts, 20. August u. 11. September 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[82] Berichte Bossarts, 2. u. 9. Oktober 1748. Ebenda.

[83] Berichte Bossarts, 20. u. 23. August, 15. September 1748. Ebenda. Eine Bestätigung der sächsischen Bemühungen brachte später ein aufgefangener Bericht des preußischen Residenten in Köln Diest (undatiert, „joint à la depèche du Roi de Prusse à Podewils du 21. decembre 1748", also anscheinend in Berlin intercipiert). Wien: Coloniensia, 8—12. Siehe auch die Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. VI, 307, 317 u. 346.

Digitized by Google

tober in Köln bei dem Nuntius Spinola zu Mittag speiste und tags darauf nach Paderborn abfuhr, brachte Bossart gleichfalls in Zusammenhang mit dem großen, von Frankreich unterstützten Plan des sächsischen Hofes[84]. Ein in Hildesheim wohnender Jude namens Oppenheimer sollte bereits Aufträge zur Beschaffung von Geldern zwecks Bearbeitung der Domkapitel erhalten haben. Während der Resident, im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit der Domherrn ernstlich beunruhigt[85], Gegenmaßnahmen erwog, überraschte ihn am 25. Oktober völlig unerwartet die geheime Mitteilung, daß ein Umschwung bei Hofe bevorstehe[86]. Noch am selben Abend begab er sich nach Bonn, und hier erfuhr er „von den Ministris insgesamt aus einem Mund", man habe den Kurfürsten über die Bemühungen des Nuntius, Guébriants, Metternichs und Asseburgs um die Koadjutorwahl eines sächsischen Prinzen aufgeklärt, und dieser sei darüber in höchste Erregung geraten. Noch scheine es zunächst Metternich gelungen zu sein, sich selbst herauszureden, während Guébriant sich in völliger Ungnade befinde. Doch auch den Domherrn hoffe man in kurzer Zeit zu stürzen. Den Zorn des Herrn habe man nämlich benutzt, um ihn darauf hinzuweisen, daß jene Clique ihn fortwährend zu den größten Ausgaben veranlasse, um dann, wenn die Schulden allzu groß würden, die Annahme eines Koadjutors als letztes Rettungsmittel empfehlen zu können. Tatsächlich wären nun durch öffentlich angeschlagenen Befehl sämtliche Handwerker und alle, die irgendwelche Forderungen zu stellen hätten, zur sofortigen Einreichung ihrer Rechnungen aufgefordert worden. Nun zweifle man nicht, daß das Ergebnis den gänzlich ahnungslosen Fürsten peinlich überraschen und seine Erbitterung sich gegen Metternich wenden werde, durch dessen Hände die Aufträge gegangen seien. Die Minister, d. h. in der Hauptsache wohl

[84] Bericht Bossarts, 9. Oktober 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[85] Es sei ja bekannt, so schreibt er in einem seiner Berichte, „daß ein großer Teil der Kapitularen stetshin mehr auf ihrer Familien, denn des gemeinen Bestens Aufkommen zu sehen gewohnt sind, folgsam da sie, ohne die von einem solchen Hof hierunter verwendende Geldsummen in Betrachtung zu ziehen, bei diesen Umständen durch menses papales mit Praebenden oder in den cadetten mit Kriegs- und derlei Diensten versehen zu werden hoffen können, also dürften auch solche Nebenabsichten dem Geschäft nicht geringen Vorschub geben und mit Länge der Zeit die Devotion für Sachsen hierorts völlig befestigen."

[86] Bericht Bossarts, 27. Oktober 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

Digitized by Google

Bornheim und Föller, hielten allerdings auch noch eine gewisse Nachhilfe von österreichischer Seite für dienlich; vielleicht daß der Feldmarschall Graf Batthyani, der zuletzt die kaiserlichen Truppen in den Niederlanden befehligt hatte und im Begriff stand, über Köln nach Wien zu reisen, einmal bei Hofe vorsprach. Bossart säumte nicht, ihm eine Estafette zu senden. „Es scheint jetzt", so fügte er seinem Bericht nach Wien hinzu, „auf Biegen oder Brechen zu gehen."

Wirklich folgte Batthyani dem an ihn gegangenen Rufe. Am 1. November langte er in Köln an, zwei Tage später beehrte er nach vorheriger Anmeldung durch den Residenten den Kurfürsten mit seinem Besuch[87]. Indessen er erreichte es nicht, Clemens August ohne Zeugen zu sprechen, unverrichteter Dinge zog er wieder ab. Gleichzeitig erfuhr Bossart, daß es der französischen Partei gelungen sei, doch wieder die drohende Krise zu beschwören und sich von neuem fest in den Sattel zu setzen. Zwar hatte die Vorweisung der Rechnungen anfangs die erwartete Wirkung: Der Kurfürst war über die Höhe des Defizits, das sich ergab — man sprach von einer Summe von fast $1^1/_2$ Millionen Reichstaler oder Gulden — entsetzt[88]; seine schwermütige Stimmung fand in dem Ärger neue Nahrung. Aber der anfängliche Unwille gegen Metternich verflog, als dieser im entscheidenden Augenblick die drückendsten Forderungen mit inzwischen aufgetriebenen Geldmitteln — der Domherr scheint in der Not auch sein eigenes Vermögen angegriffen zu haben — zu decken wußte[89]. Die Folge war,

[87] Bericht Bossarts, 5. November 1748. Ebenda. — Über den Grafen, späteren Fürsten Karl Joseph Batthyani vgl. Wurzbach a. a. O. I, 178; Biographie Nationale de Belgique I (1866), 777—781. In Köln hatte er eine Zusammenkunft mit dem holländischen Diplomaten W. Bentinck: Archives a. a. O. I, 186/87.

[88] Nach Bossarts Bericht vom 18. November 1748 habe er sich „in Ansehung seiner Schulden voller Chagrin" geäußert, „wasgestalten ihm deren Anzahl nicht so empfindlich wäre, indem er doch so lange zu leben verhoffe, solche bis auf einen xer bezahlen zu können, wohl aber schmerzte, gegen den kurpfälzischen Hof und sonst vielfältig angerühmt zu haben, wie dieses und jenes von ihm allein angeschafft, erbaut, gekauft, und er gleichwohl desfalls nichts schuldig wäre, mithin für einen Lügner jetzt hierunter bestehen zu müssen."

[89] Am 31. Oktober berichtet Bossart, daß Metternich und Guébriant sich in Köln um die Auftreibung von Geldern bemühten. Über den Erfolg schreibt er am 5. November: „Metternich scheint sich zum Teil wieder eingeschmeichelt und das durch Convocirung der Creditoren gegen ihn erregte Ungewitter vermöge gefundener Kredit- und Geldmittel beschworen zu haben, denn da wirklich den Arbeitern und jenen, so überhaupt am Bauamt zu fordern haben, vieles bezahlt



Digitized by Google

daß sein Einfluß sich noch verstärkte, statt sich zu vermindern. Er durfte, wie man bald hörte, in das Zimmer des wieder meist in Poppelsdorf zu Bett liegenden Kurfürsten „nach Willkür ein- und ausgehen"; auch wurde behauptet, daß er wegen Führung der Baukasse bereits ein vorläufiges „Absolutorium" erhalten habe[90]. Auch die übrigen „Partisans" hatten wieder Oberwasser; sie ließen niemanden zu dem Herrn, der ihnen nicht genehm war, und zeigten deutlich, daß sie die Sieger geblieben waren. Dagegen sahen sich die Urheber der Palastrevolution noch weiter zurückgedrängt als bisher. Der Obristhofmeister Graf Hohenzollern wurde überhaupt nicht mehr zur Tafel gezogen, sichtlich hatte er die Gunst Clemens Augusts völlig verloren[91]. Die übrigen Mitglieder des Ministeriums wurden in ihrer Stellung und Geltung dadurch beeinträchtigt, daß sie zum Vortrag gar nicht mehr zugelassen wurden, sondern alle Geschäfte plötzlich schriftlich erledigt werden sollten[92]. Föller schien zudem in dem angeblich von Schulenburg und Asseburg empfohlenen französischen Abbé Mineray einen gefährlichen Rivalen erhalten zu sollen; ihm war, wie es hieß, der Posten eines Kabinettsekretärs für die französische Korrespondenz zuge-

wird, dürfte auch dieser Sturm ohne einzige Wirkung vorübergehen". — Über Metternichs eigene Verluste bei dieser Gelegenheit vgl. das Schreiben Wartenslebens an Bentinck vom 24. April 1749 in Archives a. a. O. I, 577: „Vous scaurez par parenthèse que cet homme (Metternich) qui devroit être riche, ne l'est nullement, au contraire très mal dans ses affaires, parcequ'il a mis tout son bien l'année passée pour se soutenir en payant les dettes les plus criardes, que son maître avait fait, ce qui a donné le démenti à la vérité et occasionné à achever la chute entière des Hohenzollern".

[90] Berichte Bossarts, 18. November u. 8. Dezember 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[91] Bericht Bossarts, 26. Januar 1749. Ebenda. Siehe auch das Schreiben Bossarts an Cobenzl, 28. Januar 1749, bei Brunner a. a. O. II, 114.

[92] Bericht Bossarts, 8. Dezember 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Ausführlich schildert der Resident am 22. Dezember die „überhand nehmende fast unglaubliche Verwirrung" bei Hofe: Der Kurfürst speise noch beständig allein, nur nach geendigter Messe zeige er sich in der Antichambre, „außer dieser Zeit aber wird keiner, bloß jene, welche nebst Metternich um und bei ihm zu sein pflegen, ausgenommen, ungerufen vorgelassen, auch da man höchstselbigem beigebracht, daß es nur eine große Beschwerde und Ungemach nach sich zöge, einem mündlichen Referat beständig beizuwohnen, gestalten ja nach dem Beispiel Wien, Berlin, Dresden, München das, was in der Konferenz unter dem Ministerio vorkäme, gemächlicher schriftlich eingeschickt und darauf die Resolution erteilt werden könnte, so muß aueh diesem eingeführten Fuß annoch nachgelebt, alles schriftlich vorgestellt und die Expedition ohne die mindeste des Ministerii Zuziehung gemacht werden, wie es J. K. D. mehrmals seitenweise eigenhändig vorschreiben; mithin ist wohl kein anderer, als ein täglich schlimmerer Hergang zu vermuten"

Digitized by Google

dacht[93]. Und um endlich den Zusammenbruch der antifranzösischen Partei vollständig zu machen, hatte der Kurfürst dem soeben erst berufenen neuen Beichtvater, dem Jesuitenpater Kellerhoven, von dessen Zuspruch Bossart gute Wirkung erhofft hatte, seine Gnade gleich wieder entzogen.

Immer schon hatte der Resident darauf hingewiesen, daß die französisch-sächsische Partei sich bemühe, den Herrn zu einer Reise nach Westfalen zu bewegen. Dort, unbehelligt durch die Mitglieder des Ministeriums, die in Bonn zurückbleiben konnten, verstärkt andererseits durch den geschmeidigen Asseburg und seine Freunde im westfälischen Adel, mochte es am ehesten gelingen, dem schwachen Fürsten schließlich auch das Jawort zur Koadjutorwahl abzupressen und so das begonnene Werk zu krönen. Denn das mußte ja das letzte Ziel der französischen Politik am kurkölnischen Hofe bilden: Durch die Wahl eines von Versailles abhängigen Mannes — und als solcher durfte ein Prinz aus dem mit der königlichen Familie eng verwandten Wettinerhause gelten — zum Nachfolger Clemens Augusts die Gefolgschaft Kurkölns und der damit verbundenen Bistümer auf lange Zeit zu sichern. Mit Schrecken vernahm daher Bossart, daß die Abreise nach Westfalen auf Ende Januar 1749 festgesetzt war. Es konnte seine Besorgnis nur steigern, daß kurz vorher um Neujahr 1749 der frühere Hofkanzler Hoesch, wie es schien als bayrischer Gesandter, in Bonn auftauchte und mit Metternich und dem Kammerdirektor Falckenberg geheime nächtliche Unterredungen hatte[94]. Ob etwa doch noch die Kandidatur des Kardinals von Bayern neben der des sächsischen Prinzen erwogen wurde? Wie dem auch war, bei dem Erfolg des einen wie des andern kam das Interesse Österreichs zu kurz. Als der Kurfürst aber am 28. Januar nach Westfalen aufbrach[95], hielt

[93] Bericht Bossarts, 22. Dezember 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Bossart an Cobenzl, 15. Januar 1749, Brunner a. a. O. II, 113. — Mineray (François de Mineray de la Planche: vgl. Chur-Cölnischer Hof-Kalender für das Jahr 1760, 50) trat später, wie wir noch sehen werden, tatsächlich in das geheime Kabinett ein.

[94] Berichte Bossarts, 4., 19. u. 24. Januar 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Vgl. J. Hashagen: Geschichte der Familie Hoesch, II (1916), 359; ferner über die Aufträge Hoeschs Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. VI, 346. Über Hoesch und seine frühere Tätigkeit am kölnischen Hofe siehe Annalen 111, 23 f., 32 ff.; ferner 112, 10.

[95] Berichte Bossarts, 26. u. 30. Januar 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. Bossart an Cobenzl, 28. Januar 1749, Brunner a. a. O. II, 114. Siehe auch Rheinischer Antiquarius III, 5, 323.

Digitized by Google

der Resident diesen Erfolg und damit die endgültige Abkehr Kurkölns vom kaiserlichen Hofe für durchaus wahrscheinlich.

## 8. Die Sendung des Grafen Königsegg. Verhandlungen des Kurfürsten mit den Seemächten und Abschluß des Vertrages von Neuhaus (1749/50).

Österreichische Politik nach dem Aachener Frieden. — Gutachten Bossarts. — Sendung des Grafen Christian Königsegg nach Bonn. — Der Kurfürst in Westfalen. — Wartensleben in Neuhaus. — Gesinnungswechsel Metternichs. — Aussichtsreiche Verhandlungen. — Auch Bossart faßt Hoffnungen. — Ankunft Königseggs. — Der Kurfürst von neuem in Westfalen. — Königsegg am Hoflager in Osnabrück. — Beurteilung der Persönlichkeiten bei Hofe. — Stand der Verhandlungen mit den Seemächten. — Der Osnabrücker Eventualvertrag. — Königsegg, Wartensleben und Bork in Neuhaus. — Zögerungen seitens der Generalstaaten. — Abschluß des Bündnisses. — Inhalt des Vertrags von Neuhaus. — Abreise Guébriants. — Auswechslung der Ratifikationen in Brühl. — Die Lehnsangelegenheit. — Tod Ferdinand Hohenzollerns. — Ankunft Borks in Brühl.

Mit dem Friedensschluß von Aachen beginnt eine wichtige Wendung der österreichischen Politik, die allerdings keineswegs von heute auf morgen in die Erscheinung trat: Langsam und nicht ohne schwere Rückschläge brach sich die Meinung des Unterhändlers in Aachen, des Grafen Kaunitz, Bahn, daß, um den großen Verlust der vergangenen Kriegszeit, Schlesien, wieder einzubringen und die unerträgliche preußische Großmachtstellung zu vernichten, man das bisherige politische System aufgeben und die Aussöhnung mit der Macht suchen müsse, die bisher als der traditionelle Feind des Hauses Habsburg galt, mit Frankreich. Diese Ansicht, die ja auch erst mit der Berufung Kaunitz' auf den Posten des Staatskanzlers im Jahre 1753 sich auf die Gesamthaltung der österreichischen Politik auswirken konnte, war jedoch zunächst keineswegs so allgemein, daß sie die allenthalben, insbesondere aber an den deutschen Höfen bestehende Rivalität zwischen österreichischer und französischer Diplomatie aufgehoben oder auch nur gemildert hätte. Vorerst gingen auch weiterhin die Bemühungen der österreichischen Politik im Reiche dahin, der französisch-preußischen Partei das Wasser abzugraben und sich die Gefolgschaft möglichst weiter Kreise zu sichern. Gerade der Abschluß des Friedens mochte den Gedanken nahelegen, auf diplomatischem Wege Kräfte zu sammeln, Verbindungen, die während der kriegerischen Wirren abgerissen waren, wieder anzuknüpfen und durch geschickten Ausbau eines Bündnissystems sich friedliche Erfolge

Digitized by Google

zu sichern. Wie wichtig aber der Eintritt des Kurfürsten von Köln in dieses System sein konnte, wenn etwa der Plan auftauchte, dem Erzhause durch die Wahl des ältesten Sohnes des Kaiserpaares zum römischen König die deutsche Kaiserkrone zu sichern, lag auf der Hand[96].

Aus diesen Erwägungen mochte wohl schon die Aufforderung erwachsen sein, die der Reichsvizekanzler Colloredo unter dem 17. September 1748, also noch vor der Unterzeichnung des Friedensvertrags, an Bossart richtete: Der Resident möge doch seine Meinung, wie und durch welche Mittel der kölnische Hof „beizubringen" wäre, auf einem sicheren Weg vertraulich darlegen. Bossart hatte darauf am 30. September mit einer ausführlichen Schilderung der letzten Entwicklung und derzeitigen Lage bei Hofe geantwortet und schließlich als einziges Mittel, den „widrigen Hergang" abzuändern, die Sendung eines geschickten hochgeborenen Ministers, „der Depensen zu machen und die kleinen Leute zu gewinnen im Stande sei", empfohlen[97]. Ein solcher Kavalier müßte dann den Kurfürsten bei Jagden und sonstigen Veranstaltungen stets begleiten, er müßte ferner seinerseits Vergnügungen erlaubter Art arrangieren und vor allem bei jeder Gelegenheit „dem Gusto im Bauwesen und der Musik, auch der vermeintlich erleuchteten Einsicht applaudiren", dagegen dürfte er von Geschäften zunächst

[96] Für die österreichische Politik nach 1748 sei verwiesen auf A. v. Arneth: Geschichte Maria Theresias, IV (1870); A. Beer, Über die österreichische Politik in den Jahren 1749—1755 (1871); J. Strieder: Kritische Forschungen zur österreichischen Politik vom Aachener Frieden bis zum Beginne des Siebenjährigen Krieges (1906); G. Küntzel: Fürst Kaunitz-Rietberg (1925).

[97] Bericht Bossarts, 30. September 1748. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a. — Bossart verweist für die einzuschlagende Taktik auf das Vorbild der französischen Partei bei Hofe: Sie habe Metternich sich eingefangen, sie habe aber nicht weniger auch „durch Geld und andere Gnaden die stets um den Herrn schwebenden kleinen Leute gewonnen", die „wegen des beständig habenden Umgangs und Zutritts die bequemsten Gelegenheiten ohne Mühe ergreifen" könnten, den Kurfürsten „es sei in dieser oder jener Sache oder aber gegen diese oder jene Person vortrefflich zu praeveniren, den mindesten Vorgang auf das gehässigste zu erheben und öfters gar zu allerhand Extremitäten zu verleiten". „Wie oft", so heißt es in Bossarts Bericht weiter, „hat man nicht durch Bagatellen den Herrn zu amüsieren und zu gewinnen gewußt! es war nur genug, daß er sich blicken ließe, dieses oder jenes zum Zierat seiner Zimmer oder dergleichen anzuverlangen, sogleich mußte es aus Frankreich überschickt werden. Durch solche immer aufeinander folgende, von den kleineren Leuten in den Kabinetten und Retiraden, von den größeren Partisans aber in den Promenaden und sonstigen Amusemens des Herrn allezeit unendlich erhobenen Vorfallenheiten" sei der Kurfürst beständig weitergeleitet worden.

Digitized by Google

„bis zu des Herrn völliger Gewinnung" nicht reden. Wolle man sich indessen in Wien zu dieser Mission nicht entschließen, so sei es am besten, sich um Clemens August überhaupt nicht mehr zu kümmern und sich ganz auf die Bearbeitung der Domkapitel zu legen, die der kurfürstlichen Politik immerhin manche Ungelegenheit bereiten und insbesondere die drohende Wahl eines Gegners Österreichs zum Koadjutor unter Umständen noch verhindern könnten.

Man nahm sich in Wien lange Zeit, ehe man zu einem Entschluß kam. Erst im Laufe des Juni 1749 fiel die Entscheidung: Der Feldmarschall-Leutnant und Kammerherr Graf Christian Moritz von Königsegg wurde als kaiserlicher bevollmächtigter Minister an den Hof des Kurfürsten von Köln entsandt. Daß gerade Königsegg der Posten übertragen wurde, hatte wohl mehrere Gründe. Zwei Brüder Christians, die Grafen Josef und Max von Königsegg, waren angesehene Mitglieder des Kölner Domkapitels, er selbst aber war Ritter des Deutschen Ordens, dessen Großmeister ja Clemens August war. Zwar hatte der Graf sich bisher noch nicht auf diplomatischem Gebiete versucht; man mochte indessen hoffen, daß sein militärisches Auftreten und der Ruf seiner kriegerischen Taten den etwaigen Mangel an Routine ausglichen. Anscheinend war er beauftragt, zunächst nicht in seiner amtlichen Eigenschaft aufzutreten, sondern als Deutschordensritter einen Besuch bei seinem Großmeister vorzutäuschen. Wenn er dann aber es für möglich hielt, die Maske abzuwerfen, hatte er offiziell nur über die Frage der Lehnsnahme seitens des Kurfürsten zu verhandeln. Natürlich lagen eigentlich seiner Sendung weitergehende Absichten zugrunde[98].

Anfang Juli 1749 scheint Königsegg von Wien aufgebrochen zu sein[99], es wurde Ende September, bis er in Bonn eintraf. Aber hatte es um diese Zeit denn überhaupt noch Zweck, daß er sich um den Kurfürsten bemühte? Wir erinnern uns der schweren Besorgnisse, die Bossart im Januar bei der Abreise des Hofes nach West-

[98] Über Christian Königsegg (1705—1778) vgl. Wurzbach a. a. O. XII, 223 ff. Er hat später im Siebenjährigen Krieg ein österreichisches Korps geführt und wurde 1758 zum Feldmarschall ernannt. Als Deutschordensritter war er Landeskomtur der Ballei Elsaß-Burgund zu Altshausen: vgl. J. Voigt: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens (1859), II, 663; Khevenhüller-Schlitter a. a. O., 1745—1749, 599.

[99] Khevenhüller-Schlitter a. a. O. 1745—1749, 337.

Digitized by Google

falen für die nächste Zukunft gehegt hatte. Waren sie in der Zwischenzeit bestätigt worden, hatte sich Clemens August noch weiter an die Gegner des Erzhauses gebunden und wohl gar in der Koadjutorfrage nachgegeben, oder aber fand der Graf eine freundlichere Stimmung, eine günstigere Lage vor, als sie zu Beginn des Jahres bestanden hatte? Ein Blick auf die Vorgänge am kurkölnischen Hofe seit dem Aufbruch des Kurfürsten von Bonn am 28. Januar 1749 wird uns darauf Antwort geben.

Bossart war in Köln zurückgeblieben, er war daher für die Zeit der Abwesenheit des Hoflagers von der rheinischen Residenz im wesentlichen auf Berichte Dritter angewiesen. Sie wußten in der Hauptsache aber nur den äußern Hergang der Reise zu schildern: Daß der Kurfürst „trotz schlechten Wetters und fast impracticabler Wege" am 31. Januar in Neuhaus eingetroffen sei und dort „täglich an einer Tafel von 20 Kouverts öffentlich speise und sich alle Woche mit zweimaligem bal masqué und ebensooft mit der Komödie divertire", daß am 23. Februar der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel mit dem Erbprinzen Friedrich und drei Kavalieren angekommen und bis Anfang März geblieben sei[100], daß der Kurfürst Mitte April für kurze Zeit das Jagdschloß Hirschberg bezogen und endlich am 30. dieses Monates Neuhaus verlassen habe, um nach einem kurzen Gegenbesuch in Kassel Anfang Mai wieder die Rückreise nach Bonn anzutreten[101]. Von Verhandlungen über die Koadjutorwahl hörte man zwar nichts, trotzdem hielt Bossart die Lage eher für verschlechtert als für verbessert. Er wollte wissen, daß Metternich und der fortdauernd in Neuhaus anwesende Asseburg mit ihren Umtrieben noch bei dem Landgrafen von Hessen-Kassel eine Stütze gefunden hätten; er vermutete auch preußische Intrigen — gerade zu jener Zeit standen sich wegen der Frage der Thronfolge in Schweden Preußen und das mit Österreich verbündete Rußland feindlich gegenüber[102] — und brachte damit eine geheim-

[100] Damals in Neuhaus trat nicht ohne starke Beteiligung Clemens Augusts der hessische Erbprinz Friedrich insgeheim hinter dem Rücken seines Vaters zum Katholizismus über. Über diese Angelegenheit, die uns hier nicht näher zu beschäftigen braucht, vgl. Th. Hartwig: Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel zum Katholizismus (1870), 21 ff. u. 241 ff.

[101] Berichte Bossarts, 30. Januar, 3., 6., 17. u. 28. Februar, 8., 14., 21. u. 31. März, 14. u. 18. April, 1. Mai 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[102] Vgl. Immich a. a. O., 340 f.

Digitized by Google

nisvolle Reise Metternichs nach Braunschweig und die Absendung des hessischen Generalmajors Graf Isenburg nach Schweden in Zusammenhang. Gewiß war, daß französische Subsidien eingingen, da die zeitweise eingestellten Arbeiten an den Bauten wieder mit Eifer betrieben und auch zur Wiederherstellung der gleichfalls zeitweise abgeschafften Parforcejagd in England wegen Ankaufs von Pferden und Hunden unterhandelt wurde[103]. Daß bereits im April Hoesch sich wieder in Bonn einfand und diesmal kein Hehl daraus machte, daß er von Bayern und Pfalz als Gesandter bei dem Kurfürsten beglaubigt sei, und daß dieser unbedingte Feind Österreichs nach der Mitte Mai erfolgenden Rückkehr Clemens Augusts sich bald in Brühl Zutritt zu verschaffen wußte[104], bestärkte den Residenten in seinem Argwohn, daß man „die Koadjutorie noch im Augenmerk" habe. Die Gefahr aber, daß die Bemühungen der französisch-bayrisch-sächsischen Partei von Erfolg gekrönt würden, hielt er für nicht weniger groß als im Januar.

Und doch waren inzwischen von anderer Seite Verhandlungen eingeleitet worden, die unter Umständen zu einem für das Interesse Österreichs günstigen Umschwung führen konnten. Wer dereinst die Erbschaft Clemens Augusts in Nordwestdeutschland antreten würde, war natürlich auch den Seemächten, insbesondere dem benachbarten Holland, keineswegs gleichgültig. Ihr Wunsch ging auf Verhinderung der Wahl eines Prinzen, der ja stets die Interessen seiner Dynastie vertreten würde; ihnen hätte am besten die Erhebung von Mitgliedern der Domkapitel gepaßt. Die sich immer mehr verdichtenden Gerüchte über eine bevorstehende Koadjutorwahl hatten daher bei ihnen starke Beunruhigung ausgelöst, und schließlich war im Februar nach Verständigung zwischen Holland und Hannover-England der uns ja schon bekannte holländische General Graf Wartensleben beauftragt worden, sich schleunigst wiederum an den kurkölnischen Hof zu begeben, um die Wahl eines bayrischen oder sächsischen Prinzen zum Koadjutor zu verhindern[105]. Wartensleben scheint nun, bevor er persönlich in Neu-

[103] Bericht Bossarts, 12. Mai 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[104] Berichte Bossarts, 3. April u. 26. Mai 1749. Ebenda. Vgl. auch Hashagen a. a. O. II, 359.

[105] Newcastle an den Prinzen von Oranien, 6. Januar 1749; Bentinck an Münchhausen, 4. Februar 1749. Archives a. a. O. I, 539 u. 546 f. Vgl. auch Secreete Resolutien van de Edele Groot Mog. Heeren Staaten van Holland en Westvriesland XI (1747—1751), 461.

Digitized by Google

haus auftrat, durch einen Juden bei Hofe sondiert zu haben. Zu seiner Überraschung erhielt er nun durch die Vermittlung des Juden Ende März von seiten Metternichs und Asseburgs eine Mitteilung, daß man zum Abschluß eines Vertrags bereit sei, kraft dessen der Kurfürst sich gegen jährliche Zahlung von 200 000 Gulden verpflichte, niemals einen Koadjutor gegen den Willen der Generalstaaten anzunehmen, es sei denn, es handele sich um einen künftigen Sprößling des Hauses Bayern[106]. Der General trat in der Folgezeit vor allem mit Metternich in Verbindung und gewann mehr und mehr die Überzeugung, daß der Domherr wirklich entschlossen sei, die Partei zu wechseln. Ob er schon bei jener geheimen Verhandlung mit Bossart im Sommer 1747 ernsthaft den Gedanken eines Umschwungs erwogen hatte, ob dann seine Äußerung gegenüber Wartensleben im vergangenen Jahr, er wünsche nur aus dem Labyrinth, in das er geraten sei, zu entkommen, er wolle nicht länger wie ein Sklave behandelt werden, ehrlich gemeint war, muß dahingestellt bleiben. Vielleicht, daß die Vorgänge bei Gelegenheit der Revision der Baukasse im Herbst 1748 seinen Entschluß herbeigeführt hatten: Damals scheint man von französischer Seite untätig zugesehen zu haben, während er, um seinen Sturz zu verhindern, sein Vermögen opferte. Wie dem auch sei, jedenfalls überhäufte er jetzt Wartensleben mit Beteuerungen seiner Dienstwilligkeit[107], und auch seine Verwandten, die bisher stets über Metternichs frankophile Haltung geklagt hatten, bezeugten, daß man diesmal an der Aufrichtigkeit seines Gesinnungswechsels nicht zweifeln könne. Außer auf Metternich glaubte

[106] Incluses de la lettre de Mr. de Wartensleben du 24 mars 1749; Wartensleben an Bentinck, 24. April 1749. Archives I, 565—567, 575—579. Leider sind die in den Archives abgedruckten Berichte Wartenslebens verstümmelt und z. T. anscheinend falsch dechiffriert. Bezeichnend ist übrigens der letzte Punkt der durch den Juden von seiten Metternichs und Asseburgs übermittelten Forderungen: „Quatre semaines après l'acceptation de ce plan, ces Messieurs lèveroient le masque et se déclareroient à moi (Wartensleben) en personne, mais N. B. ils veulent 100 000 fl".

[107] Wartensleben gibt in seinem Schreiben an Bentinck eine Äußerung Metternichs wörtlich wieder: „Je vous servirai non seulement de la même façon, mais mieux que je n'ai jamais fait les autres, parce que je vous ai déjà dit, il y a un an, que j'avois de l'obligation à la Hollande et toute ma famille, car, sans elle, jamais mon oncle ne seroit devenu Evêque. Vous n'exigerez pas de choses si criantes ni que vous me sacrifierez". Ob Metternich vielleicht selbst daran dachte, wie einst sein Onkel Franz Arnold den münsterschen Bischofsstuhl besteigen zu können, und schon deshalb die Koadjutorabsichten durchkreuzen wollte?

Digitized by Google

Wartensleben noch auf Föller zählen zu dürfen, er rechnete aber auch auf den Kurfürsten selbst, der, wie er erfuhr, keineswegs gewillt war, eine Koadjutorwahl zuzulassen, und in der Besorgnis, daß man ihn von französischer Seite dazu zwingen wolle, gerne die Hand ergriff, die ihm Holland bot[108]. Der General war der festen Überzeugung, daß er nicht mehr im gleichen Maße zu Frankreich neige, wie noch vor kurzer Zeit, und daß, falls man sich im Haag bzw. in London rasch zur Annahme der vorgelegten Bedingungen entschließe[109], der Abschluß eines Vertrages und eine dementsprechende Neuorientierung der kurkölnischen Politik keine Schwierigkeiten bereiten werde.

Als Wartensleben im Gefolge des Kurfürsten in Bonn eintraf, war noch alles in der Schwebe: Er hatte noch keine Antwort vom Haag. Sie kam trotz seines Drängens auch in den nächsten Monaten noch nicht, da die Generalstaaten nicht ohne die Mitwirkung Englands handeln wollten und die Verständigung zwischen den beiden Seemächten Zeit kostete[110]. Während er nun Metternich gegenüber die Verzögerung zu erklären und entschuldigen suchte, scheint er es vorerst für richtiger gehalten zu haben, Bossart in den Gang der Verhandlungen nicht einzuweihen. Nur andeutungsweise sprach er ihm von der Möglichkeit eines Parteiwechsels Metternichs[111]. Die Bedeutung der Gewinnung gerade dieses Mannes glaubte Bossart jetzt noch höher anschlagen zu müssen, als vor zwei Jahren, denn, wie er selbst sich im Laufe des Sommers überzeugen konnte: Metternich war die Seele der Regierung, er, der soeben zum maître des requêtes ernannt worden war, vereinigte in seiner Person die Funktionen des ersten Ministers und des geheimen, vertrauten Beraters des Kurfürsten[112]. Aber noch fehlte dem Resi-

[108] Vgl. das Urteil Wartenslebens über Clemens August in Archives a. a. O. I, 578/79.

[109] Wartensleben drängte Bentinck auf möglichst baldige Antwort: „Je vous prie, pressez cette affaire, car elle commence à devenir sérieuse, et à cette Cour on ne peut garantir d'un moment tant que les choses sont sur le pied présent. Nous devons profiter du tems pour nous en assurer."

[110] Vgl. Gronsfeld (holl. Staatsmann und Diplomat) an Wartensleben, 3. Juni 1749; Wartensleben an Gronsfeld, 4. Juni 1749. Archives a. a. O. I, 589—591. Vgl. auch Secreete Resolutien a. a. O. XI, 461.

[111] Bericht Bossarts, 18. Mai 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4 a.

[112] Bericht Bossarts, 12. Juni 1749: „Ansonsten wird sämtlicher Geschäftsgang durch den Metternich fast allein eingeleitet, gestalten Hohenzollern sozusagen zum bloßen Schein nur noch zu den Ministerial-Konferenzen gezogen, in Landes-, Regier- und Kameralangelegenheiten aber gar nicht befragt, sondern desfalls alles durch den Metternich gerichtet und contrasignirt wird." Ebenda.

Digitized by Google

denten der rechte Glaube; argwöhnisch notierte er auf Metternich gemünzte Äußerungen von ihm befreundeten Personen, „daß wohl kein guter Vorgang insolange anzuhoffen stünde, als diejenigen am Ruder wären, welche wirkliche Pensionen von Frankreich hätten und solche solange genießen würden, bis sie mit convenablen Abteien versorgt werden könnten". Noch immer sah er keineswegs zuversichtlich in die Zukunft. Voll Besorgnis hörte er von der Anwesenheit der Prinzessin Clemens von Bayern in Wiesbaden und von der angeblichen Absicht des Kurfürsten, sie zu besuchen[113]; und wenn er Anfang Juli wahrnehmen wollte, daß Clemens August wegen des Ausbleibens französischer Subsidien schlecht gelaunt sei und der Abbé Guébriant „keine angenehmen Gesichter erhalte", so wußte er vierzehn Tage später zu berichten, daß die Gelder anscheinend angelangt wären und das Mißvergnügen behoben sein dürfte[114]. Wenig Gutes versprach er sich auch von der Reise, die der Fürst im August nach Arnsberg unternahm[115]. Erst ein Besuch in Brühl am 5. September ließ ihn plötzlich erkennen, daß seine bisherige pessimistische Beurteilung keineswegs berechtigt war, daß vielmehr bei Hofe offensichtlich ein Gesinnungswechsel stattgefunden hatte. Hoesch war vom Hoflager verwiesen worden[116]; weit wichtiger aber waren glaubwürdige Mitteilungen, daß alle Bemühungen Guébriants, eine Verlängerung des im nächsten Jahre ablaufenden Vertrags mit Frankreich zu erreichen, hauptsächlich dank der Gegenwirkung Metternichs gescheitert seien. Plante Metternich also doch den Übertritt zur österreichisch-seemächtlichen Partei? Während eines neuen Aufenthalts des Residenten in Brühl am 15. September erhielt er seitens Metternichs und der übrigen Minister „die kräftigsten Versicherungen"; man gab ihm deutlich zu verstehen, daß es nur von den Seemächten abhänge, den Kurfürsten völlig von dem französischen Bündnis abzuziehen. Zwar stand eine neue Reise des Hofes nach Westfalen unmittelbar bevor, doch man glaubte versprechen

[113] Bericht Bossarts, 8. Juni 1749. Ebenda. Vgl. auch Brunner a. a. O. II, 116, und Archives a. a. O. I, 590/91.

[114] Berichte Bossarts, 10. u. 24. Juli 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[115] Vgl. Brunner a. a. O. II, 117.

[116] Am 22. Juli 1749 bereits hatte Clemens August seinem bayrischen Neffen zu verstehen gegeben, daß er Hoeschs dauernde Anwesenheit an seinem Hofe nicht wünsche. Vgl. Hashagen a. a. O. II, 360.

Digitized by Google

zu können, daß sich die günstige Stimmung Seiner Durchlaucht nicht ändern werde. Nur dürfe mit der Antwort auf die Wartensleben vorgelegten Anträge nicht mehr allzulange gezögert werden[117].

Am 22. September verließ Clemens August sein kölnisches Erzstift, in dem der Obristhofmeister Graf Hohenzollern als Statthalter zurückblieb. Drei Tage später traf der kaiserliche Bevollmächtigte Graf Christian Königsegg in Bonn ein[118]. Aus Unterredungen mit Bossart und vor allem auch mit Wartensleben, der den Kurfürsten nicht begleitet hatte, sondern im Begriff stand, eine Reise nach Koblenz und Frankfurt zu unternehmen[119], konnte er zu seiner Freude entnehmen, wie vorteilhaft sich die Lage bei Hofe gestaltet hatte. Wartensleben unterrichtete ihn von den bisher von ihm geführten Verhandlungen und von dem aufrichtigen Wunsche Metternichs sowohl als auch Clemens Augusts selbst, die Beziehungen zu Frankreich zu lösen und in ein nahes Vertragsverhältnis zu den Seemächten zu treten. Einige Unruhe verursachte Königsegg allerdings, daß der Holländer noch immer keine endgültige Instruktion erhalten hatte — es war das auch der Grund, weshalb dieser einstweilen darauf verzichtet hatte, dem Kurfürsten nach Westfalen zu folgen[120]. Ob man im Haag und in London Bedenken trug, finanzielle Opfer für die Gewinnung Kurkölns zu bringen, ob man vielleicht diese Gewinnung gar nicht für so wichtig hielt, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte? Königsegg und Bossart sahen ihre schlimmsten Befürchtungen in dieser Hinsicht bestätigt, als sie Mitte Oktober erfuhren, daß Wartensleben zum holländischen Gesandten in Schweden ernannt und angewiesen worden sei, sich auf seinen neuen Posten zu begeben[121]. Sie faßten indessen einige Tage später neuen Mut, als sie hörten, daß der General Gegenbefehl erhalten und sich plötzlich in aller Eile nach Clemenswerth, dem derzeitigen Aufenthaltsort des Kurfürsten, begeben hatte[122]. War die ersehnte Instruktion in seine Hände gelangt, stand der

[117] Berichte Bossarts, 6., 16. u. 23. September 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[118] Bericht Königseggs, 28. September 1749. Ebenda.

[119] Vgl. Archives a. a. O. II, 15 u. 18.

[120] Bericht Königseggs, 13. Oktober 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

[121] Bericht Bossarts, 18. Oktober 1749; Bericht Königseggs, 21. Oktober 1749. Ebenda. Siehe auch Wartensleben a. a. O. II, 133.

[122] Bericht Bossarts, 30. Oktober 1749. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a.

Digitized by Google

Abschluß des Vertrags bevor? Zu seinem großen Ärger war es Königsegg einstweilen noch nicht möglich, an Ort und Stelle die Entwicklung der Dinge zu beobachten und in die Verhandlungen fördernd einzugreifen. Ohne kurfürstliche Genehmigung durfte er am Hoflager nicht erscheinen; nun hatte aber Metternich auf seine Anfrage zwar in zuvorkommendster Weise geantwortet, daß man des Grafen Besuch gerne sehe, zugleich aber ihm mitgeteilt, daß noch kein Ort für den Winteraufenthalt des Kurfürsten bestimmt sei und Königsegg sich bis zur Entscheidung hierüber gedulden solle. Erst gegen Ende Oktober erhielt der kaiserliche Gesandte ein neues Schreiben Metternichs, das ihn für den 15. November nach Osnabrück einlud[123]. Ob inzwischen die Entscheidung schon gefallen war?

Am 14. November kam Königsegg in Osnabrück an und wurde alsbald von Clemens August in Audienz empfangen[124]. Er nahm am 23. November an den großen Festlichkeiten zu des Kurfürsten Namenstag teil[125] und folgte dem Hof am 1. Dezember nach Schloß Neuhaus, wo die Wintermonate verbracht werden sollten. Während er sich persönlich in diesen ersten Wochen möglichst zurückhielt, hatte er genügend Gelegenheit, in die Verhältnisse bei Hof Einblick zu nehmen, die einzelnen Personen, die hier eine Rolle spielten, ihre Anschauungen und Neigungen kennenzulernen[126]. Was zunächst den Kurfürsten selbst betraf, so beurteilte Königsegg, der bei jener ersten Audienz mit ganz besonderer Zuvorkommenheit behandelt worden war, seine politische Einstellung zur Zeit sehr günstig. Man müsse allerdings überaus behutsam mit ihm umgehen, er lasse sich nicht führen, wie man in Wien glaube. Es gehöre viel Geschicklichkeit dazu, ihn zu etwas zu bringen, und wenn man es nicht klug anfange, tue er just das Gegenteil von dem, was man erstrebe. Der Wankelmut sei seine Haupteigenschaft: „In dem aber ist er unbeweglich, daß er keinen

[123] Berichte Königseggs, 6. u. 29. Oktober 1749. Ebenda.

[124] Bericht Königseggs, 17. November 1749. Ebenda.

[125] Bericht Königseggs, 24. November 1749: „Zu Mittag ist große Tafel gewesen, hernach französische Komödie; auf das prächtige Souper von 122 couverts ist ein Ball gefolgt, welchem bis gegen 1 Uhr Nachts S. K. D. beigewohnt und sich gegen 2 Uhr geendigt hat." Ebenda.

[126] Berichte Königseggs, 17., 24. u. 27. November, 2., 18., 22. u. 25. Dezember 1749, 1., 12. u. 15. Januar 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a u. 4b.

Digitized by Google

Koadjutor haben und von Frankreich gerne los sein will." In dieser glücklichen Stimmung bestärke ihn ganz zweifellos der soeben an Stelle des verstorbenen Schurff zum Obristkämmerer ernannte Metternich. Heftig beklagte sich der Domherr bei Königsegg, daß man von Wien aus ihn verfolge und den Versicherungen seiner Gesinnungsänderung keinen Glauben schenken wolle. Königsegg selbst gewann die Überzeugung, daß man ihm trauen dürfe, daß er mit allen Mitteln bestrebt sei, den Bruch seines Herrn mit Frankreich herbeizuführen. In diesen Bemühungen werde er sekundiert von dem Staatssekretär Föller. Beide allerdings durften — Königsegg sah das durchaus ein — einstweilen ihre Gesinnung noch nicht öffentlich an den Tag legen, da sonst für den Fall eines Mißlingens der Verhandlungen mit den Seemächten ihr Sturz durch die doch noch immer sehr starke französische Partei gewiß war. Sie baten daher auch den Grafen, nicht zu häufig mit ihnen zu sprechen; sie würden ihn schon durch geheime Billets auf dem laufenden halten. Ihr gefährlichster Gegner war Asseburg, der während des Aufenthalts des Kurfürsten in Westfalen stets zu dessen Hofstaat trat und der dann leicht Gelegenheit fand, seinen mehr noch von Preußen als von Frankreich abhängigen Ratschlägen an höchster Stelle Eingang zu verschaffen. Königsegg brachte in Erfahrung, daß Frau von Asseburg[137] kürzlich durch Guébriant eine Vorstecknadel, ihr Gemahl aber 5000 Reichstaler erhalten habe. Als gegen Ende Dezember eine französische Subsidienzahlung von 100 000 Gulden für den Kurfürsten einging, fielen wiederum 5000 Taler für ihn ab. In der französischen Rechnung war er offenbar an die Stelle Metternichs, mit dem er sich völlig überworfen hatte, getreten. Er war um so gefährlicher, als er auf den paderbornischen Adel, der sich in Neuhaus um den Kurfürsten drängte, großen Einfluß besaß. Verderblich konnte nach Königseggs Ansicht neben Asseburg und seinem Anhang auch der bei Clemens August zur Zeit hoch in Gunst stehende Deutschordensnovize von Hack, der zwar ein „guter Mensch" sei, aber blindlings den Weisungen seines Onkels, des pfälzischen Ministers Wachtendonk, folge, wirken. Königsegg gelang es indessen, den ehrgeizigen jungen Mann zu bewegen, sich um eine Kompagnie im Regiment Deutschmeister zu bewerben, und ihn so von Hofe zu entfernen. Er bemühte sich auch unter der

[137] Es handelt sich um Asseburgs zweite Gemahlin, Therese v. d. Lippe. Vgl. Trippenbach a. a. O., 200.

Digitized by Google

Hand, wie es Bossart ja stets empfohlen hatte, um die „kleineren Leute", um durch sie der französischen Partei Abbruch zu tun. Zwar der einflußreiche „Judendoktor" Wolff[128] bezog bereits von Frankreich eine Pension von 200 Dukaten, dafür aber steckte Königsegg dem kurfürstlichen Läufer eine Summe zu, „weil er alles gilt", und auch den Feldscherer und einen Kammerdiener hoffte er durch Handsalben zu gewinnen und nutzbringend verwenden zu können[129]. Im ganzen konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß die vor Jahresfrist noch übermächtigen Anhänger Frankreichs stark vermindert und in die Defensive gedrängt worden waren. Guébriant selbst, der französische Gesandte, war im Gegensatz zu dem Holländer Wartensleben beim Kurfürsten nicht allzu beliebt; auch jene Subsidienzahlung von 100 000 Gulden, die wohl darauf berechnet war, Clemens Augusts Unwillen gegen Frankreich zu besänftigen, verfehlte ihre Wirkung völlig. Besonders begrüßte Königsegg auch die Entfremdung, die zwischen dem Kölner und seinem pfälzischen Vetter eingetreten war. Die Zerstörung von Rheinbauten auf angeblich erzstiftischem Boden in der Nähe von Düsseldorf durch kurpfälzische Soldaten[130] hatte zu einem gereizten Schriftwechsel zwischen beiden geführt; ein völliger Abbruch der Beziehungen schien nicht ausgeschlossen.

Auf die Dauer konnte man sich allerdings Nutzen aus dieser Lage nur versprechen, wenn die Verhandlungen mit den Seemächten zum Ziele führten. Bei seiner Ankunft in Osnabrück hatte Königsegg außer Wartensleben noch den hannoverschen Geheimrat von Steinberg[131] angetroffen, der, wie er hörte, unter dem Vorwande, dem Kurfürsten seine Aufwartung zu machen, in der „affaire" arbeitete, jedoch nicht mit nach Neuhaus kam. Erst nach und nach erfuhr der Österreicher dann hauptsächlich

[128] Über die Bedeutung dieses Judendoktors vgl. den Brief, den Papst Benedikt XIV. am 5. November 1755 während der Anwesenheit Clemens Augusts in Rom dem Kardinal de Tencin schrieb: „Suivant ce qu'on nous a rapporté ce prince n'a pas une personne de tête dans sa cour à l'exception de son médecin juif qui est non seulement très capable de veiller à sa santé, mais encore à la décence de ses actions." Correspondance de Benoit XIV, publ. par E. de Heeckeren (1912), II, 452.

[129] Bezeichnend ist übrigens auch, daß Königsegg sich bemühte, dem Kurfürsten einen guten Fasanjäger aus Österreich zu verschaffen.

[130] Berichte Bossarts, 16. November 1749, 1., 12. u. 19. Februar 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4a und 4b.

[131] Baron Ernst von Steinberg, früherer hannoverscher Minister in London.

Digitized by Google

durch Wartensleben und Föller, was sich vor seinem Erscheinen bei Hofe ereignet hatte, und wie weit die Vertragsverhandlungen bisher gediehen waren. Jene Vermutung, daß die plötzliche Reise Wartenslebens nach Clemenswerth Ende Oktober auf einen Auftrag der Generalstaaten zum Vertragsabschluß zurückzuführen sei, war durchaus zutreffend gewesen[132]. Der König von England hatte sich nach längeren Verhandlungen als Kurfürst von Hannover bereit erklärt, die Hälfte der von Kurköln geforderten jährlichen Subsidien von 200 000 Gulden auf sich zu nehmen und zum Zweck der näheren Vereinbarung den Baron von Steinberg an den kölnischen Hof abzusenden[133]. Man hat später von holländischer Seite behauptet, daß, wenn Wartensleben auch für England-Hannover Vollmacht erhalten hätte, es ihm leicht gefallen wäre, bereits in Clemenswerth die Unterzeichnung des Vertrags herbeizuführen[134]. Erst nach der Übersiedlung nach Osnabrück erschien Steinberg, und nun erhob Metternich, angeblich um den Einflüsterungen Asseburgs und seiner Freunde, die sich in Osnabrück weit stärker geltend machten, als in Clemenswerth, die Spitze abzubrechen, höhere Forderungen als bisher. Er bot statt der auf die Koadjutorfrage beschränkten Abmachung eine regelrechte Allianz, jedoch gegen Erhöhung der Subsidien von 200 000 auf 500 000 Gulden. Wartensleben und Steinberg waren hierüber nicht instruiert, doch ließen sie sich, gedrängt von Metternich und Föller, dazu bestimmen, am 18. November 1749 einen Eventualvertrag zu unterzeichnen[135]. Dem Hauptinstrument dieser Osnabrücker Konvention, die also unmittelbar nach Königseggs Ankunft geschlossen wurde, lagen jene Bedingungen zugrunde, die im März des Jahres von kurkölnischer Seite Wartensleben übermittelt worden waren.

[132] Vgl. den Beschluß der Generalstaaten vom 22. Oktober 1749: Secreete Resolutien a. a. O. XI, 462—464. Siehe auch die Aufzeichnungen Charles Bentincks vom 14. bis 22. Oktober 1749: Archives a. a. O. I, 406—408; ferner Wartensleben a. a. O. II, 134.

[133] Vgl. das von Bentinck am 14. Oktober 1749 dem Prinzen von Oranien mitgeteilte Schreiben des Herzogs von Newcastle an Lord Holdernesse, Archives a. a. O. II, 25/26.

[134] Vgl. Secreete Resolutien a. a. O. XI, 461/62 u. 464.

[135] Der Vertrag, unterschrieben von Steinberg, Wartensleben und Metternich ist vollständig abgedruckt in Secreete Resolutien a. a. O. XI, 464—466. Wie Föller später Königsegg erzählte, war das Schriftstück, von dessen Existenz sonst niemand bei Hofe wisse, in seiner Osnabrücker Wohnung des Nachts von Steinberg, Wartensleben, Metternich und ihm aufgesetzt worden.

Digitized by Google

Der erste Artikel besagte, daß die Generalstaaten innerhalb drei Monaten die noch vom letzten Subsidienabkommen rückständigen Summen bezahlen sollten. Im zweiten Artikel verpflichteten sich der König von England als Kurfürst von Hannover und die Generalstaaten, vier Jahre lang je 200 000 Gulden, vierteljährlich also 50 000 Gulden Subsidien zu zahlen, wogegen der Kurfürst im dritten Artikel versprach, keinen Koadjutor gegen den Willen der Seemächte zu nehmen, und im vierten versicherte, die demnächst ablaufenden Abmachungen mit einer andern Macht ohne Wissen der beiden Verbündeten nicht zu erneuern. Hierzu aber kam noch eine besondere Zusatzabmachung, in der festgestellt wurde, daß man auf kölnischer Seite wünsche, gewissermaßen als Entschädigung für das aufzulösende Vertragsverhältnis mit Frankreich gegen eine Erhöhung der Subsidien um höchstens 300 000 Gulden im Jahr eine enge Allianz mit den Seemächten einzugehen, daß Wartenslebens und Steinbergs Vollmachten zum Abschluß dieses weitergehenden Vertrags nicht ausreichten, daß sie aber innerhalb sechs Wochen Instruktionen einholen wollten, und erst dann, wenn ihre Auftraggeber ihre Zustimmung erteilten, alles, was bisher vereinbart worden, in Kraft treten sollte. Mündlich gaben die kölnischen Unterhändler noch zu verstehen, daß man sich unter Umständen auch mit einer Vermehrung von 200 000 Gulden begnügen werde[136].

So lag die Entscheidung also wieder im Haag und in London; Königsegg sowohl als Wartensleben — Steinberg war nach Hannover zurückgekehrt — erwarteten sie mit Ungeduld. Schon hoffte man, sie sei günstig ausgefallen, als am 17. Januar 1750 der hannoversche General von Bork, der ja schon in früheren Jahren am kölnischen Hof die Interessen Hannover-Englands vertreten hatte, und dessen Persönlichkeit dem Kurfürsten stets angenehm gewesen war, in Neuhaus eintraf[137]. Indessen es stellte sich heraus, daß innerhalb der Generalstaaten noch keineswegs Einigkeit über die Annahme der kölnischen Forderungen bestand, daß zudem Differenzen zwischen Holland und England entstanden waren und Bork wohl von London Weisung erhalten hatte, vor deren Bei-

[136] Vgl. Secreete Resolution a. a. O. XI, 469.

[137] Ernst August Friedrich v. Bork. Vgl. Annalen 112, 13. — Berichte Königseggs, 19., 22., 26. u. 29. Januar u. 2. Februar 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b.



Digitized by Google

legung von der ihm erteilten Vollmacht keinen Gebrauch zu machen[138]. Die Verzögerung wurde für die Beteiligten immer peinlicher; Metternich und Föller befanden sich in heller Aufregung, zumal die französische Partei Wind von der Sache bekommen hatte und Guébriant nicht nur einen neuen Wechsel über 25 000 Gulden für rückständige Subsidien präsentierte, sondern auch mit den vorteilhaftesten Angeboten für eine Verlängerung des Anfang April ablaufenden Vertrags mit Frankreich aufwartete. Der Kurfürst erklärte in einer Unterredung mit Wartensleben am 1. Februar, die Verhandlungen müßten in Neuhaus beendigt werden, er werde aber hier nicht allzulange mehr bleiben. Endlich brachte am Abend des 3. Februar ein Kurier Wartensleben die Nachricht, daß die Generalstaaten dem Abschluß der Allianz auf der Grundlage der Vermehrung der ursprünglich vorgesehenen Subsidien um 200 000 Gulden zustimmten[139]. Die peinliche Wartezeit war jedoch noch immer nicht zu Ende, denn die Botschaft vom Haag enthielt den Zusatz, daß man sich noch mit England über einige den Vertrag betreffende Punkte nicht verständigt habe und der Abschluß bis dahin auszusetzen sei. Wartensleben und Bork verlangten einen Aufschub von zwei Wochen, den der Kurfürst auch bewilligte. Sie verflossen, ohne daß die Ermächtigung zur Unterzeichnung für Wartensleben gekommen wäre. Man hörte nur, daß der holländische Staatsmann Karl Bentinck zur Verhandlung nach London gereist sei, es aber vielleicht noch länger dauern werde, bis von ihm Nachricht eintreffen würde. Von Tag zu Tag stieg die Unruhe Königseggs[140]. Der Kurfürst, so berichtete er, fange an, empfindlich zu werden und zu glauben, man wolle ihn nur amüsieren und meine es mit der Allianz gar nicht ernst. „Wenn man", so urteilte der Graf verzweifelt am 16. Februar, „in Holland der Sache kein Ende macht, so hat sie ein Ende." Er selbst schrieb an den österreichischen Vertreter im Haag, Baron Reischach, Bork an Lord Holdernesse, Wartensleben an die Generalstaaten Mahnbriefe. Noch schien

[138] Über die Uneinigkeit in Holland und die schwierigen Verhandlungen zwischen England und Holland, die sich in der Hauptsache um die Frage drehten, ob der König von England als solcher, wie es die Holländer verlangten, oder als Kurfürst von Hannover den Allianzvertrag mit Kurköln einging, vgl. eingehend Secreete Resolutien a. a. O. XI, 466—470 u. 482—492.

[139] Bericht Königseggs, 4. Februar 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b.

[140] Berichte Königseggs, 5., 9., 12., 16. u. 19. Februar 1750. Ebenda.

Digitized by Google

Metternich entschlossen, den Abschluß zu betreiben, aber auch er versicherte Königsegg, daß er angesichts des heftigen Drängens Guébriants und seines Anhanges höchstens noch für acht Tage gut stehen könne. „Es wäre wohl betrüblich," urteilte der Österreicher bitter, „wenn man wegen einer solchen Kleinigkeit diese Gelegenheit versäumen sollte, welche man vielleicht nimmermehr bekommen wird."

Clemens August hatte den 25. Februar als Tag seiner Abreise von Neuhaus bestimmt. Königsegg hielt es, um keinen Verdacht zu erregen, für angebracht, bereits am 22. gleichzeitig mit Guébriant das Schloß zu verlassen, während Wartensleben und Bork unter irgendwelchen Vorwänden — Wartensleben stellte sich krank — bis zum letzten Termin bleiben wollten. Unmittelbar vor seinem Aufbruch wurde dem Österreicher zu seiner freudigen Überraschung mitgeteilt, daß „die Sache ihre völlige Richtigkeit bekommen, also daß nichts mehr fehlen könne"[141]. Es scheint, daß Bork von England die Nachricht erhalten hatte, daß man sich mit Holland verständigt habe und der Unterzeichnung nichts mehr im Wege stehe. Noch fehlte die Anweisung für Wartensleben, doch, da man schon vorher übereingekommen war, den Vertrag in zwei Instrumenten für jede der beiden Seemächte gesondert, wenn auch mit völlig gleichem Wortlaut, niederzulegen[142], wartete der Hannoveraner nicht länger und schloß für seinen Herrn am 20. Februar mit Metternich ab. Dem Holländer gelang es, den Kurfürsten nochmals zu einer Verschiebung seiner Abreise zu bewegen; wie Königsegg, der sich nach Köln begeben hatte, erfuhr, hatte der Kurier vom Haag, der ihm die Vollmacht brachte, am 25. morgens Münster passiert[143]. Wirklich konnte Wartensleben am 27. Februar seine Unterschrift unter die Urkunde setzen.

Den Inhalt dieses Vertrages von Neuhaus vom 20. bzw. 27. Februar 1750, durch den der Kurfürst von Köln von der Seite Frankreichs auf die der Seemächte übertrat, erfuhr Königsegg erst

[141] Bericht Königseggs, 22. Februar 1750. Ebenda.

[142] Nach einem späteren Bericht Königseggs wären Bork und Wartensleben, die sich wegen Rangstreitigkeiten bei der gemeinsamen Unterzeichnung nicht hätten verständigen können, dabei seinem Rate gefolgt.

[143] Bericht Königseggs, 1. März 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4 b.

Digitized by Google

gegen Ende März durch Vermittlung Wartenslebens[144]. In der Vorrede war auf das Osnabrücker Abkommen vom 18. November 1749 bezug genommen, seine Bestimmungen kehren dann auch in den acht Artikeln des neuen endgültigen Traktats wieder. Der erste Punkt erneuert die Verpflichtung der Generalstaaten, die noch auf Grund des Bündnisses vom 4. Juli 1744 vorhandenen Subsidienrückstände innerhalb drei Monate abzutragen. Die fortan von den Seemächten[145] zu zahlenden Subsidien werden auf jährlich 400 000 holländische Gulden festgesetzt, wogegen sich der Kurfürst in den Artikeln 3—7 anheischig macht, einmal keinen Koadjutor zu nehmen, dann die mit andern Mächten geschlossenen Vereinbarungen nicht zu erneuern, ferner mit seinen Stimmen auf dem Reichstag sowohl als auf den Versammlungen des Kurfürstenkollegs und der Kreise die Wünsche der Seemächte zu unterstützen und zu diesem Zweck seine Vertreter zu engem Zusammengehen mit den hannoverschen und holländischen Gesandten anzuweisen, sodann niemandem Truppendurchzug und Quartiere in seinem Lande ohne Billigung der Seemächte zuzugestehen und endlich diesen den Vorrang zu geben, falls er gewillt sei, Truppen gegen Subsidien zu vermieten. Der achte und letzte Artikel sieht den Austausch der Ratifikationen in Bonn innerhalb sechs Wochen vor und bestimmt als Anfangstermin der Gültigkeit des Vertrags den 12. April 1750. Der damaligen Sitte gemäß erhielten natürlich die Unterhändler, vor allem also Metternich und Föller, erhebliche Belohnungen[146].

Am Abend des 6. März langte Clemens August in Begleitung

[144] Bericht Königseggs, 25. März 1750, mit beigelegter Kopie des Vertrags. Ebenda. Der in seinem Inhalt bisher unbekannte Vertrag ist vollständig abgedruckt in Secreete Resolutien a. a. O. XI, 494—498, daselbst 499 auch eine von Clemens August, Metternich und Föller unterzeichnete Anweisung an den Juden Isaak Oppenheimer vom 23. Februar, die Subsidien in Empfang zu nehmen. Die Angaben bei Ennen a. a. O. II, 297/98, sind teilweise falsch.

[145] Der König von England schloß den Vertrag als „Sa Majesté le Roy de la Grande Bretagne, Electeur de Bronswic-Lunebourg".

[146] Nach Ennen a. a. O. II, 298, hätten Metternich 18000, Föller 12000 und Falckenberg 8000 Reichstaler erhalten. In Secreete Resolutien a. a. O. XI, 493, wird mitgeteilt, daß gleichzeitig mit der ersten, unmittelbar nach der Ratifikation fälligen Subsidienzahlung „volgens afspraag" den kurfürstlichen Ministern 60000 Gulden seitens der Generalstaaten auszufolgen wären. Vgl. auch Archives a. a. O. I, 439—441 und II, 40. — Auch Königsegg hatte erneut „geheime Ausgaben" von 200 Gulden gehabt. Bericht vom 14. März 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b.

Digitized by Google

Metternichs wieder in Bonn an; auch Wartensleben fand sich in der kölnischen Residenz, in die Königsegg bereits von Köln aus übergesiedelt war, ein[147]. Es galt nun, durch die Auswechslung der Ratifikationen das Werk zu krönen. Nochmals wußte Königsegg von Generalangriffen Guébriants, der allerdings seiner Meinung nach „den rechten Grund von dem, was geschehen, noch nicht wußte"[148], zu berichten. Der französische Gesandte habe in einer mehr als zweistündigen Audienz dem Kurfürsten versprochen, jedes holländische Angebot mit 100 000 Reichstalern zu überbieten, er habe in den heftigsten Ausdrücken vor Metternich, der seinen Herrn gegen dessen eigentliches Interesse aus reiner Geldgier leite, gewarnt und auch Drohungen einfließen lassen. Alles ohne Erfolg. Eine neue Audienz, die er „mit vieler Ungestüm und Unartigkeit" begehrte, wurde ihm, wie Königsegg hörte, verweigert. Er mochte dann wohl erkennen, daß sein Spiel fürs erste verloren war, und räumte das Feld. Nachdem er noch in einer Abschiedsaudienz in Brühl Clemens August durch allerlei Versprechungen und Warnungen, vor allem auch durch den Hinweis auf „den so schlecht sein sollenden Zustand des holländischen aerarii" die Hölle heiß gemacht hatte, reiste er am 19. April zu längerem Urlaub nach Paris ab[149]. Immerhin wollten Eingeweihte wissen, daß seine Ausführungen nicht ganz ohne Eindruck geblieben seien; es war also um so notwendiger, die Auswechslung der Ratifikationen zu beschleunigen. Wartensleben hatte die holländische bereits Anfang April in Händen, doch es wurde Ende April, bis Bork mit der des Königs von England wieder bei Hofe erschien. In Brühl, wo der Kurfürst den Sommer zu verbringen dachte, fand die gegenseitige Übergabe endlich am 15. Mai statt[150]. Nach außen allerdings sollte nach Clemens Augusts Wunsch die Allianz auch fernerhin geheim gehalten werden. Trotzdem hielt Königsegg den Kölner nun auf längere Zeit für gewonnen und gebunden.

[147] Berichte Königseggs, 6. u. 8. März 1750. Ebenda.

[148] Dagegen hatte König Friedrich von Preußen schon Mitte März genaue Kenntnis von dem Vertrag. Vgl. sein Schreiben an seinen Pariser Gesandten vom 17. März 1750 in Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. VII, 295.

[149] Berichte Königseggs, 17. u. 31. März, 7., 18. u. 22. April 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b. Vgl. auch Mémoires de Luynes a. a. O. X, 247/48.

[150] Berichte Königseggs, 29. April, 3., 12. u. 17. Mai 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b. Siehe auch Secreete Resolutien a. a. O. XI, 505—508.

Digitized by Google

Es entstand für die österreichische Politik und Diplomatie natürlich die Frage, wie weit man die neue Lage am kölnischen Hofe im eigenen Interesse ausnutzen konnte. Schon vor Abschluß des Neuhauser Vertrags hatte der ältere Bruder des kaiserlichen Gesandten, der Domherr Graf Josef Königsegg, in einem für den Reichsvizekanzler Colloredo bestimmten Promemoria die Meinung vertreten, daß der Zeitpunkt zu einem engen Einverständnis zwischen Wien und Bonn günstig sei. Indessen in Wien glaubte man sich vorerst mit dem Bündnis zwischen dem Kurfürsten und den Seemächten begnügen zu können: Colloredo hatte dem Grafen daher geantwortet, es scheine, „um nicht den erwünschten Endzweck zu verfehlen und bedenkliche Anstößigkeiten dagegen zu veranlassen", zur Zeit am geratensten, „in etwas zurückzuhalten und zu temporisieren"[151]. Immerhin mochte Christian Königsegg hoffen, die Lehnsangelegenheit mit Erfolg betreiben zu können. Schon in Neuhaus hatte er mit Metternich und Föller Rücksprache genommen; beide hatten ihm auch ihre Unterstützung versprochen, jedoch angeraten, sie bis zur völligen Berichtigung des Geschäftes mit den Seemächten nicht vorzubringen. Noch wartete er die Auswechslung der Ratifikationen ab, dann drang er jedoch in die Minister, die Sache zum Vortrag zu bringen. Metternich übernahm es, „das Eis zu brechen"; Ende Mai stellte er seinem Herrn das Anliegen Königseggs vor. Wie Föller dem Gesandten vorausgesagt hatte, zeigte sich Clemens August hinsichtlich der Lehnsnahme für die westfälischen Bistümer willfährig, dagegen wollte er unter keinen Umständen betreffs der Kur den übrigen Kurfürsten vorangehen. Königsegg sah es schon als einen Erfolg an, daß nach Westfalen Ende Juni Instruktionen abgingen, die dort die Belehnung durch den Kaiser vorbereiten sollten[152]. Mit Befriedigung vernahm er auch, daß an einer neuen, den Wünschen der Seemächte und damit auch des kaiserlichen Hofes entsprechenden Anweisung für den Reichstagsgesandten Karg gearbeitet werde.

Eine andere wichtige Frage, die allerdings zu den Interna des Hofes gehörte, und auf deren Entscheidung er nur mittelbar und in höchst vorsichtiger Weise einwirken konnte, beschäftigte den

[151] Promemoria des Grafen Josef Königsegg, 8. Februar 1750; Colloredo an Josef Königsegg, 14. April 1750. Wien: Coloniensia, 8—12.

[152] Berichte Königseggs, 22. April, 26. Mai, 2. Juni u. 3. Juli 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b.

Digitized by Google

Grafen dann seit Ende Juli: die Frage der Besetzung des Obristhofmeisterpostens. Schon im November des vergangenen Jahres hatte Bossart in einem seiner Berichte geäußert, Graf Ferdinand Hohenzollern scheine „mit großen Schritten nach der Ewigkeit zu gehen". Er hatte vielfach Magenkrämpfe, zudem setzte angeblich der „innere Verdruß" über die Ungnade und die völlige Einflußlosigkeit, in die er geraten war, seiner Gesundheit zu. Schließlich doch überraschend traf ihn der Tod: am Abend des 23. Juli wurde er in Gegenwart des gesamten Hofstaats während der Aufführung einer Komödie vom Schlag gerührt; in den Armen des neben ihm sitzenden Wartensleben hauchte er sein Leben aus[153]. Hatte er in der letzten Zeit nichts mehr bedeutet, so konnte sein Nachfolger unter Umständen um so einflußreicher werden. Um jeden Preis galt es zu verhindern, daß Asseburg das Erbe Hohenzollerns antrat, eine Möglichkeit, die schon früher des öfteren, unter anderem in jener Denkschrift des Grafen Josef Königsegg, erörtert worden war. Trotz des Vertrags mit den Seemächten hatte dieser vollendete Kavalier noch keineswegs die Gunst des Kurfürsten verloren. Königsegg wollte allerdings doch nicht glauben, daß man ihn aus Westfalen herbeirufen werde. Als aussichtsreicher Kandidat wurde der Kammerpräsident Bornheim genannt; er war zwar schon alt und zudem kränklich, aber, wie Königsegg lobend schreibt, „ein sehr fähiger Mann und gut gesinnt". Indessen Bornheim erklärte offen, ein etwaiges Angebot ablehnen zu müssen; er habe, so äußerte er zu Bossart, schon seine Jahre erreicht und genugsam erfahren, wie es einem ersten Minister am kölnischen Hof zu ergehen pflege. Auch der Name des Generals von Wenge, der sich angeblich völlig mit Metternich ausgesöhnt hatte, tauchte wieder auf. Noch war alles in der Schwebe, als die neuerliche Ankunft des Generals von Bork, der nach der Auswechslung der Ratifikationen nach Han-

[153] Bericht Königseggs, 24. Juli 1750: „Bei meiner gestrigen Anwesenheit zu Brühl bin ich mit andern Anwesenden ein Zuschauer eines ungewöhnlichen Trauerspiels gewesen, so der Herr Obristhofmeister Graf von Hohenzollern vorgestellt: derselbe hat des Abends, nachdem er sich den ganzen Tag wohlauf befunden gehabt, der gewöhnlichen Komödie beigewohnt und ist unter währendem Nachspiel von einem Schlag gerührt und innerhalb einer Minute in den Händen des Grafen von Wartensleben, zu welchem derselbe nur die wenigen Worte: ‚Adieu, Wartensleben, ich sterbe', gesagt, vom Tod übereilt worden, ohne daß er sich vorher des mindesten Zufalls beklagt gehabt. Die Bestürzung aller Anwesenden, wie sich leicht vorzustellen, ist sehr groß gewesen, und S. K. D. sind sehr dadurch gerührt worden."

Digitized by Google

nover zurückgekehrt war, angekündigt wurde. Vielleicht, daß er auf die Entschlüsse des Kurfürsten einwirken konnte. „Sobald er angekommen," so wußte jedenfalls Königsegg zuversichtlich zu berichten, „gedenkt man am Hof ein ganzes und beständiges System zu machen, welches mit meinem Vorwissen geschehen soll"[154].

Anfang August 1750 fand sich Bork in Brühl ein. Er hatte, wie sich bald herausstellte, Wichtigeres zu tun, als sich um die inneren Angelegenheiten des Hofes zu kümmern. Er kam mit einem hochpolitischen Auftrag: Er sollte sich im Auftrage des Königs von England der Stimme des Kölners für die Wahl des Erzherzogs Josef, des ältesten Sohnes Maria Theresias, zum römischen König versichern. Verhältnismäßig überraschend stellte sich die Frage der römischen Königswahl in den Vordergrund des europäischen Interesses, neben ihr traten auch am Hofe Clemens Augusts alle sonstigen Verhandlungen, Forderungen und Wünsche zurück. Auf die politische Haltung des Kurfürsten sollte sie eine für Österreich und die Seemächte überaus ungünstige Wirkung haben.

[154] Berichte Königseggs, 26. Juli, 1. u. 10. August 1750; Bericht Bossarts, 2. August 1750. Wien: Reichskanzlei, Berichte aus dem Reich, 4b.

Digitized by Google

# Literatur.

**Otto R. Redlich: Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte III. Ratingen. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXIX.) Bonn, Verlag Peter Hanstein, 1928. XI, 322 S.**

Seiner umfangreichen, zum 650jährigen Stadtjubiläum zusammen mit A. Dresen und J. Petry herausgegebenen, für die gesamte Entwicklung des Bergischen Landes aufschlußreichen Geschichte der Stadt Ratingen läßt der verdiente Leiter des Düsseldorfer Staatsarchivs jetzt im Rahmen der „Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte" den Ratingen betreffenden Quellenband folgen. Es ist warm zu begrüßen, daß die auch diese Seiten der städtischen Vergangenheit mitumfassende Darstellung kein Grund war, von dieser Quellenveröffentlichung abzusehen, die dem Forscher vieles zu bieten hat, was eine Darstellung nicht geben kann, um so mehr, als das im Jahre 1877 erschienene Urkundenbuch der Stadt von dem Aachener Kanonikus J. H. Kessel die rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Quellen nur wenig berücksichtigt.

Im Hinblick auf seine erwähnte Stadtgeschichte hat sich der Herausgeber auf eine gedrängte Einleitung beschränkt, die hauptsächlich einer Übersicht der gebotenen Quellen dienen soll, dabei jedoch das Wesentliche der Entwicklung klar heraushebt.

Im ersten Abschnitt wird die Entstehung der Stadt auf einer Rodung im Reichsforst zwischen Rhein und Düssel in günstiger Lage zwischen den Läufen des Angerbachs und des Schwarzbachs geschildert. Zunächst im Besitz eines Dynastengeschlechts, das die neben dem Burgsitz entstehende Kirche offenbar als Eigenkirche errichtet, gingen Kirche und Edelsitz im beginnenden 12. Jahrhundert an das Kölner Erzstift über. Das aufsteigende Geschlecht der Grafen von Berg, das die Erbschaft der Pfalzgrafen im Ruhr- und Keldagau angetreten hatte, brachte dann auch den Ratinger Edelsitz in seine Hand. Im Jahre 1276 wurde darauf der an der die Königshöfe Kaiserswerth, Kalkum und Mettmann verbindenden Straße gelegene Ort, in dem infolge der benachbarten Flußläufe sich ein aufblühendes Schmiede- und Schleifergewerbe entwickelt hatte, durch Graf Adolf V. von Berg zur Stadt erhoben. Maßgebend war dabei das Streben, einen militärischen Stützpunkt gegen Köln zu schaffen. Nach Ausfüllung des ursprünglichen Stadtberings bildeten sich noch drei Vordörfer für die Außenbürger: das Oberdorf, Vowinkel und Bechheim. Auf Grund des ältesten Stadtbuchs vom Jahre 1362 läßt sich der Umfang der damaligen Besiedelung einigermaßen feststellen. Ein zuverlässiges Bild ergibt sich jedoch erst durch das Stadtbuch von 1472. Nach einer Blütezeit, die die Erzeugnisse der Ratinger Rüstungs- und Scherenindustrie auf den Märkten von Antwerpen, Herzogenbusch und Reval aufweist, folgte infolge der ständigen Kriegswirren und Seuchen des 16. und 17. Jahrhunderts ein schneller Abstieg, der Ratingen im 18. Jahrhundert auf die Stufe eines Ackerstädtchens sinken ließ.

Der zweite Abschnitt erläutert die Gerichtsverfassung. Durch die Stadterhebung war Ratingen aus dem Landgericht „in der Brücke" ausgeschieden. Der Vorsitz in seinem Schöffengericht blieb jedoch in Händen des Schultheißen und später des Richters des Amtes Angermund. Der Richter war damit Vertreter des Landesherrn. Jeder der acht Schöffen siegelte mit seinem eigenen Siegel. Ein gemeinsames Schöffensiegel bestand nicht. Ratingen war Hauptgericht für Düsseldorf, Gerresheim und Mettmann. Seine Berufungsinstanz war wiederum Lennep. Von dort wurde nach Siegburg und nach Köln appelliert, dessen Recht fast das ganze Bergische Land beherrschte. Neben dem den Blutbann ausübenden Schöffen-

Digitized by Google

gericht stand als eigene Jurisdiktion der Stadtverwaltung in Polizei-, Gewerbe- und Pachtsachen das Bürgermeistergericht. Es war auch in einfachen Zivilsachen zuständig, allerdings im Sinne eines schiedsrichterlichen Verfahrens, mit dem Schöffengericht als Berufungsinstanz. Die jülich-bergische Rechtsordnung vom Jahre 1555 blieb auf das Gerichtswesen Ratingens ohne Einfluß.

Der nächste Abschnitt gilt der Stadtverfassung. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts war die städtische Verwaltung auf das Schöffenkollegium beschränkt, das als Gemeindeausschuß galt, aus dem sich als geschäftsführender Ausschuß das im Jahre 1320 zuerst belegte Amt des Bürgermeisters entwickelte. Zur vollen Ausbildung der städtischen Autonomie mit einem Rat als Verkörperung bürgerlicher Selbständigkeit kam es erst um das Jahr 1340. Bürgermeister, Schöffen und Rat vertreten von jetzt ab die Stadt. Die folgende Zeit zeigt dann die übliche demokratische Erweiterung des Stadtregiments. Nach einer Scheidung in Alt- und Jungräte kam es offenbar auf Drängen der Zünfte zur Bildung von Ausschüssen der „Sechzehner" und „Vierundzwanziger" als Repräsentanten der ganzen Bürgerschaft. Sie galten hinfort als „gemeiner Rat", während der engere „Rat" aus dem Bürgermeister und vier „Gesellen" bestand, die je zur Hälfte aus dem Schöffenkollegium und dem gemeinen Rat gewählt wurden. Der Bürgermeister selbst wurde vermutlich von der gesamten Bürgerschaft, und zwar abwechselnd aus dem Schöffenkolleg und dem Rat gewählt. Im 15. Jahrhundert erfolgte auf Grund einer Streitigkeit ein Eingriff des Landesherrn in diese städtische Kompetenz, und im 17. Jahrhundert sehen wir auch hier die übliche, steigende landesherrliche Gewalt mit dem Einfluß des Amtmanns auf die Wahl von Bürgermeister und Rat.

Unter den Zünften waren die schon erwähnten Scherenschmiede und Schleifer die bedeutendsten. Ihre Produktion war die Quelle des Wohlstandes der Bürgerschaft. Während die Schmiede ursprünglich selbständig ihre Rohstoffe aufkauften und ihre für den feilen Verkauf hergestellten Waren auf auswärtigen Märkten vertrieben, geriet der Absatz später in die Hände der Kaufleute. Schon im Jahre 1458 kam es zu Produktionseinschränkungen, bis dann um 1620 die ehemals blühende Industrie völlig erlosch. Die übrigen Zünfte produzierten nur für den örtlichen Bedarf. Kennzeichnend für ihre Bedeutungslosigkeit ist ihre sich über mehrere Ämter erstreckende Organisation.

Der vierte Abschnitt behandelt die städtische Verwaltung, und zwar zunächst die Finanzverwaltung mit den direkten und indirekten Steuern. Die Schatzerhebung ging vom Landesherrn allmählich ganz an die Stadt über. Auch die Honnschaft Ratingen wurde mit einbezogen. Leider sind die Stadtrechnungen erst vom Jahre 1437 ab und von da auch nur in größeren Lücken überliefert. Neben der Akzise bestand noch eine zeitweilige Umsatzsteuer zur Tilgung der städtischen Schulden. Das eigentliche Rückgrat der städtischen Finanzwirtschaft bildeten jedoch die Einkünfte aus der mit dem Mahlzwang versehenen Stadtmühle. Weitere Mittel flossen aus dem Grütprivileg. Erläuterungen über den städtischen Grundbesitz, über das städtische Schuldenwesen, über das Militär- und Polizeiwesen und die städtischen Beamten und Angestellten schließen die gehaltvolle Einleitung ab.

Für die Quellenedition selbst war der Umstand, daß schon ein Teil der Texte im Druck vorlag, maßgebend. Soweit diese zuverlässig ediert waren, konnte sich der Herausgeber auf kurze Regesten und Auszüge beschränken. Die durch H. Eschbach bereits veröffentlichten städtischen Küren eröffnen die Textreihe. Urkunden und Akten zur Rechts-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte schließen sich an. Der wertvollste Beitrag sind die für die Finanzwirtschaft aufschlußreichen Stadtrechnungen. Und besonders dankenswert sind die hieraus gewonnenen Übersichten über die städtischen Einkünfte im 15., 16. und 17. Jahrhundert sowie die Zusammenstellung von Amtslisten der Schöffen und Bürgermeister.

Digitized by Google

Ein sorgfältig gearbeitetes Orts-, Personen- und Sachregister sowie ein Glossar schließen den wertvollen Band ab, der in schöner Pietät dem Andenken der Brüder Heinrich und Peter Eschbach gewidmet ist, deren Sammlungen die Grundlage der Publikation bilden. Von einer Einbeziehung der entsprechenden, dürftig überlieferten Quellen von Lennep und Wipperfürth, für die sich kein Neudruck lohnen würde, ist vom Herausgeber mit Recht Abstand genommen worden.

Düsseldorf. B. Vollmer.

## Die Matrikel der Universität Köln. Bearbeitet von Hermann Keussen. I. Band. 1389—1475. 2., verm. und erweiterte Aufl. Bonn: Hanstein 1928. 205, 884 S. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. VIII.)

Die 1. Auflage des 1. Bandes erschien 1892, der 2. Band 27 Jahre später, 1919. Bereits beim Erscheinen des 2. Bandes war von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde eine neue Auflage des 1. Bandes beschlossen, bei der, um die Bände in etwa gleichmäßig zu gestalten, eine andere Verteilung auf die beiden Bände vorgesehen war. Eine neue Auflage des 1. Bandes war deshalb notwendig geworden, weil seit 1892 dem Bearbeiter verschiedene wichtige ungedruckte Quellen, besonders die artistischen Dekanatsbücher, deren Herausgabe ursprünglich anderwärts geplant war, zugänglich geworden waren; auch waren seitdem mehrere Universitätsmatrikeln und eine große Zahl von Monographien und Aufsätzen über andere Universitäten erschienen, die für die Erläuterungen von großer Bedeutung waren. Wie sehr die gedruckte Literatur zugenommen hat, ersieht man aus dem Literaturverzeichnis, das in der 1. Auflage etwas über 100 Nummern, in der 2. dagegen über 500 aufweist. So ist es verständlich, daß die meisten Anmerkungen erweitert und manche fast zu kleinen Biographien in Stichworten geworden sind. Ein ungeheurer Fleiß und eine außerordentliche Literaturkenntnis steckt in diesen wertvollen Erläuterungen, die, um nur weniges zu nennen, für die Gelehrtengeschichte und die Kirchengeschichte — hingewiesen sei nur auf die vielen in der Matrikel genannten Teilnehmer am Konstanzer und Baseler Konzil — von großer Bedeutung sind. Die Einleitung, die sich jetzt entgegen der 1. Auflage auf beide Bände bezieht, ist stark umgearbeitet und erweitert (111 Seiten in der 1. Auflage gegen 204 in der 2., trotz Zusammenziehung der Tabellen). Neu hinzugefügt ist eine Beschreibung der hauptsächlich im 2. Bande veröffentlichten III. und IV. Matrikel, ein Verzeichnis der Professoren der einzelnen Fakultäten mit Hinweisen auf ihre Ausbildung und frühere, sowie spätere Stellung und Lehrtätigkeit, eine Zusammenstellung der Pedellen, Boten und Diener und der bemerkenswertesten Immatrikulationen, unter welchen die Namen vieler bekannten Humanisten und humanistischen Wandervögel sich befinden. Auch die Tabellen sind zum Teil geändert und durch Zusammenziehung von je fünf Jahren übersichtlicher gestaltet; besonders dankenswert ist hier die Beifügung der Prozentzahlen neben den absoluten, wodurch erst ein richtiges Bild vermittelt wird. Um Raum zu sparen, ist auch das Verzeichnis der Abkürzungen um etwa 200 Nummern auf ungefähr 700 erweitert, ohne daß dadurch die Genauigkeit oder Übersichtlichkeit gelitten hätte.

Interessant ist es, zu beobachten, welche Anziehungskraft die Universität auf das Ausland ausübte. In der Tabelle über die Herkunft der Studenten ist dies unter der Rubrik „andere Diözesen" niedergelegt, leider ohne Scheidung nach Nationalitäten. Von den 36 773 Studenten, die in der Zeit von 1389—1558 immatrikuliert wurden, waren 6255 oder 17% Ausländer. Mit Ausschluß der Studenten aus den belgischen Diözesen Lüttich, Tournai und Cambrai, die 15% ausmachen, gehören

Digitized by Google

hierzu nur wenige Besucher aus Italien, Spanien, Portugal, Österreich und Ungarn, mehr finden sich aus Polen, Livland, Dänemark, Schweden und Norwegen, bei weitem die meisten sind aus Schottland.

Einem 3. Band sollen als Nachträge die Namen der vielen Studenten und Dozenten, die in Köln studiert und doziert haben, ohne daß sie in der Matrikel aufgeführt werden, sowie umfangreiche Register zugewiesen werden.

Wenn schon die 1. Auflage allseitig als Musterleistung anerkannt wurde, so trifft dies in noch weit höherem Grade für die 2. Auflage zu. Welches Interesse das Ausland an der Matrikel hat, zeigt die Vorrede Keussens, der namentlich seine Helfer in Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und England anführt. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat die Bedeutung der Publikation durch Gewährung eines finanziellen Zuschusses anerkannt. Ein Druckfehler hat sich wohl in Anmerkung zu 129, 12 eingeschlichen.

Berlin-Lichterfelde. J. Asen.

## Heinrich Schrörs: Die Kölner Wirren (1837). Studien zu ihrer Geschichte. XX, 634 S., Berlin und Bonn, Ferd. Dümmler 1927. 8°.

Studien von Vorstandsmitgliedern unseres „Historischen Vereins für den Niederrhein" werden für gewöhnlich hier in den „Annalen" nicht besprochen. Die Regel hat ihre naheliegenden und guten Gründe. Immerhin können Thema und innere Bedeutung eines bestimmten Werkes Anlaß werden, sie einmal zu durchbrechen. Einen solchen ganz besonders zu behandelnden Fall gilt es heute. Ich zweifle wenigstens, ob unsere Mitglieder es gutheißen würden, wenn die „Annalen" auch die an der Spitze dieser Zeilen genannte Neuerscheinung von Professor Schrörs mit völligem Stillschweigen übergingen. Erst einmal behandelt das Buch ja Persönlichkeiten und Begebenheiten der jüngeren kirchlichen und kirchenpolitischen Vergangenheit am Rhein, die seit Menschengedenken außer im Feuer der publizistischen auch in dem der wissenschaftlichen Debatte stehen, rheinische Persönlichkeiten und Begebenheiten, denen überwiegend sogar eine gewisse allgemeingeschichtliche Bedeutung zukommt. Zweitens hat unser Herr Ehrenvorsitzender, um auch das gleich mit aller Deutlichkeit auszusprechen, auf seinen diesmaligen Stoff und seine Verarbeitung einen besonders erheblichen Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit verwandt. Drittens stellt das Werk so etwas wie eine Weiterführung und Krönung von früheren Arbeiten aus der gleichen Feder dar, die sogar in eigener Regie unseres Vereins — teils hier im Rahmen der „Annalen", teils auch ihres demjenigen der „Kölner Wirren" nahekommenden Umfangs wegen in unserer Buchserie „Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein" — erschienen sind. Endlich entspricht die Anzeige an dieser Stelle einem mir schon kurz nach Weihnachten 1927 geäußerten dringlichen Wunsch des Herrn Verfassers selbst, dem ich mich wohl oder weniger wohl glaubte beugen zu sollen. Professor Schrörs wird es nach Lage der Dinge sicher gut verstehen, wenn ich hier auch aus diesem letzteren Zusammenhang kein Hehl mache[1].

[1] Schon diese einleitenden Sätze zeigen, daß das vorliegende Referat noch zu Lebzeiten von Professor Schrörs geschrieben wurde; es entstand im August vorigen Jahres. Der nun Heimgegangene fragte mich bei dem letzten der Besuche, die ich ihm während meines anschließenden Herbstaufenthaltes in Bonn machte, ausdrücklich, ob es fertiggestellt sei. Auf diese Weise konnte ich unmittelbar vor dem Abschied von ihm für immer — es war am Vormittag des 29. September — ihm noch einmal meinen selbstverständlichen Respekt vor seinem Werk bezeugen, aber auch gewisse Zweifel und Bedenken über dasselbe andeuten. Mit seinem alten lebendigen

Digitized by Google

Buchanzeigen in den „Annalen" sollen nach dem gerade von Professor Schrörs so häufig betonten Grundsatz keine bloßen Inhaltsangaben oder Elogien sein, vielmehr zu dem behandelten Gegenstand selbständig und kritisch Stellung nehmen. Ich vertraue, man wird urteilen, daß dieser Verpflichtung im folgenden mit der bei erheblich umstrittenen Dingen besonders nötigen Offenheit und Bestimmtheit und doch auch unter voller Wahrung der Rücksichten genügt ist, auf die eine nicht eben alltägliche gelehrte Leistung, zumal eine solche dieser Herkunft, Anspruch hat.

Die Besprechung von Studien zur Geschichte der Kölner Wirren ist auch aus rein im Gegenstand liegenden Gründen nicht ganz leicht. Heißt es in ihr ja, über Menschen und Vorgänge Farbe zu bekennen, die von einer selbstsicheren Legende längst in diesem oder jenem Sinn in Beschlag genommen worden sind, bedeutet es doch, im einzelnen und kleinen an der kritischen Sichtung von überkommenen Meinungen mitzuwirken, an denen manches einer weitverbreiteten kirchlichen und kirchlich-politischen Romantik verhaftete rheinische und nichtrheinische Herz hängt. Ein wahrer Segen, daß der Umbruch der Erkenntnis in unserem Fall von dem Buche eines in abgeklärter Reife des Lebens und Alters stehenden und vom Vertrauen weiter wissenschaftlich gerichteter Kreise getragenen Gelehrten ausgeht, der persönlich und dank seiner Lebensarbeit den kirchlichen Traditionen des Rheinlandes eng verbunden ist.

Das Werk von Professor Schrörs ist, um auch das gleich festzustellen, zweifellos der gewichtigste Wurf, der der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, soweit ihr Objekt die katholische Kirche und katholische Bewegung im Deutschland der jüngeren Vergangenheit sind, seit F. Vigeners um drei Jahre weiter zurückliegenden, bei der einen oder anderen anfechtbaren Auffassung im Kern doch sehr bedeutenden „Ketteler" gelungen ist. Die fast uferlose zeitgenössische und die reiche neuere Literatur zum Kölner Ereignis und dem, was ihm vorausging und es hervorrief, sind weitgehend benutzt. Der Verfasser hat ferner auch ein umfassendes Akten- und Briefmaterial herangezogen. Freilich zählen zu ihm die persönlichen Nachlässe eines Spiegel, Klemens August Droste-Vischering, Schmedding und anderer Hauptfiguren des Buches nicht, und war dem Verfasser eine systematische Ausschöpfung des an mehreren Stellen verstreuten Archivmaterials, das die internen Verhandlungen der Berliner staatlichen Stellen und den diplomatischen Schriftverkehr zwischen Berlin und Rom sowie Berlin, Wien und München betrifft, ganz unmöglich. Diese Ergänzungsfähigkeit der Unterlagen bleibt bei der Wertung mancher Dinge zu beachten. Im übrigen vereinigt sich in dem Buch die schon gerühmte vielseitige und überlegene Gelehrsamkeit mit der Gabe energischer Durchdringung des Stoffes und bohrender Kritik. Personen und Zustände sind scharf umrissen, oft geradezu seziert, in unzerreißbar scheinender Schlußkette reiht sich manches Mal Glied an Glied. Die Sprache fällt, wie immer bei unserem Autor, durch ihre kein Ausweichen duldende Bestimmtheit, aber auch durch ihren ideellen

---

Interesse für die Dinge ging Professor Schrörs auf alles ein. Sein eigener Standpunkt, so sagte er, sei in jeder Hinsicht unabänderlich, aber auch Professor Merkle äußere ja in einer soeben erschienenen eingehenden Besprechung des Werkes in dem einen oder anderen Punkt Bedenken. Diese sehr beachtenswerte Rezension S. Merkles in „Theologische Revue" 27 (1928), Sp. 281—298, war mir, weil ich in Ferien weilte, noch nicht bekannt geworden. Mit Absicht gebe ich hier die Niederschrift meiner eigenen Anzeige in allem Wesentlichen so, wie sie schon im vorigen August entstanden ist, als auch weitere im letzten halben Jahr veröffentlichte Besprechungen noch nicht vorlagen.

Digitized by Google

Schwung und ihre bildreiche, geistvolle Formulierung auf. So groß ist die Gewalt, die der Verfasser über seinen Stoff gewinnt, daß statt der Gefahr eines bloßen Tatsachenberichts sich hie und da fast eher die gegenteilige meldet, die Tatsachen möchten ins Kielwasser einer besonders starken Subjektivität geraten sein. Daneben wirft sich die Frage auf, ob die in dem Buch im Vordergrund befindlichen Persönlichkeiten restlos aus der konkret-menschlichen Lage heraus erklärt und begriffen worden sind, in der sie sich jeweils befanden und aus der heraus sie handelten, oder ob nicht vielleicht rechtsformalistische Maßstäbe zu ihrer Beurteilung beigetragen haben.

Nach einer einleitenden Übersicht über die „bisherigen Darstellungen" der Kölner Wirren — zu ihnen werden auch ganz kurze Skizzen in allgemeinen und Sammelwerken gerechnet — widmet unser Werk zunächst nahezu 90 Seiten dem Reorganisator der Kölner Erzdiözese vor hundert Jahren, Erzbischof Ferdinand August Graf von Spiegel. Selbst Studien über ihn und seine Zeit betreibend, von denen auch die „Annalen" bereits eine Probe veröffentlicht haben — Heft 110, S. 1 ff. —, möchte ich heute über den einschlägigen Abschnitt bei Schrörs nur sagen, daß er eine mannigfach in die Tiefe gehende, fein durchgeistigte Analyse von Lebens- und Entwicklungsgang, Gedankenwelt und Wirken des trotz seines rastlosen Schaffenseifers, seiner überaus vielgestaltigen Interessen, seines edlen Menschen- und tiefen Christentums, seiner engen Fühlung mit dem gottesdienstlichen und sakramentalen kirchlichen Leben von den Generationen nach ihm kaum nach Gebühr gewürdigten ersten Kölner Oberhirten der preußischen Ära im Rheinland darstellt. Er schließt die Spiegel-Forschung auch nach der mehrfach hervorgehobenen Meinung seines Verfassers längst nicht ab, bedeutet in ihr aber zweifellos einen wichtigen Zwischenakt. Im Zusammenhang der gegenwärtigen Besprechung, die ohnehin an so viele Probleme rühren muß, ist irgendwelche Diskussion mit ihm nicht erforderlich, sind erst recht Ergänzungen zu ihm nicht vorzulegen.

Dagegen ist bei dem folgenden Abschnitt, der der zwischen der preußischen Regierung und den Bischöfen der Kölner Kirchenprovinz bekanntlich 1834 über die Behandlung der gemischten Ehen abgeschlossenen Konvention gilt, ein wenig zu verweilen. Was ich diesen durch Zusammentragen und vergleichendes Sichten von Tatsachenmaterial ebenfalls sehr förderlichen Erörterungen beizufügen habe, betrifft namentlich den eben erst ähnlich zu unserem Werk als ganzem bemerkten Umstand, daß bei ihnen manchmal eine grundsätzlich und kirchenrechtlich eingestellte Auffassungsart zuungunsten der rein geschichtlichen bevorzugt ist. Und doch ist die kirchliche Mischehenpraxis innerhalb und außerhalb der Kölner Kirchenprovinz eine sehr unterschiedliche gewesen, hat selbst der Heilige Stuhl nicht in allen Fällen unweigerlich auf dem Standpunkt des kanonischen Rechts — bei Schrörs der der „kirchlichen Pflicht" (S. 113), „der kirchliche" (S. 114) oder auch der des „strengen Kirchenrechts" (S. 172) genannt — beharrt, sondern, den Umständen sich anpassend, eine jeweils verschieden formulierte Nachgiebigkeit gezeigt. Unser Buch weiß von alledem natürlich auch, sagt ausdrücklich, daß 1809 im Bistum Münster eine mildere Praxis herrschte (S. 198), daß Bischof Kaspar Max Frhr. v. Droste-Vischering dort 1828 einen „unglücklichen" Erlaß in der Mischehensache herausbrachte (S. 127), daß Rom Schlesien gegenüber eine Taktik des Dissimulierens anwandte (S. 115), daß in Bayern kein anderer als Sailer 1827 Grundsätze und Praxis als in den einzelnen Sprengeln sehr verschieden erklärte (S. 118), daß der streng römisch gesinnte Bischof von Eichstätt, Graf Reisach, noch 1836 und weiter nachgiebig sein mußte (S. 173), daß auch innerhalb der neuen Kölner Kirchenprovinz bis 1830 eine ziemliche Mannigfaltigkeit der staatlichen und kirchlichen Vorschriften herrschte, daß an einzelnen kölnischen Orten seit jeher ein entgegengesetzter Brauch eingebürgert war (S. 113), daß hier eben erst im

Digitized by Google

Jahre 1830 „ein eigenes Mischehenrecht" (S. 124) von Rom geschaffen wurde. Professor Schrörs kann auch von Äußerungen hoher Kurialen über die Mischehenpraxis berichten, die wirklich alles andere tun als lediglich kanonische Grundsätze ausspielen (S. 134, Anm. 245). Wozu sein Buch aber angesichts aller anderen ihm gestellten Aufgaben nicht kommt, ist das, durch zusammenhängende Vergleichung wenigstens des wichtigsten Deutschland betreffenden kirchenrechtsgeschichtlichen Materials die Situation speziell im Rheinland einem weit gezogenen Rahmen völlig einzufügen. Erst eine solche Übersicht würde doch den eigentlichen Maßstab für die Beurteilung von Spiegels Nachgiebigkeit, diese erst einmal nur von einer ihrer Seiten aus betrachtet, an die Hand geben. Der Erzbischof muß, wie jetzt die Dinge liegen, sehr verschiedenartige Urteile über sich ergehen lassen. Einerseits soll der Konvention wegen an ihm ein so „dunkler" Flecken haften, „daß keine Wasser des Rheines ihn abwaschen werden" (S. 108), es ist von einer „Untat" Spiegels die Rede (S. 154, in Anm. 278 dort viel milder), die mit der Regierung vereinbarten Schriftstücke — Hirtenbrief und Instruktion — sind „schmählich", die ganze Handlung ist von neuem „dunkel" (S. 157). Anderseits stehen einer solchen Einschätzung Urteile wie die entgegen, daß das Verhalten Roms zu Spiegels Entschuldigung diente (S. 125), daß der Erzbischof befürchtete, von Rom im Stich gelassen zu werden (S. 145), daß er glaubte, für die „den Wortlaut des Breve" von 1830 „umgehenden Auslegungen auf das stille Einverständnis der römischen Kurie rechnen zu dürfen" (S. 145), daß Spiegel aus gewichtigen Erwägungen heraus der Konvention wegen „ruhigen Gewissens sein und ... bis zum Lebensende bleiben konnte" (S. 151), daß er glauben mochte, „durch die Konvention einen Ausweg gefunden zu haben, der den augenblicklichen Interessen der Kirche am ehesten diente" (S. 172). Wer aus eigener Einsichtnahme in einen nicht unerheblichen Teil der Verwaltungsakten aus Spiegels Kölner Jahrzehnt von der gelegentlich geradezu bewundernswerten Festigkeit weiß, die der Erzbischof bei von ihm als unberechtigt erachteten Ansprüchen des Staates zu behaupten verstand, wird einem Satz wie „Bekennermut war nicht die Sache dieses Mannes" (S. 42) in dieser Zuspitzung nicht zustimmen — es finden sich doch in unserem Buche selbst z. B. S. 130 Belege für das Gegenteil — und auch die Wendung „selbst einem Spiegel zu stark" (S. 169) für mißverständlich halten. Meines Erachtens ist also die zweite der nach den obigen Belegen in unserem Buch vertretenen beiden Auffassungen die berechtigte. Gerade die Haltung des Heiligen Stuhles zuletzt und schon vorher vermag bis zu einem gewissen Grade zu erklären, daß Spiegel, mochte er immerhin die Observanz im östlichen Preußen als „kirchenverfassungswidrig" (S. 136) durchschauen, 1834 nach vieljährigem Kampf, betagt und leidend, von seinem Berater München energisch in diese Richtung gewiesen, zumal er von Jugend auf unter dem Eindruck des in der Aufklärungsepoche gang und gäbe gewesenen römischen Nachgebens (vgl. S. 114) stand, dem staatlichen Ansinnen gewichen ist. Gewiß, die Konvention ging verhältnismäßig sehr weit und sollte Rom gegenüber geheim gehalten werden; aber, wenn einmal die Grenzen in der Praxis seit langem fließend und die römischen Verlautbarungen dehnbar waren, darf man sich da allzusehr auf kanonistische Bestimmungen stützen und auch als Historiker ein strenger Richter sein? Zweitens darf niemand die auch bei Schrörs hervorgehobene Tatsache außer acht lassen, daß der Erzbischof Kompensationen von größter Wichtigkeit, die Einführung der geistlichen Gerichtsbarkeit und die Abschaffung der Zivilehe auf der linken Rheinseite, gesichert zu haben glaubte. Auch für das Verhalten des doch ebenfalls „von ernster, durchaus kirchlich gerichteter Frömmigkeit" (S. 221) durchdrungenen und der Konvention an sich nicht günstig gestimmten Berliner Ministerialrats Schmedding fehlt in unserem Werk noch der die letzten Lösungen bietende Schlüssel. Man wird streiten können, ob Wendungen wie „unverschämte Treulosigkeit" (S. 140), „perfide Auslegung",

Digitized by Google

„Unredlichkeit" (S. 144), „Betrügereien" (S. 152) für die bei den Verhandlungen zum Teil in „höchst schwieriger Lage" Befindlichen — diese Worte S. 171 unten in bezug auf Spiegel — und ihr Verfahren wirklich ganz glücklich sind; jedenfalls muß ich gestehen, sie heben sich augenfällig von der zurückhaltenden Beurteilung ab, die der, wie schon gesagt, lavierende und nötigenfalls „dissimulierende" Heilige Stuhl erfährt. Seine Taktik hatte doch in Schlesien schlimme Früchte getragen (S. 115), er hatte die „verwirrten" Ansichten im deutschen Klerus (S. 118) keineswegs durch allgemeine Richtlinien zu klären sich bemüht, er hatte sich nicht klar ausgesprochen — durfte es nach dem Urteil Bischof Hommers von Trier freilich auch nicht (S. 138) —, sein Breve war 1830 von den „streng kirchlichen Geistlichen" „als in seinen Zugeständnissen zu weit gehend und der Kirche schädlich empfunden" worden (S. 456). Ich denke, ich werde nicht mißverstanden: Es soll mit diesen Hinweisen die von Professor Schrörs offenbar zurückgedrängte Kritik am Verhalten des Heiligen Stuhles nicht etwa nachgeholt, sondern im Gegenteil gezeigt werden, wie groß die — lange Zeit sogar von Rom nicht überwundenen — Schwierigkeiten waren und welche Konsequenzen es nach der anderen Seite haben muß, wenn man nach der einen einen Mann wie Spiegel in unserer Sache mit schweren Vorwürfen bedenkt[2]. Würde es nicht schließlich überhaupt das Beste sein — die Anregung darf man vielleicht hier einschalten —, für diesen ganzen Mischehenstreit vor nun beinahe hundert Jahren nicht mehr vornehmlich, was die bisherige Literatur allzusehr liebte, auf eine „Schuld" einzelner zu plädieren, sondern einfach immer ausgiebiger die Tatsachen sprechen zu lassen, immer intensiver die Zeitauffassungen zu studieren, denen sie vergliedert sind, und so von innen her manches psychologisch zu verstehen, was früher von einem mehr oder weniger ungeschichtlichen Standpunkt aus in erster Linie als individuelle „Schuld" galt? Ich nehme von diesem wichtigen Abschnitt des Schrörsschen Buches mit folgenden Fragen Abschied. Erstens: Kann man eigentlich sagen, daß in ihm die Haltung der staatlichen Bureaukratie aus der Gewöhnung des territorialistischen Staatskirchentums ganz begreiflich gemacht ist? Und weiter: Geht aus ihm mit aller erwünschten Deutlichkeit hervor, daß es sich bei einem Mischehenstreit niemals nur um unter bestimmten Umständen zwischen den Konfessionen und zwischen Konfessionen und Staat entstandene Reibungen handelt, daß vielmehr bei ihm doch letzthin stets der Gegensatz zwischen dem sich als paritätisch gebenden Staat und der im Grundsätzlichen bewußt intoleranten Kirche klafft?

Nach einem sehr lichtvollen, aber auch ernüchternden Kapitel über die menschliche Eigenart, die Persönlichkeitsentfaltung und die Leistungen des in vieler Hinsicht als Gegenpol zu seinem Landsmann Spiegel wirkenden Klemens August Freiherrn Droste-Vischering bis zu seiner Wahl zum Kölner Erzbischof 1835 sowie über seine nicht gerade geistig sehr differenzierte religiös-theologische Gedankenwelt — ihr Wesenskern war nach der bei Schrörs mit großer Sicherheit vorgetragenen, aber wohl noch einmal ernsthaft nachzuprüfenden Auffassung fideistisch — wird eingehend die Vorgeschichte seiner Kölner Erhebung diskutiert[3]. Das Erhebblichste an ihr ist der Umstand, daß ihn vor ihr Domkapitular Schmülling in Münster

[2] Auch Merkle schreibt jetzt a. a. O. an der Spitze längerer einschlägiger Einzeldarlegungen: Schrörs' Urteil über Spiegels Zustimmung zur Konvention „scheint mir entschieden zu hart und nicht die richtige Konsequenz aus den von ihm selbst in der Geschichte jener Konvention gegebenen Prämissen" (S. 290).

[3] Es ist schade, daß Merkle a. a. O. für die jetzt folgenden Dinge lediglich ein Referat gibt und nicht dazu übergegangen ist, auch bei ihnen ein wenig Kritik zu üben.

Digitized by Google

im Auftrag des Kultusministers Altenstein gefragt hat, ob er als Erzbischof die „in Gemäßheit" des Breve von 1830 getroffene Übereinkunft inbetreff der gemischten Ehen aufrechtzuerhalten und anzuwenden bereit sein werde. Die Antwort Klemens Augusts hat gelautet, er werde sich hüten, jene „gemäß" dem Breve getroffene Vereinbarung umzustoßen. Unser Buch versieht diesen Bescheid des Prälaten mit einem ziemlich ausführlichen Kommentar. Er gipfelt darin, Droste habe mit seiner vorsichtig verklausulierenden Antwort, „vor kluger Verschweigung und verdecktem Vorbehalte" nicht zurückschreckend, „die preußische Regierung überlistet" (S. 234, vgl. auch 241) und sich selbst für später eine „Hintertür" offen gehalten (S. 227). Ich gestehe, daß mir die ganzen auf dies Ziel lossteuernden Darlegungen von vorneherein nicht überzeugend waren; gleich bei der ersten Lektüre des Buches, nicht sehr lange nach seinem Erscheinen, hatte ich mir diese Auffassung schon in Form von einigen Notizen festgelegt. Zum Beispiel die These, daß Klemens Augusts Bruder Kaspar Max, der schon oben genannte regierende Bischof von Münster, der der Übereinkunft doch nur auf starken Druck hin beigetreten war (S. 157) und sich gewiß alles andere als gerne zu ihr bekannte, „ihm sicher nicht die nötige Aufklärung versagt hätte" (S. 231), besitzt doch lediglich Vermutungswert, ja, hat manches direkt gegen sich. Klemens August kümmerte sich in Münster doch nicht um Geschäfte (S. 204) und hat namentlich später, am 1. März 1837, ausdrücklich an Altenstein geschrieben, er habe mit Kaspar Max nicht reden dürfen, da ja der Minister „die Sache im engsten Vertrauen behandelt wissen" wollte (S. 614). Der Inhalt der Konvention ist ihm also im Augenblick der Anfrage Schmüllings in Wirklichkeit nicht bekannt gewesen. Was Altenstein in dieser Hinsicht „voraussetzte", war nur dessen Sache; daß das Schreiben Klemens Augusts von der Konvention „als etwas Bekanntem" sprach (S. 228), läßt sich doch auch so erklären, daß dies Schreiben eben eine Art Antwort auf den die Tatsache der Konvention erwähnenden vorhergegangenen Brief Altensteins an Schmülling war. Seit kurzem kennen wir nun eine authentische Erklärung des nachmaligen Erzbischofs vom September 1836 über sein Nichtwissen von der Konvention an Schmedding selbst. Das jüngst von J. Heckel im Rahmen einer fein ziselierten und besonders unter kirchenrechtlichen Gesichtspunkten sehr bemerklichen ausführlichen Buchanzeige (Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 17 (1928), S. 643—660) bekanntgegebene Schriftstück besagt, er habe bei der angeblich in Gemäßheit des Breve geschlossenen Übereinkunft an nichts anderes als an die —Vorschriften der Bischöfe für die Pfarrer bezüglich der römischen Verlautbarungen, Breve und Instruktion, von 1830 gedacht! Wenn Altenstein es nun nicht für nötig befand, entweder Droste ausdrücklich zu fragen, ob ihm der Inhalt der Konvention geläufig sei, oder aber ihm deren Text von sich aus mitzuteilen, kann meines Erachtens für Droste selbst eine „moralische" Verpflichtung (S. 229), mehr zu tun als die Frage zu beantworten, die ihm gestellt war, kaum stipuliert werden. Der Vorwurf der „ignorantia crassa et affectata" (S. 232) ist nicht wohl haltbar. Das Problem, ob es in Berücksichtigung der doch allseitig zugegebenen Unvollkommenheiten unserer historischen Methode überhaupt billigerweise Aufgabe geschichtswissenschaftlicher Bemühung sein kann, eine Gestalt der Vergangenheit, statt sie aus ihrer Wesensart und den äußeren Verflechtungen ihres Lebensganges heraus nach Möglichkeit menschlich verständlich zu machen, ohne die allerzwingendsten Beweise auf ein moraltheologisches Spezialverschulden dieser Art festzulegen, rühre ich dabei theoretisch gar nicht an. U. Stutz weist in seiner in „Deutsche Literaturzeitung" 1927, Sp. 1937—1944, veröffentlichten und für mehrfache Einzelheiten ebenfalls mit Nutzen zu vergleichenden Besprechung unseres Buches, wie ich hier im Vorübergehen feststellen möchte, in Sachen der Befragung von Klemens August durch die Regierung und



Digitized by Google

dessen Antwort, einen Ausgleich suchend, beiden Teilen die halbe Schuld zu. Dem Prälat war die Frage vorgelegt worden, ob er die „in Gemäßheit" des Breve geschlossene Übereinkunft befolgen wolle. Seine Antwort „gemäß" dem Breve ging also auf den Wortlaut der Frage auch der korrespondierenden sprachlichen Wendung nach ein. Höchstens steckte, wie schon ähnlich ein Droste feindlich gesinnter geistlicher Zeitgenosse vermutet hat (vgl. Schrörs, S. 234), in der leichten Verbiegung des Ausdrucks eine besondere Absicht, diejenige nämlich, überraschende Auslegungen zu erschweren. Spielt in die Erledigung der ganzen Angelegenheit irgendwo ein Element der Unzulänglichkeit und Fahrlässigkeit hinein, so gebührt die moralische Zensur dem Minister Altenstein, der in Widerspruch mit den Tatsachen die Konvention eine „in Gemäßheit" des Breve abgeschlossene nennen zu dürfen meinte. Klemens Augusts Verhalten in Verbindung mit seinem Grundsatz zu bringen, „nichts zu tun, um eine ihm zugedachte Würde zu vereiteln" (S. 229), will mir nicht recht schlüssig scheinen. Auch, was über die „Auswege" (S. 235) der später zugunsten Drostes plädierenden Schriften gesagt wird, ihn von der vermeintlichen Schuld von 1835 zu entlasten, vermag nicht zu der Auffassung unseres Buches zu bekehren; daß die im Gefolge des Ereignisses vom November 1837 entstandene Erregung gewisse Mißverständnisse veranlaßte und daß sie phantasiebegabte Köpfe reizte, kann als in dem gemeinten Sinn beweiskräftig kaum gelten.

In Sachen des Klemens August auf den Kölner Erzsitz führenden Wahlakts, dem bekanntlich eine Designation von seiten der Regierung zugrunde lag, tritt in den über die Verletzung der „heiligen Pflicht" und die „Mitwirkung zum Umsturz der Kirchenverfassung" (S. 245) klagenden Urteilen des Buches statt der doch stets neben und vor der formalen Rechtslage (vgl. über sie noch die abweichende Meinung von Stutz, a. a. O.) die Zeitverhältnisse und Zeitanschauungen abwägenden historischen Einstellung wieder eine prinzipielle und systematisierende kirchenrechtliche zutage. Übrigens hat, wenn bei der Erhebung wirklich Sünden wider das Kirchenrecht begangen worden sind, nicht auch der Heilige Stuhl zu ihnen mitgewirkt? Ich muß gestehen, daß ich in der S. 246 erwähnten Antwort des Aachener Stiftspropsts Claessen den ihr unterlegten Sinn kaum finden kann.

Die Darstellung, deren der Kritik doch wohl am meisten offenliegende Teile damit erschöpft sind, wendet sich weiter der Kölner Regierungstätigkeit Drostes zu, sie in auch hier von hoher Warte urteilender Betrachtung und mit zahlreichen Belegen als eine den Aufgaben und Pflichten des erzbischöflichen Amtes nicht durchweg entsprechende aufweisend. Der Erzbischof schloß sich, Rücksichten auf seine Gesundheit, aber mehr noch seiner persönlichen Eigenart nachgebend, von seinem Domkapitel, dem Seelsorgsklerus, seinen Diözesanen sowie dem hohen Beamtentum im Rheinland so gut wie gänzlich ab; desto größer wurde die Macht seines in unserem Buch ausführlich und in besonders feiner Abtönung der Farben gezeichneten Geheimsekretärs Eduard Michelis, der damals seinem Lebensalter nach noch vor der Mitte der Zwanzig stand. In den meisten Dingen wurde betont gegen die Intentionen des Vorgängers regiert. Dies gilt namentlich auch für die Stellungnahme zum Hermesianismus, dessen scharfer Gegner Droste ja schon in Münster gewesen war und den er nun am Rhein nicht etwa von selber abklingen lassen, sondern ohne jeden Aufschub mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte. So kam es, zumal auch die Gegenseite die Vorsicht außer acht ließ, zu wirklich unverständigen, zum Teil nach Schrörs' Meinung sogar kirchlich und theologisch unzulässigen Maßnahmen gegen das Kölner Priesterseminar, gegen das Bonner Theologenkonvikt und namentlich gegen die theologische Fakultät in Bonn. Das letzte Urteil über die dabei in Frage stehenden fachtheologischen Dinge möchte ich anderen Federn überlassen. Im Verlauf seines Vorgehens geriet der Oberhirt auch mit der an sich den Hermesianern kühl gegenüberstehenden Regierung in Schwierigkeiten und lief

Digitized by Google

sich mehr und mehr fest. In der Mischehenfrage[4] verfolgte Klemens August, nachdem er den Text der Konvention nunmehr in Köln kennengelernt hatte, zunächst eine hier nicht näher zu schildernde, im Entgegenkommen zuweilen sehr weit gehende Politik des Lavierens. Man kann die letztere, obwohl sie im Klerus heftigen Anstoß erregte, in Anbetracht der Umstände allenfalls verstehen, nur daß eine nach der Idealgestalt eines kirchenpolitischen Martyrers verlangende spätere Legende sich ihrer nicht mehr zu entsinnen wußte. In dieser also durch zwei ganz verschiedenartige Faktoren bestimmten Situation richtete — und das gehört wieder zu den vielen sehr wesentlichen Aufstellungen unseres Buches — der Bischof von Eichstätt, Graf Reisach, an Klemens August im Frühjahr 1837 mündlich im Auftrage Roms den an den damaligen Stand der Verhandlungen Bunsens mit der Kurie anknüpfenden Appell, er möge den Kampf mit der Regierung in der Mischehenfrage aufnehmen. Für den Erzbischof ergab sich damit einmal die Möglichkeit, aus den Schwierigkeiten, in denen er steckte, herauszukommen; anderseits konnte er nun nach Herzenslust seinem Hang zu kirchenpolitischer Fehde zunächst durch praktisches Einschlagen eines neuen Kurses in der Behandlung der Mischehen, dann durch eine entsprechende Stellungnahme gegenüber der Regierung nachgehen.

Professor Schrörs hat auch die hier zuletzt gestreiften Entwicklungen und Vorgänge in vielem neu belichtet; naturgemäß kann aber doch noch nicht alles als geklärt gelten. Immerhin hebt seine Darstellung nach ihrer ganzen Anlage die negativen oder wenigstens problematischen Seiten an der Tätigkeit des Erzbischofs vielleicht stärker hervor, als es für ein Gesamtbild, das abrunden und verstehen machen will, nötig ist. Die Wortkargheit Drostes hat doch etwa bei dem S. 296, Anm. 511, angeführten Beispiel ihren besonderen Beigeschmack: Er will über das Vergangene nicht gesprochen haben. Der Hinweis auf seine körperlichen Leiden hinkt S. 305 ein wenig nach. Ist „grobe Gleichgültigkeit" nicht S. 311 zuviel gesagt? Gleich die nächste Seite gibt doch ein ganz anderes Bild. Für Drostes Verhalten zur Mischehenfrage in seiner ersten Regierungszeit wird wieder „der Schlüssel zu seiner Stellungnahme" (S. 462) und wird ferner die Erklärung, man verstehe, wie der Erzbischof geglaubt habe, in dieser Frage „nachgiebig sein zu dürfen, ja zu müssen" (S. 467), etwas spät geboten. In der ersten Julihälfte 1837 (S. 478 f.) hielt er dem Grafen Stolberg-Wernigerode gegenüber in der Mischehenfrage noch an sich. Auch im September wollte er noch „an die äußerste Grenze des Entgegenkommens gehen" (S. 473), obwohl die „angeborene Kampfeslust" (S. 470) in ihm erwacht war. Sind angesichts dieser Umstände die oben erwähnten Aufstellungen von einer Proklamation des Kampfes durch Reisach und von der entscheidenden Wirkung eines Besuches des Eichstätter Bischofs bei Klemens August bis zur Veröffentlichung der einschlägigen römischen Akten nicht doch noch mit großer Vorsicht zu beurteilen? Vortrefflich kommt in der Darstellung Drostes Taktik heraus, bei der Zuspitzung des Gesamtkonfliktes mit der Regierung die Mischehenfrage für die des Hermesianismus in den Vordergrund zu rücken. Die letzten Aussprachen mit dem Grafen Stolberg blieben ergebnislos; schnell spitzten sich darauf die Dinge zum Plan einer gewaltsamen Entfernung des Erzbischofs von seinem Sitze zu; was längst in der Luft lag, wurde am Abend des 20. November vollzogene Tatsache, und zwar unter Umständen, die der Regierung besondere Sympathien kaum ein-

[4] Gegen Heckel in seiner genannten Besprechung S. 651 f. ist zu sagen, daß Altenstein (Schrörs, S. 463) doch ausdrücklich „das politische Interesse der evangelischen (!) Landesherrschaft in größtenteils katholischen Provinzen" am Zustandekommen von Mischehen betonte, sie also nicht nur des Ausgleiches der Gegensätze halber gefördert wissen wollte.

Digitized by Google

bringen konnten. Domkapitel und Diözese haben zunächst die Abführung ihres Oberhirten ohne Zeichen von Erregung hingenommen. Als die Allokution Gregors XVI. vom 10. Dezember dem Konflikt zwischen Kirche und Staat in Preußen eine Art Weltgeltung verschaffte, horchte man natürlich auch im Rheinlande selber auf. Wenige Monate später tat Görres von München her ein übriges, mittels einer virtuos gehandhabten publizistischen Waffe den Feuerbrand in die Gemüter zu werfen. Der Oberpräsident der Rheinprovinz v. Bodelschwingh seufzte unter dem Eindruck der für die Regierung ungünstigen Entwicklung, es möchte doch nie zur Konvention von 1834 gekommen, ja, es möchte die bekannte Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. über die Kindererziehung in Mischehen von 1825 doch nie erlassen worden sein (S. 553).

Die eindringliche, der journalistischen Genialität der Schrift gerecht werdende, aber auch ihre Unzuverlässigkeit nach der Tatsachenseite in der Beurteilung Spiegels und Drostes, der hermesianischen und Mischehenkämpfe scharf markierende Analyse des „Athanasius" ist das letzte der vielen Kabinettstücke, mit denen uns Professor Schrörs beschenkt. Bezeichnend, daß selbst im „Athanasius" gerühmt wird, was Preußen für die Wiederaufrichtung des zertretenen Kirchentums getan habe (S. 563). Wenn Professor Schrörs einer andersartigen Behauptung aus Görres' Feder, derjenigen nämlich, daß eine religiöse Erweckung im Rheinland bereits vor dem Kölner Ereignis eingetreten sei, die einzige Stadt Koblenz ausgenommen, widersprechen zu müssen glaubt, so möchte ich in diesem Punkt in Behauptung des in „Annalen", H. 110, S. 58 f., dargelegten Standpunkts lieber auf der Seite des aus wenigstens indirektem Miterleben schöpfenden Görres bleiben: In Koblenz war der Frühling gewiß besonders zeitig und bezaubernd ins Land gezogen (vgl. auch Schrörs, S. 599, Anm. 919), angebrochen war er aber inzwischen auch anderwärts. S. 567 lies natürlich: Karsamstagsliturgie.

Der Herr Verfasser unseres Buches weiß selbst am besten, daß er das allerletzte Wort in Sachen der Kölner Wirren noch nicht hat sprechen können. Die Aktenunterlagen standen ihm nicht vollständig zur Verfügung, auch sind es der Probleme sehr viele und manche von ihnen sind überaus verzwickt. Aber sehr gewichtige Fortschritte sind in dem Werk erzielt; die ganze Begebenheit ist aus den Einseitigkeiten einer, sei es in diese, sei es in jene kirchen- und kulturpolitische Richtung strebenden Betrachtungsart herausgehoben und mit überlegener Sachkunde und eindringender Kritik behandelt worden. Fraglich kann nur sein, ob nicht die überaus feinhorchige Art des Verfassers auch einmal allzuviel zwischen den Zeilen gelesen hat, ob sein Hang, die Dinge zugespitzt zu sehen, sie nicht im einzelnen auch ihn zu leicht und zu früh unter einen bestimmten Gesichtspunkt stellen ließ ohne vollgenügende Beachtung von Gründen, die etwa gegen die betreffende These sprechen, ob nicht die ungewöhnlich starke kritische Ader, die ihm — unzählige Male sicher zu Nutz und Frommen seiner Untersuchungen — zu eigen ist, die Schwächen der Menschen und das Fehlerhafte ihrer Handlungen manchmal allzu drastisch in das Blickfeld des Lesers rückt. Einzelpunkte, wo z. B. Heckel sehr bestimmt gehaltene Darlegungen berichtigen muß — so die über Drostes Verhalten zu Schmedding im Herbst 1836 (S. 441) —, besagen, daß unser Buch im Folgern und Kombinieren gelegentlich etwas übers Ziel geht. Bei einem so großen und gewichtigen Werk wird sich so leicht kein Wissenschaftler finden, der gerne für jeden einzelnen Satz die volle Verantwortung übernimmt; ihrerseits stark auftragende und die Dinge auf möglichst verkürzte und glatte Formeln bringende Paraphrasen des Inhalts wie die P. M. Baumgartens im „Historischen Jahrbuch" 48 (1928), S. 281—295, beweisen kaum das Gegenteil. Den Lorbeer mag man aber dieser Hauptfrucht einer wissenschaftlich reich gesegneten Altersmuße des unserem Verein und seiner literarischen Arbeit seit Jahrzehnten so eng verbundenen Herrn Verfassers zugleich

Digitized by Google

respektvoll und freudig zuerkennen, daß seine in vieler Hinsicht imponierende Leistung von aufrüttelnder Wirkung sein und als hochragender Markstein der Forschung der Ausgangspunkt für die noch zahlreich zu erwartenden Diskussionen der Folge über seinen Gegenstand und die sich mit ihm irgendwie berührenden Probleme bleiben wird.

Im Rahmen dieser Besprechung war es untunlich, das Buch auch nur seinem wesentlicheren Inhalt nach irgendwie auszuschöpfen. Erst, wer den Band selbst zur Hand nimmt, wird ganz überblicken, welch eine reiche Fracht an wertvollen Einzelerkenntnissen, glänzenden Schilderungen und Charakteristiken, bemerklichen Randglossen zur politischen und kirchlichen Lage des Zeitalters vor hundert Jahren er bei aller im Thema liegenden Problematik mit sich führt. In erster Linie ein Ergebnis wissenschaftlicher Einzelforschung großen Stils, ist das Werk zugleich — und auch das kann nicht genug hervorgehoben werden — eine in köstlicher Farbenfülle leuchtende und zugleich von starken Spannungseffekten durchsetzte darstellerische Leistung, die bei dem interessanten Thema auch weite, der eigentlichen Fachgelehrsamkeit fernstehende Kreise innerhalb und außerhalb des Rheinlandes vom ersten bis zum letzten Abschnitt fesseln wird.

Berlin-Bonn. A. Schnütgen.

Digitized by Google

# Berichte.

## Hauptversammlung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Erkelenz am 20. September 1928.

In Erkelenz braucht der historische Sinn nicht erst geweckt zu werden. Voll Liebe zur Heimat und voll Stolz auf die Vergangenheit ist man in der Erkastadt seit Jahren eifrig bemüht, die heimatliche Geschichte aufzuhellen: Die Veröffentlichungen des Geschichts- und Altertumsvereins, die aus Anlaß der Feier zur Erinnerung an die vor sechs Jahrhunderten erfolgte Erhebung zur Stadt im Jahre 1926 erschienene Geschichte von Erkelenz und das aufblühende Heimatmuseum legen für diese Bestrebungen gewichtiges Zeugnis ab. Hier durfte der Historische Verein für den Niederrhein auf besonderes Verständnis für seine Ziele rechnen. Er ist wahrhaftig nicht enttäuscht worden. Konnte er seiner Anerkennung für die Regsamkeit der Erkelenzer auf dem Gebiete der Heimatforschung und Heimatpflege durch die Ernennung des um den Verein wie um die Stadt hochverdienten langjährigen Landrats, Herrn Geheimrats Dr. von Reumont, zum Ehrenmitgliede dankbaren Ausdruck geben, so zeigte sich andererseits die hohe Wertschätzung des Vereins seitens der Erkelenzer in der überaus freundlichen Aufnahme seiner Mitglieder durch Behörden, Geistlichkeit, Presse und Bürgerschaft, in dem reichen Flaggenschmuck und den zahlreichen Ehrengaben und sonstigen Vergünstigungen, die den Gästen zuteil wurden. Auch an dieser Stelle sei im Namen des Vereins den Gastgebern herzlich gedankt. Wir, die wir in Erkelenz waren, werden die Stadt mit ihren zahlreichen geschichtlichen Denkmälern nicht vergessen; möge dagegen unsere Tagung nach der zuversichtlichen Erwartung, die Herr Bürgermeister Spitzlei in seinem Willkommgruß im Erkelenzer Kreisblatt aussprach, wirklich für ihre Bewohner ein Ansporn gewesen sein, fortzufahren auf dem Gebiete der Erforschung ihrer Geschichte, fortzufahren in der Sammlung sprechender Zeugen ihrer Vergangenheit.

In der festlich ausgeschmückten Aula des Städtischen Gymnasiums eröffnete der Vorsitzende, Bibliotheksdirektor Dr. Schnütgen, die gut besuchte Versammlung. In seiner Ansprache wies er hin auf die reiche geschichtliche Vergangenheit der Stadt, die mit Recht ihre Bürger mit Stolz und Genugtuung erfülle. Voll Anerkennung äußerte er sich über das Interesse, das man hier der ge-

Digitized by Google

schichtlichen Forschung entgegenbringe, das sich schon bei der letzten Tagung unseres Historischen Vereins in Erkelenz im Jahre 1901 deutlich gezeigt und vor zwei Jahren in der glänzenden, unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung stattgefundenen Feier des 600jährigen Stadtjubiläums neue Antriebe erhalten habe, das auch in der Wiederbelebung des gerade im Jülicher Land seit altersher eingebürgerten, aus den besten Traditionen mittelalterlicher Denkart und Sitte gespeisten Bruderschaftswesens einen ansprechenden Ausdruck finde. Der Vorsitzende richtete sodann herzliche Worte der Begrüßung an die erschienenen Mitglieder und Gäste aus Erkelenz und von auswärts. Besonders hieß er Herrn Bürgermeister Spitzlei willkommen, dessen freudig gewährte Hilfe bei der Vorbereitung der Tagung lebhaften Dank verdiene, sodann den verehrten Landrat des Kreises, Herrn Geheimrat Dr. von Reumont, in dessen den Verein besonders nahestehender Persönlichkeit sich die diesmalige Tagung mit der vor 27 Jahren verbinde, den ehrwürdigen Oberpfarrer Ehrendechant Msgr. Kamp, gleichfalls ein langjähriges treues Mitglied des Vereins, und endlich Herrn Studiendirektor Dr. Fischer, der in liebenswürdiger Weise die Aula für die Versammlung zur Verfügung gestellt habe. — Im Namen der Stadtverwaltung bezeichnete darauf Bürgermeister Spitzlei es als eine besondere Freude und angenehme Pflicht, den Verein, in dem er einen alten guten Bekannten der Stadt erblicke, in Erkelenz begrüßen zu können. Seit jener letzten Tagung am 11. September 1901 habe sich vieles in Erkelenz verändert, aber eins sei unverändert geblieben: die Liebe der heimattreuen Bürgerschaft zur Heimat und zur Vaterstadt. Ein besonderer Hinweis dürfe dem Geschichtswerk über die Stadt, das bei Gelegenheit der 600-Jahrfeier entstand, gelten, aber auch die Tätigkeit des Geschichts- und Altertumsvereins wie auch des Museumsvereins verdiene Beachtung. Mit der Versicherung, daß man alles, was an historischen Denkmälern erhalten und gesammelt sei, den Gästen gerne zeige, schloß Herr Spitzlei, worauf der Vorsitzende nochmals für die besonders herzliche Aufnahme dankte und dem Wunsch auf eine weitere enge Verknüpfung zwischen Stadt und Verein Ausdruck gab.

Dem Vereinsbericht ging, wie stets, die Ehrung der seit der letzten Versammlung verstorbenen Mitglieder voraus. Es sind durch den Tod abberufen worden der Archivar Dr. Heinrich Kelleter, bekannt als Herausgeber des Urkundenbuchs des Stifts Kaisers-

Digitized by Google

werth, der Oberpfarrer a. D. Joseph Schiffers in Unkel und der Professor Dr. Robert Schnütgen, Religionslehrer am Dreikönigsgymnasium in Köln. Im Namen des wieder in Bonn weilenden Ehrenvorsitzenden Herrn Professor Dr. Schrörs übermittelte der Vorsitzende dessen Bedauern, in Erkelenz nicht anwesend sein zu können. Leider sei er von seiner Krankheit, deren Verlauf man mit ernster Teilnahme verfolge, nicht wiederhergestellt. Ihm die Grüße und warmen Wünsche der Versammlung auszurichten, wurde der Vorsitzende beauftragt. Mit herzlichem Beifall wurde ein von Studiendirektor Dr. Fischer verlesenes Begrüßungsschreiben des verdienten Ehrenmitgliedes Herrn Geheimrats Dr. Brüll, der gleichfalls durch Krankheit am Erscheinen verhindert war, aufgenommen. — Der Vorsitzende gab darauf eine kurze Übersicht über die Tätigkeit des Vereins. Von den „Annalen" werde Heft 113, das auch nach langen Jahren wieder einmal ein Mitgliederverzeichnis bringen solle, Anfang November ausgegeben werden. Für die Festausgabe zum Vereinsjubiläum im Herbst 1929 seien die Vorbereitungen im Gang. Dem preußischen Kultusministerium gebühre für eine bereits eingegangene Spende zur Ermöglichung der Drucklegung dieses Festheftes der angelegentlichste Dank. Einen warmen Appell richtete Herr Dr. Schnütgen noch an die Mitglieder, durch freiwillige Erhöhung ihrer Beiträge und Gewinnung neuer Freunde das Weitererscheinen der „Annalen", die so manche Zeitschriften neben sich hätten entstehen und verschwinden sehen, in ihrem bisherigen stattlichen Umfang mit sichern zu helfen.

Der eigentliche Vereinsbericht war damit abgeschlossen. Der Vorsitzende hatte jedoch anschließend der Versammlung noch einen besonderen Vorschlag des Vorstandes zu unterbreiten. Bereits in seiner Begrüßungsansprache hatte er ausgeführt, daß der Verein auch deshalb in diesem Herbst nach Erkelenz gekommen sei, weil man hier noch während der Amtstätigkeit eines seiner treuesten Mitglieder, des Landrats Geheimrats Dr. von Reumont, habe tagen wollen. Nun begründete er den vom Vorstand einstimmig beschlossenen Antrag, Herrn von Reumont die Ehrenmitgliedschaft des Vereins zu verleihen. Durch eine bis in die Gründungszeit des Vereins zurückgehende Familientradition sei Herr von Reumont uns verbunden, sein Vater sei ein sehr verdientes Mitglied gewesen und ebenso sein Oheim, der bekannte Historiker und Diplomat Alfred von Reumont, der 1883 die Ehrenmitgliedschaft erhalten habe. Die

Digitized by Google

ältere Generation aber habe in der Person des Herrn Landrats einen gleichwertigen Ersatz erhalten; wie früher, so habe er sich noch jüngst wieder in aufopfernder Weise dem Verein zur Verfügung gestellt. Auf die freudige Zustimmung der Versammlung hin überreichte der Vorsitzende darauf Herrn von Reumont mit den besten Glückwünschen das Ehrendiplom. Geheimrat von Reumont dankte mit herzlichen Worten für die ihm zuteil gewordene Ehrung, die er, wie er allzu bescheiden erklärte, nicht verdient habe, die er aber als Anerkennung der in Erkelenz so regen Bestrebungen zur Erforschung der Vergangenheit annehmen wolle.

Nachdem noch ein Vertreter der Stadt und des Geschichtsvereins Monschau denVerein für die nächste Tagung nach Monschau eingeladen hatte, erhielt als erster Redner des Tages ein Erkelenzer Kind, Herr Oberpfarrer Joseph Gaspers aus Kronenberg (Eifel), das Wort zu seinem Vortrag: Das Briefbuch des Erkelenzer Pfarrers Winand Steumels.

Der Erkelenzer Pfarrer Winand Steumels (1647—1657) hat ein Briefbuch hinterlassen, in das er alle wichtigeren amtlichen Briefe, die er in Angelegenheiten seiner Pfarrei entweder schrieb oder erhielt, gewissenhaft ihrem ganzen Wortlaut nach eigenhändig eingetragen hat. Diese Briefe beziehen sich naturgemäß hauptsächlich auf kirchliche bzw. pfarrliche Angelegenheiten, berühren aber auch bürgerliche und politische Dinge und gewähren einen willkommenen Einblick in die Erkelenzer Verhältnisse in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. — Die Handschrift, ein Folio-Papierheft mit 39 beschriebenen Blättern, befindet sich jetzt im Stadtarchiv zu Erkelenz; ihr Titel lautet: Epistolae responsoriae quas in et post acceptationem pastoratus Ercklensis ratione huius officii eiusque incidentiarum vel acceperim vel scripserim. Die Briefe — es sind ihrer im ganzen 66 — sind in der Reihenfolge, wie Steumels sie schrieb oder erhielt, chronologisch hintereinander eingetragen und — mit wenigen Ausnahmen — in lateinischer Sprache gehalten. Etwa die Hälfte hat Steumels selbst verfaßt, die übrigen sind die Antworten auf seine Schreiben. — Pfarrer Winand Steumels war, bevor er Pfarrer in Erkelenz wurde, schon in jungen Jahren in Erkelenz als ludimagister an der lateinischen Schule tätig gewesen; als solcher ist er von 1624 bis 1631 nachweisbar. Vielleicht war er geborener Erkelenzer. Im Jahre 1631 ließ er sich zum Priester weihen und fand seine erste Anstellung als Vikar an St. Johann

Digitized by Google

in Köln; 1641—1647 war er Pfarrer in Sürth, darauf 10 Jahre Pfarrer in Erkelenz, wo er 1657 starb. Er liegt unter dem Turm der Pfarrkirche begraben, und zwar in demselben Grabe, in dem 1647 sein Vorgänger Norbertus Beelden bestattet worden war und später (1680) auch sein Nachfolger Johannes Nyssen beigesetzt wurde. Der Grabstein mit der leider sehr ausgetretenen Inschrift ist noch erhalten. — Die ersten Briefe des Steumelsschen Buches bringen den Briefwechsel, der sich im Jahre 1647 um die Besetzung der Pfarrei zwischen dem Rat der Stadt und dem Aachener Propst Johann von Eynatten, der das Vorschlagsrecht für die Erkelenzer Pfarrei hatte, sowie dem in Sürth amtierenden Winand Steumels entspann. Danach wurde Steumels vom Erkelenzer Rat herzlich gebeten, ja förmlich gedrängt, beim Propst des Aachener Marienstiftes um die Präsentation für die Pfarre Erkelenz einzukommen. Nach einigen Hin- und Herschreiben kam Steumels diesem Wunsche nach. Der Aachener Propst schlug ihn dann auch dem Bischof von Roermond, zu dessen Sprengel Erkelenz damals gehörte, vor, worauf bald seitens des Bischofs die „Confirmation" und Bestallung erfolgte. Die Besetzung der Erkelenzer Pfarrstelle verlief freilich nicht immer so reibungslos wie im Falle Steumels. Bei der Erledigung der Pfarrstelle im Jahre 1602 dauerte die Besetzung volle fünf Jahre. (Vgl. Gaspers-Sels, Geschichte der Stadt Erkelenz, S. 22f.) — Bieten die ersten Briefe des Steumelsschen Buches ein Bild der Präsentations- und Besetzungsformalitäten in Erkelenz, so geben die weiteren Briefe wertvolle Aufschlüsse über die bei der Erkelenzer Pfarrkirche zu Steumels' Zeiten bestehenden Vikarien und Benefizien. Die Inhaber der ersteren waren zur Mithilfe in der Seelsorge verpflichtet, die Benefiziaten hatten nur ihre Altäre zu „bedienen", halfen aber doch gelegentlich in der Seelsorge, besonders auf den Kirchspieldörfern. Kurz vor Steumels' Dienstantritt waren mehrere Benefizien zu einem einzigen vereinigt worden; gleichwohl gab es ihrer noch zahlreiche. Die hauptsächlichsten waren das Katharinen-, das Allerheiligen-, das Apostel- und das Michael- und Lambertusbenefizium. Das letztere war im Jahre 1488 von dem aus Erkelenz stammenden Aachener Domdechanten Peter Wymar gestiftet worden. Für einige Benefizien hatte der Pfarrer das Vorschlagsrecht, für andere der Magistrat entweder allein oder in Verbindung mit dem Pfarrer, wieder andere waren Familienbenefizien, bei denen der Senior familiae einen Verwandten oder sonst Tauglichen prä-

Digitized by Google

sentierte. In allen Fällen wurde der Präsentierte vor seiner endgültigen Anstellung an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen von der Kanzel aus „proklamiert", damit diejenigen, die sich etwa in ihren Rechten geschmälert fühlten, ihre Ansprüche geltend machen konnten. — Das Steumelssche Briefbuch macht auch genaue Angaben über die Bezüge sowohl der Vikare bzw. Benefiziaten als auch des Pfarrers. Steumels selbst hatte wegen seines Gehaltes in den Jahren 1651—1653 mit dem Aachener Stiftskapitel einen unerquicklichen Kampf zu führen, bei dem er freilich unterlag, d. h. die erstrebte Gehaltserhöhung nicht zu erreichen vermochte. Bemerkenswert dabei ist, daß das Kapitel dabei seine ablehnende Haltung damit begründete, daß es jetzt in Erkelenz von Jahr zu Jahr zu den städtischen Lasten fühlbarer herangezogen würde, so daß ihm aus den Erkelenzer Einkünften nur wenig verbleibe, was übrigens auch aus zahlreichen anderen Quellen als richtig erhellt. — In einem Briefe vom 30. Januar 1653 an den Bischof in Roermond äußert sich Steumels eingehend über den Stand der Reformations- (Wiedertäufer-) Bewegung in seiner Pfarre. Danach gab es damals im Pfarrbezirk nur mehr acht Anhänger der neuen Lehre (Steumels führt sie namentlich auf), die meist von auswärts zugezogen waren. — In den Jahren nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt Erkelenz noch unter häufigen Durchmärschen und Einquartierungen französischer, spanischer und hessischer Truppen zu leiden. Daß es dabei zu mannigfachen Zusammenstößen zwischen der Zivilbevölkerung und dem Militär kam, zeigen uns mehrere Briefe Steumels, der darüber an den Bischof von Roermond berichtet. Im „Pangel" war es im Jahre 1656 gar zu einer Totschlägerei gekommen. In einem anderen Falle war ein Soldat, der auch in eine Schlägerei verwickelt war und dabei von der Waffe Gebrauch gemacht hatte, ins Franziskanerkloster geflohen und hatte um Asyl gebeten. Es kam dadurch zu Auseinandersetzungen zwischen der Militärbehörde und den kirchlichen Instanzen bezüglich des Asylrechtes der Klöster im allgemeinen und des Erkelenzer Klosters im besonderen. Es braucht nicht verwunderlich zu erscheinen, daß das Steumelssche Briefbuch nur wenig Aufschluß über die eigentliche Seelsorge gibt. Immerhin interessiert ein Brief, den Steumels am 15. September 1655 an einen gewissen Hieronymus schrieb (der Name ist wohl fingiert!) und in dem er ihn zur Nachgiebigkeit in einer Familienstreitigkeit ermahnt. Auch einige Ehedispensgesuche, die freilich heute nur noch familien-

Digitized by Google

geschichtlichen Wert haben, gehören hierher. — Abschließend kann gesagt werden, daß das Steumelssche Briefbuch für die Erkelenzer Ortsgeschichte eine frisch und ungetrübt sprudelnde Quelle ist, deren gänzliche Erschließung einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben muß. —

Der Vortrag von Herrn Gaspers fand lebhaften Beifall, den der Vorsitzende in herzlichen Worten des Dankes zusammenfaßte. Die Versammlung wurde darauf in das Lichtspieltheater verlegt, wo der durch seine ausgezeichneten Führungen in Xanten und Kaiserswerth den Vereinsmitgliedern bestens bekannte Stellvertreter des Provinzialkonservators der Rheinprovinz, Herr Dr. Graf Franz Wolff-Metternich, einen Vortrag über: „Die Backsteinarchitektur im Rheinland" hielt.

Das Material schreibt der Baukunst ihre Gesetze vor, in höherem Maße als das Stilwollen einer Zeit, das Schaffen des Baukünstlers, ja mehr noch als der Bauauftrag und der Wille des Bauherrn. Ein und dieselbe Bauaufgabe nimmt unter dem Einfluß des Materials in allen Ländern verschiedene Form an (vgl. z. B. das Bauernhaus im Backsteingebiet des Niederrheins, in der Fachwerkgegend an Mosel und Mittelrhein oder das Holzhaus Oberschlesiens). Andererseits sehen wir, wie manche Formen zu verschiedenen Zeiten sich unter dem Einfluß des Materials sehr ähnlich gehalten und wie verschiedene Bauaufgaben unter dem gleichen Einfluß unverkennbar verwandte Züge erhalten haben (vgl. z. B. die Kirchen und Wohnhäuser des nordischen Holzbaues). Im allgemeinen haben sich die natürlichen Baustoffe und die von ihnen erzeugten Formen im Laufe der Zeit in ein und derselben Gegend unverändert erhalten, da ihre Quellen so gut wie unerschöpflich sind. Erst die von Menschenhand künstlich geschaffenen Baustoffe haben eine wesentliche Veränderung herbeigeführt. Ihr Zweck war, in Gegenden, die arm sind an natürlichen Baustoffen, einen leicht herzustellenden Ersatz zu schaffen, und so den schwierigen und oft fast gar nicht zu bewerkstelligenden Antransport aus weiter Ferne zu vermeiden. Es lag in der Natur der Sache, daß hierfür ein allen Ländern mit ähnlichen Voraussetzungen gemeinsamer Stoff — der Ziegel oder Backstein — geschaffen wurde, und so finden wir tatsächlich schon in den ältesten Zeiten in den verschiedensten Weltteilen den Ziegel, der aus tonhaltigem Boden gewonnen, entweder an der glühenden Sonne der Tropen getrocknet oder auf künstlichem Wege gebrannt

Digitized by Google

wird. Unter seinem Einfluß zeigt sich schon von Anfang an in der Baukunst aller Länder, die ihn eingeführt haben, ein starkes verbindendes Element. Der Ziegel ist zunächst das einzige wirklich bedeutende allgemeingültige Material geblieben bis in die neueste Zeit hinein. Erst das letzte Jahrhundert hat mit den Errungenschaften der Technik wieder neue ebenso allgemeingültige Baustoffe eingeführt und zu allgemeiner Verwendung gebracht: Beton und Eisen, und so hat erst unsere Zeit seit dem Altertum den nächsten entscheidenden Schritt auf dem Wege der „internationalen Baukunst" getan. Das Verbindende des Ziegelbaues für die Formgestaltung zeigt deutlich ein Vergleich der Bauweise Chinas, Assyriens, des späten Römerreichs und des spätmittelalterlichen Abendlandes im Gegensatz zum Steinbau Ägyptens, Griechenlands und des Abendlandes im hohen Mittelalter.

Das Gebiet unserer heutigen Rheinprovinz ist reich ausgestattet mit natürlichen Baustoffen: am Mittelrhein, an Nahe und Mosel Schiefer und Sandstein, im Vulkangebiet der Eifel Basalt, Lava, Tuff und Trachyt, in der Westeifel und im Aachener Land Kalkstein aus dem benachbarten Maastal. Sogar die niederrheinische Tiefebene besitzt kleinere Quellen natürlichen Gesteins, wie die Sandsteinlager von Liedberg.

Die Römer als die ersten Schöpfer größerer Kunstbauten in Germanien haben sich vom Anfang ihrer Herrschaft an neben den natürlichen Baustoffen auch der Ziegeltechnik bedient, in der sie es in ihrem weiten Reiche zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatten. Indessen ist die Kunst, Ziegelbausteine herzustellen, nach dem Untergang der Römerherrschaft wieder verlorengegangen. Das Material, das in den Ruinen der Römerbauten in schier unerschöpflicher Menge vorhanden war, wurde zwar in merowingischer und frühmittelalterlicher Zeit noch lange mit Vorliebe verwandt, allerdings weniger für Füllmauerwerk als zur Herstellung von Fenster- und Türbogen, um zuletzt bei Versiegen der Quellen nur noch dekorativen Zwecken zu dienen.

Schon die Römer verwandten gern neben dem Ziegel den Tuff, den sie im Eifler Vulkangebiet gewannen und leicht auf den Wasserwegen an die wichtigsten Bauplätze schaffen konnten. Die eigenartige, übrigens dem Ziegelbau nahe verwandte Technik des Materials war ihnen aus den eigenen Vulkangebieten Latiums, Campaniens und Siziliens her geläufig. Im frühen und hohen

Digitized by Google

Mittelalter blieb der Tuffstein als leicht zu handhabender Baustoff sehr beliebt, ja für Monumentalbauten wurde er ausschließlich angewandt. Das weiche, poröse Material wurde, wie heute, in der Mayener Gegend gewonnen, an Ort und Stelle in gleichmäßiges, dem Ziegel verwandtes Format gebracht, an der Luft getrocknet und meist nicht für einen bestimmten Bau herbeigeholt, sondern auf Vorrat in Hafenstädten am Rhein niedergelegt. Die tragenden Glieder des Baues, Eckverklammerung, Fenster und Türgewände, Gurtbogen, Gesimse und dergleichen wurden aus festeren Quadersteinen hergestellt, wodurch die eigenartige, oft in ihrer Farbenwirkung so abwechslungsreiche Gestalt unserer mittelalterlichen Bauten zustande kam.

Die frühe Hohenstaufenzeit brachte einen einmaligen Versuch, die Ziegeltechnik, die in der Lombardei noch von der Römerzeit her in Übung war, auch in den Teilen des Reiches nördlich der Alpen wieder zur Geltung zu bringen: In der Pfalz zu Kaiserswerth sehen wir an den Gewölben und Entlastungsbogen über den Portalen eigenartige, tiefrote Ziegel großen, ungewohnten Formats. Indessen es blieb bei diesem Versuch, ohne daß es gelungen wäre, die Technik mit Erfolg wieder zu beleben. Die große Kölner Stadtmauer wurde zu Ende des 12. Jahrhunderts unter der Regierung des Erzbischofs Philipp von Heinsberg aus natürlichem Material hergestellt, die reiche architektonische Gliederung der Torburgen aus Basaltlava und Trachyt, die großen Flächen der Mauer durch Schichten von Basaltsäulen zusammengefaßt, das Füllmauerwerk aus Tuff.

Erst die große Bautätigkeit der niederrheinischen Landesherren, besonders der Kölner Erzbischöfe im 14. und 15. Jahrhundert, erweckte die Ziegeltechnik zu neuem Leben. Der Backstein mußte den in den nunmehr notwendigen Mengen nur schwer zu beschaffenden Tuff ersetzen.

Eine vergleichende Schau der außerrheinischen, besonders der nordischen Backsteinarchitektur konnte in ihrer Gegensätzlichkeit am deutlichsten die Eigenart der rheinischen dartun. Einige Jahrzehnte früher mag der Ziegel im Zusammenhang mit den großen Klostergründungen der Zisterzienser im Norden und Osten unseres deutschen Vaterlandes eingeführt worden sein. Bei dem gänzlichen Mangel von Natursteinen in jenen Gegenden bildete er neben dem Holz den einzigen Baustoff, und so mußten sämtliche

Digitized by Google

Bauglieder in Ziegel erstellt werden, wodurch im Laufe der Zeit ein erstaunlicher Reichtum der Formen und eine Virtuosität ohne gleichen in der Handhabung des Materials erzielt wurde. Die reichsten Profile, die Kapitäle der Säulen, die Gewölberippen, Fenstergewände, gotische Fialen und Maßwerk aller Art wurden aus Ziegelformsteinen hergestellt, ja die Backsteintechnik scheute nicht vor den schwierigsten spätgotischen Gewölbekonstruktionen mit reichen Stern- und Netzrippen zurück. Eine stattliche Zahl stolzer Backsteinkirchen von der romanischen Zeit bis zur reichsten Spätgotik, schmucke Rathäuser und Stadttore bilden noch heute eindruckvolle Wahrzeichen und den Stolz nordischer Städte. An der Hand einiger charakteristischer Beispiele, wie der Klosterkirchen zu Jerichow, Lehnin, der Dome zu Stendal und Brandenburg, der Marienkirche zu Danzig mit ihren herrlichen Gewölben, wurde das Bild der nordischen Backsteinarchitektur veranschaulicht.

Einige weitere Beispiele aus den Niederlanden, besonders aus Brügge, zeigten die Verwandtschaft der ebenfalls an natürlichem Material armen flämischen Lande.

Das Bild der Frauenkirche zu München bewies, daß die Backsteintechnik unter ähnlichen Voraussetzungen auch Bayern nicht fremd war.

Im eigentlichen Heimatgebiet des mittelalterlichen Ziegelbaues, in Oberitalien, war die Entwicklung nicht wesentlich anders, wie das herrliche Bild vom Innern des Domes zu Modena zeigte, bei dem verwandte Formen wie bei der Klosterkirche zu Jerichow beobachtet werden konnten.

In unserer Heimat waren die Voraussetzungen, wie eben schon angedeutet wurde, wesentlich anders: Der Backstein trat zunächst nur an die Stelle des Tuffs und hatte daher nur dessen Aufgabe zu erfüllen. Nach wie vor wurden die architektonischen Glieder aus den nicht allzu schwer zu beschaffenden Natursteinen hergestellt. Der älteste uns bekannte größere Ziegelbau ist der Bergfried der Burg Lechenich, der 1329 unter Erzbischof Walram von Jülich errichtet wurde. An ihm und deutlicher noch an den Festungswerken von Zons erkennt man, wie der Backstein zunächst nur an die Stelle des Tuffs trat, wodurch keine wesentliche Verschiebung in der Mauertechnik herbeigeführt wurde, während sich allerdings das äußere Bild des Gebäudes und besonders seine

Digitized by Google

Farbenwirkung sehr erheblich veränderte. Erst später wurde der Backstein auch bei größeren Kirchenbauten eingeführt, anfangs wohl nur bei anspruchslosen Landkirchen. Da die Voraussetzung für seine Verwendung hier die gleiche war wie bei den Profanbauten, änderte sich die äußere Gestalt gar nicht, wie der Vergleich der ganz aus Sandstein erbauten Annakirche in Düren mit der Pfarrkirche in Calcar und dem reichen gotischen Turm zu Cranenburg bewies.

Das Gesamtbild der rheinischen Ziegelarchitektur wurde alsdann in verschiedenen Hauptgruppen skizziert. Zunächst wurden aus der ungeheueren Zahl der gotischen Backsteinkirchen einige charakteristische Beispiele herausgegriffen, so neben der oben schon erwähnten Kirche zu Calcar die prächtige Pfarrkirche zu Erkelenz, deren herrlicher Turm zur Gruppe jener stattlichen spätgotischen Kirchtürme gehört, die unter niederländischem Einfluß in der letzten Phase der Gotik recht zahlreich am Niederrhein emporwuchsen. Hier ist die Verbindung von Natur- und Backstein in bewußter Kontrastwirkung zu einem herrlichen, farbenfrohen Bild gesteigert worden. Die Klosterkirche zu Camp zeigte das Beispiel einer schlichten, aber wirkungsvollen Barockkirche mit großen, dunkelbraunen, glatten Ziegelflächen und reich bewegten Dachsilhouetten. Selbst bei den anspruchlosesten Kirchenbauten, die ganz auf natürliches Material verzichten mußten, finden sich nirgends Formsteine. Die Flächengliederung wird durch Lisenen und Blendbogen, die Gesimse durch Rollschichten hergestellt (Beispiel: Kapellen zu Brempt und Tüchenbroich).

Unter den Profanbauten stehen naturgemäß in vorderster Linie die großen Landesburgen zu Lechenich, Linn, Hülchrath, Kempen, Zülpich und die Burg Friedestrom in Zons. Daneben die z. T. noch gut erhaltenen Stadtbefestigungen im letztgenannten Städtchen, in Zülpich und Bergheim. Einige stattliche Torbogen in Calcar, Xanten und Zülpich sind besonders charakteristisch für den niederrheinischen Backsteinbau, dessen Eigenart gegenüber der nordischen Ziegelbaukunst durch den Vergleich mit dem Holstentor in Lübeck nochmals hervorgehoben wurde. Sehr lehrreich auf dem Gebiet ist auch der Vergleich der Burgruinen zu Lechenich und Andernach, die sich im wesentlichen nur dadurch unterscheiden, daß bei der ersteren die Wände ausschließlich in Ziegel und die Fenstergewände, Kragsteine, Bogenfriese in Werk-

Digitized by Google

stein ausgeführt sind, in Andernach aber an Stelle des Ziegels der in unmittelbarer Nähe gewonnene Tuff getreten ist.

Die im 15. und 16. Jahrhundert mächtig aufblühende Bautätigkeit des Landadels in den niederrheinischen Gebieten bedient sich ausnahmslos der Ziegeltechnik, die auch hier wieder in der Verbindung mit den anderen Baustoffen charakteristische Formen entwickelt hat, wie die Burg Binsfeld mit ihrer reichen Sandsteinloggia oder das Haus Langengeld bei Zülpich mit charakteristischen Fachwerkteilen oder die prächtigen barocken Vorburgen mit monumentalen Einfahrten in Müllenarck und Pallandt zeigten. Ein besonders prächtiges Beispiel ist Schloß Rheydt, das einfache gelbgetönte Ziegelflächen mit reichster Renaissancegliederung in Haustein verbindet. Zu erwähnen sind auch noch die malerischen Renaissancegiebel von Schloß Frens bei Bergheim, ferner Haus Stockum bei Neersen als Beispiel des anspruchlosesten Typs unter gänzlichem Verzicht auf Haustein; die Horizontalglieder sind hier wie bei den Kapellen zu Tüchenbroich und Brempt aus Rollschichten gebildet.

Eine besondere Eigenart des südlichen Jülicher Landes und des Aachener Gebietes fand dann noch Erwähnung, nämlich die in der Renaissancezeit eingeführte farbenfrohe Verbindung von Ziegel und horizontalen Hausteinlagen, die sämtliche Wandflächen mit Fenstern und Portalen organisch zusammenfassen, eine für die Niederlande charakteristische Form, die vom Maastal her in unsere Kunst gelangt ist, wie eine Reihe von Beispielen aus den Niederlanden, dem Aachener und Jülicher Land und die Burgen zu Nörvenich, Bedburg u. a. m. bewiesen.

Der bürgerliche Wohnbau unterscheidet sich in seinen Grundzügen nicht wesentlich von der Bauweise des Landadels. Sehr deutlich tritt in den niederrheinischen Kleinstädten bis vor die Tore Kölns der Einfluß der Niederlande in die Erscheinung. Einzelne Häuser in Calcar und Goch mit ihrer charakteristischen Gliederung der Giebelflächen durch Blendbogen und den reichausgebildeten Staffelgiebeln erinnerten unmittelbar an Vorbilder aus Brügge, Mecheln, Dortrecht und anderen niederländischen Städten. —

Nach dem höchst lehrreichen und anziehenden Vortrag des Herrn Grafen Wolff-Metternich, der durch hervorragende Lichtbilder erläutert wurde, zeigte die Stadtverwaltung noch den über



Digitized by Google

die 600-Jahr-Feier der Stadt Erkelenz aufgenommenen Film ‚der viel Beifall fand.

Sodann vereinigte man sich im Hotel zum „Schwarzen Adler" zum Mittagessen. Der Saal war mit Fahnen in den Erkelenzer Stadtfarben, mit Blumen sowie mit einer großen Zahl von reizvollen Aufnahmen aus dem Kreise reich geschmückt. Neben seinem Gedeck fand jeder der Anwesenden ein künstlerisch ausgeführtes Programm, eine Reihe von Postkarten mit Ansichten von Erkelenz und einige kulturgeschichtlich interessante Veröffentlichungen des Geschichts- und Altertumsvereins. Auch brachte Herr Geheimrat v. Reumont in humorvoller Weise eine Anzahl von Exemplaren des Geschichtswerks über Erkelenz zur Verlosung. Während des Mahls pries der Vorsitzende Stadt und Kreis Erkelenz und ließ insbesondere das neue Ehrenmitglied des Vereins leben. Zugleich im Namen von Herrn Bürgermeister Spitzlei sprach Herr Geheimrat v. Reumont auf den Verein. Nachdem noch der Unterzeichnete ein Hoch auf die beiden Redner des Tages ausgebracht hatte, feierte schließlich Ehrendechant Msgr. Kamp den Vorsitzenden.

Der greise und doch so jugendfrische Ehrendechant und Oberpfarrer Msgr. Kamp war es dann auch, der die Gäste durch seine altberühmte Kirche führte. Beredt und sachkundig erläuterte er die verschiedenen Bauperioden des heute aus der dreischiffigen, spätgotischen Hallenkirche und dem mächtigen siebengeschossigen Westturm bestehenden Baues. Von der überaus reichen Innenausstattung zog vor allem der berühmte Marienleuchter aus dem Jahre 1517 die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich. Wirklich ein Prachtstück, dieser aus sechs, mit reichen Verzierungen versehenen schmiedeeisernen Armen bestehende Leuchter, in dessen Mitte sich die holzgeschnitzte lebensgroße Doppelfigur Mariä im Strahlenkranze erhebt! Das zweite Kleinod der Kirche, das Adlerpult, befand sich leider gerade in der Katholischen Sonderschau der Pressa in Köln. Nach der eingehenden Besichtigung der Kirche zeigte Msgr. Kamp noch im Pfarrhaus ein auf Eichenholz gemaltes Bild, das wohl aus der Ulmer Schule herrührt. Dann ging es zur Franziskanerkirche, die eine eindrucksvolle Barockeinrichtung aufzuweisen hat. In beiden Kirchen ist gewissermaßen die wechselvolle Geschichte der Stadt verkörpert, daneben aber auch in dem alten Rathaus aus dem Jahre 1546, in dem heute das überaus reichhaltige Heimatmuseum untergebracht ist. Geheimrat

Digitized by Google

v. Reumont gab hier eine einleitende Übersicht über die Entstehung und Bestände des Museums. Leider reichte die Zeit nicht mehr für alle, um auch den Festungsturm und die Reste der Umwallung unter der sachkundigen Führung des auch sonst um unsere Tagung vielfach und dankenswert verdienten Herrn Dr. Hahn mehr als nur eilig zu besichtigen. Aber der Eindruck, den die Teilnehmer der Tagung von Erkelenz mit nach Hause nahmen, war ein überaus reicher und sympathischer. Aus dem, was sie gesehen und gehört hatten, konnten sie sich eine deutliche Vorstellung der Stadt, wie sie war und wie sie heute ist, bilden, eine Vorstellung, die sie ebenso wie die Erinnerung an die liebenswürdigen Gastgeber dauernd in ihrem Gedächtnis bewahren werden.

Bonn. M. Braubach.

Digitized by Google

Digitized by Google

# ANNALEN
## DES
# HISTORISCHEN VEREINS
## FÜR DEN NIEDERRHEIN

INSBESONDERE
DAS ALTE ERZBISTUM KÖLN

HUNDERTUNDFÜNFZEHNTES
HEFT

FESTSCHRIFT
ZUM 75JÄHRIGEN JUBILÄUM

DRUCK UND VERLAG VON L. SCHWANN IN DÜSSELDORF
1929

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis


| | Seite |
|---|---|
| Fünfundsiebzig Jahre Historischer Verein für den Niederrhein. Von Alexander Schnütgen | 5—37 |
| Die Grundzüge der Wirtschaftsentwicklung am Niederrhein vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Bruno Kuske | 38—60 |
| Die Bedeutung von Stift und Burg Kaiserswerth für Kirche und Reich. Von Otto R. Redlich | 61—75 |
| Bischof Agilolf von Köln und seine Passio. Von Wilhelm Levison. | 76—97 |
| Gilde, Lichtmeß und Fastnacht im Stifte Essen. Von Konrad Ribbeck. | 98—110 |
| Die Schrift des Herimannus quondam Judaeus „De conversione sua opusculum". Von Joseph Greven | 111—131 |
| Ein Kapitell in der Vorhalle der Abteikirche Maria Laach. Von Ildefons Herwegen | 132—135 |
| Das Offizialat der Erzbischöfe von Köln im 13. Jahrhundert. Von Franz Gescher | 136—166 |
| Die Begarden und die Sackbrüder in Köln. Von Johannes Asen | 167—179 |
| Der Plan des Königs Richard von Cornwallis zur Niederlegung eines deutschen Krönungsschatzes in Aachen. Von Albert Huyskens | 180—204 |
| Die Feier der Hochfeste in der Stiftskirche zu Gerresheim. Von Arnold Dresen | 205—219 |
| Zur niederrheinischen Kirchenpolitik im späteren Mittelalter. Von Justus Hashagen | 220—224 |
| Die Stellung der Universität Köln im großen Schisma und zu den Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts. Von Hermann Keussen | 225—254 |
| Die Vogtei Kleves und Brandenburg-Preußens über das Reichsstift Elten. Von Bernhard Vollmer | 255—282 |
| Die Ignatius-Verehrung in der niederrheinischen Jesuitenprovinz. Von Andreas Schüller | 283—309 |
| Franziskaner aus der Kölnischen Provinz in Heidelberg. Von Patricius Schlager | 310—329 |
| Die Außenpolitik Max Friedrichs von Königsegg, Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster (1761—1784). Von Max Braubach | 330—353 |
| Aus der Franzosenzeit in Krefeld. Von Gottfried Buschbell | 354—365 |
| Die Stimmung der Rheinländer gegenüber Preußen 1814/16. Von Alfred Herrmann | 366—394 |
| Wilhelm von Schadow, ein Erneuerer rheinischen Kunstlebens. Die Ausmalung der Stolzenfelser Schloßkapelle durch Ernst Deger. Von Paul Kaufmann | 395—408 |


Digitized by Google

Digitized by Google

# Fünfundsiebzig Jahre Historischer Verein für den Niederrhein.

Von

**Alexander Schnütgen**[1].

Unser »Historischer Verein für den Niederrhein« stellt unter den provinzial- und landesgeschichtlichen Vereinigungen im deutschen Vaterland nicht eben eine Erstlingsblüte dar. Nicht weniger als sechzig ebenso wie er einen weiteren Bezirk umspannende oder im Unterschied zu ihm rein örtlich eingestellte Organisationen mit geschichtskundlichen Zielen hatten sich vielmehr schon zwei Jahre vor seinem Entstehen im »Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine« eine Art Rahmenverband gegeben und damit einen bis heute dauernden Zusammenschluß gefunden. Ihr Tun und Streben war durch die romantische Schwungkraft der Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen, die Begeisterung des Zeitalters für die von ihm in idealer Größe aufgefaßte und in leuchtenden Farben geschaute Vergangenheit Deutschlands besonders beflügelt worden. Diese oft geschilderte, bekanntlich in der Begründung der Monumenta Germaniae Historica gipfelnde Bewegung hat sich dem Bewußtsein der nächsten Generationen, die gegenwärtige noch einbegriffen, so nachhaltig mitgeteilt, daß hier nur ganz flüchtig ihrer gedacht zu werden braucht. Um so überraschender berührt es, daß in der preußischen Rheinprovinz bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts an geschichtskundlicher Gemeinschaftsarbeit nichts weiter unternommen worden ist, als daß sich 1841 in Bonn ein »Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande« mit wesentlich die vorgeschichtliche und die Römerzeit am Rhein sowie die römische Archäologie als solche betreffenden Zielen bildete. Fast will es scheinen, als ob die alten Krummstablande und die anderen

[1] Es liegt in der Natur der Sache, daß der folgende Aufsatz sich an einigen Stellen mit der zunächst als Vortrag zum fünfzigjährigen Bestehen des Vereins gedachten großzügigen und schwungvollen Skizze von H. Schrörs, Der Historische Verein für den Niederrhein in seiner Entstehung und Entwicklung (AHVN. 79 [1905] 1 ff.) berührt. Vgl. auch die Ergänzungen und Berichtigungen desselben Verfassers: Zur Entstehungsgeschichte des Historischen Vereins für den Niederrhein (Ebda. 88 [1910] 180 ff.) und: Nochmals zur Entstehungsgeschichte des Historischen Vereins für den Niederrhein. (Ebda. 92 [1912] 133 ff.)

Digitized by Google

früheren Herrschaftsbereiche den weiteren Niederrhein entlang nach den Unruhen und den Schicksalsstunden, die angesichts des untergehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts über sie hinweggegangen sind, einer besonders ausgedehnten Frist benötigt hätten, um zu sich selber, um zu einer nüchternen und gründlichen Versenkung in die Schätze des heimischen Volkstums, in den Wechsel und den Reichtum der eigenen Vergangenheit zurückzufinden. Der in Frankfurt a. M. lebende und schaffende Johann Friedrich Böhmer hat bereits früher von ihm erhobene Klagen über diese rheinischen Verhältnisse noch 1862, kurz vor seinem Tode, einmal durch den Stoßseufzer bestätigt: „Wie traurig ist es doch, daß das herrliche Land mit den großen Erinnerungen so arm ist an Söhnen, die mit Wissen und Herz seine historische Persönlichkeit erforschen und auslegen[2]."

Freilich ist die Gründung des Jahres 1854, der diese Seiten gelten sollen, bevor sie glückte, schon wenigstens ein Lustrum vorbereitet worden; zwei voneinander unabhängige, verhältnismäßig kleine geschichtlich interessierte Kreise waren es, denen ihr endliches Zustandekommen zu verdanken ist. Einmal ein solcher um den damals auf seinem Schloß Roland bei Düsseldorf lebenden rheinischen Genealogen und Kulturhistoriker Anton Fahne, der von Hause aus Jurist war und in seinen jungen Jahren als Friedensrichter geamtet hat. Dann ein anderer um den Pfarrer in Wachtendonk bei Kleve Joseph Hubert Mooren, der gerade für seinen engeren Umkreis, den preußischen Anteil des ehemaligen Herzogtums Geldern[3], einen mehr lokalen Geschichtsverein, ebenfalls den ersten solchen der Rheinprovinz, ins Leben gerufen hat und durch Kaplan Leonhard Ennen in Königswinter über eine Gründung größeren Stils persönlich mit Kardinal Geissel in Köln hatte unterhandeln lassen[4]. Die Absichten beider Männer wichen in manchem voneinander ab. Während für Fahne die rheinische Vergangenheit schlechthin Gegenstand des Interesses war, war für Mooren der Wunsch nach archäologischer Zustandsschilderung auf kirchlichem Gebiet in Ergänzung des »Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande« und mit ihm „Hand in Hand gehend"[5] vorherrschend. Wollte

[2] J. F. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften, durch J. Janssen, III (Freiburg 1868) 379.

[3] So laut „Einladung ...." Vgl. Anm. 6.

[4] P. Norrenberg, Joseph Hubert Mooren. AHVN. 48 (1889) 4.

[5] Laut „Vorwort", AHVN. I 1 (1855) 7.

Digitized by Google

Fahne vor allem geschichtliche Quellen und Überreste sammeln und sie damit der Abwanderung nach auswärts und dem Untergang entreißen, so kam es Mooren mehr auf Veröffentlichung geschichtlicher Texte für Liebhaber und Forscher an. Dachte Fahne ausschließlich dem Einst zu dienen, so erstrebte Mooren auch Rücksichtnahme auf die Interessen und Bedürfnisse und Strömungen der Gegenwart. Sollte nach Fahne auch der kölnische Teil des ehemaligen Herzogtums Westfalen Vereinsgebiet werden, so beschränkte sich Moorens endgültiger Plan auf die alte Erzdiözese Köln, soweit sie am Niederrhein gelegen war.

Zu dem beabsichtigten dauernden Zusammenwirken von Fahne und Mooren sollte es nicht kommen. Zwar wurde der erstere bei der konstituierenden Versammlung in Köln am 17. Mai 1854 dem sogleich zum Präsidenten gewählten Mooren als Vizepräsident zur Seite gestellt und hat eine in Flugschriftform eigens gedruckte »Einladung zur Teilnahme an dem historischen Vereine des Niederrheins mit Einschluß der ganzen ehemaligen Erzdiözese Köln«[6] am 2. Juni unterzeichnet. Indes schon die Sommertagung am 16. August in Düsseldorf ersetzte ihn durch einen gleich noch namhaft zu machenden Landgerichtsrat von dort. Fahne hat aber in der Folge sowohl noch persönliche Beziehungen zu Mooren[7] als auch viel später und gelegentlich wieder solche zu dem von ihm mit ins Leben gerufenen Verein unterhalten[8].

Desto deutlicher erkennbar ist die Prägung, die Moorens Persönlichkeit und Anschauungen der jungen Gründung gaben. Wenn der seinen Jahren nach damals schon auf der Höhe des Lebens stehende Pfarrer ein Zentrum für die kirchliche Archäologie am Niederrhein schaffen wollte, so faßte er kirchliche Archäologie in dem weiten Sinne auf als Wissenschaft von Verfassung und Recht, Erziehung und Unterricht, Kultus und religiösem Leben[9]. Und wenn er, soweit die Deutung einer Entwicklung in Frage kam, diese geschehen lassen wollte in Rücksicht auf die Gegenwart, so ist daran zu erinnern, daß Mooren ein Geistlicher ohne Fehl und Makel war, aber seine eigenen Überzeugungen hatte und von dem kleinen Wachtendonk aus das Zeitgeschehen mit wachen Sinnen verfolgte. Zwischen seinem Pfarrhaus und demjenigen eines Binterim in Bilk

[6] Düsseldorf, Buchdruckerei von Hermann Voß, 1854. [7] Norrenberg 8.
[8] Vgl. seinen Vortrag in Gerresheim am 10. Juli 1878. AHVN. 33 (1879) 195.
[9] Schrörs, Der Historische Verein 8.

Digitized by Google

bei Düsseldorf liefen Fäden hin und her, jenes Binterim, der noch unlängst, im Sturmjahr 1848, Vorkämpfer unter anderem für gewisse Erleichterungen in der klerikalen Disziplin und als solcher Frondeur gegen das kraftvolle Oberhaupt des Erzbistums gewesen war. Ja, Mooren, selber Priester der Diözese Münster, hatte 1849 mit dem genannten Ennen und auch mit Professor Hirscher in Freiburg i. Br. erwogen, eine katholische Reformzeitschrift „mit Wahrung der kirchlichen Prinzipien, aber im Anschluß an die fortschrittlichen Ideen der Neuzeit" herauszubringen[10]. Ebenso hat er sich ein Menschenalter später im Kulturkampf, obwohl schon ein Greis, eine von der auf kirchlicher Seite durchgängig gehegten abweichende Auffassung der Geschehnisse und der klügsten und besten Haltung zu ihnen nicht nehmen lassen[11].

[10] Norrenberg a. a. O. u. H. Schrörs, AHVN. 106 (1922) 78.

[11] Der großen Güte von Herrn Professor Dr. H. Keussen in Köln verdanke ich die Kenntnis einer von Mooren an Keussens gleichnamigen Vater — vgl. über ihn oben S. 17 — im Jahre 1876 bemerklicherweise für die liberale »Krefelder Zeitung« eingesandte, »Vom Niederrhein« datierte Korrespondenz. Und zwar heißt es in diesem zum Teil schwer lesbaren Schriftstück unter anderem: Es liegt auch „in den Vereinsresolutionen ein Beweis dafür, daß in weiteren Kreisen, als es sonst der Fall war, der Sinn für öffentliche Angelegenheiten wach ist. Aber hiergegen läßt sich auch fragen, was denn mit allen jenen Adressen, und wie die Kundgebungen sonst heißen mögen, gewonnen ist. Daß wir hier [?] unseren leidigen Konflikt zwischen Staat und Kirche im Auge haben, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden. Unseres Erachtens wird durch alle [?] den Bischöfen dargebrachten Huldigungen und Ovationen usw. für die Sache, um die es sich handelt, nichts gewonnen. Ein Gegner, der ... noch dazu triftige Gründe hat, von seinem Standpunkt aus behaupten zu dürfen, ... unser Richter zu sein, betrachtet und behandelt dergleichen Kundgebungen als fortgesetzten Widerstand gegen seinen Willen, und dadurch wird der Riß zwischen den beiden sich feindlich gegenüberstehenden Parteien, dem Staate und der Kirche, aber ein immer größerer." Statt des Widerstandes wäre ein „sich über unser ganzes deutsches Vaterland verbreitender Petitionssturm [?] den Bischöfen gegenüber" viel zweckmäßiger. „Doch mit weit hinausgehenden Plänen ist unserer Sache für den Augenblick nicht geholfen. Laßt uns auf dem nächsten Wege, der zum Ziele führen kann, und ganz auf praktischem Gebiet bleiben. Eine Gemeinde hat schon seit einigen Monaten keinen Seelsorger. Mögen die Leute beten und klagen. Letzteres ist ihnen nicht zu verdenken. Aber warum legen sie nicht Hand ans Werk? Es muß doch allerwärts einige gutgesinnte und einflußreiche Männer geben", die sich an den Bischof wenden. Ihre Deputation hätte die Seelennot der Gemeinde zu schildern und den Bischof zu bitten und zu beschwören, dem Staate nachzugeben und bald wieder einen Seelsorger zu senden. „Oder nehmen wir einen anderen, diesem ähnlichen Fall. Der Bischof besucht eine seit mehreren Monaten eines residierenden Geistlichen entbehrende Gemeinde. Es ist an einem Sonntag. Er verschmäht es nicht, alle und jedwede einem Pfarrer obliegenden Dienste zu verrichten, mit wirklich Respekt erregender Ausdauer und angestrengtem Fleiße." Aufrichtig wird ihm gedankt. „Nur eins ist versäumt worden. Niemand ist hervorgetreten, ihn zu bitten, dem traurigen Zu-

Digitized by Google

Es ist eigenartig und die kirchlichen Spannungen der Jahrzehnte vor dem Vatikanum grell beleuchtend, daß vor und um 1860 sowohl unser »Historischer Verein für den Niederrhein« wie der »Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande« von wenigstens nach einer gewissen Richtung oppositionell gestimmten Geistlichen geleitet worden sind. Bei dem seit den hermesianischen Wirren nicht mehr dozierenden Bonner Theologieprofessor Johann Wilhelm Joseph Braun, dem Vorsitzenden der »Altertumsfreunde«, war der bestehende Gegensatz natürlich, weil er dogmatische Wurzeln hatte, objektiv bedeutender; im Falle Mooren ist es, soweit bekannt, zu äußeren Kämpfen mit der kirchlichen Behörde nie gekommen.

Wie kennzeichnend die Art der beiden Leiter auch für Einstellung und Streben der Organisationen, die sich ihnen anvertrauten! Auf der Seite des »Vereins von Altertumsfreunden« ein an einem gelehrten Zentrum ersten Ranges lebender, so mit den Fortschritten der Wissenschaft ständig in Fühlung bleibender, durch lange Auslandsaufenthalte sowie seine parlamentarische Tätigkeit in Frankfurt a. M., Erfurt und Berlin durchaus weltläufig gewordener Hochschullehrer. Als Leiter des jüngeren Schwestervereins eine ebenfalls innerlich sehr reiche, aber der fachmännischen Ausbildung entbehrende, Jahrzehnt auf Jahrzehnt dem nämlichen Landort verhaftete, bei allem natürlichen Gegenwartssinn als Geschichtsinteressent aus dem Gesichtskreis eines bereits zu Ende gegangenen Zeitalters denkende, bei der Gründung des »Historischen Vereins« beinahe schon patriarchalische Persönlichkeit. Die Hauptsache also: Braun trotz des zweifellos auch bei ihm zu verzeichnenden literarischen Wildwuchses ein eigentlich zünftiger, Mooren ein fein angelegter Typ des ganz und gar zunftfreien, naturgeborenen Historikers.

---

stand doch bald ein Ende zu machen." „Hierum hätte die ganze Gemeinde ... sich beim Abschied zu erbitten, ihn kniefällig mit lauten Zurufen, ja unter Schluchzen und Wehklagen ihn [!] bitten sollen. Das hätte den Leuten Ehre gemacht, weder die Regierung noch der Bischof hätten es verübelt. Seine Würde wäre dadurch nicht beeinträchtigt worden und die Regierung hätte es als eine große [?], aufrichtige Loyalität betrachtet." Das Petitionsrecht ist so alt, als es Untertanen und Vorgesetzte gibt, die Menschen sind. „Allerdings wird der Bischof die Bitte, die wir im Auge haben, nach der jetzigen Kirchenverfassung nicht ohne weiteres gewähren können. Aber er hat ja auch das Petitionsrecht gegen seine vorgesetzte Behörde, den Apostolischen Stuhl, und es ist nur zu wundern, daß die Regierung nicht schon längst die Bischöfe aufgefordert hat ...."

Digitized by Google

Bezeichnend, daß Geissel die Arbeit an der Geschichte seines Sprengels am liebsten zünftigen Händen anvertraut hätte, indem er eigentlich an Stelle der Vereinsgründung die Schaffung eines Urkundenbuches der Erzdiözese propagierte und für sie an die theologische Fakultät in Bonn, insbesondere ihr Mitglied Floß, dachte[12].

Professor Braun fand trotz der ihm obliegenden Leitung des »Vereins von Altertumsfreunden« bald auch zum »Historischen Verein« Beziehung. Daß er nicht auch bei ihm noch die erste Verantwortung übernahm, findet, denke ich, seine Erklärung in sich selbst. Daß er im Verein erst 1861, zwei Jahre vor seinem Tode, wirklich hervorgetreten ist, dürfte immerhin aus dem Abstand zu begreifen sein, der seit je zwischen ihm und dem Binterimkreis bestand[13].

Die Persönlichkeit, die das früheste Vierteljahrhundert Vereinsgeschichte besonders kennzeichnet, ist keine andere als die uns schon hinreichend bekannte des Gründers und ersten Präsidenten Pfarrer Mooren (1854—81), der sich als ein besonders befähigter Anreger und in den Gegensätzen der Anschauungen und Temperamente als der gegebene Vermittler darstellte[14]. Neben ihm kamen — eine sich unter seinem Nachfolger später wiederholende Erscheinung — die jeweiligen Vizepräsidenten stark zur Geltung: Zunächst der Düsseldorfer Landgerichtsrat und Kölner Appellationsgerichtsrat Franz von Hagens (1854—70), der die Vereinsversammlungen in ihrer Mehrzahl statt Mooren leitete und lange über seine Amtszeit hinaus mit dem Verein in enger Fühlung blieb[15].

[12] Norrenberg a. a. O.

[13] Vgl. die im ersten Punkt anderslautende Auffassung bei H. Schrörs, Ein vergessener Führer aus der rheinischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, Johann Wilhelm Joseph Braun (Bonn und Leipzig 1925) 485 f.

[14] Bezeichnend für die Rolle, die nachmals dem Greis zufiel, daß er in einem Brief an Floß vom 26. Oktober 1879 (Vereinsarchiv) die Frage öffentlich aufgeworfen haben wollte, ob noch ein anderer „namhafter Geschichtsforscher in Deutschland, der schon im Jahre 1822 etwas Historisches zum Druck befördert hat", jetzt noch am Leben sei. „Im Falle dieses, wie ich nicht zweifle, verneint werden muß, würde ich es mir zur höchsten Ehre anrechnen, wenn der Vereinsvorstand mich [bei der bevorstehenden Versammlung zur Fünfundzwanzigjahrfeier des Vereins in Köln] als den Nestor der vaterländischen Geschichtsforscher proklamierte! — Daran könnte sich ein ehrenvoller Rückzug meinerseits anknüpfen ..." Floß hat auf der Kölner Versammlung die Proklamation wirklich vollzogen, freilich ohne ihre Vorgeschichte anzudeuten und Folgerungen aus ihr zu ziehen. AHVN. 38 (1882) 128 f.

[15] Über die Umstände seiner Ersetzung durch Floß siehe Bericht des HVfdN.... für 1870.

Digitized by Google

In noch höherem Grade sein Nachfolger, der uns auch schon begegnete, der von Geschäftseifer und Opferwilligkeit beseelte Bonner Theologieprofessor Heinrich Joseph Floß (1870—81)[16]. Da den trotz seines ausdrücklichen Verzichts 1870 und bei den nächsten Wahlen immer noch wieder mit dem Präsidium neu betrauten Mooren seine Erblindung an der Wahrnehmung der Geschäfte hinderte, lag deren ganze Last auf Floß, obwohl er Inhaber des Lehrstuhls für Moral war und bei der nach dem Vatikanum in seiner Fakultät eingetretenen Spaltung außerdem eine Reihe von anderen, sonst lediglich durch altkatholische Dozenten in ihr vertretenen Fächer vortrug. Wie früher war er auch jetzt noch in verschiedenen Sparten der rheinischen Kirchengeschichte forschend tätig. Den weiteren Vorstand bildeten der 1857 von Königswinter nach Köln als Stadtarchivar übergesiedelte, leicht entzündbare, aber biedere und wissenschaftlich sehr regsame Leonard Ennen (1854—80)[17], der ebenso wie er hauptsächlich die kölnische Geschichte pflegende Oberlehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium dort Gottfried Eckertz (1854—76)[18], der als Redakteur der »Deutschen Volkshalle« in Köln wie lange Jahrzehnte parlamentarisch tätige Anton Joseph Krebs (1854—73), der gerade in den Erstlingsjahren des Vereins den Versuch einer größeren, für Schule und Haus bestimmten »Deutschen Geschichte« gewagt hat, von der drei bis auf Rudolf von Habsburg reichende Teile erschienen sind[19], der ebenfalls vielseitig begabte Bensberger Friedensrichter und spätere Parlamentarier Peter Fischbach (1854—79), in einer Person warmherziger Katholik und politischer Fortschrittsmann[20], weiter der Rheinberger Amtsrichter und demnächstige Direktor des Aachener Stadtarchivs Richard Pick (1870—82), der sogar auf dem Titelblatt der 1875—81 von ihm herausgegebenen inhaltreichen »Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde« bzw. »für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berück-

[16] Hoffentlich kann eine im Nachlaß von H. Schrörs befindliche Monographie über ihn bald veröffentlicht werden.

[17] Vgl. AHVN. 38 (1882) 147 und namentlich H. Schrörs, AHVN. 106 (1922) 77 ff.

[18] Das Protokoll einer Vorstandssitzung vom 6. Februar 1875 ist noch von ihm mitunterzeichnet, im Mitgliederverzeichnis vom August 1876 steht er nur mehr in der Reihe der einfachen Mitglieder.

[19] K. Bachem, Joseph Bachem ... II (Köln 1912) 327; ders., Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei III (Köln 1927) 123.

[20] Nachruf: Bericht des HVfdN. für 1869, 15 ff.

Digitized by Google

sichtigung der Rheinlande und Westfalens« ständig von seiner Eigenschaft als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission bzw. Sekretär des »Historischen Vereins für den Niederrhein« Gebrauch machte. Ein Menschenalter nach dem Ausscheiden aus seinem Vorstandsamt in einer ganz anderen Periode unserer Vereinsgeschichte zum Ehrenmitglied ernannt, ist er bis zu seinem 1923 erfolgten Hinscheiden der unsrige geblieben. Der Kölner Buchhändler und Antiquar Heinrich Lempertz (1873—83) ergänzte den Stab als Schatzmeister und zeigte sich ebenfalls für die Ziele des Vereins sehr aufgeschlossen. Eine Zeit lang beteiligte sich auch der als Richter und Notar seinen Amtssitz mehrfach wechselnde K. F. Strauven (1876—81).

Das zweite Vierteljahrhundert Vereinsgeschichte verbindet sich mit dem vorangegangenen hauptsächlich durch den Bonner Professor der Rechte Hermann Hüffer. Seit 1863 zu unserer wissenschaftlichen Kommission gehörig, wurde er 1881 in Brühl mit 63 von 102 Stimmen zum Nachfolger des seinen Posten nunmehr auch der Form nach verlassenden greisen Mooren gewählt[21]. Es war eine ernste Vereinskrise, die mit dieser Wahl und der gleichzeitigen Neubesetzung der meisten übrigen Ämter ihr Ende fand, war der bisherige Vorstand doch durch aufeinander mehrfach gefolgte Todesfälle und Rücktritte[22] so gut wie ausgestorben, die Kontinuität der Überlieferung gefährdet und schleiften die Zügel der Vereinsleitung arg am Boden. Es galt wirklich alles, daß „der Verein in eine Lage versetzt werde, worin er inmitten ähnlich strebender Vereinigungen seine Existenz behaupten" könne[23]. Mit Hüffer gelangte ein Westfale auf den Präsidentensitz, der seine gesamten Mannesjahre am Rhein verlebte, den außer rechtshistorischen Stoffen solche der politischen, Kultur- und Literaturgeschichte fesselten und dessen reiche literarische Betätigung besonders auch den rheinländischen Verhältnissen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zugute gekommen ist. Eine die verbindlichsten Formen pflegende, von vielseitigen und feinsinnigen Interessen erfüllte, mehr ausgleichende als eigentlich führende, bei allen Reizen

[21] Laut dem im Vereinsarchiv befindlichen Protokollbuch aus dieser Zeit.

[22] Die nach Lage der Dinge ein wenig überraschenden Rücktritte Strauvens und des ehemaligen Bonner Referendars Eberhard de Claer (1880—81) hingen, soweit aus dem obigen Protokollbuch zu schließen ist, mit der Frage der Vorbereitung eines Generalregisters zu den »Annalen« zusammen.

[23] AHVN. 36 (1881) VII.

Digitized by Google

einer ungewöhnlichen Kulturbeflissenheit im Grunde ein wenig verhalten wirkende Gelehrtenerscheinung[24]. Die Vizepräsidenten seiner Amtszeit waren dem Kölner Domkapitel entnommen. Zunächst stand ihm der namentlich als einstmaliger Geheimsekretär Geissels und als Herausgeber einer Serie von Dekanatsgeschichten der Erzdiözese bekannte Karl Theodor Dumont (1881—85)[25] zur Seite, nach dem noch zu erörternden Zwischenfall Johannes Janssen fast zwei Jahrzehnte Alexander Schnütgen (1885—1904, Vorstandsmitglied bis 1913), der Urheber der von ihm später der Stadt Köln geschenkten, seinen Namen tragenden Sammlung christlicher Kunstaltertümer und Herausgeber der »Zeitschrift für christliche Kunst«[26]. Bei der Mehrzahl der Versammlungen seines Zeitabschnitts hat Schnütgen, Hüffers schwankendem Gesundheitszustand und dem bei ihm ähnlich wie vorher bei Mooren sich allmählich verschlimmernden Augenleiden Rechnung tragend, das Zepter an seiner Statt und in der ihm eigenen geistvoll anregenden Art geführt. Auch manche weitere Vereinsstützen der Ära Hüffer verdienen starke Hervorhebung. Der Hauptredakteur der »Kölnischen Volkszeitung« und vormalige Bonner Privatdozent der Geschichte Hermann Cardauns (1881—1910) war ihm bei der Präsidentenwahl, wie ich annehme, hauptsächlich des politischen Charakters seiner Stellung wegen unterlegen[27]; von Cardauns' mannigfachen Talenten hatte sich damals ja gerade das wissenschaftliche längst voll entfaltet und in der die Bemühungen eines Ennen und anderer fortsetzenden, dabei die Schule von Waitz in Göttingen bezeugenden Beschäftigung mit dem mittelalterlichen Köln einen vorzüglich geeigneten Gegenstand gefunden. In den achtziger Jahren traten als Kräfte sonst noch auf längere oder sogar sehr lange Zeit hinzu der aus dem Reichtum einer alten Familienkultur heraus lebende ehemalige Bonner Oberbürgermeister Leopold

[24] Vgl. über sie besonders A. Herrmann in AHVN. 80 (1906) 1 ff. Vgl. weiter H. Hüffer, Lebenserinnerungen, herausgegeben von E. Sieper[2] (Berlin 1914).

[25] Vgl. F. Gescher in Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte 48, Kanonist. Abt. 17 (1928), 584 f.

[26] Vgl. [Domkapitular] A. Schnütgen, Zur Vereinsgeschichte. Persönliche Erinnerungen. AHVN. 102 (1918) 146 ff. Es sei mir hier auch erlaubt, auf meinen eigenen, kurz nach dem Heimgang meines Oheims unternommenen Versuch einer zusammenfassenden Würdigung seiner Persönlichkeit hinzuweisen: A. Sch. †. Ein Gedenkblatt (Allgemeine Rundschau [München] 1919, 65 f.).

[27] Laut Protokollbuch. Über C. seine Erinnerungen: Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs (Köln 1912).

Digitized by Google

Kaufmann (1881—88)[28], der ebenfalls einer alten Bonner Familie entstammende, journalistischer und noch intensiver als Kaufmann parlamentarischer Tätigkeit hingegebene Winand Virnich (1881 bis 90)[29], der sehr angesehene, eine ständige Fühlung mit verwandten Organisationen, namentlich mit dem »Aachener Geschichtsverein«, sichernde Bonner Fakultätskollege Hüffers Hugo Loersch (1881 bis 1907)[30], weiter der später durch den großen Wurf der ganz den Stempel seines persönlichen Geistes tragenden »Deutschen Geschichte« und als Begründer und Leiter des Leipziger »Instituts für Kultur- und Universalgeschichte« besonders berühmt gewordene, anderseits in seiner Geschichtsauffassung und Arbeitsweise umkämpfte Karl Lamprecht (1882—97), zunächst Privatdozent und Professor in Bonn, seit 1890 in Marburg und 1891 in Leipzig, der Kölner Buchhändler Franz Theodor Helmken als Schatzmeister (1883—1903), schließlich der begabte und eigenartige, um den Kölner Sprengel als Patrozinienforscher verdiente Leonard Korth (1888—94). Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts gewann der Vereinsvorstand den Leiter des Kölner Stadtarchivs Joseph Hansen (1894—1907) sowie den Privatdozenten in Bonn und späteren rührigen Professor der Geschichte in Münster Aloys Meister (1897—1904) für sich. Besonders Hansen hat sich um die Erforschung der heimischen Vergangenheit sowohl durch vielseitige eigene Arbeit als auch durch das lange Jahrzehnte von ihm ausgeübte Führeramt in der »Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde« überaus verdient gemacht.

Der Rücktritt Hüffers vom Vorsitz fiel genau mit dem Abschluß des zweiten Vierteljahrhunderts der Geschichte unseres Vereins zusammen[31]. Obwohl Hüffer, dem kirchlichen Dogma stark subjektivistisch gegenüberstehend, sich einen Geistlichen nicht zum Nachfolger gewünscht hatte[32], war der bei einer Tagung in M.Gladbach auf Vorschlag des aktiven Vorstandes ohne Gegenkandidat

[28] Vgl. F. Kaufmann, Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn (Köln 1903) 236.

[29] W. Kisky, Der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse von 1878 bis 1928 (Düsseldorf 1928) 24.

[30] Zusammenfassend über ihn A. Teichmann im Biographischen Jahrbuch 12 (1907) 226 ff.

[31] An der Festtagung zur Fünfzigjahrfeier konnte er seines Befindens halber nicht mehr teilnehmen. Vgl. Hüffer, Lebenserinnerungen[3] 406.

[32] So meine bestimmte Erinnerung an seine Haltung im Sommer 1903, wo ich als Student Zeuge einer Unterredung zwischen ihm und dem damaligen Vizevorsitzenden des Vereins sein durfte.

Digitized by Google

für ihn Erkorene der schon seit 1890 der weiteren Vereinsleitung angehörende Bonner Professor der Kirchengeschichte Heinrich Schrörs (1904—26)[33]. Schrörs war eine sich auch ihrem Wesen nach in mancher Hinsicht von Hüffer abhebende Persönlichkeit von eigenem Schnitt: Der Mann der großen Geste und zwingenden Folgerung, der auf hohem Kothurn dahinschreitende Redner und Darsteller, dem eine glänzende Bildersprache zur Verfügung stand, der fast uneingeschränkt gebietende Organisator, aber auch der Kämpfer, der Krieg und Frieden in seiner Toga trug und dessen feingeschliffener Geist sich doch vielleicht am nachhaltigsten an solchen wissenschaftlichen und praktischen Fragen entzündete, in denen zugleich der Antrieb irgendeines persönlichen Gegensatzes steckte. Von ganz neu eingetretenen Kräften gaben der Frühzeit Schrörs das Gepräge der schon damals zur vordersten Phalanx deutscher Historiker zählende Bonner Professor der Geschichte Aloys Schulte als stellvertretender Vorsitzender (1904—10), der bereits kurz vor dem Wechsel der beiden Vorsitzenden zum Schatzmeister berufene Kölner Buchhändler Hermann Schilling (1903—19), Teilnehmer der nämlichen alten Firma wie sein Vorgänger Helmken, ferner der der Person Hüffers eng verbunden gewesene Bonner Privatdozent der Geschichte Alfred Herrmann (1905—10), heute Hauptschriftleiter des »Hamburger Fremdenblattes« und Professor für Zeitungswissenschaft an der Hamburger Universität, sowie der Bonner, jetzige Berliner Rechtshistoriker und Kirchenrechtslehrer Ulrich Stutz (1907—10). Schon damals trat auch der Pfarrer und demnächstige Aachener Stiftspropst Franz Kaufmann (1907—21)[34], einer der Söhne des Vorstandsmitglieds der achtziger Jahre, in unser Gremium ein. Nach dem durch Meinungsverschiedenheiten mit dem Vorsitzenden veranlaßten gemeinsamen Rücktritt des halben Vorstands im Jahre 1910 ging der Posten des stellvertretenden Vorsitzenden an den zugleich ein Mandat zum Reichstag und Landtag innehabenden Düsseldorfer Rechtsanwalt Hugo am Zehnhoff über, der sich ihm in der Nachkriegsperiode auch während des ausgedehnten und ereignisreichen Zeitabschnitts nicht versagte, der ihn in Berlin als Preußischen Justizminister sah. Die durch das

[33] Vgl. meinen Nachruf auf ihn AHVN. 114 (1929) I ff.

[34] Gedenkschriften auf ihn von seinem Schwager, dem Geschichtsschreiber der Päpste L. v. Pastor, Freiburg i. Br. 1921, und seinem Bruder, dem früheren Präsidenten des Reichsversicherungsamts Paul Kaufmann, Köln 1929.

Digitized by Google

Ausscheiden von Cardauns, Herrmann und Stutz freigewordenen Sitze kamen zunächst an den Kölner und nachmaligen Krefelder Museumsdirektor Max Creutz (1910—16), den Professor des Kirchenrechts in der katholisch-theologischen Fakultät in Bonn, heute in Freiburg i. Br., Nikolaus Hilling (1910—17) und den Gymnasialdirektor in Mülheim am Rhein Felix Brüll (1910—27). Als letzter vor dem Kriege wurde 1913 der Kölner Religionslehrer, heutige Professor der Kirchen- und christlichen Kunstgeschichte in Bonn Wilhelm Neuß gewonnen. Nach der Kriegspause ergänzte der Vorstand sich 1920 durch den Kölner Gerichtsassessor bezw. Notar Johannes Schüller als Schatzmeister (1920—29), den Religionslehrer in Brühl Joseph Greven, heute ebenfalls Professor der Kirchengeschichte in Bonn, und den Privatdozenten der Wirtschaftsgeographie in Köln, heutigen Professor an der Handelshochschule in Mannheim Walter Tuckermann (1920—23), im Jahr darauf noch durch den Kölner Domkapitular Adolf Ott (1921—26).

Als Schrörs auf der Jülicher Tagung von 1926 seinen Jahren gehorchend den Vorsitz niederlegte, wurde der 1924 in den Vorstand gewählte Bibliotheksrat an der Universitätsbibliothek in Bonn Alexander Schnütgen, der gleichnamige Neffe des Kölner Domkapitulars und Kunstsammlers, mit der Nachfolge betraut. Er behielt die Geschäfte auch nach seiner schon ein Jahr später erfolgenden Ernennung zum Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin zunächst bei. Mit Beginn der Amtszeit des neuen Vorsitzenden ergänzte sich der Vorstand zugleich durch den Bonner Privatdozenten und heutigen Professor der Geschichte Max Braubach sowie den Direktor des Erzdiözesanarchivs in Köln Friedrich Lohmann. 1927 wurden ihm der in Köln wohnende Reichsoberarchivrat Wilhelm Kisky und 1929 der Inhaber des Düsseldorfer Verlagshauses L. Schwann Hanns Georg Francken-Schwann, dieser für den Posten des Schatzmeisters, zugewählt.

Diese in der Hauptsache vollständige Übersicht dürfte von Schlüssen, die aus der in der Regel nur langsam fortgeschrittenen Erneuerung und aus der Zusammensetzung des Vorstandes auf das innere Gefüge und auf die Eigenart des Vereins zu ziehen sind, zunächst den einen nahelegen, daß die Bildung einer festen Vereinstradition durchaus möglich war. Zweitens springt das Nebeneinander von hauptamtlich die Wissenschaft pflegenden und von in mehr praktischen Berufen stehenden Vorstandsmitgliedern in

Digitized by Google

die Augen. Nachdem ursprünglich die Gruppe der Praktiker und Liebhaber die Vorhand hatte, entschied sich das Kräftespiel allmählich mehr zugunsten der reinen Wissenschaftler. Doch ist der Sinn dafür nie verloren gegangen, daß in der Leitung eines Vereins, der sich bei durchaus wissenschaftlicher Grundhaltung an Geschichtsfreunde in allen möglichen Lebensstellungen wendet, der eine oder andere Platz wohl immer einem kulturell aufgeschlossenen und ernsthaft interessierten Liebhabertum gebührt. Drittens sei noch festgestellt, daß der Vereinsvorsitz bisher zwischen Geistlichen und Laien ganz regelmäßig gewechselt hat und daß das geistliche Kleid innerhalb des Vorstandes fast immer mehrmals vertreten war.

Viele Männer spielten im Vereinsleben eine erhebliche Rolle, ohne daß sie jemals ihre Aufnahme in den Vorstand gewünscht oder die Verhältnisse diese nahegelegt hätten. Ich hebe von ihnen hier wenigstens den in Frankfurt wirkenden, oben schon genannten großdeutschen Historiker Johann Friedrich Böhmer († 1863)[35], den vornehmlich um die Geschichte Siegburgs bemüht gewesenen früh verstorbenen Kaplan Johann Baptist Dornbusch († 1876), den „durch seine hingebende Teilnahme ... hochverdienten" Kriegshistoriker Oberst v. Schaumburg († 1883)[36], den Aachener Geheimen Sanitätsrat Alexander Reumont († 1887), den Bruder des Kulturhistorikers und Diplomaten, den Kölner Kunsthistoriker Johann Jakob Merlo († 1890), den später in Wertheim lebenden Archivrat Alexander Kaufmann († 1893), wieder zu der bekannten Bonner Familie gehörig, den Professor der Anthropologie in Bonn und Vorsitzenden des »Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande« Hermann Schaaffhausen († 1893)[37], den Krefelder Stadtschulrat Hermann Keussen senior († 1894), den Leiter des Düsseldorfer Staatsarchivs Woldemar Harleß († 1902) hervor. Muß ich in dieser Reihe, die subjektiver Schätzung soviel Raum gibt, von der heute noch lebenden und wirkenden Generation mehr oder weniger absehen, so mag für viele immerhin ein Name aus ihr hier seinen Platz finden: derjenige des Bonner Professors der Kunstgeschichte Paul Clemen, der vor und um die Jahrhundertwende, damals zu-

[35] Böhmer III 208 f.
[36] AHVN. 41 (1884) 151.
[37] Ausführlichere Erinnerungsblätter an die beiden letzteren von H. Hüffer, wiedergegeben in AHVN. 56 (1893), und zwar 189 ff. an Schaaffhausen, 195 ff. an Kaufmann.



Digitized by Google

gleich Provinzialkonservator der Rheinprovinz, zu den regsamsten Kräften bei uns gehört hat.

Ein gern angewandtes Mittel, die enge Verbundenheit des Vereins mit bestimmten Persönlichkeiten, ihrem Amt und ihren Aufgaben zu betonen, Männern innerhalb und außerhalb der Rheinprovinz ihre besonderen Verdienste um den Verein oder eine der seinen entsprechende wissenschaftliche und kulturelle Arbeit zu danken, ist von jeher die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft gewesen. Das früheste Ehrenmitglied des Vereins war der Xantener Notar Philipp Houben, namentlich als „Antiquitätensammler" auf dem Felde von Castra vetera und Colonia Trajana weithin angesehen, für den sein Ernennungsjahr 1855 bei uns zugleich auch schon sein Sterbejahr geworden ist[38]. Ganz regelmäßig ist die Ehrenmitgliedschaft den Oberhirten der Kölner Kirche, einmal auch einem Bischof von Münster, angetragen und von ihnen übernommen worden — im Fall des Kardinals Geissel wie dem des aus Koblenz gebürtigen kunstliebenden Münsterschen Bischofs Johann Georg Müller († 1870) eigens Ehrenprotektorat genannt. Die im ganzen etwa vierzig, und zwar überwiegend allgemein und mit Ehren bekannte Namen umfassende Reihe hier in allem einzelnen nicht verfolgend, möchte ich doch immerhin festlegen, daß sie von an anderen Stellen dieses Aufsatzes nicht namhaft gemachten Persönlichkeiten etwa den durch sein Buch »Das alte Erzstift und die Reichsstadt Köln« (1866) auch unter die Historiker gegangenen Bonner Kirchenrechtslehrer Ferdinand Walter († 1879), daß sie den Arnsberger Kreisgerichtsrat Johann Suitbert Seibertz († 1871), den Verfasser der »Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen« (1839/64) und Mitbegründer des »Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens«, umschließt, daß führende Männer der Staatsverwaltung und Kulturpflege wie der Unterstaatssekretär im Preußischen Kultusministerium und Handelsminister Heinrich v. Achenbach († 1839), der aus Saarbrücken stammte und in jüngeren Jahren Bonner Professor war, ferner der Direktor der Preußischen Staatsarchive Karl Wilhelm v. Lancizolle († 1871), daß der aus Münster gebürtige Generaldirektor der Königlichen Museen Ignaz v. Olfers († 1871) sowie der Leiter der Berliner Königlichen Bibliothek und zugleich der Monumenta Ger-

[38] Interessanter Nachruf von J[os.] M[ooren] auf ihn: AHVN., Berichterstattung für 1857 [muß heißen 1856] VI ff.

Digitized by Google

maniae Historica Georg Heinrich Pertz († 1876) sie zierten. Bis nach Nürnberg, Innsbruck und Luzern hin hat der Verein Ehrenmitglieder von Namen und in angesehenen wissenschaftlichen Stellungen besessen. Dem Dreigestirn der dem Verein durch jahrzehntelange Leitung seiner Geschäfte in einzigartiger Weise verbundenen Männer ist die Ehrenmitgliedschaft an der Neige ihrer Tage in der noch wieder eigens hervorgehobenen, wenngleich an sich ebenfalls praktische Rechte nicht verleihenden Form der Ehrenpräsidentschaft zuteil geworden.

In dreifacher Weise wollte der nach seinem endgültigen Programm „einer allseitigen Erforschung der niederrheinischen Geschichte" dienende, Staatsleben und Kirchentum, Baukunst und Malerei, Wissenschaft, Handel und Kultur einbeziehende Verein sich seiner Aufgabe widmen: „Durch seine Versammlungen ... anregen und begeistern, durch sein Archiv historische Forschungen unterstützen und erleichtern, durch seine »Annalen« interessante Urkunden und Bearbeitungen veröffentlichen und allgemein zugänglich machen"[39]. Mit dem Archiv sollte ein historischer Apparat verbunden sein, beide zusammen „Urkunden, Landkarten und historische Werke enthalten"[40].

Während es zu einem Archiv in dem hier umschriebenen Sinne in auch nur irgendwie nennenswertem Umfang nicht gekommen ist, hat sich die Vereinsarbeit nach den beiden anderen angegebenen Richtungen rasch entfaltet und dem Leben im Verein bis zur Gegenwart seinen wesentlichen Inhalt gegeben. Zwei jährliche Hauptversammlungen sind alsbald, zwei jährliche »Annalen«-Hefte allmählich die Regel geworden.

Die geographische „Grenzbestimmung" des Vereins sollte von vorneherein „keinen so exklusiven Charakter" haben, „daß alles, was über die Demarkationslinie hinausliegt, unbedingt aus dem Bereich seiner Wirksamkeit ausgeschlossen sein sollte." „Es werden sich der Fälle noch manche ergeben, wo wir zur Aufklärung unserer Vergangenheit in die Geschichte der Niederlande, des Bistums Lüttich wie des Kurfürstentums Trier werden hinübergreifen müssen"[41].

Zeitliches Interessengebiet des Vereins ist ursprünglich das Mittelalter gewesen. Noch vor reichlich zwei Jahrzehnten konnte unsere

[39] AHVN. I 1, 6. [40] Ebda. 7. [41] Ebda. 6.

Digitized by Google

Organisation von einer mit ihrer Eigenart durchaus vertrauten Seite als eine der Erforschung der mittelalterlichen Vergangenheit der Rheinlande dienende bezeichnet werden[42]. Was aber schon damals gewiß nur cum grano salis gemeint und nur im großen gesehen richtig war, wird heute von niemand mehr behauptet werden; die Berücksichtigung der Neuzeit und nicht zuletzt auch der jüngeren Vergangenheit war ganz besonders im letzten Jahrzehnt in unserem Schrifttum und bei unseren Versammlungen zu augenfällig. Natürlich ist diese neuerliche Ausdehnung und Verschiebung des geschichtlichen Interessenkreises kein bloßer Zufall, hängt vielmehr eng mit der Neigung und dem Bedürfnis unserer Tage zusammen, die Entwicklung und die Zustände der Gegenwart besonders aus ihren näheren Voraussetzungen zu erklären und an ihnen zu erläutern. Dagegen ist ein in der Frühzeit des Vereins, 1861 in Düren, gefaßter Beschluß, „außer dem Mittelalter auch die römische Periode unserer Landesgeschichte in den Bereich der Vereinstätigkeit zu ziehen und darauf bezüglichen archäologischen Abhandlungen die Aufnahme in die »Annalen« zu gewähren"[43], nicht in erheblichem Ausmaß praktisch geworden. Die vom Ende der siebziger bis zu Beginn der neunziger Jahre bei unseren Tagungen erfolgte Berücksichtigung der rheinischen Prähistorie war lediglich der anregenden Persönlichkeit des schon genannten Professors Schaaffhausen zu danken[44].

Der Umfang der Vereinsinteressen ist außer der zeitlichen auch der rein gegenständlichen Ausdehnung nach in einem gewissen Fluß geblieben. In Übereinstimmung mit dem Programm Moorens bei der endgültigen Gründung regte das Vorstandsmitglied Krebs 1857 an, „die im Volke lebenden Gebräuche, Sitten, Sagen und Lieder, in denen oft die älteste Geschichte gleichsam traumhaft nachklinge", „zu sammeln, da die Flut des neuen nivellierenden Zeitgeistes alles wegzuschwemmen drohe"[45]. Ähnlich suchte Fischbach bei den Teilnehmern der Versammlungen „die Liebe zu den heimischen Sagen, Volksliedern und Rechtsaltertümern anzuregen"[46]. 1895 forderte Korth noch einmal zur Sammlung aller

[42] J. Hansen, Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in den Jahren 1881—1906 (Bonn 1907) 4.

[43] Siebenter Bericht des HVfdN. 7.

[44] Vgl. insbesondere seine Ausführungen AHVN. 31 (1877) 190.

[45] Bericht des HVfdN. über das Jahr 1857, IV.

[46] Bericht des HVfdN. für 1869, 17.

Digitized by Google

volksmäßigen Überlieferungen auf[47]. Auf einer Kölner Tagung von 1867 war es kein anderer als August Reichensperger, der dem Verein empfahl, „den geschriebenen nicht weniger als den gemeißelten und gemauerten Dokumenten des Mittelalters seine Aufmerksamkeit zuwenden" zu wollen. Insbesondere zielte er dahin, die Werke der Architektur und Skulptur durch Restaurierung im Sinne der ersten Baumeister vor dem Untergang zu bewahren. Der Antrag eines anderen, den seine Darlegungen auslösten, „daß der Verein erklären möge, die Sorge für mittelalterliche Kunstangelegenheiten solle zu einem besonderen Zweige seiner Tätigkeit gemacht werden", wurde dann freilich durch Überweisung zu weiterer Beratung an den Vorstand, soweit zu sehen ist, lediglich ehrenvoll begraben[48]. Namentlich in den zwei Jahrzehnten des Vizepräsidiums des Domkapitulars Schnütgen spielten aber bei den Tagungen kunstarchäologische Erörterungen eine erhebliche Rolle; die Wahl des Kölner Domgeistlichen war gerade unter dem Gesichtspunkt einer stärkeren Berücksichtigung der Kunstgeschichte erfolgt[49]. Der im Jahre vor uns begründete »Verein für christliche Kunst im Erzbistum Köln«, den Schnütgen auf erzbischöfliche Ernennung hin zweimal eine Anzahl von Jahren leitete, hielt damals ja den unseren entsprechende Tagungen nicht ab[50]. Soweit die kunstgeschichtliche Diskussion bei uns an von Schnütgen oder vorher gelegentlich schon von Lempertz[51] vorgewiesene Einzelobjekte anknüpfte, stand und fiel sie mit diesen beiden Persönlichkeiten; soweit sie, was wichtiger war und auch von Schnütgen in Weiterbildung einer schon längst entwickelten Übung mit Bewußtsein gepflegt wurde, die örtlichen Denkmäler oder einen Teil von ihnen zur Grundlage nahm, hat sie sich auch in der Folge in intensiv gepflegten Besichtigungen erhalten. Während diese letzteren aber in früheren Jahrzehnten manchmal nur von Erläuterungen begleitet wurden, zu denen sich etwa ein einzelner Teilnehmer aus der Inspiration des Augenblicks heraus bereitfand, ist neuerdings auch eine intensive Vorbereitung dieses Teils der Versammlungen durch Verteilung der Führungen unter bestimmte ortskundige und gelegentlich sogar namhafte auswärtige Sachkenner Brauch geworden.

[47] AHVN. 61 (1895) 263. [48] Eilfter Bericht des HVfdN. für 1867, 11 f.
[49] Schnütgen, Zur Vereinsgeschichte 149.
[50] Vgl. W. Neuß in Kunstgabe des Vereins für christliche Kunst im Erzbistum Köln 1928 (Augsburg-Köln) 23 ff. [51] Schnütgen 155.

Digitized by Google

Bis zum Krieg wurden von am Orte wohnenden Persönlichkeiten gelegentlich unserer Tagungen öfters kleine Ausstellungen veranstaltet. In dieser nur auf die besondere Gelegenheit und ihre Hervorhebung gerichteten mehr primitiven Weise gab sich die Neigung und das Bedürfnis nach Zusammentragen und Zurschaustellen der verschiedenartigsten alten Stücke — von Funden keltischen bis fränkischen Ursprungs, die die Erde zurückgegeben hatte, seltenen Münzen und mittelalterlichen Gerätschaften bis auf allerhand Hausrat aus Großvaters Zeit — kund, die heute in der Begründung und Pflege von eigenen Heimatmuseen ihren Ausdruck suchen.

Besondere Glücksfälle waren es, wenn, wie in Bonn 1886, mit der Tagung die Eröffnung einer langfristigen Ausstellung zur örtlichen Geschichte verbunden werden konnte[52] oder, wie etwa in Düsseldorf 1902, sogar eine für alle Welt gedachte, gesamtrheinische retrospektive Ausstellung zu besichtigen war[53].

Im übrigen war der Typ einer Vereinsversammlung bald fest herausgebildet. Die Begrüßungsworte, die die eigentliche Sitzung zu eröffnen pflegten, konnten sich in der Regel an die Spitzen der örtlichen und Kreisverwaltung sowie den ersten ortsansässigen Geistlichen persönlich richten, da das Erscheinen dieser Herren eine nur selten unterbrochene Übung blieb. In größeren Städten oder deren Nähe kam manchmal noch das Erscheinen eines Vertreters dieser oder jener Zentralinstanz hinzu. Den Hauptinhalt der Sitzung machte natürlich die geschäftliche und wissenschaftliche Verhandlung aus. Zum Beispiel bei der Brühler Versammlung von 1881, wo es um die Erneuerung beinahe des ganzen Vorstandes ging, blieb „infolge der verschiedenen Wahlakte ... nur eine verhältnismäßig beschränkte Zeit für die Vorträge übrig"[54]. Im allgemeinen mußten diese aber der Kern des Ganzen sein. Nur in der Ausstattung des Vortragsprogramms ist deutlich eine Entwicklung wahrnehmbar. In der Ära Mooren-Floß wie noch in derjenigen Hüffers fällt eine ziemliche Mannigfaltigkeit des Gebotenen auf. Sie wich erst unter dem Zepter von Schrörs langsam der Regel, es womöglich mit zwei Vorträgen gut sein zu lassen. Das machte Unzuträglichkeiten wie die bei der sonst besonders schön verlaufenen Klever Tagung von 1906 unmöglich, daß von vier Rednern einer vorzeitig und ein weiterer sogar abbrechen mußte, bevor er „zu den ihm be-

[52] AHVN. 46 (1887) 186 f.
[53] AHVN. 74 (1902) 197.
[54] AHVN. 38 (1882) 162.

Digitized by Google

sonders wertvollen Ausführungen gekommen war"[55]; es wirkte auch auf die Wissenschaftlichkeit und sonstige Höhenlage der Darbietungen nur günstig ein. Freilich hatte diese allmähliche Niveauerhöhung auch im Gefolge, daß eine Diskussion der Vorträge schwieriger und daher seltener wurde; es begann sich ein Abstand zwischen dem Vortragenden und den Hörern herauszubilden, wie es bei dem unbefangenen Enthusiasmus der ersten Jahre ganz unmöglich gewesen wäre. Schon früher war die Übung der Anfangszeit, die Sitzung durch allerhand Anfragen und Mitteilungen außerhalb der Hauptvorträge zu beleben, mehr oder weniger außer Brauch gekommen. Bei den Vorträgen wechselten Themata allgemeiner und solche spezieller Art in bunter Reihe; die Bezugnahme des einen oder anderen von ihnen auf den Ort der Versammlung und seine Vergangenheit war die Regel. Natürlich waren Überraschungen wie diejenige, die Hüffer 1883 bei einer Tagung in Godesberg bot, wo er eine in der Literatur öfters erwähnte Gedenktafel aus schwarzem Marmor über die Gründung der Burg 1210, die nach dem Sturm auf sie 1583 auf den Trümmern gefunden und mit nach München genommen worden war, unerwartet als von ihm auf der Meersburg am Bodensee entdeckt vorweisen konnte[56], nichts eben Alltägliches.

Schon in der Frühzeit des Vereins[57] wurde einmal ausgesprochen, „bei allen Versammlungen gelehrter Wandervereine" sei „die momentane Belehrung von untergeordneter Bedeutung und weniger Zweck der Zusammenkunft, als die Hebung des Bewußtseins geistiger Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Aufmunterung zur Verwirklichung der Vereinsidee und der Gedankenaustausch bezüglich einzelner, die wissenschaftlichen Vereinsbestrebungen fördernder Unternehmen". Mag man dieser Ansicht ganz beipflichten oder ihr nur teilweise zustimmen, jedenfalls ist der gesellige Teil von jeher ein nicht unerheblicher Faktor bei unseren Tagungen gewesen. Die Besucher unserer Versammlungen würden etwas Wesentliches vermißt haben, wären sie nicht eingeladen worden, sich im Laufe der Tagung zu einer nach Möglichkeit festlichen Tafelrunde zu vereinigen und sich an ihr auf dem Wege ungezwungenen Gedankenaustausches und bei den genius loci, die

[55] AHVN. 81 (1906) 167 ff. [56] Vgl. Hüffer 324 f. und seinen einschlägigen Aufsatz mit photographischer Wiedergabe des Steines: AHVN. 46 (1887) 123 ff.
[57] Elfter Bericht des HVfdN für 1867, 6.

Digitized by Google

Vereinsziele und Vereinsgrößen feiernden, sei es ernst, sei es scherzhaft gefärbten Trinksprüchen menschlich noch näher zu kommen. Hie und da haben Meister in Tischreden ein Ansehen im Verein errungen, das dem erfolgreicher Redner im wissenschaftlichen Teil der Tagungen nur wenig nachstand. Gerade die Stunden geselligen Zusammenseins trugen überhaupt das Ihrige dazu bei, ein Bewußtsein enger, ja, fast familienhafter Zusammengehörigkeit bei den Teilnehmern zu wecken, und dieses wieder gab für ein einigendes Stammes- und Heimatbewußtsein den besten Boden ab. Begreiflicherweise zwangen in der Zeit kurz nach dem Kriege die äußeren Umstände öfters, von einer Ausgestaltung des geselligen Teiles abzusehen.

Zu Anfang war die Hälfte der Tagungen an die beiden Zentralstädte des Vereinsbezirks Köln und Düsseldorf gebunden. Von dort drang man allmählich in die leicht erreichbaren größeren Städte und kleineren Orte, die eine gewisse, und auch in die schwerer erreichbaren, die eine wirklich erhebliche historische Bedeutung haben, vor. Im Norden wurden Kleve und Xanten, Wesel und Emmerich, im Osten Essen und Werden, im Süden Linz und Andernach, im Westen Aachen und Heinsberg zu einer Art Grenzfesten. An manchen Orten blieb es bisher bei einem einzigen Besuch; für die meisten, die man einmal berücksichtigt hatte, wurde dagegen ein etwa zwanzigjähriger, natürlich sehr frei gehandhabter Turnus Regel; noch unlängst konnten infolge der fortschreitenden Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und Unterbringungsmöglichkeiten in ihn Orte wie Kaiserswerth und Monschau neu aufgenommen werden. Das linke Rheinufer mit seinen vielen römischen Gründungen bot immer eine größere Auswahl von geeigneten Tagungsgelegenheiten als das rechtsrheinische Land.

Mit anderen Organisationen gemeinsame Tagungen fanden nur gelegentlich statt, zum Beispiel im Herbst 1888 eine solche in Düsseldorf zur Sechshundertjahrfeier der Stadt mit dem dortigen Geschichtsverein[58]. Gelegentlich traten den Generalversammlungen auch Sonderveranstaltungen an die Seite wie 1913 in der Hauptstadt der Provinz eine eigene Besichtigung der Ausstellung »Alt- und Neuköln« oder im Frühjahr 1929 in Gemeinschaft mit anderen eine Gedächtnisfeier für Floß an dessen Geburtsort Wormersdorf bei Rheinbach.

[58] AHVN. 48 (1889) 215.

Digitized by Google

Machten die Versammlungen von jeher die eine Hälfte des Vereinslebens aus, so die literarischen Veröffentlichungen, wie für eine Geschichtsorganisation geziemlich, die andere.

Diese literarische Arbeit ist bis heute zum größten Teil in den »Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein« gesammelt worden. Die Zeitschrift setzte unmittelbar nach der Vereinsgründung, 1855, ein und liegt nunmehr in 115 glatt durchgezählten Heften vor, nur daß im Anfang eine überordnende Zählung nach Jahrgängen nebenher lief und daß etliche Male Doppelhefte ausgegeben worden sind. Ein Umfang von zehn Bogen galt von jeher als Mindestgrenze; einzelne der Hefte und Doppelhefte haben aber einen solchen von 300, ja 450 Seiten erreicht. Als Herausgeber der »Annalen« betätigte sich zuerst ein wissenschaftlicher Ausschuß, seit 1868 Vorstand und wissenschaftliche Kommission vereint; durchweg lagen die engeren Redaktionsgeschäfte aber dem Schriftführer und vielfach teilweise auch dem Vorsitzenden ob. Von 1896 bis 1904 wurde die Zeitschrift „im Auftrage" bzw. „namens des Vorstandes herausgegeben von Dr. Aloys Meister", während Meisters Ausscheiden die Rückkehr zu der früheren Übung mit sich brachte. Sie gewährleistet am besten „Einheitlichkeit und festes Beharren auf dem gesunden Boden des Vereins"[59], mag sich bei ihr auch die kraftvolle Einzelpersönlichkeit nicht immer völlig durchsetzen.

Ursprünglich schlossen die »Annalen« „sich enge an das »Archiv für die Geschichte des Niederrheins« in Zweck und Absicht" an[60], von dem freilich im Augenblick der Gründung unseres Vereins erst ein einziges Bändchen erschienen war. Sie brachten darstellende Beiträge wie Quellenpublikationen. Anregungen[61], zwei entsprechende selbständige Abteilungen zu schaffen, von denen die zweite, mit fortlaufender Paginierung versehen, allmählich zu einem Niederrheinischen Urkundenbuch erwachse, wurden nicht durchgeführt, nur daß 1855 und 56 »Abhandlungen« und »Urkunden« getrennt blieben und 1856—71 laufend ein »Jahresbericht« oder »Bericht des Historischen Vereins für den Niederrhein«

[59] So in einem im Vereinsarchiv befindlichen handschriftlichen Vorstandsumlauf von H. Schrörs vom 16. Juli 1909.

[60] Braun in AHVN. 6 (1859) 1.

[61] Z. B. Antrag H. Keussen, Düsseldorf, 1. Okt. 1862. Achter Bericht des HVfdN. 4.

Digitized by Google

bibliographisch selbständig oder als eigene Abteilung oder wenigstens mit eigenem Zwischentitel beigegeben wurde, der nicht zuletzt durch seine biographischen Notizen Wert hatte. 1871 wurde einmal ausdrücklich gewünscht, „es möge mehr auf geschichtliche Ausarbeitungen als auf magazinartige Mitteilung von Materialien ... Bedacht genommen werden“[62]. Aber gerade ein Teil des urkundlichen und sonstigen Materials, das die früheren Jahrgänge brachten, hat sich als so beachtlich erwiesen, daß einzelne unter den Heften von damals seit langem auf dem antiquarischen Büchermarkt sehr begehrt sind.

In den »Annalen« ist neben unendlich vielen kleinen Mitteilungen sowie längeren und kürzeren Buchanzeigen für die Jahre 1891 bis 1912 auch — freilich wieder mit Unterbrechungen zwischendurch — ein kritischer Bericht über die neue niederrheinische Geschichtsliteratur erschienen, dessen Bearbeitung in wechselnden Händen lag.

Ist das Regelmäßige für jedes Heft eine gewisse Mannigfaltigkeit von größeren und kleineren Beiträgen geblieben, so sind doch auch öfters Hefte ausgegeben worden, die nur oder fast nur eine einzige Arbeit brachten. Als solche in den »Annalen« erschienene Werke nenne ich die von Alexander Kaufmann besorgte Auswahl von »Wunderbaren und denkwürdigen Geschichten aus den Werken des Caesarius von Heisterbach« (Heft 47, 1888; 53, 1891), die »Akten zum Neußer Kriege 1472—1475«, mitgeteilt von Adolf Ulrich (Heft 49, 1889), die von Ferdinand Schröder besorgte Ausgabe der »Chronik des Johannes Turck« (Heft 58, 1894), eines klevischen Registrators um 1600, endlich die zum fünfzigjährigen Vereinsjubiläum veröffentlichten Jugenderinnerungen Alfred von Reumonts, die Hüffer zugleich durch erhebliche eigene Bausteine zu seiner Biographie ergänzt hat (Heft 77, 1904).

Die Reihe der selbständigen Arbeiten in Form von »Annalen«-Heften ist aber mit den bisher genannten noch nicht erschöpft.

Digitized by Google

Gießen, war es, der in Briefen an unsere Vereinsleitung[63] den eigentlichen Zweck eines provinziellen Geschichtsvereins dahin umschrieb, „der allgemeinen Geschichtsforschung die Kenntnis des Provinziellen und Lokalen, der kleineren Beziehungen und Bildungen zu übermitteln". „Das geschieht", stellte er fortfahrend fest, „nach der Lage des geschichtlichen Niederschlags in unserer Provinz, wo die Chroniken und Annalen eine sehr untergeordnete Rolle spielen, am besten durch Verzeichnung der Archivalien. Die Kirchen-, kleineren Gemeinde- und Privatarchive müssen nach einheitlichem Plane aufgenommen, ihre Inventare müssen gesondert oder noch besser durch die »Annalen« allgemein zugänglich gemacht werden." Erst längere Jahre nach dieser ersten Anregung kam die Angelegenheit aber bei uns recht in Fluß. Im Jahre 1890 hielt Korth einen Vortrag über Veröffentlichung des Inhalts der kleineren Stadtarchive und insbesondere auch der vielen Privatarchive am Rhein[64]. Höhlbaums Nachfolger Hansen empfahl im nächsten Jahr erneut die Inventarisierung sämtlicher rheinischen Archive, die eine für den Verein besonders geeignete Aufgabe sei[65], und entwickelte 1892 einen Plan für die Inventarisierung der kleineren Archive nach dem Beispiel von Baden und Hessen und mit dem Ziel der Herstellung genauer Regesten und Inhaltsangaben aller Urkunden und Akten bis 1500 sowie einer summarischen Übersicht über die späteren Bestände[66]. 1893 und 94 hat er abermals über den Plan berichtet[67]. In der Zeit bis 1896 stellte sich heraus, daß die Inventarisation der sämtlichen kleineren Archive des Niederrheins zu kostspielig sei und bei der geringen Bedeutung mancher von ihnen in der beabsichtigten Form von Inventaren auch wenig Zweck habe. Die Ausführung der Aufgabe wurde schließlich in der Form beschlossen, daß unter Führung der »Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde« in Verbindung mit deren »Jahresberichten« über alle derartigen Archive im Rheinland eine gedrängte Übersicht erscheinen solle, die, soweit sie unser Vereinsgebiet betreffe, zugleich auch unter [illegible] Vereinsflagge ausgegeben werde. Diesen

[63] Brie[illegible] aber u[illegible] Schreib[illegible] Brief[illegible]

[illegible]. AHVN. 41 (1884) 167, wo die Wiedergabe [illegible]achener Unglück anknüpfendes ähnliches [illegible] war vorausgegangen (Original beider

AHVN. 52 (1891) 240.
[illegible]5) 255.

Digitized by Google

neuen Plan hat Arnim Tille damals bei uns erläutert[68]. Anderseits ergänzte der Verein auch nach diesem umgeänderten Plan die Arbeit der »Gesellschaft« dadurch, daß er „einzelne Archive und Archivgruppen" seines Bezirks, „die dann natürlich nicht nochmals von der »Gesellschaft« aufgenommen" wurden, „zur eingehenderen Behandlung" auswählte[69].

Ihren literarischen Niederschlag haben die im vorigen skizzierten Bestrebungen ausschließlich in organischem Zusammenhang mit den »Annalen«, entweder in laufenden Heften oder aber in eigenen »Beiheften« zu der Zeitschrift, gefunden. Korth hat in zwei Bänden das »Gräflich von Mirbachsche Archiv zu Harff« (Heft 55, 1892; 57, 1894), Karl Heinrich Schäfer in drei Bänden »Inventare und Regesten aus Kölner Pfarrarchiven« (Heft 71, 1901; 76, 1903; 83, 1907) bearbeitet. Ebenso wie Korths und Schäfers Arbeiten sind als laufende Hefte 1894 Übersichten über den Inhalt der Stadtarchive von Andernach, Duisburg und Linz (Heft 59), 1897 solche von Düren, Goch, Kalkar, Kempen, Neuß und Rees (Heft 64) erschienen. Die Serie der »Beihefte« lief volle zwei Jahrzehnte, von 1896—1916, und brachte es auf zwölf, zugleich auch in vier »Ergänzungsbände« zusammengefaßte Nummern[70].

Vorübergehend einmal begannen die »Annalen« eine Richtung einzuschlagen, die, so vortrefflich sie sicher auch gemeint war, doch ihrem Wesen vielleicht nicht ganz entsprach. Es war Meister, der — „natürlich ohne Genehmigung des Vorstandes"[71] — die Absicht verfolgte, „sie zu einer allgemeinen rheinischen Zeitschrift zu erweitern", und deshalb Aufsätze, Berichte und Notizen aufnahm, die mit niederrheinischer Geschichte wenig mehr zu tun hatten. Man kann immerhin zugeben, daß sie bei Anhalten und völligem Durchdringen dieser Bestrebungen „von ihrem gesunden partikulären Boden ... losgelöst und als zusammenhaltendes Band für unseren Verein unbrauchbar geworden" wären.

Die Mitarbeit der Vorstandsmitglieder an den »Annalen« ist stets eine schwankende gewesen. Während der eine Teil sich ständig beteiligte, ja, durch seine Beteiligung der Zeitschrift erst einen

[68] AHVN. 62 (1896) 167 f.

[69] So anerkennend vermerkt bei G. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte (Berlin 1910) 675.

[70] Erg.-Bd. 1 (= Beiheft 1—4, 1896—99), Erg.-Bd. 2 (= Beiheft 5—7, 1901—04), Erg.-Bd. 3 (= Beiheft 8. 9, 1905. 09), Erg.-Bd. 4 (= Beiheft 10—12, 1912—16).

[71] Dies alles nach dem genannten Vorstandsumlauf Schrörs von 1909.

Digitized by Google

festen Stamm von Mitarbeitern schuf, haben andere sich ganz zurückgehalten, sei es, daß sie literarisch produzierende Historiker überhaupt nicht waren, sei es, daß ihre Arbeitskraft Unternehmungen außerhalb des Vereins dienstbar war.

Glaubten die »Annalen« selber 1861 noch, sich von „gelehrten Zeitschriften" unterscheiden zu sollen[72], so wird man heute auf das Ganze sehend nicht anders als sagen können, sie haben sich als Organ für Geschichte des Niederrheins und des alten Kölner Erzbistums bald völlig durchgesetzt. Die Reihe ihrer Hefte wurde mit den drei sorgfältig gearbeiteten Registerbänden, die ebenfalls als normale Hefte zählten, allmählich ein Arsenal für alle die niederrheinische Vergangenheit betreffenden Ereignisse und Fragen, das man innerhalb und außerhalb der rheinischen Grenzen als solches wertete. Bezeichnend, daß die »Annalen« 1893, in einer Epoche, wo die geschichtliche Einzelforschung vielleicht besonders hoch im Kurs stand, die am meisten begehrte von allen Zeitschriften der Bonner Universitätsbibliothek gewesen sind[73].

Die Ära Schrörs ist von der Übung, auch große Einzelarbeiten in der Form von »Annalen«-Heften auszugeben, abgewichen, um für Einzelpublikationen und Sammelschriften erheblichen Umfangs eine eigene Serie, die »Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein«, zu schaffen. Sie hat sich dank der sie eröffnenden Studie von K. Eubel über die »Geschichte der Kölnischen Minoritenprovinz« (1906), einer vielhaltigen Festschrift anläßlich der zweihundertjährigen Zugehörigkeit Kleves zu Preußen („Beiträge zur Geschichte des Herzogtums Kleve" [1909]), und zwei Arbeiten von Schrörs zur rheinischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts („Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät in Bonn 1818—1831" [1921/22], „Ein Führer der rheinischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, Johann Wilhelm Joseph Braun"[1925]) bisher bewährt. Der Umstand, daß von dem unmittelbar nach der Inflationszeit erschienenen letzten dieser Bände nur ein Teil der Auflage eigens als Vereinsschrift gekennzeichnet werden konnte, hat ihn freilich für unser literarisches

[72] AHVN. 9/10 (1861) 311.

[73] Laut handschriftlichem Vorstandsumlauf Hüffers vom 8. März 1893 (Vereinsarchiv). — Als Heft 40, 60, 101/102 der »Annalen« sind die Hefte 1—39, 41—59, 61—100 umfassende ausführliche Registerbände erschienen, die beiden ersten bearbeitet von Karl Bone, der dritte von Moritz Müller.

Digitized by Google

Vereinsprestige doch weniger als erwünscht fruchtbar werden lassen.

Gelegentlich sind noch andere literarische Projekte im Verein erwogen worden. So wurde 1882 ein Abkommen zwischen ihm und der Redaktion der »Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst« beschlossen, die letztere solle als „Wegweiser durch die für die Geschichte des Mittel- und Niederrheins wichtigen Handschriften" ein »Rheinisches Archiv« herausgeben, während der Verein in einer »Rheinischen Bibliothek« eine „Bibliographie der für rheinische Geschichte und Topographie wichtigen Druckwerke" beginnen wollte. Die Bibliothek sollte des näheren alle Druckwerke umfassen, welche zur Geschichte, Topographie und Literaturkunde des Rheinlandes — der Erzdiözesen Köln und Trier — in irgendwelcher Beziehung ständen und bei selteneren Werken auch Besitzvermerke bestimmter rheinischer Bibliotheken bringen. Man dachte an ein wechselseitiges Abonnement der Mitglieder des Vereins bzw. Bezieher der »Westdeutschen Zeitschrift« zu ermäßigten Preisen[74]. Das auch noch in den folgenden Jahren erörterte Projekt der »Rheinischen Bibliothek« oder »Rheinischen Bibliographie«[75] nahm keine feste Gestalt an, weil sich der Anreger des von ihm selber ursprünglich enger gedachten Planes dem von Vereins wegen im obigen Sinne erweiterten als Bearbeiter schließlich doch versagen mußte; es hat aber späteren Unternehmungen als Vorläufer gedient[76].

Der Kreis der Arbeiter im Weinberg der rheinischen Geschichte ist meist nicht allzu groß gewesen. Im Jahre 1891 wurde es einmal ausdrücklich für nötig erklärt, ihn zu erweitern[77]. Vorher erfolgten hie und da Versuche, durch Hinweis auf ganz bestimmte Aufgaben die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte des Rheinlandes zu beleben. Eine ursprünglich auf Johann Friedrich Böhmer zurückgehende[78], erneut 1869 aufgenommene Anregung,

[74] AHVN. 38 (1882) 178.

[75] Laut handschriftlicher Aufzeichnung Hüffers für die Dürener Generalversammlung vom 16. Juli 1883 war dem letzten »Annalen«-Heft ein eigener Prospekt der »Bibliographie« beigefügt worden.

[76] Vgl. AHVN. 45 (1885) 201 u. A. Keysser, Zur geschichtlichen und landeskundlichen Bibliographie der Rheinprovinz (Köln 1891) 3 ff.

[77] AHVN. 52 (1891) 240.

[78] Böhmer wünschte schon im Gründungsjahr des Vereins „Preisfragen" für „rheinische Geschichtsgesellschaften". J. F. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften III 124.

Digitized by Google

eine »Geschichte der Verfassung des Erzstiftes Köln« als Preisaufgabe auszuschreiben, fand im Plenum des Vereins nicht genügenden Widerhall[79]. 1871 stellte Floß das erst in unserem Jahrhundert zu einem Teil befriedigte Bedürfnis fest, Regesten der Kölner Erzbischöfe zu besitzen[80].

Aber auch über Forschung und literarische Arbeit hinaus nahm der Verein sich der niederrheinischen Vergangenheit und Landschaft an. Es gab eine Zeit, wo er für briefliche wissenschaftliche Auskünfte aus seinem Problembereich in ziemlich erheblichem Maß in Anspruch genommen wurde[81]. Namentlich aber setzte er seinen Einfluß für die Wiederherstellung von Baudenkmälern oder für die Erhaltung eines besonders geschätzten Landschaftsbildes ein. 1867 wurde der Vorstand mit Schritten beauftragt, daß das am Ulretor in Köln eingemauerte Denkmal bis zu dem ein Jahr später fälligen tausendjährigen Jubiläum der Schlacht an jener Stelle „hergestellt und für das Publikum sichtbar gemacht werde[82]. 1884 wurde der Verein beim Rheinischen Provinziallandtag erfolgreich zugunsten der Michaelskapelle an der Godesburg vorstellig, für deren Restaurierung bisher Gelder nicht hatten beschafft werden können[83]. 1887 wurde bei den Verhandlungen der Petitionskommission des Preußischen Abgeordnetenhauses auf Rettung des Siebengebirges mehrfach auf die einschlägigen Erörterungen hingewiesen, die im Jahr zuvor auf unserer Tagung in Bonn mit der Begründung gepflogen worden waren, daß „mit dem Siebengebirge inniger als mit irgendeinem anderen Punkt der Rheinlande Geschichte, Sage und Legende sich verbunden hätten, und eine nicht geringe Zahl geschichtlicher Denkmäler in seinem Bereich zu finden seien[84]. Anfangs der neunziger Jahre fanden die von anderwärts ausgehenden Bestrebungen auf Einrichtung einer allgemeinen Denkmalpflege auch im Verein ihr Echo.[85]

Bei seiner Gründung die einzige allgemeinere Organisation zur Pflege der nachrömischen rheinischen Geschichte, zeitweilig selbst Lokalabteilungen mit eigenem Vorsitzenden und Schriftführer erwägend[86], erhielt der Verein bald mitstrebende Genossen, traten

[79] Bericht des HVfdN. für 1869.
[80] Bericht des HVfdN. für 1871, insbesondere 4. [81] Vgl. AHVN. 41 (1884) 162, 166.
[82] Elfter Bericht des HVfdN. für 1867, 6. [83] AHVN. 41 (1884) 174.
[84] AHVN. 46 (1887) 186 f. [85] Vgl. z. B. AHVN. 52 (1891) 240.
[86] Schon 1861: Siebenter Bericht des HVfdN. 5. Ebda. 7 sogar Einzelvorschläge für ein Dutzend Orte mit Angabe von Personen.

Digitized by Google

den »Annalen« bald Parallelunternehmen an die Seite, ohne die Zeitschrift freilich in ihrer Stellung ernstlich zu schmälern. Ganz zweifellos, daß auch unser Verein zu dieser Entfaltung der geschichtlichen Interessen anregend und belebend mitgewirkt hat, mochte der Zug der Zeit sie schon immerhin stark begünstigen. Schon angesichts unserer fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier stellte so in der Tagespresse eine von Vereins wegen als „berufen" anerkannte Stimme fest, daß in den letzten Jahrzehnten „in Gründung provinzial-historischer Zeitschriften .. des Guten jedenfalls nicht zu wenig geschehen" sei[87]. Dennoch hat die Folge bis namentlich zur Jahrhundertwende außer der der Forschung in engerem Sinne und in großem Stile dienenden »Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde« noch zahlreiche weitere Gründungen von Vereinen für einzelne Städte oder ganze Bezirke erlebt. Bei uns wurde dieser Entwicklung das eine Mal mit frohem Optimismus begegnet, das andere Mal rief sie aber gewisse, ja, auch ernsthafte Bedenken wach. Kein anderer als der greise Mooren stellte am 26. Oktober 1879 brieflich fest[88], daß der gerade neubegründete »Aachener Geschichtsverein« sofort mehr Mitglieder zähle als der Niederrheinische nach fünfundzwanzig Jahren. „Wir müssen", schloß er, „[uns] mit ihm vereinigen in der Art wie der westfälische Verein zwei Abteilungen hat, eine für Münster, die andere für Paderborn". 1896 wurde bei uns mit der Mitteilung, daß die Gründung eines eigenen Vereins zur Pflege der Geschichte des Roerbezirks angeregt sei, ein Wort der Bereitwilligkeit verbunden, vom »Historischen Verein für den Niederrhein« aus für das Roergebiet zu sorgen, und ein Wort der Warnung, die ohnehin dünn gesäten historischen Kräfte möchten sich nicht noch mehr zersplittern[89]. 1898 hieß es: „Die Lokalvereine selbst in kleineren Städten vermehren sich in rascher Folge"[90]. 1901 war der Rechenschaftsbericht nicht ungünstig, „obwohl die Entstehung von Zweigvereinen die Lage des älteren Vereins ... immer schwieriger gestaltet"[91]. Wie diese Schwierigkeiten einer früheren Periode unserer Geschichte längst glücklich überwunden sind, so ist der Verein auch durch das in den letzten

[87] AHVN. 38 (1882) 125.
[88] Originalbrief im Vereinsarchiv.
[89] AHVN. 62 (1896) 214 f.
[90] Handschriftlicher Bericht über die Versammlung in Nideggen vom 25. Mai 1898 (Vereinsarchiv). Vgl. auch AHVN. 66 (1898) 223.
[91] AHVN. 72 (1901) 192.

Digitized by Google

zehn Jahren viel stärker als früher erfolgte Aufkommen einer volkstümlich gefärbten Heimatkunde einerseits, neuer Organisationsformen zur wissenschaftlichen Erforschung der rheinischen Vergangenheit anderseits keineswegs gefährdet worden.

Die jeweilige äußere Lage des Vereins spiegelte sich nicht zuletzt in den Mitgliederziffern wieder. Es begreift sich, daß sie es ohnehin schwer hatten, mit denen von Schwestervereinen, die den Lokalpatriotismus und Bürgersinn einer alten großen Stadt und ihres Hinterlandes für sich aufrufen konnten, zu konkurrieren, von ebenfalls in ihrer Art berechtigten und sehr nützlichen Vereinen, die auf ganz breite Schichten rechneten und ihre Tagungen, Vereinsgaben und Jahresbeiträge entsprechend ansetzten, hier zu schweigen. Als um die Jahrhundertwende bei uns unter den oben angedeuteten Verhältnissen ein Rückgang des Mitgliederbestandes von über 800 auf weniger als 600 erfolgt war, hat man im Vorstand schon vertraulich von der Möglichkeit einer Auflösung gesprochen[92]. Etwa im Herbst 1911 waren aber wieder rund 850 Mitglieder zu verzeichnen[93]. Seit dem Kriege hat die Zahl der regelmäßig zahlenden Mitglieder sehr geschwankt; es braucht kaum betont zu werden, daß die Ziffer von 1911 bisher auch nicht entfernt mehr zu erreichen war.

Der Verein gewann seine Geldmittel früher ganz aus eigenem, und war, obwohl seine Existenz aus diesem Grunde schon in seiner Frühzeit einmal „schwankend" war[94], nicht wenig stolz darauf. In den achtziger Jahren sammelte sich sogar eine sehr erkleckliche Rücklage in seiner Kasse an; der an sich fast auffallende literarische Unternehmungsgeist der nächsten Folge erklärt sich zu einem Teil aus dem vortrefflichen Vermögensstand; 1891 hat Hüffer der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Verein sein angesammeltes Vermögen „von nun an für bedeutende wissenschaftliche Ausgaben verwenden könne"[95]. Unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Nachkriegszeit haben die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die rheinische Provinzialverwaltung und auch der Staat ihm seine Tätigkeit erleichtert und hat sich ihm

[92] Nach dem mehrfach erwähnten Vorstandsumlauf Schrörs.

[93] AHVN. 90 (1911) 232.

[94] Laut Schreiben von Lempertz an Hüffer vom 8. Juli 1883 (Vereinsarchiv).

[95] AHVN. 52 (1891) 250. Über die geschichtswissenschaftliche Arbeit am Rhein um diese Zeit im allgemeinen vgl. F. X. Kraus, Historische Forschung in den Rheinlanden. Deutsche Rundschau 64 (1890) 452 ff.



Digitized by Google

auch die Hochherzigkeit privater Wohltäter nicht versagt. Wenigstens einen von diesen Wohltätern muß ich hier notwendig nennen: den Pfarrer Hermann Fulgentius Hansen († 1928) in Springfield, Illinois, Vereinigte Staaten, bis zur Schließung seines Konvents im Kulturkampf Franziskaner in Düren, dem wir sehr bedeutende Beihilfen verdanken.

Die Fühlung des Vereins mit territorial- und ortsgeschichtlichen Organisationen außerhalb seines Bezirks sowie mit die ganze Nation umschließenden Rahmenorganisationen war in der Regel nur ziemlich lose, brach aber nie ab und ließ die bei besonderen Anlässen erforderlichen Rücksichten kaum je außeracht. Hüffer war es, der am meisten dazu neigte, diese Fühlung in feierlicher Form zu pflegen. In seiner Ära war der Verein denn auch 1891 sogar beim Kongreß sämtlicher italienischer Geschichtsvereine in Florenz vertreten[96]. Im September 1895 entbot er persönlich in Basel auf der Durchreise die Grüße des Vereins einer gerade tagenden Versammlung der dortigen geschichtsforschenden Gesellschaft[97]. 1902 wurde eigens ein »Annalen«-Heft — Heft 74 — der Generalversammlung des »Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine« in Düsseldorf gewidmet. Das aufrichtig freundliche Verhältnis des Vereins zu seinen Genossen am Niederrhein selbst bewährte sich in erster Linie darin, daß sie es oft waren, die eine Einladung des Vereins in eine bestimmte Stadt veranlaßten, und daß der Austausch von Begrüßungsworten zwischen ihnen und uns auf unseren Tagungen durchweg sehr herzlich war.

Als Glied eines größeren Ganzen fühlte sich der Verein namentlich auch bei der schon frühzeitig erfolgten Einrichtung eines Tauschverkehrs mit den bedeutenderen Schwestervereinigungen in Deutschland und mit einer Anzahl entsprechender Organisationen im Ausland. Sein Ergebnis für uns waren viele stattliche Reihen fremder Veröffentlichungen von wissenschaftlichem Wert, die ihren Standort in der Kölner Stadtbibliothek fanden und gegen von der Stadt Köln dem Verein gewährte anderweitige Vorteile schließlich in ihr aufgingen.

Natürlich haben die alle menschliche Zusammenarbeit begleitenden persönlichen Gegensätze und Schwierigkeiten auch unser Vereinsleben nicht verschont. So hören wir von dem „Widerstreit der Interessen", der „Rivalität der Hauptstädte der Provinz", den „Disharmonien der zünftigen und unzünftigen Mitarbeiter", die

[96] AHVN. 51 (1891) 182. [97] Hüffer 379.

Digitized by Google

schon zu Moorens Zeit die „Existenz des Vereins" öfters in Frage gestellt hätten[98]. Hüffer hat einen Zustand größerer Ruhe geschaffen, der aber dem Elan der Vereinsarbeit durchaus nicht nur nützlich war; wenigstens in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit war der Zusammenhalt im Vorstand wenig rege. Die Jahrzehnte seither brachten wieder mancherlei Spannungen, wenn auch kaum noch den ganzen Verein ergreifende Gegensätze.

Die Gegensätze der älteren Zeit haben nicht zuletzt auch auf weltanschaulichem und kirchenpolitischem Gebiet gespielt. Es ist nicht verwunderlich, daß Reibungen zwischen den verschiedenen kirchlichen und kirchenpolitischen Auffassungen sich namentlich im Widerschein der Kulturkampfsverhältnisse ergeben konnten[99], obwohl in den Vereinslisten von damals exponierte Vertreter des weltanschaulichen und des politischen Liberalismus kaum und auch des Altkatholizismus nur in sehr geringer Zahl begegnen. Der gefährlichste Zwischenfall mit weltanschaulichem Einschlag entstand zu Ausgang der Kulturkampfszeit 1885. Und zwar führte ihn ein ganz unerwarteter Antrag Krebs herauf, dem in Xanten aufgewachsenen, der Vereinssache von jeher freundlich gewogenen[100] geistlichen Historiker Johannes Janssen in Frankfurt die Ehrenmitgliedschaft zu verleihen. Man konnte von der bahnbrechenden Bedeutung der »Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters« noch so fest überzeugt sein, ihr Verfasser stand damals nun einmal wie kaum sonst jemand im Feuer der wissenschaftlichen Kontroverse auf weltanschaulichem Hintergrund. So wirkte der Vorschlag im Verein im eigentlichen Sinne als Sprengpulver. Um der Angelegenheit den Schein einer „konfessionellen Demonstration" zu nehmen, „allen gegen die Solidarität des Vorstandes gerichteten Bestrebungen den Boden" zu entziehen[101] und so die schäumenden Wogen wieder zu glätten, war ein Vorstandsantrag nötig, die Ehrenmitgliedschaft gleichzeitig an Gelehrte anderer Färbung zu vergeben. Immerhin hat dieser Fall Janssen noch einige Zeit nachgezittert.

[98] Norrenberg 7. [99] Hüffer 311.

[100] Vgl. J. Janssens Briefe, herausgegeben von L. Frh. v. Pastor, I (Freiburg 1920) 67, 78, 80.

[101] Vgl. die Berichte über die diesen Kompromiß annehmende Aachener Vereinstagung vom 20. Oktober 1885 in »Niederrheinische Volkszeitung« Nr. 242 vom 21. Oktober und »Aachener Zeitung« Nr. 246 vom 22. Oktober (Vereinsarchiv).

Digitized by Google

Bei aller selbstverständlichen Volksverbundenheit und Staatstreue hielt der Verein rein politische Fragen sich möglichst fern. Der Umstand, daß Männer wie Hüffer, Loersch und Domkapitular Schnütgen persönliche Beziehungen zum preußischen Herrscherhause hatten, beeinflußte natürlich die Klangfarbe der patriotisch-dynastischen Wendungen, die dem einen oder anderen von ihnen etwa bei Ereignissen wie denen des Jahres 1888 über die Lippen kamen[102]. Ein nicht gerade belangreiches, aber immerhin bezeichnendes Einzelbeispiel für das Hineinspielen privater politischer Auffassungen in die Vereinsgeschäfte liegt aus dem Ende des Jahres 1898 vor[103]. Als damals von überall her Bücherspenden für die neu einzurichtende Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen erbeten wurden, regte Hüffer beim Vorstand an, unsere »Annalen«-Reihe zu stiften. „Ich bin nicht", so versicherte er, „mit allem einverstanden, was jetzt gegen das Polentum getan, gesagt und geschrieben wird; aber die Gründung einer großen Bibliothek in Posen ist ein für alle Landeseingesessenen vorteilhaftes Werk und zugleich eine Förderung der Nationalität, gegen die man einen berechtigten Einspruch nicht erheben kann". Machte Schrörs gegen diese Auffassung den mehr indirekten Einwand geltend, daß von den Vereinsmitgliedern die Mehrheit sicher gegen das Geschenk sein würde, so kennzeichnete der Standpunkt Cardauns offen „die Errichtung der Bibliothek als einen politischen Akt, als ein Glied in der langen Kette nationaler Kampfmaßregeln, die ich für einen Fehler und ein Unglück halte." Das Ergebnis war aber, daß der Antrag Hüffer gegen eine aus drei Köpfen bestehende Minderheit durchging.

Da die Hauptstärke des Vereins jederzeit in den Männern lag, die ihm ihren Namen, ihre Neigung, ihre Arbeitskraft widmeten, ist man immer wieder bedacht gewesen, sich solchen Männern in geeigneter Weise erkenntlich zu zeigen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit ihnen zu stärken und zu betonen. Als eine feierliche Form hierfür diente auch die Überreichung von Adressen. Außer an Ehrentagen eigentlicher Vereinsveteranen fand sie auch noch zum Beispiel 1883 beim goldenen Doktorjubiläum Alfred v. Reumonts oder 1899 bei demjenigen des Innsbrucker Historikers Julius v. Ficker Anwendung, auf letzteren mit der besonderen Be-

[102] Vgl. z. B. Hüffer 342.

[103] Das folgende nach dem handschriftlichen Vorstandsumlauf im Vereinsarchiv.

Digitized by Google

gründung: „Wurzeln doch die Anfänge Ihrer wissenschaftlichen und schriftstellerischen Tätigkeit in dem heimatlichen rheinisch-westfälischen Boden"[104]. Den um den Verein am meisten verdienten Männern Mooren, Floß, Hüffer, Schnütgen und Schrörs wurde der Tribut der Anerkennung und Hochschätzung auch dadurch gezollt, daß man ihr Bild den »Annalen« noch zu ihren Lebzeiten oder wenigstens nach ihrem Hinscheiden voransetzte.

Das bedrängte Jahrzehnt nach dem Kriege hat den Sinn für die rheinische Heimatgeschichte trotz der mehr soziologischen und philosophischen Grundrichtung des Zeitdenkens einerseits, der Not und Veräußerlichung des Lebens anderseits womöglich noch gestärkt. Von vorneherein war klar, daß der neu und kräftig sprudelnde Quell der Heimatliebe sich nur zu einem Teil in das Flußbett des »Historischen Vereins für den Niederrhein« würde leiten lassen. Besonders in einer Periode der Umwälzungen treten den alterprobten gerne junge und neuartige Organisationen an die Seite und weisen auf anderen Wegen das gleiche oder wenigstens ein verwandtes Ziel. Anderseits kann sich die ungebrochene innere Lebenskraft einer Vereinigung nicht deutlicher kundtun, als wenn diese durch tiefgehende Wandlungen in den Verhältnissen und Anschauungen nicht etwa lahmgelegt wird, sondern alsbald imstande ist, in schlichter Selbstverständlichkeit ihre altgewohnte Betätigung wieder aufzunehmen. So aber ist es bei unserem Verein der Fall gewesen. Die wechselnden Methoden geschichtlicher Forschung wie die gestern und heute unterschiedliche Art ihrer Verarbeitung spannen sich ganz mühelos seinem elastischen Rahmen ein. Die Liebe zum rheinischen Volk und Boden kann, vertieft durch die Erinnerung an die Schicksale und beflügelt durch die Anhänglichkeit an den Brauch der Väter, wie bisher in ihm Pflege finden. Sein Weg durch die zweite Hälfte des 19. und die Frühzeit unseres Jahrhunderts erscheint vom Glanze vieler bedeutender Namen umstrahlt und durch so manche ansehnliche Leistungen bezeichnet. Wenn es die ungezwungene und fruchtbare Verbindung von ernsten provinzial- und diözesanhistorischen Interessen mit echtem heimatlichen Gemeinschaftssinn, wie sie seit nunmehr fünfundsiebzig Jahren bei uns zu Hause ist, am Niederrhein noch nicht geben würde, ich meine, sie ließe sich kaum in anziehenderer und glücklicherer Weise neu gestalten.

[104] AHVN. 69 (1900) 167 f.

Digitized by Google

# Die Grundzüge der Wirtschaftsentwicklung am Niederrhein vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Von
**Bruno Kuske.**

Der „Niederrhein" ist wirtschaftlich ein Organismus, dessen Grundlagen auf den Möglichkeiten beruhen, die in dem Tiefland von der niederländischen Grenze bis hinauf nach Köln und Bonn bestehen. Dieses Gebiet wird in seinen Gestaltungen dazu beeinflußt von den nördlichen und südlichen Fortsetzungen aus, und zwar sehr erheblich deshalb, weil nach beiden Richtungen hin der schiffbarste Strom Europas die Verbindungen trägt. Es ist auf der Erde selten, daß ein Fluß in dieser Weise schöpferisch in seiner Längsrichtung die Erscheinungen bestimmen hilft und unter ihnen Beziehungen und Abhängigkeiten schafft. Daneben wirken in den Raum auch stark hinein die Kräfte der die Niederung begleitenden Hügel- und Bergländer, in denen sich links das Aachen-Dürener Wirtschaftsgebiet, rechts das Bergische Land und das Ruhrgebiet als besondere Individualitäten ausprägen. Man hat sie oft unter den weiteren Begriff „Niederrhein" genommen[1], obwohl das in organischer Hinsicht nicht statthaft ist und man nur ihre Übergänge, die sie in die Ebene hinunter ergießen lassen, „niederrheinisch" nennen kann. Diese Bezeichnung kann für sie nur von einer mehr äußerlich gewollten Raumbetrachtung aus angängig sein.

Die Eigenart der Wirtschaftsentwicklung des Niederrheins wird noch durch den auf der Erde ebenfalls seltenen Umstand bedingt, daß hier ein wirtschaftlich und kulturell sehr einflußreicher Strom obendrein dicht parallel zu einer Sprachgrenze zwischen zwei großen Völkergruppen dahinfließt, die in der Gestaltung des modernen Europa die Führung hatten und haben, und daß diese Sprachgrenze auch die politische Grenze mit ihren entsprechenden besonderen Auswirkungen für die Wirtschaft wurde. Das niederrheinische deutsche Land ist flankiert im Westen durch das

[1] So A. Thun in seinem bekannten Buch: Die Hausindustrie am Niederrhein.

Digitized by Google

Moment des „Auslandes". Dieses aber wird noch verstärkt, indem auf eine im internationalen Leben kurze Entfernung sich dem französischen und niederländischen Kultur- und Wirtschaftsgebiet das englische unmittelbar anschließt, das bei der schmalen Form der Niederlande sehr leicht enge Beziehungen zum Niederrhein zu finden vermochte. Dabei wird diese Auslandsnähe, die hier ungleich reichhaltiger und auch quantitativ schwerwiegender als am Mittel- und Oberrhein ist, noch durch die Küstennähe ergänzt, die alle Möglichkeiten der Seeverbindungen nach Europa und über den Atlantischen Ozean hinweg bietet.

Der niederrheinische Raum ist zu seiner Achse, dem Strom, unsymmetrisch aufgebaut, denn er breitet sich auf dessen linker Seite weiter aus als rechts, wo man das nördlich von Essen über Gladbeck nach Borken und Bocholt sich hinziehende Land ihm nicht mehr zurechnet, während er sich links fast bis zur Maas erstreckt.

Der Strom ist in früheren Jahrhunderten ein schwer zu bewältigendes Hindernis gewesen. Daher wurde er von den Römern als Reichsgrenze gewählt und somit an seinem linken Ufer mit einer Kette von militärischen Stützpunkten versehen, die dieser Seite zugleich seit dem Altertum die Richtung auf Stadtentwicklung, auf städtische Zivilisation und Wirtschaft gab, mit der sie allen anderen Teilen Deutschlands überlegen wurde, und deren ältere Tradition noch heute sichtbar und wichtig geblieben ist. Insbesondere konzentrierte sich auf die linke Seite an deren wichtigsten Punkt dauernd nicht nur der vielseitigste lokale, sondern auch interlokale und internationale Handel Westdeutschlands in Köln, dessen Vorsprung mit seiner uralten Organisation des Handels- und Verkehrsgewerbes wohl von jüngeren Entwicklungen aus angegriffen, aber nicht eingeholt werden konnte. Es äußert sich die entwicklungsgeschichtliche Priorität der linksrheinischen Städte auch immer in einem der rechten Seite in der Differenzierung und den Leistungen überlegenen Handwerk, das selbst heute noch von Köln aus weithin und vielseitig qualifizierte Aufträge im Bau-, Wohnungs- und Bekleidungsgewerbe ausführt und z. B. im Goldschmiedegewerbe nach überseeischen Ländern exportiert. Zum Teil von da aus hat der linke Niederrhein aber auch seine relativ stärkere Richtung auf eine vielseitige Fertigindustrie genommen.

Bis in die karolingische Zeit sind die niederrheinischen

Digitized by Google

Römerstädte[2] offenbar hinter den oberrheinischen zurückgeblieben. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß der Niederrhein unmittelbare Reichsgrenze war und daher keine organische Ergänzung in Siedelung und Wirtschaft auf dem rechten Ufer hatte. Seine Städte waren wirtschaftlich auf ihr westliches Hinterland angewiesen; nach Osten dienten sie nur als Handelsbasis gegenüber einem erheblich weniger zivilisierten und dabei nicht immer befreundeten Land. Am Oberrhein jedoch lag dem Strom in dieser Richtung ein breiter, besser gesicherter und mit der antiken Zivilisation vielseitiger durchsetzter Raum vor. Daher war, wie auch aus der Errichtung des ersten für Germanien bestimmten Bistums hervorgeht, damals Mainz die führende Stadt am Rhein, und daher konnte sich hier auch für rechtsrheinische Verhältnisse zeitig Frankfurt als neuerer deutscher Städtetyp entwickeln. Bekanntlich blieben beiden Städten bis zum Untergang des alten Deutschen Reiches wichtige Reichsfunktionen gewahrt. Im Norden dagegen hielt sich der städtische Schwerpunkt zunächst mehr an die geschütztere zweite Linie, vertreten durch Trier und Aachen als die bevorzugten Stützpunkte staatlicher Macht und auch als Residenzen. Erst die dauernde Eroberung der germanischen Stammesgebiete und deren zivilisatorische Ausgestaltung haben mindestens einen Ausgleich in der Städtelinie des Stromes gebracht, und mindestens entwickelte sich hier in Köln die bedeutendste Stadt, die Deutschland in der langen Zeit vom 10., sicher vom 11. bis zum 17. Jahrhundert überhaupt gehabt hat. Zugleich aber hat die dauernde Überwindung des Rheins als Reichs- und nationale Grenze seit den Sachsenkriegen auch am rechten Niederrhein eine neuartige, ständige Stadtentwicklung ermöglicht. Nicht zufällig begann diese dort, wo der Westostverkehr um die Ecke des in der alten Zeit schwer zu bewältigenden Berglandes biegt[3], zugleich die Ruhr überschreitet und in deren Linie einlenkt: in Duisburg, dessen hervorragende Lage schon der Merowingerzeit klar geworden war.

[2] Über die Grundgedanken der rheinischen Stadt- und allgemeinen Wirtschaftsentwicklung vgl. die sich vom Altertum bis zur Gegenwart erstreckenden Zusammenfassungen in dem von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde herausgegebenen Werk: Das Rheinland von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 2 Bde., Essen 1922.

[3] Schon Strabo, Geographie, Buch VII, 1: Man kann vom Rhein nach der Elbe nicht in gerader Linie reisen, sondern muß wegen der Sümpfe und Wälder in schiefer Richtung gehen und einen Umweg machen.

Digitized by Google

Als in den 1840er Jahren die erste große Bahn vom Rhein nach dem Osten gebaut wurde, bevorzugte man noch immer zunächst die Führung über diese Stadt und über eine nördliche Ruhrparallele nach Dortmund hinüber. Der Übergang über den Strom wurde aber weniger bei Duisburg als vielmehr südlich davon bei Köln und Neuß gesucht. Für die weitere Ergänzung der rechtsrheinischen Städtepunkte wurden auch sonst die Möglichkeiten am nördlichen Niederrhein maßgebend. Hier trat vor allem neben der Ruhrlinie der große und noch mehr als diese sich auswirkende Lippezug in Erscheinung[4]. Die Lippe war bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Wasserweg und mindestens wichtiger Wegweiser von zentraler Bedeutung für Westfalen und die Verbindung zwischen Rhein und Weser auf der Linie von Minden oder Vlotho über Lippstadt nach Wesel. Diese Stadt war aber zugleich der Ausgang bedeutender Landwege, die südöstlich nach Frankfurt und Kassel, nordöstlich über Münster nach Bremen und Hamburg und nördlich auf der Ijssellinie und den im späteren Mittelalter wichtigen Markt Deventer nach den Zuiderseehäfen führten. Unter diesen Straßen hob sich der über die Landenge zwischen Ruhr und Lippe nach Dortmund gehende und sich ostwärts verzweigende Hellweg hervor[5]. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts entwickelte hier jedoch die preußische Regierung zunächst eine reitende, seit den 1680er Jahren auch eine fahrende Post von Kleve und Wesel aus über eine nördlich der Lippe führende Route nach Dorsten-Hamm-Lippstadt-

[4] Auch auf diesen weist Strabo a. a. O. hin und dabei anscheinend auf die Schiffbarkeit der Lippe (Lupia). Über die Nebenflußschiffahrt vgl. die Arbeiten von Strotkötter in Band IV der Vestischen Zeitschrift (1834); vgl. Die Lippeschiffahrt im 19. Jahrhundert, Münster 1896; von W. Kliche, Die Schiffahrt auf der Ruhr und Lippe, Göttinger Dissertation 1904 mit — lückenhaften! — Literaturangaben. — H. Münker, Die Weseler Schiffahrt, Wesel 1908; Derselbe über die Ruhrschiffahrt in den Mülheimer Beiträgen, Bd. II (1907) und in der Denkschrift der Stadt Mülheim, 1910. — Ferner Kreutz und E. Weis, Die Verkehrsverhältnisse des Ruhrgebiets, in Band I der Wirtschaftlichen Verhältnisse des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaues, herausgegeben vom Bergbaulichen Verein in Essen, Berlin 1904, 61—190.— Ferner W. Meier in den AHVN, 93, 177 ff. — P. Brandt, Studien zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Wesel, 1814—1914, Kölner, Dissertation 1922; vgl. dort weitere Quellennachweise, besonders für die Lippe. — Averdunk-Ring, Geschichte der Stadt Duisburg, 1927.

[5] Vgl. auch das iter vini der Mönche von Korvey für ihre regelmäßigen Weinsendungen von ihrem Bonner Gut über Duisburg-Steele-Werl nach Korvey, Essener Beiträge, XI, 65.

Digitized by Google

Minden, die durch die Erstreckung bis Berlin und Königsberg von internationaler Bedeutung wurde[6].

Auf die Stadtentwicklung am unteren Niederrhein hat zugleich der scharfe große Bogen des Stromes insofern fördernden Einfluß haben müssen, als er an den Spitzen seiner Außenseite zum Güterumschlag und zum Handel reizte, wie das neben in Wesel auch in Emmerich geschah, die beide nach dem Ausscheiden Duisburgs als Rheinstadt infolge der Stromveränderung der 1270er Jahre die wichtigsten Wirtschaftszentren des ganzen Gebietes wurden. Erst sehr langsam kam — teilweise die Funktionen Duisburgs übernehmend — Düsseldorf auf, das zunächst von dem Komplex der Wechselwirkungen zwischen Köln und Neuß abstammte. Nachdem die Kölner mit dem Grafen von Berg im Bunde ihren Erzbischof bei Worringen geschlagen hatten und dieser in Neuß von neuem zu rüsten schien, erhob diesem gegenüber der Graf Düsseldorf zur Stadt. Dieses ist dann ähnlich wie Mülheim am Rhein erst vorwärts gekommen, als oben im Bergischen Lande die industrielle Produktion erstarkte und die Berge auch mit durchgehenden Straßen belegt wurden. Im 18. Jahrhundert kamen sogar die Plätze an der Wuppermündung — Hitdorf, Rheindorf und Wiesdorf — als Umschlagsplätze für den Solinger Industriebezirk[6a] vorwärts, ohne jedoch größere Handelsstädte zu werden. Der bergisch-niederrheinische Eisenbahnverkehr hat sich vielmehr endgültig an die Wege nach Mülheim (Köln) und nach Düsseldorf gehalten. Der Ruhrweg hat daneben wechselvolle Schicksale gehabt. Anscheinend bis zum 14. Jahrhundert ist sein Fluß bis tief in die Berge hinein befahren worden, und ähnlich wie die Kette der Lippestädte von Dorsten über Haltern nach Lünen und Hamm, kamen auch seine Orte — Mülheim, Werden, Steele und besonders bei günstigem Wasser noch höher gelegene Punkte — für den Niederrheinverkehr in Betracht. Darauf bevorzugte man die Ausnützung der Wasserkraft durch Mühlen,

[6] Über die späteren Verkehrslinien nach Osten siehe O. Redlich in den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins, Bd. VII. — Tönnies, Die kurpfälzischen Posten am Niederrhein, ebenda Bd. I. — Über die Beteiligung einzelner Städte noch: Schmitz, Düsseldorf — Essener Beiträge, Bd. 23. — Denkschrift der Stadt Mülheim a. d. Ruhr, 1910. — Siehe ferner die Gesetzessammlungen für Kleve-Mark von Scotti, Bd. V usw. und für Brandenburg-Preußen von Mylius, Bd. IV, desgl. Eversmann, Wasserwerke, S. 10 f. — Im übrigen die Verzeichnisse von M. Bär, Bücherkunde zur Geschichte der Rheinlande, Bonn 1920.

[6a] Zur Zeit befindet sich das Präsidium der Solinger Handelskammer in Wiesdorf.

Digitized by Google

und nur Mülheim blieb als Schiffahrtsbasis nach dem Rhein hin bestehen, ergänzt durch das an die Stelle von Duisburg tretende Ruhrort. Erst die in den 1770er Jahren von der preußischen Verwaltung bis 1780 durchgesetzte Regulierung der Ruhr hat diese auf 90 Jahre zu einem lange Zeit unentbehrlichen Wasserweg gemacht, bis die im Jahre 1847 eröffnete Eisenbahn von Köln über Duisburg-Oberhausen-Gelsenkirchen nach Dortmund und Minden eine bis ins 20. Jahrhundert währende Verschiebung zugunsten des Landweges einleitete. Aber der alte Schiffahrtsweg wurde im Jahre 1927 bis Mülheim in neuzeitlich leistungsfähiger Form wieder erneuert.

Die weitere Entwicklung der rechtsniederrheinischen Städte und ihrer Wirtschaft kam jedoch in ganz andere Bahnen, als mit dem 19. Jahrhundert die Erschließung der Produktivkräfte des rheinischen Bodens mit kapitalistischen Mitteln einsetzte. Ebenso wie sich seit dieser Zeit im neuen Ruhrgebiet selbst ein ungeahnter großstädtischer Aufschwung ergab, so hat dieses auch seine Randstädte stark gefördert und nicht nur die älteren unter ihnen — Düsseldorf, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr — hochgetragen, sondern auch ehemals rein bäuerliche Dorfsiedelungen in Großstädte verwandelt, wie Oberhausen oder Hamborn, denen gegenüber die alten Handelsstädte unterhalb der Lippemündung weit zurückblieben.

Auf der linken Rheinseite verlief die Gestaltung von Handel und Verkehr und des mit ihnen zusammenhängenden Wirtschaftslebens teilweise anders. Im allgemeinen wickelten hier die Rheinstädte stärker die Beziehungen zum benachbarten Ausland ab, und sowohl der hemmende Strom als auch die innere Linie, die hier sein Bogen verursachte, wiesen stärker in dieser Richtung. Außer von der die Eifelhöhen umgehenden großen Westostverbindung, die von Lüttich, Aachen und Maastricht her über Jülich nach Köln strebte und in starkem Strang hier rheinaufwärts oder -abwärts umbog, sowie von der sogenannten „Rheinstraße" Köln-Neuß-Uerdingen-Kleve-Nymwegen nach Holland und Brabant wurde hier der Aufbau des Ganzen nicht durch die Mündungen schiffbarer Flüsse beeinflußt[7]. Es ergaben sich hier diesen und ihren Städten

[7] Der Verlauf des großen Hauptweges nach Belgien stützte sich auf die via regia Köln-Königsdorf-Thorr (später Bergheim) -Jülich (vgl. Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Bd. 26, 123). Diese gabelte sich westlich von Jülich bei Aldenhoven, und zwar südwestlich nach Aachen über Maastricht bzw. Verviers-Lüttich und

Digitized by Google

gegenüber Fährorte und daneben bevorzugte Landestellen der Rheinschiffahrt an den westlich vorstoßenden Bogen des Stromes, besonders in Uerdingen und Rheinberg. Das alte Neuß hatte dabei das gleiche Unglück wie Duisburg, daß es vom Rhein verlassen wurde und dann immer um den Zusammenhang mit ihm vermittels der Erftmündung und der Hammer Fähre zu ringen hatte.

Eigenartig ist aber für den linken Niederrhein, daß seine wirtschaftliche Struktur durch südnördlich, also parallel zum Rhein verlaufende Flußtäler wie die der Erft, der Rur und der Niers bestimmt wurde, durch die bekanntlich auch die politische Gliederung und die Anlage von Brückenstädten sowie von Festungen beeinflußt worden ist. Unter letzteren ragte besonders der Rurübergang Jülich hervor, welcher der sich an das Rurtal haltenden Grafschaft und dem späteren Herzogtum sogar den Namen gab. Zu betonen ist hierbei, daß der ganze Streifen, der noch von Westen her durch die Täler der sich links in die Rur ergießenden Inde und Wurm ergänzt wurde, hydrographisch gar nicht zum Niederrhein gehört, sondern zum Maassystem. Die beiden Hauptflüsse ergaben eine steil nordwestliche Verkehrsrichtung und Siedlungsanordnung fast parallel zum Rhein und einmündend in die schiffbare Maas, die immer von Frankreich her nach den Niederlanden zu Wasser und zu Lande Verkehr trug[8]. In der älteren Zeit, in der dieser Fluß mit seinen Leistungen von größerer verhältnismäßiger Bedeutung als heute war, wurde er daher auch als Wasserweg für die niederrheinischen Gebiete, ja sogar für weiter gerichtete Transporte nach Köln und zum Oberrhein benutzt. Als wichtigster Stützpunkt kam dafür seine östlichste Ausbiegung in Betracht, wo sich Venloo als Umschlagsplatz entwickelte, das das Ziel der Landstraßen von Köln sowohl wie von Wesel her wurde und im 19. Jahrhundert auch von wichtigen Eisenbahnlinien des Rheinlandes und Westfalens in den großen Hauptrichtungen des mitteleuropäischen Verkehrs. Daneben aber wies südlich davon das Rurtal von Jülich auf Rurmond und das Nierstal auf Gennep an der Maas. Die Rur selbst

nordwestlich über Geilenkirchen-Gangelt-Sittard-Maaseyck, wo später die kaiserliche Postzentrale für die Niederlande war, die nach der Besetzung des linken Rheinufers durch die Franzosen in den 1790er Jahren nach Düsseldorf verlegt worden ist.

[8] Vgl. Dion Cassius (um 200 n. Chr.), Röm. Geschichte, Buch 44, Kap. 42: „Nicht mehr nur der Rhodanus und der Arar (Saone), nein, auch die Mosa, der Ligeris, selbst der Rhein und der Ocean werden beschifft."

Digitized by Google

wurde dabei mindestens als Flößereiweg für den wichtigen Holzhandel von der Eifel nach den Niederlanden benutzt. Sie wurde bei gutem Wasserstand gelegentlich bis Jülich mit Schiffen befahren, und ihre dauernde Schiffbarmachung bis dahin wurde schon im 16. Jahrhundert erörtert[9]. Immer neigten die Orte längs der heutigen Grenze dazu, über die Maas umzusetzen, und diese hing früher auf das engste mit der deutschen niederrheinischen Nachbarschaft zusammen, obwohl ihr engeres Tal niederländisch zivilisiert wurde. Der Wiener Kongreß verwies die Grenze auf eine Entfernung von etwa einer Meile ostwärts. Die Eisenbahnen und die durch die Regulierung bewirkte große Überlegenheit des Rheines machten diese Grenzgestaltung für Deutschland erträglich. Die neueste Entwicklung geht jedoch auf der holländischen Seite dahin, die Maaslinie zu einer im modernen Sinne leistungsfähigen Binnenwasserstraße auszubauen, eine Tatsache, die auch die deutsche Wirtschaft längs der Grenze und womöglich auf der Rheinlinie berühren kann[10]. Zu Lande wurde die Maasrichtung besonders seit dem 17. Jahrhundert noch insofern wichtig, als der Aufschwung im holländischen Überseeverkehr von Amsterdam aus Nimwegen zu einer wichtigen Umschlagsbasis für die Wirtschaft, namentlich des Aachener Gebietes, machte[11]. Die Bedeutung der Stadt erklärt sich nicht nur daraus, daß die „Rheinstraße" hier einmündet, und daß das große Rheinknie die Überquerung des Stromes nach Arnheim mit den verschiedenen Ausstrahlungen nordwärts veranlaßte, sondern auch infolge der Schwellenlage am Isthmus zwischen Rhein (bez. Waal) und Maas[12].

Die Verkehrsachse, der Rhein, selbst ist als Wasserstraße immer von höchster Bedeutung gewesen.

Die niederrheinische „große Fahrt" von der Mündung aus endete wohl schon im früheren Mittelalter immer in Köln, wo nicht nur der

[9] Vgl. Kuhl, Jülich, I, 42 ff. — Koch, Handel und Industrie von Eschweiler, 9. — Lacomblet, Archiv VII, 118. — Zeitschrift Aachener Geschichtsverein, Bd. 7, 301; vgl. 28, 454 f.

[10] Vgl. hierzu H. E. Böker, Hollands Kohlenwirtschaft; herausgegeben von der Industrie- und Handelskammer Stolberg 1928.

[11] Seit dem 19. Jahrhundert verschob sich der Güterverkehr der Aachener Gegend aber stärker nach Antwerpen hin, dem traditionellen Hauptsitz des englischen Geschäfts.

[12] Dieser Isthmus ist kürzlich (1927) von Holland durch einen neuen Kanal Mook-Nimwegen durchstochen worden, der den Maas-Deutschland-Verkehr wesentlich verkürzt.

Digitized by Google

Wasserstand, sondern auch die Nautik und die Schiffstypen wechselten, die sich mindestens seit dem 12. und 13. Jahrhundert im Sinne einer höheren Leistungsfähigkeit besonders in der Güterfahrt herausbildeten, wie das auch zur See der Fall war, wo damals die großen Typen des Kogge und des Hulk, die Vorläufer künftiger bedeutenderer Seefahrtsentwicklung, ausgebaut wurden. In Köln wurde die Sachlage noch durch das auf die Versorgung der Pfalz bzw. des Erzbischofs und der Stadt gerichtete Stapelrecht gefestigt, das so als Umschlags- und Engrosverkaufszwang zugleich geführt wurde, seine Herkunft von der Rücksicht auf die Sicherung der Staatsspitze und ihrer Behörden ableitete und erst seit dem 13. Jahrhundert auf die Stadt und deren allgemeinwirtschaftliche Erfordernisse überging, naturgemäß mit dem Ausscheiden des Erzbischofs als Landesherrn rein stadtpolitische Sache wurde. Dieses Recht hat bis zur Rheinschiffahrtsakte von 1831 Handel und Schiffahrt des Niederrheins auf das nachhaltigste beeinflußt, und es hat bis heute der Stadt Köln ihre starke Tradition für Verkehrsgewerbe, Verkehrs- und Handelsvermittlung in auffallendster Vielseitigkeit verleihen helfen. Es hat internationale Wirtschaftsbedeutung auch insofern gehabt, als die Stadt Köln seit dem späteren Mittelalter über die von der See und den Niederlanden in vielseitigen großen Mengen heraufkommenden und nach Süddeutschland und weiter bestimmten leichtverderblichen Fisch-, Fett-, Fleisch- und Molkereiwaren sowie für raffiniertes Seesalz im Einvernehmen mit den Ursprungsgebieten und mindestens den umschlagenden Seehäfen in Holland und Seeland die Qualitätsaufsicht führte und den Bestimmungsorten gegenüber durch die Markierung der Packungen die Garantie übernahm, also eine Praxis handhabte, die in den gegenwärtigen Standardisierungsbestrebungen wieder sehr wichtig geworden ist.

Die große Fahrt zur Mündung konnte besonders als Seefahrt rechtlich seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr in Frage kommen, da der alte Sitz der Grafen von Holland, Dordrecht, die Ladungen ebenfalls zum Umschlag zwang und von der See her und seewärts ein gleiches Stapelrecht wie Köln anwendete, das in den Jahren von 1815 bis 1831 in der Debatte über die Klausel jusqu'à la mer der Wiener Kongreßakte noch einmal von Holland zäh verteidigt worden ist, und für dessen Preisgabe diesem Lande in der droit fixe die Befugnis zu Sonderzöllen auf seinen

Digitized by Google

Rheinstrecken zugestanden werden mußte. Holland ist zu einer dauernd zuverlässigen und liberalen Förderung des Rheinverkehrs erst seit der Entstehung Belgiens im Jahre 1830 gezwungen worden; denn damit ergab sich die Möglichkeit, den Mündungsweg durch den „eisernen Rhein", die Bahn von Köln über Aachen nach Antwerpen, zu umgehen, und das Datum der Rheinschiffahrtsakte von 1831 ist somit nicht zufällig. Sein Verhalten hat nach 1815 die Pläne zum Bau von Umgehungskanälen nach der Schelde und der Ems vorübergehend recht belebt[13], wie schon die Versuche zum Bau der Fossa Eugeniana von Rheinberg über Kamp und Geldern nach Venloo seit 1626 oder des Nordkanals im Jahre 1809 auf der Linie Neuß-Viersen nach der Schelde durch Napoleon gegen die Stellung Hollands gerichtet gewesen sind.

Der genannte Dordrechter Stapel mußte sich aber für jeden leistungsfähigeren Güterverkehr als selbstverständlich ergeben, weil die neuen Seeschiffe Tiefgänge von 3 bis 4 Metern hatten[14], also auf dem Rhein nicht fahren konnten, noch heute auf ihm Schwierigkeiten haben würden. Der Niederrhein ist mindestens schon im späteren Mittelalter kein eigentlicher Seeweg mehr gewesen, und es besagt für seine grundsätzlichen Funktionen nichts, wenn gelegentlich einmal eine kleine Ladung unmittelbar nach See ging oder Personen in zusammenhängender Fahrt von Köln dahinaus gelangten. Die Erzählung von der Seegeltung dieser Stadt ist eine Legende, und die Quellen, die bis in allerneueste Zeit hinein von den Barden der Seestadt Köln und der Hansekoggen auf dem Niederrhein allenfalls herangezogen werden[15], sind bei näherer

[13] Vgl. die mehrfachen Erörterungen auf den rheinischen Provinziallandtagen von den 1820er bis zu den 1840er Jahren. — Im 18. Jahrhundert sind teils von preußischer, teils von münsterischer Seite verschiedentlich Pläne zu Kanälen, z. B. von Xanten über Geldern nach der Maas oder vom Niederrhein nach Münster, erörtert worden.

[14] Vgl. Hagedorn, Schiffstypen.

[15] In der Regel leben solche Ausführungen immer von der gleichen alten romantischen Literatur, ohne sich um Quellen und neuere Forschungsergebnisse ernsthaft zu kümmern. Noch in dem im Jahre 1926 von R. A. Keller herausgegebenen Buch über die Rheinlande bringt der Düsseldorfer Professor R. Hennig (Bd. II, 15) vor, daß der unmittelbare Seeverkehr vom Rhein nach England im späteren Mittelalter usw. in „hoher Blüte" gestanden habe. Es seien die auf dem Rhein verkehrenden Schiffe in noch viel weitere „Fernen gefahren", nach Skandinavien und den Ostseeplätzen! Es wird diesem Verfasser auch sehr schwer fallen, seine Behauptung wissenschaftlich zu belegen, „die führenden Hansestädte, mit Hamburg an der Spitze", hätten damals ihre „Käufer ebenfalls in Scharen nach dem Rhein" geschickt.

Digitized by Google

Betrachtung nicht stichhaltig, da sie wohl von der Fahrt der Personen oder der Waren nach der See und von ihr herauf, nicht aber davon reden, daß das unmittelbar mit unveränderten Fahrzeugen von und nach deutschen Plätzen am Rhein geschah[16]. Sicher werden Rheinländer und besonders Kölner im späteren Mittelalter zur See überliefert und daß sie Seeschiffe haben oder daran beteiligt sind. Aber diese Betätigung in Seeverkehr und Seehandel stützte sich auf die niederländischen Häfen an der Schelde- und Rheinmündung, und seit dem 13. Jahrhundert, soweit die Fahrt nach der Elbe, nach Skandinavien und der Nordsee in Frage kam, sehr oft auf die Zuiderseeplätze, über die Land- und Yssellinie Deventer-Zwolle-Kampen[17]. Selbst vor dem 13. Jahrhundert, als der offenkundigen Übergangszeit zu einer scharfen Trennung der wirtschaftlich wirklich wichtigeren See- und Binnenschiffahrt voneinander, scheint man auch in der Personenfahrt gern in Antwerpen umgestiegen zu sein[18].

Die Rheinseeschiffahrt der Gegenwart aber entstand erst endgültig auf Grund des regulierten Rheines seit den 1880er Jahren, ohne jedoch von größerer Bedeutung zu sein.

Der Verkehr am Niederrhein hat sich in der älteren Zeit nach allen Seiten hin möglichst der Schiffahrt bedient, so sehr die ganze Lage des Landes auch hervorragende Straßenverbindungen verursachte und pflegen ließ. Die Schiffahrt war daher ein gesuchtes und die ganze Wirtschaft beeinflussendes Gewerbe. Sie wurde persönlich hauptsächlich auch von den Dörfern und kleinen Agrarstädten her besorgt. Das führende Verkehrszentrum Köln

[16] Das gilt z. B. auch von den berühmten Stellen bei Helmold, Chronikon Slavorum, I, 61, und in der Chronica regia Coloniensis, ed. Waitz, 84 f., daß sich Mitte des 12. Jahrhunderts ein Kreuzheer in Köln direkt nach England eingeschifft habe. Es steht da nur, daß es von Köln nach England und dem Heiligen Land selbst gereist sei. Lamprecht (Deutsches Wirtschaftsleben, II, 249) macht sich nicht klar, wie wohl 1500 Mann auf vier Schiffen jener Zeit, diese dazu versehen mit Lebensmitteln auf drei Jahre „in Fülle" und obendrein mitsamt den Pferden usw. von Köln nach Palästina möglich gewesen sein können!

[17] Auch Dortmunder Kaufleute hatten Seeschiffe — also von einer im Verkehr trocken liegenden Stadt aus! Lünen, der Lippehafen von Dortmund, kam natürlich auch nicht als Landungsplatz dieser Fahrzeuge in Frage.

[18] König Richard von England reist im Jahre 1194 von Köln nach Antwerpen: Goerz, Regesten II, 197. — Erzbischof Heinrich von Köln holt im Jahre 1235 die Prinzessin Isabella in England ab und landet mit ihr in Antwerpen. Knipping, Regesten III, 1, 125. Noch heute ist Antwerpen prominenter Platz für das englisch-kontinentale Geschäft.

Digitized by Google

stellte sogar verhältnismäßig wenig Schiffer und Fahrzeuge, wiewohl es der Sitz der großen interlokalen Gilden für die Ausbildung und die Abwicklung der großen Fahrt des Nieder- und Mittelrheins war[19]. Schiffahrtsprobleme und Schiffahrtspolitik sind am Niederrhein bis auf den heutigen Tag Dinge ersten Ranges geblieben. Die Regulierung des Stromes, bei der die Kölner Stapeltradition mit der bis zur Stadt geführten niederrheinischen Dreimetertiefe in gewissem Sinne gewahrt blieb, — Kanalbauten, die über die kleinen älteren Stichkanäle nach Neuß, Kleve oder Duisburg in unserer Zeit mit der Eröffnung des Rhein-Herne- und des Lippe-Seitenkanals zu den weittragenden Wasserverbindungen nach Emden und Hannover führen und die Aussicht auf die Fahrten nach Magdeburg, Berlin, Hamburg, Dresden und Breslau bringen — Binnenhafenbauten auf beiden Seiten, — Unternehmungsgestaltungen und Leistungen, die bei keinem Strome und einzelnem Stromabschnitt auf der ganzen Erde in solcher Fülle von Erscheinungen sowie von organisatorischen Gedanken und Maßnahmen bisher entwickelt worden sind. Von reichlich zwei Millionen Tonnen zu Ende der 1860er Jahre stieg der Umsatz des Duisburg-Ruhrorter Hafens auf etwa 17 zu Anfang unseres Jahrhunderts und auf rund 30 in der Gegenwart sowie mit seinen ganz dicht benachbarten Umschlagshäfen und dem rheinischen Teil des Rhein-Herne-Kanals auf über 45 Millionen Tonnen, während die gesamten deutschen Binnenschiffahrtsumsätze rund 105 betragen. Der Rheinmündungshafen Rotterdam und Hamburg (mit Kuxhaven) schlagen jährlich je rund 30 Millionen Tonnen Güter um.

Dieser niederrheinische Wirtschaftskörper mußte kraft seiner Lage zugleich auch immer auf internationalen Handel eingestellt sein, der in große Weiten führte und seit dem 11. Jahrhundert auch aktiv von den Niederrheinern selbst in fast allen Ländern

[19] Hierüber s. meine Abhandlung in den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins, Bd. 20 (1906). — Die Ausbildung wurde durch das Edikt der rheinischen Kurfürsten als der vier Regalherren von 1603 geregelt. Die Rheinschiffahrtspolitik ist, seitdem der König sich weitgehend davon zurückgezogen hatte und sich auf die Erteilung von Zoll- und Stapelrechten und ganz allgemeine Demonstrationen beschränkte, zwar Landessache geworden, sie wurde aber seit dem 14. Jahrhundert von den Kurfürsten auf den sog. Zollkapitalstagen ähnlich wie die Währungspolitik gemeinsam geregelt. Die ausführenden Behörden waren die Zollstellen. — Sehr viel neues Material zur Geschichte der älteren Rheinschiffahrt vgl. in meinen Quellen zur Geschichte des Kölner Handels.



Digitized by Google

Europas verfolgt wurde[20], nachdem er bis dahin verhältnismäßig erheblich in den Händen von Ausländern — Orientalen aus dem griechischen Reich, Juden, Italienern und Friesen[21] — gelegen hatte. Es hat im früheren Mittelalter der europäische Verkehr nach dem Nordwesten möglichst die Landlinien gesucht, zu denen auch der Rheinweg gehörte, und es sind in dieser Zeit ähnlich wie die französischen auch die niederländischen und rheinischen Binnenstädte die Stützpunkte des internationalen Handels gewesen, eine Tatsache, die in der Blüte der Kölner und der Duisburger Messen zum Ausdruck kam. Die Entstehung einer leistungsfähigen Hochseeschiffahrt in allen europäischen Meeren seit den Kreuzzügen hat den Verkehr darauf stärker an die Küsten verschoben und im niederrheinischen Bereich Brügge und Dordrecht und seit dem späteren Mittelalter Antwerpen und Amsterdam und zuletzt Rotterdam als Welthäfen entwickelt, hinter denen nun die rheinischen Städte Plätze zweiter Hand wurden, ein Zustand, der bis heute geblieben ist. Er wurde am Niederrhein, wenn auch die internationalen Messen schon im 14. Jahrhundert hier verfielen, ausgeglichen durch den Aufschwung der Handelsumsätze von und nach der Küste infolge einer allgemeinen Steigerung der Produktivkraft im Lande selbst und in den Nachbarländern sowie durch die Organisation von Gewerben, die im Warenhandel fußten[22].

Der niederrheinische Boden weist lange Parallelen von verschiedener Beschaffenheit auf: im Westen gleichlaufend zur Maas eine Schwelle mit Heiden und Wäldern; auf der Rurlinie schwere fruchtbare Strecken von verhältnismäßiger Breite, die meist vom Herzogtum Jülich erfaßt worden waren; an beiden

[20] Vgl. meinen Aufsatz: Handel und Handelspolitik am Niederrhein vom 13. bis 16. Jahrhundert in Hansische Geschichtsblätter, Jahrgang 1909.

[21] Averdunk-Ring verkennen in der Geschichte von Duisburg immer noch, daß die sogenannten „Friesen" Flamen aus Flandern waren. Das Land „Friesland" ist bis zum 13. Jahrhundert das Land bis nach Französisch-Flandern hinunter. Da hierzu die flandrischen Städte mit ihrem hervorragenden Tuchgewerbe, auf das schon Strabo hinweist, gehörten, so erledigen sich alle Spekulationen über die ehemalige Struktur der heute noch Friesland heißenden Gebiete; vgl. hierzu den Irrtum, die Flanderer hätten das Tuchmachen von den Friesen gelernt. (Ebd. S. 64.)

[22] Über die Systematik der rheinischen Wirtschaftsfaktoren mit Einschluß der historischen und deren Auswirkungen vgl. meine „Volkswirtschaft des Rheinlandes", Essen 1925. — Vgl. ferner Die Rheinprovinz von 1815 bis 1915, herausgegeben von J. Hansen, Köln 1917, 2 Bde.

Digitized by Google

Ufern des Rheines langgezogene Heidelinien, vermischt mit fruchtbareren Flächen. Im Norden geht das Ganze in den unmittelbareren Einfluß des Seeklimas über. Das Land entwickelt hier daher einen reichen Graswuchs, der die ständige Weidewirtschaft in ihrer höheren leistungsfähigen Form gestattet, daher seit dem Altertum die Bevorzugung der Rinder- und Pferdezucht veranlaßte und zugleich dabei Ausnützung des Bodens im individualistischen Betrieb, also durch Einzelhöfe, deren Siedelungslinie den Niederrhein ungefähr auf der geographischen Breite von Neuß und Düsseldorf durchquert. Zugleich haben das gleichmäßige feuchte Klima und die milden Winter die Betonung von Wintergetreide (besonders Weizen auf den schweren Böden) und des Gemüsebaues ermöglicht.

Diese Grundlagen haben der niederrheinischen Landwirtschaft den Zug zur Vielseitigkeit verliehen, der noch infolge des regen und reichlichen Bedarfs der zahlreichen Städte schon im Mittelalter gesteigert wurde. Diese haben die Landwirtschaft besonders auch angeregt, gewerbliche Rohstoffe, wie Waid, Krapp, Wau, Hopfen und Hanf, sowie die verschiedensten Arznei- und Gewürzpflanzen anzubauen. Der Weinbau reichte noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis nach Köln hinab. Seit dem 17. Jahrhundert wurde diese Richtung durch die Aufnahme von Tabak, Karden, Zichorie, ja sogar von Saflor und von Maulbeerbäumen für die Seidenzucht ergänzt, wie man überhaupt seit dem 18. Jahrhundert mitunter übertrieben mit neuen Arten experimentierte und sogar die dauernde Produktion von Erdnüssen, Topinambur und Mandeln zu erreichen suchte! Diese Vielseitigkeit hat immer auch das theoretische Interesse für landwirtschaftliche Aufgaben belebt; ist doch die Botanik des Albertus Magnus offenkundig auch unter niederrheinischen agrarischen Eindrücken geschrieben worden, und das erste bedeutendere deutsche Buch über die Landwirtschaft wurde im 16. Jahrhundert von dem Niederrheiner Konrad von Heresbach geschrieben.

Für den Getreidebau war neben einer stärkeren Berücksichtigung des Weizens, die noch jetzt besteht, die Ausbreitung des Spelzes bis hinunter auf die Ruhrlinie eigentümlich. Daneben richtete sich die ältere Zeit neben den damals im Norden allgemein üblichen Hülsenfrüchten (Linse, Erbse und Speckbohne) besonders auf Wicken und auf Hirse, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich waren. Die Kartoffel hat sich am Niederrhein

Digitized by Google

später als am Oberrhein eingebürgert und breitete sich allgemeiner seit Mitte des 18. Jahrhunderts aus. Aber es hat die Viehzucht schon früh bewirkt, daß der Anbau von Futterpflanzen, besonders von Rüben, gepflegt und daß namentlich auch der Eichenwald bis hinüber nach Geldern in oft großen Beständen noch im 19. Jahrhundert mit Nachdruck aufrechterhalten wurde. Seit dem 17. Jahrhundert ist daher der Niederrhein sehr bemüht, den Futteranbau durch Aufnahme neuer Arten, wie Spark und Luzerne und vor allem des Klees, zu erweitern, dessen Saat im späteren 18. Jahrhundert schon ausgeführt worden ist. Sichtlich hat die individualistische Wirtschaft des Einzelhofsystems diese Richtung, die seit Jahrhunderten zur Besömmerung der Brache und seit Ende des 18. Jahrhunderts schon zum Fruchtwechsel führte, hier viel früher ermöglicht, als das bei der genossenschaftlichen Bindung der Dorfsiedlung möglich war. Der Niederrhein hat auch immer schon zum Unterschied von den südlicheren Landschaften am Strom größere Betriebe und die Pacht- an Stelle der Fronhofswirtschaft bevorzugt.

Schon im Mittelalter legte sich um Köln ein Gemüsebau- und Gärtnereigebiet, das sich unter dem Einfluß der Industriebevölkerung des Bergischen Landes mindestens seit dem 18. Jahrhundert auch bei Düsseldorf ausbreitete.

Die Leistungsfähigkeit wurde aber noch gesteigert, da der schwere Boden den Anbau von Raps und Rübsen gestattete und daneben die höheren Lagen den von Flachs und von Buchweizen, der in den Heiden mindestens seit dem 15. Jahrhundert aufkam und dort seit Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Lupine ergänzt worden ist. Raps- und Leinsaaternten haben daher veranlaßt, daß Ölindustrie und Ölhandel seit dem Mittelalter zu bleibenden charakteristischen Wirtschaftszweigen des Niederrheins wurden. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts breitete sich in den besten Rapsgebieten die Zuckerrübe aus, die schließlich seit den 1850er Jahren die Grundlage einer neuen Zuckerindustrie wurde und von der die Ölsaaten zum größten Teil verdrängt worden sind.

Die Heiden aber waren der Standort einer reichlichen Schafhaltung und Bienenzucht mit Wachs- und Honiggewinnung und -verarbeitung.

Dieses landwirtschaftliche System hat sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts streng auf Verpflegungszwecke unter Betonung einer intensiven Viehzucht konzentriert. Es hat aber besonders von

Digitized by Google

seiner älteren Zeit her einen vielseitigen industriellen Stammbaum getrieben, dessen Verästelungen entsprechend vielseitig geworden sind, und längst, nachdem die verursachenden Wurzeln verschwanden, lebten die Zweige in irgendwelchen Formen weiter.

Insbesondere empfing der Niederrhein von seiner uralten Schafzucht und dem sicher auch schon im späteren Altertum vorhandenen Flachsbau die Richtung auf das eine der großen Standardgewerbe, durch das europäische Industrieentwicklung bisher immer gekennzeichnet worden ist: die Textilindustrie. Schon seit dem Mittelalter traten in den Bereich der bodenständigen Formen auch Baumwoll- und Seidenverarbeitung ein. Diese bedeuteten eine Synthese der Handelslage mit den Bodenkräften, und seit den 1660er Jahren begann die Seiden-, seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Baumwollindustrie die linksrheinischen ländlichen Leinengebiete übermächtig zu durchdringen, so daß von der Flachsverarbeitung nur noch kleine Inseln in Gestalt großer einzelner Fabriken übrigblieben. Dagegen wurden neuerdings die Textilgebiete um M.Gladbach und Krefeld wieder mit Wollverarbeitung und Bekleidungsindustrie durchsetzt. Die Ölindustrie ergänzte sich durch die Weiterverarbeitung der Öle und Fette seit dem 18. Jahrhundert auf Seife, Mitte des 19. Jahrhunderts auf Anstrichmittel und Lacke, seit den Notzeiten der Krise von 1873 auf Margarine.

In der älteren Zeit gründete sich die gewerbliche Entwicklung zugleich auf den Einfuhrhandel und nahm daher Zweige auf, die in den Rohstoffen nicht einheimisch, in den Personen und Betrieben nicht ländlich, sondern städtisch waren. Neben den genannten Textilgewerben entstanden solche Formen besonders seit dem 17. und 18. Jahrhundert mit Hilfe der holländischen Kolonialwaren, wie die Tabak- und Zuckerindustrie, und mindestens konnten sich schon im Mittelalter bodenständige Gewerbe, z. B. Gerberei und Färberei, leicht auch exotischer Roh- und Hilfsstoffe bedienen und so ihre Leistungen vielseitiger und qualifizierter machen.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich dieser traditionelle weltwirtschaftliche Aufbau des niederrheinischen Gewerbes dadurch wesentlich steigern können, daß der neue Welthandel mit Massengütern, und zwar dieser mit Hilfe des auf Veranlassung der preußischen Regierung regulierten Rheines, Großindustrien anregte, die sich am Ufer des Stromes überall in den neuen

Digitized by Google

Häfen der Städte ansiedelten. Nirgends in Deutschland ist ein derartig vielgestaltiges und weit ausgebreitetes weltwirtschaftlich fundiertes Industriesystem aufgebaut worden wie hier.

Dabei wurde bemerkenswert die häufige Doppelseitigkeit in der stofflichen Begründung, indem bodenständige Rohstoffaufbringung zur Heranziehung von gleichen oder zweckähnlichen Stoffen vom Weltmarkt her führte, wie das in der Getreide-, Ölsaat-, Holz- und Farbpflanzenverarbeitung, in der Leder- und Wollindustrie der Fall war. Manchmal aber hat der fremde Rohstoff, den zunächst der Handel brachte, die Eigenproduktion angeregt. Man importierte nicht nur Tabak, sondern baute ihn am unteren Niederrhein auch an; man befreite sich sogar vom ausländischen Rohrzucker durch den Rübenbau. Auch der niederrheinische Weinhandel befaßte sich infolge der regen internationalen Beziehungen des Landes schon seit dem Mittelalter mit deutschen, französischen und Südweinen zugleich. Hierin kam auch zum Ausdruck die enge stoffliche Verbindung zwischen Nieder-, Mittel- und Oberrhein, die sich auf vielen anderen Gebieten entwickelte.

Diese Zweiseitigkeit ist nicht nur von fernen Räumen her, sondern vor allem auch dadurch wesentlich gesteigert worden, daß der Niederrhein seine natürlichen Bedingungen, soweit sie sich agrarisch auswirken, mit dem Nordwesten Europas, Nordfrankreich eingeschlossen, teilt. Er wurde mit der ausländischen Nachbarschaft seit dem Mittelalter zu einer entsprechenden Wirtschaftsgemeinschaft verflochten, die sich in der Führung der landwirtschaftlichen Produktion, in der Textil- und Ölwirtschaft höchst mannigfach äußert. Bei der Aufbringung von Flachs und Wolle war es dem Westen aus natürlichen Gründen möglich, feinere Fasern und Garne als die schon etwas kontinentalere Rheinlinie zu erzielen. Diese ging daher mehr auf die zweiten Sorten in den leinenen und wollenen Zeugen aus und exportierte diese westwärts. Wollte man am Rhein höhere Qualitäten erreichen, so führte man die Wollen und Flächse oder die hohen Garnnummern des Westens dazu ein oder man veredelte dessen Tücher in Färberei und Appretur. In diesen Zurichtungsgewerben, besonders in der Schwarz-, Blau- und Rotfärberei, trat vermöge der deutschen Art, den Arbeitsprozeß fein und gründlich zu erledigen, hinwiederum am Rhein gegenüber dem Westen ein Vorsprung hervor, der bereits im Mittelalter deutlich vorhanden war, und der im 19. Jahrhundert zu der überlegenen

Digitized by Google

Entwicklung der modernen Farbenindustrie geführt hat[23], die vom Niederrhein und vom Wuppertal maßgeblich ausging und diesen selbst hervorragende produktionelle Ergänzungen brachte. Der Niederrhein ließ aber auch bis ins 19. Jahrhundert seine Garne in Holland bleichen und veredeln und unterhielt dort zu Haarlem wichtige Beziehungen. Immerfort spielten solche mit dem Westen mit wechselnder Aktivität und Passivität herüber und hinüber. Es sei nur daran erinnert, daß zuerst in Deutschland der Niederrhein die englische Wasser-Baumwollspinnmaschine übernahm, sowie an die Gründung der Margarineindustrie in Goch, Kleve und Emmerich durch die Holländer, die auch die Schokoladenindustrie und eigenartige Zweige der Likörfabrikation anregten. Seit dem 16. und 17. Jahrhundert sind fortgesetzt westeuropäische Neuerungen auf die rheinische Landwirtschaft übergesprungen, und noch jetzt ist diese bestrebt, zu den fein durchgebildeten holländischen Methoden an Anbau, Zucht und Behandlung von Gemüse, Hühnern, Molkereiprodukten und Eiern überzugehen.

In der älteren Zeit und noch im 19. Jahrhundert waren die Gewinnung und Verarbeitung von sogenannten „Bodenschätzen" am Niederrhein im Vergleich zu den agrarischen Konsequenzen weniger entwickelt. Eine Ausnahme machte davon nur die durch die Dringlichkeit des Baubedarfs bedingte Ausnutzung der reichen Tonlager. Schon tief im Mittelalter sind die niederrheinischen Landschaften besonders bei den größeren Städten der Sitz einer erheblichen Ziegelbrennerei gewesen, wiewohl man daneben immer sehr auf die Zufuhr von Steinen, Kalk und Holz vom Oberrhein und aus den südlich vorgelagerten Bergländern und über die Lippe aus Westfalen angewiesen war. Hier und da und besonders in und bei Köln wurden Tonwaren und Glas hergestellt.

Die Metallverarbeitung war auch hauptsächlich in dieser Stadt entwickelt, soweit es sich nicht nur um das übliche kleine Handwerk, sondern zugleich um Ausfuhrleistungen handelte. Die Grundlagen (Eisen, Stahl, Blei, Zinkerz) lieferten dazu die rechts- und linksrheinischen Berge — Kupfer und Messing wurden teilweise durch den Fernhandel herangezogen, soweit das letztgenannte Metall nicht aus Aachen und Belgien, den alten Hauptsitzen seiner

[23] Englische Tücher wurden im Mittelalter in Köln gefärbt. — Noch in den 1820er Jahren ziehen englische Färbereien in Manchester und Glasgow aus Neuß Türkischrotfärbereiarbeiter heran. Verviers, Neuß, 56.

Digitized by Google

Herstellung und Verarbeitung, geliefert worden ist. Manchmal hatte sich dabei, wie das dann im 19. und 20. Jahrhundert wieder sehr verstärkt geschah, eine aktive Stellung der Rheinstädte unter Führung von Köln gegenüber den Bergländern in der Weise entwickelt, daß deren Handelskapital die Berg- und Metallwirtschaft draußen anfeuerte, dort Betriebe gründete und den Verlag organisierte.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts aber setzte eine neue Entwicklung ein, die auf zwei neuen Beziehungs- und Kraftgestaltungen beruhte, von denen aus das niederrheinische Wirtschaftssystem außerordentlich wirksam ergänzt worden ist.

Die eine bestand in dem Einströmen neuer technischer und organisatorischer Gedanken vom Bergischen und Märkischen Lande, der Eifel und dem Aachen-Dürener Industriebezirk her, die dort entweder bodenständig gewesen oder ebenfalls unter ausländischen Anregungen aufgekommen waren — es sei nur auch auf die konfessionell bedingte Einwanderung aus dem Westen im 16. und 17. Jahrhundert hingewiesen[24] — und somit in die niederrheinischen Gebiete und ihre Städte weiter vermittelt wurden. In der Hauptsache handelte es sich um die Übertragung nicht nur von neuen Formen der Textilwirtschaft, sondern besonders auch der Metallgewinnung und -verarbeitung. Veranlaßt wurde dieses Eindringen zum Teil dadurch, daß auf dem Lande und in den Städten — nicht zuletzt in dem sehr verarmten und proletarisierten Köln — in großem Umfange billige Arbeitskräfte zur Verfügung standen, die womöglich auch handwerksmäßig ausgebildet waren. Ein anderer Beweggrund war bei der sich steigernden Rohstoffeinfuhr auf dem Rhein gegeben. Der Zug zu diesem wurde dabei auch durch die Erschöpfung der Eisenerze oder mindestens durch die unzulängliche Aufbringung der Ausgangsstoffe in den Bergländern gegeben. Man konnte vom Lahngebiet Erze nach dem Niederrhein ziehen und Eisen und Stahl von England und Belgien aus den Strom herauf. Somit entwickelten sich unten an diesem Ausstrahlungen der älteren ländlichen Industriegebiete, der Hütten-, Stahl- und Eisenwarenindustrie, dazu neue Zweige in Gestalt der englischer Technik sich bedienenden Gießerei- und Walzwerkindustrie. Es entstand seit den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts

[24] Vgl. hierzu die Abhandlung von G. Witzel in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte, Bd. 29 (1910).

Digitized by Google

der Maschinenbau, der auf der rechten Seite bezeichnenderweise vom Bergbau aus in den Gründungen Franz Dinnendahls und der Gutehoffnungshütte in Mülheim an der Ruhr und Sterkrade, auf der linken von den Bedürfnissen der appretierenden und verarbeitenden Textilindustrie und der agrarisch fundierten Industrien von den Werkstätten Diederich Uhlhorns in Grevenbroich aus begann und sich namentlich seit dem allgemeinen Übergang des Verkehrs und der bisherigen Gewerbe zur Maschine in den 1830er bis 1850er Jahren überall ausbreitete. Kaum eine wichtigere niederrheinische Stadt blieb davon unberührt, und in Köln, Düsseldorf, Duisburg sowie im linksrheinischen Textilgebiet entstanden für ganz Deutschland, ja für die Welt wichtige und folgenreiche Konzentrationen dieser Industrie, die in zahlreichen Fällen auch bedeutende neue technische Gedanken fand und ausbreitete.

Die zweite Entwicklungsrichtung leitete sich ab von der Ausbreitung, die die Entfesselung der Produktivkräfte des Bodens mit Hilfe der neuen technisch-kapitalistischen Methoden im Ruhrgebiet nahm und die ebenfalls an den Niederrhein hinunterglitt. Seit Mitte des Jahrhunderts begann die Kohlenförderung am östlichen niederrheinischen Rand und zog sich auf der Linie Mülheim-Borbeck-Bottrop-Gladbeck bis zur Gegenwart immer weiter nordwärts. Sie erfüllte die Lücke zwischen diesem Rand und dem Strom, seitdem Thyssen in den 1870er Jahren seine ersten Schächte bei Hamborn und Bruchhausen niederbrachte. Zur gleichen Zeit setzte die Gewinnung der Kohle durch die Hanielzeche Rheinpreußen auf dem linken Ufer bei Moers ein. Seit Anfang unseres Jahrhunderts ist die Ausbreitung der Kohlenindustrie am linken Niederrhein, daneben aber auch die Erweiterung des Wurmreviers in der Richtung auf die Randschwellen im Westen eine sehr wichtige Tatsache geworden, sogar mit der Folge, daß seit einigen Jahren bei Rheinberg Steinsalz und künftig auch Kali gewonnen wird. Von größter Tragweite wurde aber auch die Gründung moderner Braunkohlenzechen und Brikettfabriken auf dem großen Vorkommen längs des Vorgebirges und der Erft, seit den 1870er und besonders schnell verlaufend seit den 1890er Jahren, deren Industrie sich steigend niederrheinwärts ausbreitet, und wo eine Förderung aufkam, die erheblich die Gesamtgewinnung der Steinkohle in Oberschlesien übersteigt.

Diese Erschließung der Kohlenfelder hat drei große Folgen ge-

Digitized by Google

habt: Sie zog die Verhüttung von Eisen-, Zink-, Blei-, Kupfer-, Zinn- und neuerdings auch von Aluminiumerzen an den Niederrhein, der diese Rohstoffe zugleich nun in größtem Stile vom In- und Ausland heranträgt. Daher wurden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Duisburg und seine Umgebung das größte Roheisen-, Stahl- und Walzwerkszentrum Europas.

Sie bewirkte seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Ansiedlung und den Aufschwung einer neuen chemischen Großindustrie, besonders in deren schweren Formen, sowie in Düngemitteln und Sprengstoffen, Farben und Medikamenten, in der Hauptsache dabei Zweige, die durch den Bedarf der Textilindustrie, des Bergbaues und der Landwirtschaft im Lande selbst verursacht wurden. In ähnlicher Weise kam eine bedeutende Industrie der feuerfesten Produkte und schweren Tonwaren hinzu. Dabei trat aber auch eine vielseitige Glasindustrie auf von oft führender Größe in den einzelnen Unternehmungen.

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts ergänzen sich diese Erscheinungen durch die Entwicklung einer großartigen Kraftwirtschaft, von der die beiden Kohlensorten auf Elektrizität ausgenutzt wurden in Zentralen, deren Reichweite sich von Kleve bis zur Schweiz und immer mehr nach Süddeutschland ausbreitet. Dazu wurden diese auch die Grundlage einer neuen elektrochemischen und metallurgischen Industrie. Aber die Steinkohlenindustrie verzweigt sich zugleich auch bei den niederrheinischen Zechen auf Teer und andere Nebenprodukte und neuerdings auf Stickstoff und ihre Kokereien wurden dabei die Basis einer Ferngasversorgung, die sich bis Hannover verzweigt.

Die Industrialisierung des Niederrheins ist so teils von alten Zusammenhängen her, teils infolge der weltwirtschaftlichen Masseneinfuhr oder der neuen einheimischen Massenproduktion die bezeichnende Erscheinung in der Wirtschaftsentwicklung ganz Westdeutschlands geworden. Sie setzte zuerst in ihren größeren Betriebsformen auf der ganzen rechten Seite ein, wo sich dabei die für diesen Entwicklungsprozeß besonders typische Metallindustrie in der Weise abstufte, daß mit der Entfernung vom Ruhrgebiet die Leistungen leichter, d. i. fertigindustrieller wurden. In Köln setzte sich fast nur der eigentliche Maschinenbau an, in Düsseldorf und seiner Umgebung dieser schon vermischt mit schwereren Walzwerken und Röhrenfabriken, während, wie gesagt, im Duisburger

Digitized by Google

Gebiet Hütten- und Stahlwerke größten Formates hinzutraten. Außer dem Einfluß des Ruhrgebiets kam auf dieser Seite namentlich noch der billige Heideboden in Betracht, der besonders großräumige Betriebe anzog. Auf dem linken Ufer setzte die Entwicklung später ein und wurde hier auch deshalb lückenhafter, weil in dem großen Halbring von Köln die Festung die Ausbreitung der auf den Rheinstrom angewiesenen Industrie wesentlich hemmte. Aber auch hier ist schließlich besonders seit der Hafenpolitik von Neuß, dem Vordringen der Stadt Krefeld an den Rhein und den Kölner Neubauten in der Nachkriegszeit der Verlauf in lebhafteren Gang gekommen, wie das auch gegenüber von Duisburg der Fall war, wohin z. B. Krupp den Schwerpunkt seiner Hüttenproduktion verlegte. Auch sonst ist die Verlegung binnenländischer Werke und nicht nur die allgemeine Ausstrahlung der Industrien an den Strom mehrfach zu verzeichnen. Sie wirkte sich besonders auch bei der Umlagerung bergischer chemischer Fabriken aus, durch die die neue Stadt Wiesdorf bei der Wuppermündung entstand. Dabei beträgt allein die Zahl der unmittelbar am Ufer des Rheines liegenden Industriebetriebe ohne die Lagerplätze und Speicher von Emmerich bis einschließlich Köln mehr als 150, und Tausende von Menschen hängen nun schon mit diesen in ihrem wirtschaftlichen Wohl zusammen.

Zugleich wurde das neue industrielle Gesamtbild besonders auf der linken Seite durch den Verlauf der neuen Eisenbahnlinien bedingt. Da der Hauptstrang von Köln über Neuß und Krefeld nach Geldern und Kleve in großer Sehne den Rheinlauf abschnitt, so ergaben sich damit entsprechende neue Entwicklungslinien, die sich entweder enger an das Rheinufer oder an die Bahn hielten und dabei auch verschiedene Richtungen in den Aufgaben suchten, also an der Bahn die hochwertigere, am Rhein die Massenleistung erstrebten.

Eigentümlich ist bei dieser ganzen niederrheinischen Wirtschaftsentwicklung schon seit dem Mittelalter immer ihre auffallende innere Verflechtung gewesen, die sich seit dem 19. Jahrhundert ganz unübersehbar verdichtet hat. Die einzelnen großen Wirtschaftsgattungen und ihre vielen Sonderzweige bedangen einander immer sehr eng, trieben einander vorwärts, waren ohne einander nicht denkbar, reichten sich gegenseitig immer die Probleme. Darin unterscheidet sich die niederrheinische und überhaupt

Digitized by Google

die moderne rheinisch-westfälische Wirtschaft von dem anderen großen führenden deutschen Industriegebiet in Mitteldeutschland, wo die großen Einzelzweige verhältnismäßig mehr unabhängig voneinander vorgehen. Im Westen wird das Wirtschaftssystem mehr vom Massenstoff regiert, der vielmehr die wechselseitige Ergänzung der „Branchen" zu seiner Bewältigung erfordert. In Mitteldeutschland baut es sich vorwiegender auf der Arbeitskraft der Menschen auf, die die Einzelzweige ungleich verschiedener und gegenseitig weniger gebunden betreibt.

Diese unsere rheinische Verflochtenheit aber trägt nach außen hin zugleich das Charakteristikum der vielseitigsten Auslandsbetätigung, die aus den uralten Kräften der Verkehrslage stammt.

Es ist dabei beruhigend und erfreulich, daß der Niederrhein auch jetzt trotz aller Dämpfungen, die sich aus der bekannten Lage Deutschlands erklären, weiter einen stark vitalen Eindruck macht. Immer noch wie seit Jahrhunderten gären und ringen die Kräfte nach vorwärts, Neues und Großes gestaltend für das ganze deutsche Volk und für Europas weltwirtschaftliche Stellung.

Digitized by Google

# Die Bedeutung von Stift und Burg Kaiserswerth für Kirche und Reich.

Vortrag[1] von
**Otto R. Redlich.**

Wenn mir die Aufgabe zuteil geworden ist, den Mitgliedern des Historischen Vereins für den Niederrhein gelegentlich der Festfahrt nach Kaiserswerth einen historischen Rückblick zu bieten, so habe ich sie nicht ohne die Besorgnis übernommen, allzu Bekanntes zu sagen. Die beiden ehrwürdigen mittelalterlichen Bauwerke, mit denen die Erinnerungen an die historische Bedeutung Kaiserswerths verknüpft sind, Stiftskirche und Pfalzruine, sind den meisten bekannt. Und es ist daher auch anzunehmen, daß den Besuchern dieser Stätten manches Detail ihrer Entstehung und Geschichte bekannt geworden sein wird. Die historische Literatur des Niederrheins ist ja nicht arm an mancherlei Aufsätzen und Sonderschriften über Kaiserswerth. Überdies hat in dem Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth, das der Düsseldorfer Geschichtsverein vor nunmehr 25 Jahren als ersten Band seiner Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins erscheinen ließ, der jüngst verstorbene Dr. Heinrich Kelleter ausführlich über das Stift gehandelt und dabei auch dessen Verhältnis zur Burg berührt.

Es liegt mir also fern, hier neue grundstürzende Forschungsergebnisse vorzulegen. Aber wie jeder Gegenstand von verschiedenen Seiten betrachtet werden kann und in einer besonderen Beleuchtung anders erscheint als vorher, so mag auch mancher geschichtliche Vorgang durch individuelle Auffassung ein neues Gepräge erhalten. So wird es mir vielleicht möglich sein, unter kritischer Verwertung des vorliegenden Quellenstoffs auf das eine und andere aufmerksam zu machen, was bisher nicht in der gleichen Weise zutage trat.

Daß aus dem Suitbertswerth ein Kaiserswerth werden konnte, zeigt schon, daß die kirchliche Bedeutung dieser Stätte

[1] Der auf der Tagung des Historischen Vereins für den Niederrhein in Kaiserswerth am 4. Juni 1928 gehaltene Vortrag hat im vorstehenden einige kleine Änderungen und Erweiterungen erfahren, besonders durch Anmerkungen.

Digitized by Google

allmählich zurücktrat gegenüber der weltlichen. Und das ist erklärlich genug, wenn man bedenkt, daß alle die großen Abteien und Stifter, die im frühen Mittelalter die Ausgangspunkte für die Verbreitung des Christentums und für die geistige und wirtschaftliche Kultur des Landes gebildet hatten, allmählich in ein anderes (egozentrisches) Stadium eintraten, nachdem diese ihre Mission erfüllt war.

Dürftig genug sind die Nachrichten, die in die erste Frühzeit Kaiserswerths hineinleuchten. Wir verdanken sie lediglich dem angelsächsischen Kirchenhistoriker Beda, der uns in wenigen Sätzen den Tatbestand der Klostergründung durch Suitbert mitteilt. Mit Recht hat Kelleter diese Sätze als erste Nummer in sein Urkundenbuch aufgenommen, da wir es mit einem zeitgenössischen Bericht zu tun haben. Bei der Interpretation dieser Sätze ist Kelleter allerdings nicht in allen Stücken glücklich gewesen. In dieser Beziehung hat die durch Peter Eschbach in einem Vortrag geübte Kritik klärend gewirkt[2].

Es ist gar nicht zu umgehen, zu Bedas Bericht Stellung zu nehmen, da er eine Fülle interessanter Fragen und Probleme anregt, ohne deren Lösung schwerlich ein klares historisches Bild zu gewinnen ist.

Zunächst die Persönlichkeit Suitberts. Suitbert gehörte zu den angelsächsischen Missionaren, die unter Führung Willibrords im Jahre 690 an der Rheinmündung landeten und sich nach Utrecht begaben, um von hier aus die Bekehrung der heidnischen Friesen in Angriff zu nehmen. In den Kämpfen, die zwischen Franken und Friesen ausgebrochen waren, hatten die Franken den südlich des Rheins liegenden Teil Frieslands erobert, Utrecht aber noch nicht in ihren Besitz gebracht. Es gehörte noch dem Friesenfürsten Radbod, dem es erst ein paar Jahre später entrissen wurde. Diese kampfgeschwängerte Atmosphäre ließ zunächst eine Missionierung in dem noch unabhängigen Teile Frieslands wenig aussichtsreich erscheinen. So zog Willibrord es vor, sich mit seinen Gefährten ins fränkisch gewordene Friesland zu begeben und, um den äußern Bestand der friesischen Mission zu sichern, den damaligen fränkischen Hausmeier aufzusuchen. Pippin sagte ihm seinen Schutz

[2] A. Dresen, Beda venerabilis und der älteste Name von Kaiserswerth. Nach einem Vortrag des † Gymnasialdirektors Dr. Peter Eschbach (Düsseldorfer Jahrbuch 28 [1916], 211 ff.).

Digitized by Google

zu. Da es aber der ganzen Gesinnung dieser angelsächsischen Missionare entsprach, ihr Unternehmen auf die Zustimmung Roms zu gründen, so reiste Willibrord — wie einige Jahrzehnte später Bonifatius Wynfrith — nach Rom, um sich den Segen des Papstes zu holen.

Bevor er seine Gefährten verließ, erkoren diese Suitbert zu ihrem Bischof, vermutlich weil dieser wesentlich älter als Willibrord war, und veranlaßten ihn, sich vom Bischof Wilfried in England ordinieren zu lassen. Diese Ordination geschah 692 oder 693.

Inzwischen war Willibrord von Rom zurückgekehrt. Es folgten neue Kämpfe der Franken gegen die Friesen, die Utrecht in fränkische Gewalt brachten. Pippin faßte nun den Plan, Utrecht zum Mittelpunkt der friesischen Mission und zum Sitz eines Erzbischofs zu machen. Er veranlaßte Willibrord zu einer zweiten Reise nach Rom, um dort die Bischofsweihe zu erbitten. Diese erfolgte Ende 695. Und nun ging Willibrord (Clemens) nach Utrecht zurück und erbaute hier eine Kirche nebst Kloster für seine Genossen. Bald nach Willibrords Rückkehr aber ging Suitbert, den Beda als „vir modestus moribus et mansuetus corde" (also als einen im äußern Benehmen bescheidenen und seinem inneren Wesen nach friedliebenden Mann) schildert, seine eigenen Wege und predigte den Brukterern das Evangelium.

Diese immerhin merkwürdige Tatsache der Secessio Suitberts hat natürlich zu mancherlei Kontroversen Anlaß gegeben. Hauck[3] hat, wie mir scheint, die einleuchtendste Erklärung gefunden, wenn er darauf hinweist, daß Pippin vermutlich die eigenmächtige Wahl Suitberts zum Bischof nicht anerkannt habe, zumal nachdem er Willibrord zum friesischen Bischof oder Erzbischof designiert hatte. Man darf ja nicht vergessen, daß nach fränkischen Rechtsbegriffen die Ausübung einer bischöflichen Tätigkeit ohne Genehmigung des Staatsoberhauptes nicht denkbar war. Ich vermute, daß diese Secessio Suitberts erst 696 erfolgte, nachdem Willibrord aus Rom zurückgekehrt war.

Mancherlei Schwierigkeit bietet ferner die Frage, wo wir uns das Missionsgebiet Suitberts zu denken haben. Man lokalisiert den fränkischen Stamm der Brukterer im allgemeinen zwischen Lippe und Ruhr. Ludwig Wirtz aber suchte es wahrscheinlich

[3] Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 1. Teil, 3. u. 4. Aufl. (Leipzig 1904), 436 ff.

Digitized by Google

zu machen, daß sie schon früh sich in dem Landstrich ausgebreitet hätten, der das spätere Herzogtum Berg bildete, meinte aber, von ihnen die Boruktvarier unterscheiden zu müssen, von denen Beda redet[4]. Vielleicht ist diese etwas spitzfindige Unterscheidung aber doch nicht stichhaltig. Denn Beda kann unter den Boruktvari ebensogut die Brukterer selbst gemeint haben[5]. Und wenn er nun weiter von einem Kampf der Sachsen gegen die Boruktvari redet, der die von Suitbert Bekehrten zerstreute und den Missionar selbst zwang, sich hilfesuchend an Pippin zu wenden, so könnten wir wohl annehmen, daß es sich um einen Vorstoß der Sachsen gegen die Ruhr nach Süden hin handelte. Jedenfalls hat, wie sich aus Sprache und sonstigen Anzeichen ergibt, die noch heute zu beobachten sind, in der Folgezeit die Südgrenze des sächsischen Gebiets etwas nordwärts der Ruhr gelegen, und zwar so, daß Heisingen und Bredeney noch zum fränkischen Gebiete gehörten[6].

Die Lösung dieser Fragen, durch den Mangel an zuverlässigen Nachrichten schwierig, interessiert uns hier nur wegen Suitberts Missionstätigkeit, die seinerzeit von Bouterwek[7] in die Gegend um Elberfeld verlegt wurde und die Veranlassung gab, Suitbert dort als Apostel des Bergischen Landes ein Denkmal zu errichten.

Da Pippin auf Bitten seiner Gemahlin Plektrudis, wie Beda dann weiter berichtet, dem Suitbert als Wohnsitz eine Insel im Rhein anwies, so darf man vermuten, daß Suitbert diese Gunst in Köln erlangt hat, wo Plektrudis sich aufzuhalten pflegte und Pippin

[4] Bonner Jahrbücher 122, S. 186 u. 190 ff.

[5] Im Briefe des Papstes Gregor III. vom Jahre 739 (M. G. Epistol. 3, S. 432) werden die Brukterer „Borthari" genannt.

[6] F. Körholz, Abriß der Geschichte des Stifts und der Stadt Werden (Werden 1925), 5. Auch Körholz nimmt (S. 4) an, daß die Brukterer noch über die Ruhr hinaus nach Süden hin ihre Wohnsitze hatten.

[7] Bouterwek, Swidbert, der Apostel des Bergischen Landes. Elberfeld 1859. Diese Annahme ist aber eben nur dann haltbar, wenn man wenigstens eine teilweise Besiedelung des Bergischen Landes durch die Brukterer annimmt. Und warum sollte auch grade dieser Stamm jahrhundertelang auf einer Stelle (Borohtra-Gau) festgesessen haben, während sonst allerwärts ein ständiges Fluktuieren stattfand. Schon der Druck, den die Sachsen von Norden aus auf diesen fränkischen Stamm ausübten, wird diesen veranlaßt haben, sich weiter nach Süden hin auszudehnen. Was aber die Missionstätigkeit anlangt, so müssen wir uns an den Bedaschen Bericht halten und deshalb die Ausführungen von Kelleter (Einleitung 20) ablehnen. Den Bericht des Rheinbrohler Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert kann man doch unmöglich als Quelle für das 8. Jahrhundert benutzen.

Digitized by Google

gelegentlich residierte. Beda schreibt, diese Insel sei nach dem rheinischen Sprachgebrauch „in littore", auf dem Ufer, genannt worden. Er wollte hiermit das altdeutsche warid wiedergeben. Dieses Wort bedeutet aber im Angelsächsischen Meeres- oder Seeufer. Und so kam er zu der falschen Übersetzung „in littore"[8]. Bedenken wir nun, daß es am Rheine eine große Anzahl solcher „Werthe" gab, so mußte es, wenn diese Bezeichnung allgemein verständlich sein sollte, mit diesem Warid eine besondere Bewandtnis haben. Es war eben das Werth, auf dem bereits ein königlicher Besitz, ein Fiskalhof oder dergleichen sich befand, den jedermann am Rheine kannte, ein Werth, das bereits zur Ortsbezeichnung geworden war. Hier, auf diesem Werth, gründete Suitbert ein Kloster, führte ein eingezogenes, beschauliches Dasein und ist hier auch gestorben. Soweit der Bericht Bedas, der, wie wir sahen, in vieler Hinsicht der Erläuterung bedurfte und in dem doch noch manches dunkel bleibt. Aus andern Quellen wissen wir, daß Suitbert im Jahre 713 gestorben ist[9]. Um sein Leben hat sich ein Kranz von Sagen[10] geschlungen, da er bald die Verehrung eines Heiligen genoß. Manche Kirchen sind auf den Namen des Suitbertus geweiht worden, und viele Pilger sind zu seiner Ruhestätte gewandert, um seinen irdischen Resten ihre Devotion zu bezeugen, die der im 14. Jahrhundert vollendete prächtige Schrein birgt.

Suitbert hat, das ist wohl zu beachten, sein Monasterium auf den Namen des hl. Peter geweiht. Er bezeugt damit die enge Verbundenheit mit Rom, die von den angelsächsischen Missionaren in einem gewissen Gegensatz zur fränkischen Kirche, die durchaus Landeskirche war und in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis von Rom stand, betont wurde. Mit diesem Monasterium war fortan für den ganzen Umkreis ein fester Stützpunkt der Anhänger des Christentums geschaffen, an dem es in diesem Gebiet bis dahin

[8] Dresen-Eschbach, a. a. O. 218. Damit kann man die ganzen Ausführungen Kelleters (Einleitung 16 ff.) über „Ham" und „Rinhausen" ad acta legen.

[9] MG. SS. I, 6.

[10] Viel hat hierzu die Vita Suitberti von Marcellinus, die von Diekamp als eine plumpe Fälschung des 15. Jahrhunderts nachgewiesen worden ist, beigetragen. Sie ist im Jahre 1508 zum erstenmal gedruckt worden. Bei dieser Lage der Dinge geht es natürlich nicht an, Mitteilungen aus dieser trüben Quelle historisch zu verwerten, wie dies vielfach in dem Buch von Heck über Kaiserswerth geschehen ist. — Über die an Suitberts Predigt in der bergischen Stadt Ratingen geknüpfte „Dumeklemmersage" s. A. Dresen in der Geschichte der Stadt Ratingen von O. Redlich, A. Dresen und J. Petry (Ratingen 1926), 329 ff.



Digitized by Google

völlig fehlte. Hatte der Sachsenvorstoß, wie Beda berichtet, die von Suitbert Bekehrten auseinandergesprengt, so bot sich ihnen jetzt hier ein Asyl, das schon durch die insulare Lage imstande war, Schutz zu gewähren. Und wenn auch nach Bedas Worten Suitbert selbst hier auf der Insel, dem Werth, ein eingezogenes Leben führte und vielleicht schon seines Alters wegen auf weitere Missionsfahrten verzichten mußte, so darf man doch andererseits als gewiß annehmen, daß mancher seiner Anhänger, die er in das Monasterium aufnahm, den Samen des Evangeliums in der Nachbarschaft ausstreute.

Ob das Christentum hier am rechten Rheinufer schon vor Suitberts Klostergründung feste Stützpunkte gehabt hat, ist sehr fraglich. Man hat im Hinblick auf die Kirchenpatrozinien die Ansicht geäußert, daß die Kirchen in Wittlaer und Mündelheim wegen des Patronats der hl. Remigius und Dionysius in frühfränkischer Zeit entstanden seien. Aber sehr mit Recht hat Wilh. Neuß in seiner Schrift über die Anfänge des Christentums im Rheinlande[11] in Übereinstimmung mit den Forschungen von Joseph Dorn darauf hingewiesen, daß diese Patroziniumsfrage mit großer Vorsicht zu behandeln ist und ohne Hinzunahme anderer Erkenntnismittel nicht entschieden werden kann. Wir würden oft zu merkwürdigen Resultaten kommen, wenn wir uns einzig durch das Patrozinium zu einem Urteil über das Alter einer Kirche leiten ließen.

Was auf der rechten Rheinseite von Kirchen vor Suitbert vorhanden sein konnte, wird sich auf einige wenige Eigenkirchen oder Kapellen auf grundherrlichem Besitz beschränkt haben, zumal auf Höfen der Könige oder Metropoliten, wie etwa in Duisburg, Bürgel oder Hilden.

Gerade hierin liegt ja die große Bedeutung der Gründung des Suitbert, daß nun von hier aus sich nach allen Seiten hin die Ströme christlichen Lebens ergossen und daß sich im Zusammenhang mit dem Kloster und von ihm abhängig sogenannte Zellen bildeten, die sich dann zu Pfarrkirchen auswachsen konnten. Wir lernen als solche Gellep, Himmelgeist, Ilverich, Kierst und Mettmann kennen. Noch im 12. Jahrhundert bestimmte das Stift für diese Zellen die Priester, so auch für Niehl, Lank, Latum und Strümp. Aber Näheres darüber wissen wir eben erst aus späteren Urkunden. Denn

[11] Rheinische Neujahrsblätter, 2. Heft (Bonn 1923), 72.

Digitized by Google

die erste uns erhaltene Urkunde des Stifts Kaiserswerth, die aus dem Jahre 877 stammt, redet nur von den cellulae, ecclesiae aut villae, die dem Kloster gehören und vor jedem weltlichen Eingriff geschützt sein sollen.

Für die ganze Zeit seit dem Tode Suitberts (713) bis 877, also für anderthalb Jahrhunderte des Bestehens des Klosters, haben wir keine urkundlichen Nachrichten. Sie sind, wie Kelleter wohl mit Recht vermutet, verloren gegangen mit den Archiven der Königspfalzen, in denen sie aufbewahrt worden waren. Wie in Aachen setzt auch in Kaiserswerth die selbständige stiftische Tradition erst gegen das Ende des 9. Jahrhunderts mit dem Beginn der auch für königliche Kirchen eintretenden Sonderverwaltung ein. Und somit lernen wir auch erst aus späteren Urkunden die wirtschaftlichen Grundlagen kennen, die für die Lebensbedingungen des Stiftskollegiums in Frage kamen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Entwicklung der inneren Verfassung des Stifts zu schildern. Kelleter hat sich in der Einleitung zu seinem Urkundenbuch ausführlich darüber ausgesprochen und mit Rücksicht auf den Mangel an Material für das Kaiserswerther Stift die Aachener Verhältnisse zum Vergleich herangezogen. Ich will hier nur erwähnen, daß die Aachener Synode von 876 eine Ordnung für das gemeinsame Leben der Insassen eines solchen Monasterium, wie es in Kaiserswerth bestand, festgesetzt hatte. Sie bezog sich auf die nachmaligen sogen. Kollegiatkirchen. Von der mönchischen Organisation wich diese Ordnung dadurch ab, daß z. B. das Recht des einzelnen am Privateigentum festgehalten wurde. Das änderte sich erst im 11. Jahrhundert, wo die Gemeinsamkeit auch auf den Besitz ausgedehnt wurde. Aus den wenigen Urkunden des Kaiserswerther Stifts für jene erste Zeit wissen wir aber, daß hier schon am Anfang des 10. Jahrhunderts neben dem Abt einem Propst die Stiftsverwaltung unterstellt war. Immerhin ist es merkwürdig, daß noch 910 das Stift als ein coenobium bezeichnet wird und daß erst Ende des 12. Jahrhunderts von Kanonikern die Rede ist.

Als jene erste uns erhaltene Urkunde für das Stift ausgestellt wurde, war Suitbert schon unter die Zahl der Heiligen aufgenommen; denn die Urkunde von 877 redet von dem Kloster, das zur Ehre des Apostelfürsten Petrus und des hl. Suitbert erbaut sei. Sie ist ausgestellt von König Ludwig dem Jüngeren (876—882), von dem das

Digitized by Google

Düsseldorfer Staatsarchiv außer diesem nur noch ein Original verwahrt, das im gleichen Jahr für die Abtei Werden ausgestellt wurde.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die ältesten drei Urkunden des Stifts Kaiserswerth, die sämtlich von Karolingern stammen, für unsern Archivsprengel besondere Raritäten sind. Denn die Urkunde König Arnulfs vom Jahre 888, die eine fast wörtliche Wiederholung derjenigen von 877 darstellt, ist das einzige echte Original, das unser Archiv von diesem Herrscher besitzt, und dasselbe gilt von den beiden Urkunden von Ludwig dem Kind aus den Jahren 904 und 910. Allerdings ist die Urkunde von 904 nur eine gleichzeitige Kopie. Und ich möchte gleich erwähnen, daß nun im stiftischen Archiv eine Lücke klafft von 910 bis 1050. Weder von Konrad und Heinrich I., noch von den drei Ottonen, oder Heinrich II. und Konrad II. liegen für Kaiserswerth Urkunden vor, während von diesen Herrschern mancherlei Originale für Werden, Essen, Vilich und Gerresheim — um nur die rechtsrheinischen Stifter zu nennen — ausgestellt worden sind.

Ist schon die Tatsache merkwürdig, daß alle die genannten Herrscher dem Stifte keinerlei Zuwendungen gemacht haben, so ist es noch auffälliger, daß von dem Hofesbesitz des Stifts nur jene unbesiegelte Urkunde von 904 redet, in welcher die „curtis dominicalis in Werithe" hervorgehoben wird, also der eigentliche Herrenhof, in dem wir den Mittelpunkt des alten Kronguts zu erblicken haben. Daß außer diesem Hof das Stift schon im Jahre 877 eine ganze Anzahl anderer Besitzungen innegehabt haben muß, geht aus der vorhin erwähnten Urkunde des Königs Ludwig hervor. Man muß wohl annehmen, daß es sich bei jener curtis dominicalis um die Schenkung Pippins handelt. Die ganze Entwicklung des Stifts läßt ja keinen Zweifel darüber, daß auf dem Werth sich königlicher Besitz befand, eine Pfalz, mit der, wie bei allen rheinischen Krongütern, ein großer Waldbesitz verbunden war.

Mit Recht weist Helene Wieruszowski in ihren Forschungen über Reichsbesitz und Reichsrechte im Rheinland[12] darauf hin, daß unter Pippin das Recht am unbebauten Land, das nach fränkischen Begriffen dem König gehörte, zum Werkzeug kräftigen Machtwillens und Ausdehnungstriebs im Rahmen einer Rode- und Kolo-

[12] Bonner Jahrbücher 131 (Bonn 1926), 124.

Digitized by Google

nisationstätigkeit geworden sei, wie sie die Pippiniden schon als Hausmeier in den ihnen von den Merowingern geschenkten Waldgebieten, in der Eifel und auf dem rechten Rheinufer im Forst zwischen Rhein, Ruhr und Düssel betrieben hatten. Wie in der Eifel Prüm, so legte hier am Rhein die Reichsabtei S. Suitberti von der Wirkung dieser Tätigkeit Zeugnis ab. Und hatte sich die Krone auch zugunsten des Stifts ihres Hofesbesitzes entäußert, wofür das Stift bei der Anwesenheit des Herrschers die servitia zu leisten hatte, so behielt sie eben doch eine Pfalz oder Burg, in der ein Aufenthalt für den König möglich war.

Über Umfang und Ausdehnung dieser Königspfalz fehlen für die Frühzeit alle Anhaltspunkte. Von einer bedeutenden Anlage kann jedenfalls nicht die Rede sein. Da nach der Einverleibung des sächsischen Stammesgebiets durch Karl den Großen die militärische Bedeutung der Pfalzen am Rhein allmählich hinter der wirtschaftlichen und kulturellen zurückgetreten war, so ist die vorhin bereits erwähnte Tatsache verständlich, daß aus der Zeit der Sachsenkaiser jede Kunde über eine Berührung dieser Herrscher mit Kaiserswerth fehlt. Immerhin dürfen wir annehmen, daß die Pfalz oder Burg einigermaßen instand blieb. Gemäß den Ausgrabungen in den Jahren 1899 und 1900 nimmt P. Clemen[13] an, daß sich unter den Sachsenkaisern hier ein fester Pfalzbau erhob, „der im wesentlichen mit der Gesamtdisposition des späteren Hohenstaufenbaues identisch gewesen sein dürfte". Ich möchte es aus gleich zu erwähnenden Gründen für richtiger halten, einen derartigen Bau erst in die Zeit der Salier zu setzen.

Jedenfalls ist das gewiß, daß die hiesige Pfalz erst durch äußere Verhältnisse zur Kaiserresidenz geworden ist. Es war in den Tagen des gewaltigen Kaisers Heinrich III., als durch den vom Lothringerherzog Gottfried dem Bärtigen entfachten Aufstand das kaiserliche Heer im Jahre 1047 gegen den Grafen Dietrich von Holland ins Feld zog. Während Heinrich nach vorübergehenden Erfolgen seine Truppen aus dem morastreichen Lande wieder zurückziehen mußte, überfiel Gottfried die Stadt Nymwegen und legte hier den alten Kaiserpalast in Asche. Erst seit dieser Zeit sah sich der Kaiser genötigt, bei seinem Aufenthalt am Niederrhein die alte Burg auf dem Werth zu benutzen. Und es ist anzunehmen, daß er dafür

[13] Berichte der Provinzialkommission für Denkmalpflege 5 (1900), 30 ff.

Digitized by Google

sorgte, daß sie in einen brauchbaren Zustand gesetzt wurde, der es ermöglichte, dem Kaiser und seinem Gefolge als Aufenthalt zu dienen. Vermutlich war er es auch, der den Grund zu der heute noch stehenden Kirche legen ließ.

Inwieweit die Nachricht in der Lebensbeschreibung des Pfalzgrafen Ezzo zutrifft, daß an diesen Kaiserswerth und Duisburg verpfändet gewesen und von Kaiser Heinrich etwa 1045 wieder zurückerworben worden seien, läßt sich durch Urkunden nicht belegen. Sie erscheint auch wenig glaubhaft, da auch in den stiftischen Urkunden nicht der geringste Hinweis auf den Pfandbesitz des Pfalzgrafen zu finden ist.

Gewiß ist, daß Kaiser Heinrich III. im Jahre 1050 Ende März und Anfang April hier weilte und Urkunden ausstellte. Auch in den Jahren 1051 und 1054 und noch in seinem Todesjahr 1056 finden wir ihn auf der Insula s. Swiberti. Der allzu frühe Tod dieses mächtigen Mannes, der für das Reich die verhängnisvollsten Folgen hatte, sollte auch für Kaiserswerth noch eine besondere Bedeutung gewinnen. Des Kaisers Witwe Agnes von Poitiers weilte mit ihrem Sohn Heinrich, der beim Tode des Vaters erst 6 Jahre zählte, und für den sie die Regierung, leider nicht mit kraftvoller Hand, führte, wiederholt in der hiesigen Pfalz. Und hier geschah es denn am Pfingstfest 1062, daß eine Fürstenverschwörung sich des jungen Herrschers bemächtigte, um den Sohn den Einflüssen seiner Mutter zu entziehen.

Die Geschichte der Entführung des jungen Königs durch Erzbischof Anno von Köln, der den arglosen Knaben auf sein Schiff gelockt hatte, ist aus der Schilderung Lamberts von Hersfeld allbekannt. Nach dieser Überlieferung wäre der junge König beinahe in den Wellen des Rheins ertrunken, wenn ihn nicht einer der Mitverschworenen, Graf Egbert von Braunschweig, aus den Wellen des Flusses gerettet hätte. Nach einer andern Überlieferung hätten die Verschwörer, zu denen auch der Bayernherzog Otto von Nordheim gehörte, das Kreuz und die königliche Lanze aus der Burgkapelle geraubt und ohne Widerstand den jungen Heinrich nach Köln gebracht.

Über die Ursachen dieser Verschwörung mich hier näher zu äußern, kann ich mir ersparen. Sicher ist, daß Erzbischof Anno für einige Jahre den jungen König in seiner Gewalt hatte und seinen Einfluß auf dessen Regierung erst später mit dem mächtigen Erz-

Digitized by Google

bischof Adalbert von Bremen teilen mußte. Und ebenso ist es unzweifelhaft, daß die ungeheure Tat der Verschwörer den Namen des Werths S. Suitberti weitbekannt in der abendländischen Welt machte.

Der wiederholte Aufenthalt des kaiserlichen Hoflagers in der Pfalz auf dem Werth, von der zahlreiche Urkunden Zeugnis ablegen, begünstigte die Ansiedlung von Kaufleuten und den Ausbau einer städtischen Verfassung. Ein bezeichnendes Licht auf diese Verhältnisse wirft eine Urkunde König Konrads III. vom Jahre 1145. Hier werden die Reichsleute und Königskaufleute und alle Stiftsangehörigen mit ihrer gesamten Habe in den Schutz des Königs gestellt. Er erneuert ihnen alle von seinen Vorgängern verliehenen Privilegien, befreit sie von Zollabgaben und gewährt ihnen dieselben Rechte, welche die Aachener Reichsleute bereits im ganzen Reich genossen.

Aber eine weit größere Hebung der wirtschaftlichen Bedeutung Kaiserswerths brachten die nächsten Jahrzehnte durch die von Kaiser Friedrich I. angeordnete Verlegung des Rheinzolls von Tiel nach Kaiserswerth im Jahre 1174. Den Insassen der Burg erwuchs nun die Aufgabe, den Schutz über diesen Rheinzoll zu üben. Und als unabweisbar ergab sich die Notwendigkeit, die bisherige Burg entweder gründlich umzubauen oder einen ganz neuen Bau zu errichten. Kaiser Friedrich Barbarossa entschied sich für das letztere. Er legte im Jahre 1184 den Grund zu dem prächtigen Bauwerk, dessen Reste wir noch heute bewundern.

Ich muß es mir versagen, über diese großartige Anlage Näheres mitzuteilen. Nur das möchte ich betonen, daß der Bau jedenfalls sehr langsam fortschritt und in seiner überlieferten Gestalt zum Teil erst dem 13. Jahrhundert angehört. Wie eine der uns noch erhaltenen Inschriften besagt, galt dieser Bau nach dem Willen Friedrichs I. der Förderung der Gerechtigkeit und des Friedens. Die Sorge für diesen Bau, mit dem der Grund zur militärischen Bedeutung Kaiserswerths gelegt wurde, beschäftigte den Kaiser noch im fernen Osten auf dem Kreuzzuge, wie sein Brief an seinen Sohn Heinrich beweist, dem er zugleich die Vollendung der Pfalz Nymwegen ans Herz legte. Heinrich VI. hat tatsächlich auch nach dem Tode des Vaters lebhaftes Interesse für Kaiserswerth bekundet, nicht nur für die Burg, sondern auch für das Stift. Seine 1193 hier ausgestellte Urkunde redet zum ersten

Digitized by Google

Male ausführlich von dem Stiftsfronhof Rinthausen und dessen Waldrechten in rechtsrheinischen Gemarkungen.

Hatte Heinrich VI. nun auch den erzbischöflichen Städten, zumal Köln, Freiheit am Zoll zu Kaiserswerth bestätigt für alle Waren, die dem eigenen Bedarf der Bürger dienten, so bildete dieser Zoll doch den Stein des Anstoßes für den Kölner Erzbischof. Und so benutzte Erzbischof Adolf I. die nach Heinrichs Tod entstehenden Thronstreitigkeiten dazu, von dem Welfen König Otto IV. sich die nötigen Sicherheiten zu verschaffen. Er verlangte von ihm die Erlaubnis zur Zerstörung der Pfalz Kaiserswerth, was ihm der Welfe im Jahre 1198 zusagte, da sich diese Reichsburg damals noch in staufischem Besitz befand. Und noch 1202 faßte eine Übereinkunft des Erzbischofs mit dem Welfen Verhandlungen beiderseitiger Räte und Freunde ins Auge über die Frage, wie sie den „königlichen Turm" zu Werde mit seinem Zoll zerstören könnten. Im folgenden Jahre muß es dem Erzbischof, vielleicht mit Hilfe des Stiftspropsts Dietrich, der schon früher in seinem Gefolge anzutreffen ist, geglückt sein, die Stadt Kaiserswerth zu betreten, denn wir wissen, daß er 1203 hier eine Urkunde ausgestellt hat. Vielleicht mag es ihm bei dieser Gelegenheit auch gelungen sein, sich unter der Besatzung der Burg Freunde zu werben, um durch Verrat in den Besitz der Burg zu kommen. Wenigstens besagt eine chronikalische Nachricht, daß Philipp von Schwaben im Jahre 1205 acht Ritter und Knechte enthaupten ließ wegen ihrer Absicht, das Königshaus zu Kaiserswerth zu verraten. Freilich hatte der Erzbischof — es handelt sich um den bekannten „Übeltäter am deutschen Reiche" aus dem Hause Altena-Berg[14] — inzwischen die Partei gewechselt und sich auf die staufische Seite geschlagen.

Der blutige Bürgerkrieg, der damals die Rheinlande durchtobte, hat auch die Reichsburg nicht verschont. Wir dürfen annehmen, daß der tapfere Burggraf Gernand von Hagenau, der wie später sein gleichnamiger Sohn jahrzehntelang das Regiment auf der Kaiserswerther Burg führte, nach dem Tod Philipps von Schwaben loyal dem König Otto IV. anhing. Und als ein Feind dieses Königs, der Bischof Otto von Münster, als Gefangener in Kaiserswerth weilte, da war es Gernand, der die Burg im Jahre 1215 gegen den bergischen Grafen Adolf verteidigen mußte, als dieser

[14] A. Schulte, Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein (Düsseldorf 1925) 48.

Digitized by Google

seinen Parteigenossen Bischof Otto befreien wollte. Damals mußte Gernand kapitulieren, ein Beweis dafür, daß die von Friedrich I. geplante Anlage noch nicht fertig geworden war. Durch das Graben unterirdischer Gänge war es dem bergischen Grafen gelungen, in das Innere der Burg einzudringen. Und dieser Umstand veranlaßte dann eine gründliche Erneuerung des Gewölbesystems und eine Erhöhung des Brunnenhauses. Diese Verstärkung der Widerstandskraft der Burg hat sich einige Jahrzehnte später bewährt, als es galt, dem Gegenkönig Wilhelm von Holland den Besitz der Reichsburg zu verwehren. Der seit dem Tod Ottos IV. wieder treu der staufischen Partei ergebene Burggraf Gernand, der übrigens auch Duisburg im Namen des Kaisers verwaltete, ließ nichts unversucht, um die Verteidigung aushalten zu können. Damals ist der Turm der Kirche abgetragen worden, um dem angreifenden Teil nicht als Stützpunkt dienen zu können. Und so gelang es, fast ein Jahr lang dem Belagerungsheer zu trotzen, bis der Hunger die Besatzung zur Kapitulation zwang. Damit schien auch die moralische Widerstandskraft des Burggrafen gebrochen. Noch in demselben Jahr 1249 schloß er einen Bund mit dem Kölner Erzbischof Konrad, dem er gegen jeden Hilfe zu leisten versprach, ausgenommen König Wilhelm.

Mit des Reiches Kraft und Herrlichkeit war es zu Ende. Mehr und mehr geriet das alte Reichsgut in die Hände der jetzt mächtig aufstrebenden Territorialfürsten, die mit dem Reichsbesitz das eigne Gebiet zu erweitern strebten. So war Duisburg schon in die Hände des Grafen von Kleve gekommen. Und nun trachtete der Kölner danach, Kaiserswerth mit seinem reichen Zoll dem Erzstift einzuverleiben und mit der Reichsburg die aufstrebende Territorialmacht des bergischen Grafen in Schach zu halten. Konrads Nachfolger, Engelbert II., wußte den Burggrafen Gernand den Jüngeren durch Zusicherung finanzieller Vorteile zur Abdankung zu bewegen und war damit faktisch Herr der Burg geworden, die ihm dann König Rudolf im Jahre 1273 auf Lebenszeit in Verwaltung gab. Nach Engelberts Tod hatte dann das Kölner Domkapitel sie während der Sedisvakanz besetzt und dem neuen Erzbischof, dem gewaltigen Kämpen Siegfried von Westerburg, bei seinem Einzug in die Erzdiözese die Reichsburg überantwortet. Der König forderte sie zwar zurück, aber es hat noch jahrelanger Verhandlungen und militärischer Demonstrationen, ja auch der Intervention des

Digitized by Google

Papstes bedurft, ehe Siegfried sich dazu entschloß, dies wertvolle Kleinod aus der Hand zu geben. Und dann, als Rudolf nicht mehr war, ist es dem Erzbischof doch gelungen, Kaiserswerth von den Königen Adolf und Albrecht in Pfandbesitz zu bekommen.

Als Kaiserpfalz kam Kaiserswerth von da an nicht mehr in Betracht. Burg, Stadt und Zoll dienten lediglich noch als Pfandbesitz, den im 14. Jahrhundert zunächst Jülich, dann Pfalz und hierauf Kleve innehatten. Der Zoll erhielt mit dem Anwachsen des Handelsverkehrs auf dem Rhein eine immer gesteigertere Bedeutung. Einen Begriff hiervon erhalten wir, wenn wir den Preis hören, den Kurköln im Jahre 1424 zahlen mußte, als Graf Gerhard von Kleve und Mark sich auf einen Verkauf einließ. Er betrug 100 000 Goldgulden, für damalige Zeit eine ungeheure Summe. Es war übrigens ein höchst anfechtbarer Verkauf, da Kleve nur das Pfandrecht besaß. Und es war nicht zu verwundern, daß ein großer Rechtsstreit sich darüber erhob, der sich jahrhundertelang hinzog, bis es endlich im Jahre 1768 dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz gelang, das Pfand einzulösen und Kaiserswerth dem Jülicher Territorium einzuverleiben. Wohlgemerkt dem Jülicher, obwohl es auf bergischer Seite lag. Denn die Ansprüche auf Kaiserswerth stammten von Jülicher Seite her.

Aber was war inzwischen mit diesem wertvollen Pfand geschehen! Die Kurfürsten von Köln hatten es ja Jahrhunderte hindurch besessen, als ob es ihr eigen wäre, und so hatten sie natürlich auch dafür sorgen müssen, daß die alte Kaiserpfalz nicht völlig verfiel. Ganz besondere Verdienste um die Erhaltung erwarb sich ums Jahr 1575 der Kurfürst Salentin aus dem Hause Isenburg. Seine Umbauten und Erneuerungen, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, verwischten allerdings den Charakter der mittelalterlichen Pfalz, trugen aber doch dazu bei, das Alte zu erhalten. Nur in der Gestalt, die damals dem Bau gegeben wurde, ist er uns im Bilde überliefert. Allgemein bekannt sind die Ansichten, die uns die großen Topographien des 17. Jahrhunderts bieten. Der gewaltige Bergfried, von dessen Mauerstärke (4½ m) erst die Ausgrabungen der Jahre 1899 und 1900 einen Begriff gegeben haben, muß durch seine imposante Höhe von weither sichtbar gewesen sein.

Diese alten Bilder zeigen uns nur die Ansicht der Rheinseite, während die eigentlichen Festungswerke, die im 16. und 17. Jahrhundert entstanden, nach Osten zu lagen. In welch großartigem

Digitized by Google

Maße diese ausgebaut worden sind, schildert der jüngste Aufsatz M. Braubachs im Düsseldorfer Jahrbuch. Die unglückselige landesverräterische Politik der Kölner Kurfürsten aus dem Hause Wittelsbach führte dazu, daß diese gewaltige Festung den Franzosen als Stützpunkt gegen deutsche Truppen dienen konnte. Und so ist es gekommen, daß das herrliche Schloß, die alte Kaiserpfalz, schon im Jahre 1689 bei der Belagerung im Krieg gegen Ludwig XIV. ein Raub der Flammen wurde und nach der zweiten Belagerung im Jahre 1702 nur noch als Steinbruch diente, nachdem der gewaltige Bergfried gesprengt worden war.

So übernahm also der pfälzische Kurfürst die ehrwürdige Kaiserpfalz nur als Ruine. Aber vielleicht gelingt es gerade diesen ehrwürdigen Resten mehr, als es jene Ansichten vermögen, die Phantasie zu beflügeln und die Pfalz uns so auszumalen, wie sie Barbarossas Baukünstler erdacht hatten.

Aber Karl Theodor war kaum aus dem Leben geschieden, da erfüllte sich auch das Schicksal des Reichsstifts. Sein Nachfolger Max Joseph verfügte am 12. September 1803 gemäß den Bestimmungen des Reichsdeputations-Hauptschlusses die Aufhebung aller Stifter und Klöster im Bergischen und damit auch des Stifts Kaiserswerth. Aber der eigentliche Mittelpunkt dieses Stifts, die ehrwürdige Kirche, welche die Gebeine des hl. Suitbertus birgt, besteht noch heute als ein köstliches Denkmal christlicher Kunst, das trotz der Stürme, die darüber hingebraust sind, in voller Schönheit auf uns wirken kann, wenn sie auch durch die reiche Erneuerung, die ihr im vorigen Jahrhundert zuteil wurde, die Patina des Alters einigermaßen eingebüßt hat. Ihr ist heute die Mission zugefallen, die Barbarossa seiner Pfalz wünschte: dahin zu wirken, „ut undique pax sit", daß überall Frieden herrsche!

Digitized by Google

# Bischof Agilolf von Köln und seine Passio.

Von

**Wilhelm Levison.**

Ein so bedeutsames Erbe die Römerzeit den Rheinlanden auch für die Folge hinterlassen hat, ein einheimisches literarisches Leben von Belang hat in diesem Grenzgebiet des Römerreichs weder im Altertum noch zunächst im Mittelalter sich entwickelt. Die Schriftsprache Roms war doch in gewissem Umfang hier allein die Sprache einer herrschenden Oberschicht, und mögen auch am Rhein Männer wie Plinius und Tacitus Anregungen für ihre Schriftstellerei empfangen haben, selbst als Trier Residenz geworden ist, sind es, soweit wir sehen, nur Fremde, die dort Prunkreden für den Kaiser verfassen. Der Dichter der Mosella, Ausonius, hat Bordeaux zur Heimat, und Venantius Fortunatus, der zwei Jahrhunderte später den Rheinlanden nicht nur ein neues Moselgedicht gewidmet hat, ist aus Italien über die Alpen gekommen. Da ist es denn nicht verwunderlich, daß auch die Kirche trotz ihrer frühen rheinischen Anfänge und bei aller Pflege der Beziehungen zu den literarischen Nachzüglern des Altertums[1] dort noch lange eines bodenständigen Schrifttums entbehrt. Kein Märtyrer oder Confessor hat am Rhein in der Frühzeit einen Herold für die Nachwelt gefunden; die erste Lebensbeschreibung eines rheinischen Bischofs, die des Nicetius von Trier, ist fern von Mosel und Rhein entstanden, hat Gregor von Tours zum Verfasser. Wenn wir über den Todeskampf des Römertums an der Donau dank Eugippius so viel anschaulicher unterrichtet sind, so ist doch auch sein Leben des heiligen Severinus nicht für die Bewohner von Noricum geschrieben worden, sondern bei Neapel; das Leben von Severins Schüler Antonius hat Ennodius ebenfalls in Italien verfaßt. Erst die Karolingerzeit hat am Rhein die Anfänge einer einheimischen geistlichen Biographie entstehen lassen; sie beginnt unter König Pippin mit den fragwürdigen Viten des Maximin von Trier und Goar, aber es ist vielleicht bezeichnend, daß diese Erstlinge einer rheinischen Hagiographie — Wilhelm Busch als

[1] Vgl. meine Andeutungen in der Geschichte des Rheinlandes I (Essen 1922), 56.

Digitized by Google

Quellen für seinen ‚Heiligen Antonius von Padua' haben dienen können, die vielumstrittene Parodie aus der Frühzeit des Kulturkampfes[2]! Von so manchen hochverehrten Heiligen der Vorzeit wußte man kaum mehr als Namen und Festtag. Das war wenig für geistliche Belehrung und Erbauung, und es ist menschlich begreiflich, daß man in der Folge diese Lücken des Wissens mit größerer oder geringerer Bedenklichkeit nach berühmten Vorbildern oder auch mit freierer Phantasie nicht selten auszufüllen versucht hat. Wie wenig besagte die bloße Tatsache des Martyriums namenloser Kölner Jungfrauen den nach erbaulicher Anschauung dürstenden Verehrern; man kann es bis ins einzelne verfolgen, wie dann um den schlichten Stein des Clematius in St. Ursula allmählich ein bunter Garten oder, wenn man lieber will, ein Dickicht von Legenden emporgewachsen ist[3]. Bischof Severin von Köln war es in der Überlieferung weniger gut ergangen als seinem Namensvetter von der Donau; man half sich damit, daß man auf ihn übertrug, was Venantius Fortunatus über den gleichnamigen Bischof von Bordeaux erzählt hatte[4]. Es ist ein Gebiet, auf dem der Forschung noch zahlreiche Einzelaufgaben gestellt sind[5], ehe sie den Verlauf der gesamten rheinischen Legendenliteratur wird genauer überschauen können; es bedeutet z. B. für den Trierer Kreis einen erheblichen Unterschied, ob das Leben des Bischofs Basinus schon im 11. Jahrhundert verfaßt ist oder, wie A. Poncelet nachgewiesen hat[6], erst um 1520, was mitunter noch übersehen wird. Umgekehrt ist die Passio Gereonis über 100 Jahre älter, als gemeinhin angenommen wird[7].

[2] Darauf hat J. Hofmiller hingewiesen, Süddeutsche Monatshefte V, Band I (Heft 4, April 1908), 424, und ich selbst, Neues Archiv 35 (1910), 592.

[3] Vgl. meine Schrift: Das Werden der Ursula-Legende, Köln 1928 (= Bonner Jahrbücher 132, S. 1—164).

[4] Henri Quentin, La plus ancienne Vie de saint Seurin de Bordeaux (Mélanges Léonce Couture, Toulouse 1902, S. 23—63), mein Aufsatz: Die Entwicklung der Legende Severins von Köln (Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 34—53) und meine Ausgabe der ältesten Vita Severini in den Mon. Germ. hist., Scriptores rerum Merovingicarum VII, 205—224.

[5] Vgl. z. B. die Bemerkungen von Wilhelm Meyer, Die Legende des h. Albanus (Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, Neue Folge VIII, 1), 1904, S. 3 ff.

[6] Analecta Bollandiana 31 (1912), 142—147; vgl. meinen Hinweis, Westdeutsche Zeitschrift 31, 368 f.

[7] S. einstweilen meine Bemerkung, Das Werden der Ursula-Legende, S. 141, Anm. 2.

Digitized by Google

Zu den Heiligen, bei denen die Legende mit der geschichtlichen Wirklichkeit kaum mehr etwas gemein hat, gehört Bischof Agilolf von Köln[8]. Freilich ist unsere Kenntnis dieser Wirklichkeit ungemein beschränkt; sie besteht wesentlich nur in dem Wissen über die Zeit, in der Agilolf die Kölner Kirche geleitet hat. Sein Vorgänger Reginfrid hatte noch 742 an der ersten austrasischen Synode teilgenommen, die nach langer Pause unter dem Einfluß und unter dem Vorsitz von Bonifatius zusammengetreten war, dem sogenannten Concilium Germanicum[9]. Wenig später ist er wohl gestorben; 745 war Köln unbesetzt und sollte Bonifatius als Sitz zugewiesen werden[10], den er dann doch nicht erhielt[11]. Dafür wurde Agilolf Bischof von Köln; er gehörte 747 zu den Teilnehmern einer fränkischen Reichssynode, deren Ergebenheitserklärung Papst Zacharias am 1. Mai des folgenden Jahres beantwortete[12]. Nur kurze Zeit kann er sein Amt bekleidet haben; denn bereits 753 ist sein Nachfolger Childegar auf einem Feldzug Pippins gegen die Sachsen gefallen[13]. Im übrigen weiß keine alte Quelle etwas von Agilolf zu berichten; auch die älteren Kölner Bischofskataloge nennen lediglich seinen Namen und vermerken richtig, daß er unter König Childerich III. (743—751), dem letzten Merowinger, Bischof gewesen sei[14]. Kein Kalender einer Kölner Kirche gedenkt seiner vor dem 12. Jahrhundert.

[8] Von der Literatur über Agilolf seien erwähnt: J. Pinius, Acta sanctorum Iulii II (Antwerpen 1721), 714 ff.; Fr. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I (Göttingen 1846), 538; A. de Noüe, Etudes historiques sur l'ancien pays de Stavelot et Malmédy (Lüttich 1848) 90 ff.; Arnold Steffens, Der heilige Agilolfus, Köln 1893; J. Kleinermanns, Die Heiligen auf dem bischöflichen bezw. erzbischöflichen Stuhle von Köln I (Köln 1895), 59 ff.; S. Balau, Etude critique des sources de l'histoire du pays de Liége au moyen âge (Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers publiés par l'Académie royale de Belgique 61), Brüssel 1902/03, S. 225 ff.; Fr. Baix, Etude sur l'abbaye et principauté de Stavelot-Malmédy I (Paris und Charleroi 1924), 59 ff., 212; U. Berlière, Monasticon Belge II, 1. Lieferung (Maredsous 1928), 72.

[9] Briefe des h. Bonifatius 56 (ed. Tangl, MG. Epistolae selectae I, S. 99); MG. Concil. II, 2.

[10] Eb. 60 (S. 124); vgl. 88 (S. 201 f.).

[11] Eb. 80 (S. 179).

[12] Eb. 82 (S. 182); MG. Concil. II, 49.

[13] Vgl. L. Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter König Pippin (Leipzig 1871) 76; Böhmer-Mühlbacher, Regesta imperii I², Nr. 73a.

[14] MG. SS. XIII, 284. Über die dem 9. Jahrhundert angehörende Grundlage vgl. Holder-Egger, eb. 283; L. Duchesne, Fastes épiscopaux de l'ancienne Gaule III (Paris 1915), 177 f.

Digitized by Google

Unterdessen war allerdings in dem vorhergehenden Jahrhundert sein Andenken unter eigenartigen Umständen von außen her in Köln erneuert worden. Seit ihrer Gründung im 7. Jahrhundert stellten die Ardennenklöster Stavelot und Malmedy trotz ihrer räumlichen Trennung eine Einheit dar. Mochte auch die Grenze der Diözesen Lüttich und Köln jetzt den Herrschaftsbereich der Klöster durchschneiden und Stavelot zum Sprengel von Lüttich, Malmedy zu dem von Köln gehören, so leitete doch ein Abt die Doppelgründung, auch als er nicht mehr die Bischofsweihe empfing[15] und die Mönche bei den nur Bischöfen zustehenden „Pontifikalien" auf die Mitwirkung der Diözesanbischöfe angewiesen waren. Dabei hatte sich ein gewisser Vorrang von Stavelot herausgebildet[16], und dem entsprach der Wunsch der Mönche von Malmedy, sich der Leitung des Bruderklosters zu entziehen und selbständig zu werden. In den Anfängen Heinrichs IV. unter einer schwachen Regentschaft schien sich dafür eine günstige Gelegenheit zu bieten. Am 1. August 1061 fand in Stavelot ein Hoftag statt, an dem auch Anno von Köln teilnahm, der tatkräftige und herrschlustige Mann, der mit seinem Nebenbuhler Adalbert von Bremen in der Frühzeit Heinrichs IV. eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat[17]. Damals luden ihn die Mönche von Malmedy ein, auch ihr Kloster zu besuchen, das ja in seinem Sprengel gelegen war; sie sollen ihn darauf hingewiesen haben, daß bei ihnen der Märtyrer „Ailulf" seine letzte Ruhestätte gefunden habe, der nach den „Annalen" erst Abt von Stavelot, dann Erzbischof von Köln gewesen sei, und sie sollen ihn veranlaßt haben, sich dessen Reliquien von Abt Dietrich schenken zu lassen und sie nach Köln zu bringen[18]. In Stavelot schrieb man den Brüdern des Zwillingsklosters später die Absicht zu, schon damit auf die Lostrennung ihres Hauses von dem anderen hingearbeitet zu haben[18]. Als Anno vier Jahre nachher auf den Plan Adalberts von Bremen einging, bedeutende Reichsabteien auf Kosten des Reiches zugunsten der geistlichen und weltlichen Großen einzuziehen, gehörte Malmedy in der Tat zu dem Anteil,

[15] Über die Abtbischöfe von Stavelot-Malmedy vgl. B. Krusch, SS.R.Merov. V, 92.

[16] Eb. 98 f.; Baix a. a. O. 142, 144 ff., 148 u. a.

[17] Über meine Auffassung von Annos Persönlichkeit vgl. Geschichte des Rheinlandes I, 104 ff.

[18] Triumphus S. Remacli de Malmundariensi coenobio I, 2 (SS. XI, 438 f.). Über die Zeit vgl. G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Band I (Leipzig 1890), 213.

Digitized by Google

den Anno für sich selbst in Anspruch nahm, und sechs Jahre lang, von 1065 bis 1071, haben die Mönche von Stavelot an der päpstlichen Kurie und am Königshofe um ihr Recht kämpfen müssen und die Rückgabe von Malmedy erst erreicht, als sie in echt mittelalterlicher Weise zum zweiten Male mit den Reliquien des Klosterheiligen Remaclus vor den König zogen[19].

Hier brauchen diese Vorgänge nur angedeutet zu werden, um den Rahmen zu kennzeichnen, in dem die Gestalt Agilolfs so nach mehr als 300 Jahren wieder hervortritt. Anno hat die Reste Agilolfs, oder was die Mönche von Malmedy dafür hielten, in dem von ihm gegründeten Kölner Kanonikerstift Mariengraden in der Nähe des Domes beigesetzt[20]. Hier haben sie sich bis zur Aufhebung des Stiftes im Jahre 1802 befunden; 1846 sind sie in den Dom gebracht worden[21]. Die Übertragung durch Anno ist vermutlich am 9. Juli 1062 vorgenommen worden. Denn sie kann erst nach jenem Hoftag vom 1. August 1061 erfolgt sein, und sodann nennen die Kölner Kalender seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts fast sämtlich den 9. Juli als den Festtag Annos, den sie teilweise als den der Translation näher bestimmen[22]. In Mariengraden feierte man später auch seine Oktav am 16. Juli[23]. Seit dem späteren 13. Jahrhundert, nachweisbar seit 1293, hat man in Köln gelegentlich Urkunden nach seinem Tage datiert[24], und vielleicht hat man dort schon über ein Jahrhundert vorher Knaben bei der Taufe seinen Namen beigelegt: gegen 1180 begegnet ein Stiftsherr Agilolf von St. Ursula[25], der frei-

[19] Vgl. Meyer von Knonau, eb. 462 ff. II (1894), 48 ff.

[20] Außer dem Triumphus vgl. Vita Annonis I, 37 (SS. XI, 482).

[21] Über die späteren Schicksale der Reliquien vgl. Steffens 21 ff.; Kleinermanns 67.

[22] G. Zilliken, Der Kölner Festkalender, Diss. Bonn 1910 (= Bonner Jahrbücher 119), 82 f. Vgl. auch die Bollandisten, Catalogus codicum hagiographicorum Latinorum qui asservantur in bibliotheca Nationali Parisiensi III (Brüssel 1893), 666; V. Leroquais, Les sacramentaires et les missels manuscrits des bibliothèques publiques de France III (Paris 1924), 58; P. Miesges, Der Trierer Festkalender, Diss. Bonn 1915 (= Trierisches Archiv, Ergänzungsheft XV), 68 f. und von älteren Usuard ed. Sollerius hinter Acta sanctorum Iunii VII, 391 und Pinius 714.

[23] Zilliken 84 f. In einem einzelnen Kalender ist Agilolfs Name auch am 19. September eingetragen (eb. 98 f.).

[24] Eb. 152; Adam Wrede, Altkölnischer Sprachschatz, 2. Lieferung (Bonn 1929) S. 79.

[25] Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins I, Nr. 461 (von 1176); R. Hoeniger, Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrhunderts (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde I) II, 1, S. 123 (von 1178/83), angeführt von Wrede a. a. O.

Digitized by Google

lich diesen alten deutschen Namen auch ohne Beziehung auf den Heiligen erhalten haben kann. 1179 haben Mariengraden und Malmedy um ihres gemeinsamen Patrons Agilolf willen eine Gebetsverbrüderung vereinbart oder, wie sie meinten, erneuert[26].

Doch soll die Geschichte von Agilolfs Verehrung hier nicht weiter verfolgt werden; von 1062 an kann über ihren Fortbestand kein Zweifel sein. Aber um diese Zeit, da sein Kult unter so eigenartigen Umständen in Köln wachgerufen wird, weiß man auch über sein Leben und Sterben mancherlei zu erzählen, wovon die alten Quellen geschwiegen hatten. Ein Mönch von Stavelot, der bald nach 1080 den Bericht über den „Triumph des h. Remaclus" bei jenem Kampf um Malmedy durch die Vorgeschichte erweitert hat, erwähnt nur, daß der Märtyrer Christi Ailulf zuerst Abt von Stavelot, dann Erzbischof von Köln gewesen sei[27]. Etwas mehr erzählt ein Mönch von Malmedy, der die Translation des h. Quirinus dorthin und die dabei und nachher geschehenen Wunder in Reimprosa beschrieben hat[28]. Er hat seine Schrift verfaßt, nachdem Anno die Reste Agilolfs nach Köln entführt hatte; er gedenkt dieses Ereignisses in Worten, die wohl den Schluß gestatten, daß man den Verlust der Reliquien noch als frische Wunde empfand (§ 38, S. 557): „De praescripto beatae memoriae viro multa suppeterent, quae dici laudabiliter possent; sed quia nobis ablatus, alias est translatus, reticere exinde melius putavimus." Man hat die Zeit des Verfassers mit Recht nach der Erwähnung eines Erzbischofs Hermann von Köln (§ 34, S. 556) bestimmt: „Per id tempestatis pontificales administrabat

[26] Aeg. Gelenius, De admiranda, sacra et civili magnitudine Coloniae (Köln 1645) 306 f.; J. Halkin und C. G. Roland, Recueil des chartes de l'abbaye de Stavelot-Malmedy I (Brüssel 1909), 508, Nr. 269.

[27] Vgl. oben Anm. 18.

[28] Herausgegeben von C. Byeus, Acta sanctorum Octobris V (Brüssel 1852), 550—559 nach einer von seinem Ordensgenossen Joh. Gamans 1638 aus Köln übersandten Abschrift „ex patronorum Malmundariensium Ms.". Nach § 32, 42 und 48 sind die dort ausgelassenen Miracula Petri einzufügen, die in den Analecta Bollandiana V (1886), 381—383 aus der aus St. Trond stammenden Handschrift 256 der Lütticher Stadtbibliothek (12. Jahrhundert) gedruckt sind. Über eine Handschrift des 12. Jahrhunderts aus Malmedy (die von Gamans benutzte?), früher im Staatsarchiv zu Düsseldorf, seit 1875 in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin Theol. lat. qu. 201, s. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI (1858), 753; für Auskünfte über diese Handschrift bin ich den Herren Archivdirektor Dr. B. Vollmer in Düsseldorf und Professor Dr. H. Degering in Berlin zu Danke verpflichtet. Zur Kritik der im einzelnen sehr fragwürdigen Translationsgeschichte vgl. auch Balau a. a. O.



Digitized by Google

infulas in Coloniensium urbe Hermannus vir severae industriae." Man hat in ihm bisher fast allgemein Hermann III. (1089—1099) zu erkennen geglaubt[29] und die Schrift daher bald nach 1099 angesetzt; aber der Abstand von der Translation des Jahres 1062 erscheint dann ungebührlich groß, mehr als ein Menschenalter, und man wird mit größerer Wahrscheinlichkeit, ja fast mit Sicherheit an den Kaiserenkel Hermann II. (1036—1056) aus dem Pfalzgrafenhause der Ezzonen denken, von dessen Tod jene Translation nur sechs Jahre entfernt ist. Ein anderer Umstand bestätigt diesen Ansatz. Hermann wird erwähnt bei Gelegenheit eines dreitägigen Fastens, das er seiner Diözese auferlegt (§ 35, S. 556): „quia ergo abbatia nostra ad eius dioecesim pertinet, studuimus et nos idem agere"; er verordnet die Abstinenz aber, als in Gallien, d. h. auf dem linken Rheinufer sich die Kunde von drohendem Unheil verbreitet, als „terrores Dominus incutiebat superventurae gentilitatis" (§ 34). Es wird an frühere Not erinnert: „Audiverant enim simile quondam in has regiones detrimentum postque populationes et incendia civitatum, post iniquas neces plurimorum plures abductos christicolarum". Der Verfasser hat doch wohl die Kriege mit den Ungarn im Auge, namentlich gegen König Andreas, dessen Erhebung im Jahre 1046 mit dem Kampf gegen die deutsche Herrschaft zunächst eine Christenverfolgung herbeiführte[30], und man darf vielleicht auch daran erinnern, daß auf einem Fürstentage eben zu Köln der Krieg von 1042 beschlossen worden war[31], den die Altaicher Annalen mit der „persecutio" der Ungarn gegen das Deutsche Reich begründen[32]. Die Erinnerung an die Ungarnzüge des 10. Jahrhunderts, die ja auch das Rheinland berührt hatten[33], erklärt die angeführten Worte der Translatio Quirini, die mithin nicht erst um 1100, sondern schon bald nach 1062 anzusetzen ist.

Hier also wird beiläufig das Leben Agilolfs in wenigen Sätzen kurz dargestellt (§ 38, S. 557)[34]: Vornehmer Abkunft, wird er dem Abt Anglinus von Malmedy von den Eltern zur klösterlichen Er-

[29] Nur Kleinermanns 59, Anm. 1, spricht von Hermann II.

[30] Vgl. E. Steindorff, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich III., Band I (Leipzig 1874), 305 f.

[31] Eb. 152 f.

[32] Annales Altahenses maiores ed. Giesebrecht v. Oefele[2] (SS. R. Germ.), 1891, S. 31.

[33] Geschichte des Rheinlandes I, 74 f. Vgl. auch Balx a. a. O. 135 f.

[34] Auch Plnius 714 gibt den Abschnitt.

Digitized by Google

ziehung übergeben; er wird sein Nachfolger, dann auch Kölner Bischof, indem er zugleich auch die Abtwürde beibehält; beide Ämter hat er tatkräftig ausgeübt, bis er „propter fidem regni" bei Amel („apud Amblavam") den Märtyrertod starb und in Malmedy („apud nos") sein Grab fand, „usque dum Deus voluit" — wiederum wird so auf die Translation nach Köln hingedeutet.

Zwei Angaben treten hier neu entgegen: Amel oder Amblève am gleichnamigen Flüßchen im Südosten von Malmedy und oberhalb von Stavelot als Stätte des Martyriums, und Abt Anglinus als Agilolfs Erzieher und als sein Vorgänger in der Leitung des Klosters. Auch die beiden Abtlisten von Stavelot aus dem 13. Jahrhundert nennen „Ailulfus" als Abt zwischen Anglinus und Albericus; die eine läßt ihn das Kloster fünf Jahre lang leiten wie Anglinus 44 Jahre[35]. Hier nun hat die Kritik längst eingesetzt. Anglinus' Abtzeit ist durch Urkunden einigermaßen bestimmt[36]; er stand an der Spitze des Doppelklosters unter König Childerich III., der etwa Anfang März 743 eingesetzt wurde[37], und war Abt sicher im August 747 und im Mai 748, aber auch noch unter König Pippin, also Ende 751 oder später[38]. Agilolf kann also nicht sein Nachfolger in Stavelot gewesen sein, ehe er das Kölner Bistum übernahm; denn Kölner Bischof war er schon vor dem 1. Mai 748, wie der Briefwechsel von Bonifatius lehrt (oben S. 78), zu einer Zeit, da noch Anglinus das Doppelkloster der Ardennen lenkte. Urkundlich ist Agilulf dort als Abt überhaupt nicht nachzuweisen, und lassen die erhaltenen Urkunden jener Frühzeit auch so manche große Jahreslücke, Nachfolger des Anglinus kann Agilolf jedenfalls nicht gewesen sein in der Art, wie die Translatio Quirini dies behauptet.

Deren Verfasser hat man wegen der Ähnlichkeit des Stils auch die Passio Agilolfi zugeschrieben, die allein ausführlicher vom Leben und Sterben des Bischofs erzählt: derselbe Mönch von Malmedy, so ist die herrschende Meinung, hat nach 1099 erst die Translatio, dann die Passio verfaßt. Die Translatio, ergab sich bereits, ist etwa ein Menschenalter vorher entstanden, und noch älter ist,

[35] MG. SS. XIII, 293.

[36] Halkin und Roland, S. XXVIII ff.; Berlière 72 f.

[37] Vgl. zuletzt Krusch, SS. R. Merov. VII, 507 f.

[38] Halkin und Roland, S. 43 ff., Nr. 16—19 und 21; die ersten drei Urkunden auch bei K. Pertz, MG. Dipl. imperii I, S. 87 (Merov. Nr. 97) und 102 f. (Arnulf. Nr. 15 und 16). Über die Zeit der Erhebung Pippins zum König (Ende 751 oder Anfang 752) zuletzt Krusch VII, 508 ff.

Digitized by Google

um dies Ergebnis vorwegzunehmen, die Passio Agilolfi. Ein Auszug aus ihr wurde zuerst 1483 zu Köln gedruckt in dem Anhang der Legenda Aurea, der bezeichnet wird als „Historie plurimorum sanctorum noviter addite laboriose collecte“[39], fol. 301a—302a und ist in der Sonderausgabe dieses Anhangs zu Löwen 1485 fol. 94—95 wiederholt worden[40]. Den vollständigen Text hat nur der Bollandist Johann Pinius in den Acta sanctorum Iulii II (Antwerpen 1721), 720—726 herausgegeben, indem er dabei zwei stark abweichende Fassungen vereinigte im Anschluß an eine Abschrift, die sein Ordensgenosse Johann Gamans 1638 aus Köln gesandt hatte; sie beruhte auf einem Lektionar von Mariengraden in Köln (C), wo Agilolfs Reste ruhten[41], und auf einer Handschrift „patronorum Malmundariensium“ (M), aus der er auch die später von Byeus veröffentlichte Translatio et Miracula Quirini damals abgeschrieben hat[42]. In dem Kölner Lektionar fehlten nicht wenige Stellen, die Pinius durch eckige Klammern kennzeichnete, und namentlich unterschieden sich beide dadurch, daß sie den Schlußteil in abweichender Weise verkürzten: in C fehlten nach der eigentlichen Passio, die mit § 14 endet, der Abschnitt über den Tod von Bonifatius (§ 15) und die Erzählung von dem wandelnden Wald und dem Siege Karl Martells über die Feinde, die Agilolf getötet hatten (§ 23—27); umgekehrt enthielt nur C, nicht M die Wunder am Grabe und an der Todesstätte Agilolfs (§ 16—22). Irre ich nicht sehr, so hat der Herausgeber die Abschnitte unrichtig zusammengefügt und gehören § 16—22 hinter § 27 an den Schluß — die Passio würde dann auch in der üblichen Weise mit einer Doxologie schließen (§ 22): „Perpendat quisque fidelium, quanti valeat apud Deum in caelis, cui tantum gratiae collatum est in terris ad laudem et gloriam Salvatoris, qui est, quod non est ei, principium et finis“[43]. Ein ganz sicheres Urteil über die Textgestaltung wird sich allerdings wohl erst geben lassen, wenn handschriftliche Grundlagen

[39] Ich habe das Exemplar der Bonner Universitätsbibliothek (Inkunabel 597) benutzt.

[40] Vgl. Bibliotheca hagiographica Latina I, 25, Nr. 146 mit S. XXV. Mir war der Druck nicht zugänglich.

[41] Die Handschrift befindet sich nicht unter den von Kl. Löffler nachgewiesenen Büchern von Mariengraden, Kölnische Bibliotheksgeschichte im Umriß (Köln 1923) 78; vgl. S. 23 f. über die Benutzung eines anderen Bandes durch Gamans und S. 36 über das Schicksal der Bücherei.

[42] Vgl. oben Anm. 28.

[43] Vgl. Apocal. 1, 8 und 22, 13.

Digitized by Google

des vollständigen Textes oder wenigstens von M zutage gekommen sind. Mir selbst sind nur Handschriften der anderen Fassung C bekannt geworden, die eng verwandten Codices London, Britisches Museum Harleianus 2801 (Anfang des 13. Jahrhunderts) aus Arnstein an der Lahn fol. 66v—68v[44] und Brüssel 98—100 (13. Jahrhundert) fol. 86—88v[45] sowie Bonn 369 (14. Jahrhundert) aus Münstermaifeld fol. 304v—307v[46] und Düsseldorf C 10 b (15. Jahrhundert) aus Düsseldorf selbst fol. 317v—323[47]; auch der 1483 und 1485 gedruckte Auszug geht auf die Fassung C zurück. Lassen demnach auch Überlieferung und Ausgabe zu wünschen übrig, so genügt doch auch der von Pinius gebotene Text zu einem Urteil über die Quelle.

Schon dem Herausgeber ist ihre stilistische Eigenart aufgefallen, wie sie ihm ähnlich bei der Translatio Quirini entgegentrat. Die Passio Agilolfi ist in Reimprosa geschrieben, jener zu bestimmten Zeiten des Mittelalters so beliebten Stilform, deren Geschichte kürzlich Karl Polheim im Zusammenhang dargestellt hat[48]. Der Reim ist häufig nur einsilbig, erfaßt mitunter aber auch zwei und mehr Silben. Als Beispiel mag der erste Abschnitt dienen: exempto — regno — aevo — triumpho — sapienti — Agilolfi — Dei — operari — tueri — ornare — emendare — exarsit — sublimavit — direxit — suggessit. In die gereimte Prosa sind Verse eingelegt, Hexameter mit und ohne Binnenreim, vereinzelt Pentameter, aber auch Rhythmen, und bisweilen vermitteln Versteile den Übergang von der Prosa zur Poesie. Wenige Beispiele von vielen (die in der Ausgabe nicht kenntlich gemacht sind):

§ 4. Qui protinus
ingemuit strinxitque animum pietatis imago,
et quamquam coepti stimularet cura laboris ...
Illorum tristes pulsabant aera voces.

[44] Vgl. meine Beschreibung, SS. R. Merov. VII, 604.

[45] Vgl. die Bollandisten, Catalogus codicum hagiographicorum bibliothecae regiae Bruxellensis I, 1, S. 31; J. Van den Gheyn, Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque royale de Belgique V, 66 (Nr. 3132, II).

[46] SS. R. Merov. VII, 561; Frieda Hoddick, Das Münstermaifelder Legendar, Diss. Bonn 1928, S. 22.

[47] SS. R. Merov. VII, 583; Hoddick, S. 48. Über den Zusammenhang der vier Legendare s. eb. 537 f. und 36 ff., 49 f. Hinzukommt noch der mir nicht näher bekannte Text im Sanctilogium des Johannes Gielemans († 1487) in der früheren K. K. Privatfideikommißbibliothek in Wien 9397a, Band IV, fol. 961v—962v (Analecta Bollandiana XIV, 1895, S. 16).

[48] Die Lateinische Reimprosa, Berlin 1925.

Digitized by Google

Talis clamor erat, quem turba gemendo ferebat:
Te praesente pio pastore sacroque magistro
laeta fuit nobis rebus fortuna secundis;
sed ut recedens a tuis ovibus apostolum te dedisti gentilibus,
protinus illa suum mutavit nubila vultum.

§ 21. Nam sub oculis omnium qui aderant
compages refluum subito rapit arida succum,
officia et rigidi remeant in pristina nervi
atque interdictum repetunt vestigia flexum.

Oder der Anfang von § 7:

Parens dictis regalibus
sacerdos fidelissimus,
ut valedixit fratribus
pacemque dedit omnibus,
ibat in Christi nomine,
martyr futurus sanguine ...
Omnia fervebant, instabant omnia votis.
Hunc divites, hunc pauperes
venturum resono passim clamore ferebant.
Tantus amor sancto, tanta est devotio vulgo.
O patrem dignum, ter sanctum, ter venerandum,
qui viscera tot pietatis,
gaudia tot mentis se redeunte refert!
Quem grex suus advenientem decenter
suscipiens, laudis modulamina confert.

Diese Mischung von Prosa und Poesie ist ja in jener Zeit recht verbreitet; ich nenne nur als Beispiele aus der gleichen Gegend die Vita Lantberti des Bischofs Stephan von Lüttich (901—920)[49], die zweite Vita Remacli, die sein Nachfolger Notker mit Heriger von Lobbes zwischen 972 und 980 verfaßt hat[50], und das zweite, bald nach 1071 in Stavelot geschriebene Buch des erwähnten Triumphus S. Remacli.

Die Passio Agilolfi bietet so ein weiteres Beispiel für die Geschichte dieses literarischen Stils, sie zeugt zugleich aber auch in anderer Hinsicht von den gelehrten Studien jener Zeit zwischen Maas und Rhein. Ihre Sprache ist nicht nur mit biblischen Wendungen durchsetzt; als der Verfasser daran ging, die Leidensgeschichte seines Helden zu schreiben, hatte er sich auch mit der Art der Heiligenleben vertraut gemacht. Er kannte jene zweite Lebensbeschreibung des eigenen Klosterheiligen Remaclus:

[49] SS. R. Merov. VI, 385—392 ed. Krusch.

[50] Als c. 40—56 aufgenommen in Herigers Gesta pontificum Tungrensium (MG. SS. VII, 180—189); dazu Krusch V, 109—111 (vgl. eb. S. 96 ff., Bibl. hagiogr. Lat. II Nr. 7115—7117 und die bei Berlière 58 angeführten Schriften).

Digitized by Google

| Vita II. Remacli. | Passio Agilolfi. |
|---|---|
| c. 46 (S. 184). coenobia sola Arduenna in arduis montibus[51] collocata. | § 3. reddunt se Arduennae montibus arduis. |
| c. 55 (S. 188 f.). orationi frequenter incumbendum ... Obedientiae bonum maioribus exhibete ... Pacientiam quae miseriarum portus est amplectimini ... Castitatem diligite ... Pacem prae omnibus et unanimitatis concordiam moneo tenendam. | § 8. Moneo vos ... orationi frequenter incumbere, oboedientiae bonum maioribus exhibere, patientiam quae miseriarum portus est amplecti, ... castitatem diligere, pacem prae omnibus et unanimitatis concordiam tenere, invidiae flammas[52] vestris a cordibus fugare ... |
| c. 55 (S. 189). quia labuntur anni fugaces dieque truditur dies[53]. | § 9. Labuntur enim anni fugaces et die velut unda procellis truditur dies. |
| c. 49 (S. 185). Heu miseri, quid acturi sumus, qui tantum pastorem amittimus? Unde recipiemus consolationem, cum ipse esset precipuum nostrarum erumpnarum levamen? Quis medebitur ultra, cum ipse fuerit solus nostrorum dolorum medicina? | § 13. Heu miseri, quid agemus, qui tantum patrem nos amisisse dolemus? Quis nobis medebitur ultra, cum ipse solus omnium fuerit medicina? Quae nobis iam erit consolatio, quos consolatore privatos tanta perturbavit desolatio? |

**Er schöpfte aus der Fundgrube fast aller mittelalterlichen Hagiographen, den Martinschriften des Sulpicius Severus[54]:**

| Vita Martini c. 27. | Passio Agilolfi § 7. |
|---|---|
| Nemo umquam illum vidit iratum, nemo commotum, nemo maerentem, nemo ridentem; unus idemque fuit semper, caelestem quodammodo laetitiam vultu praeferens extra naturam hominis videbatur. | Unus etenim idemque semper manens, caelestem quodammodo praeferens vultu laetitiam extra naturam videbatur humanam, numquam maerens, numquam ridens ... Martyrium cui vita fuit multas perferenti passiones, fame, vigiliis, frigore, ieiuniis, opprobriis invidorum, insectationibus improborum, cura pro infirmantibus, sollicitudine pro periclitantibus. Quo enim dolente non doluit? quo scandalizante non ustus est? quo pereunte non gemuit? |
| **Epist. II, 12, 13.** | |
| Nam quas ille pro spe aeternitatis humanorum dolorum non pertulit passiones, fame, vigiliis, nuditate, ieiuniis, opprobriis invidorum, insectationibus inproborum, cura pro infirmantibus, sollicitudine pro periclitantibus? Quo enim ille dolente non doluit? quo scandalizante non ustus est? quo pereunte non gemuit? | |

[51] Vgl. Horaz, Carm. I, 29, 10: „arduis — montibus".

[52] Vgl. Regula Benedicti c. 65: „ne forte invidiae aut zeli flamma urat animam". Die Regel Benedikts hat hier auch auf die Vita Remacli eingewirkt, c. 4: „Orationi frequenter incumbere ... Castitatem amare", c. 5: „oboedientia quae maioribus praebetur Deo exhibetur".

[53] Horaz, Carm. II, 14, 1: „Eheu fugaces ... labuntur anni"; eb. 18, 15: „Truditur dies die".

[54] Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum I ed. Halm S. 109—216.

Digitized by Google

Eb. 9, 10.

Quodsi ei Neronianis Decianisque temporibus in illa quae tunc extitit dimicare congressione licuisset, testor Deum caeli atque terrae, sponte eculeum ascendisset, ultro se ignibus intulisset, ... numquam ... desecari membra timuisset.

§ 14. Quem si Neronianis Decianisque temporibus in illa quae tunc extitit congregatione dimicare licuisset, vere fateri possumus, quod equuleum conscendere et ignibus se tradere capitalemque sententiam subire non timuisset.

Auch die trotz oder wegen ihrer burleaken Unanständigkeiten seit dem 10. Jahrhundert so beliebte Vita Gangulfi[55] hat als Vorlage gedient:

Vita Gangulfi

c. 11. illius congaudendum glorificationi, suae ingemiscendum desolationi.

Prol.: Vere felix, vere gloriosus ... Talis huius sancti conversatio, talis eius tota vita fuit, sancta, innocua, celebs, gloriosa, fide integra, spe robusta, caritate diffusa, omni postremo bonitate conspicua.

c. 2. praedia ... silvarum opacitate densata erant.

Passio Agilolfi

§ 14. Nostrae, inquiunt, ingemiscendum est desolationi, eius congaudendum est glorificationi. Vere enim est gloriosus, vere beatus, cuius vita sancta fuit et innocua, fide integra, spe robusta, caritate diffusa et bonitate conspicua.

§ 23. silvarum circumdensatus opacitatibus.

Einen einzelnen, allerdings sehr beliebten und verbreiteten Zug verdankte der Verfasser vielleicht dem Leben des Bischofs Sollemnis von Chartres[56]:

Vita Sollemnis c. 11.

videruntque columbam candidam de ore eius egredientem ... et evolare ad astra.

Passio Agilolfi § 11.

Ex illius ore velut nix candida columba processit et ad astra volavit.

Aber der Verfasser der Passio war nicht nur in kirchlichen Schriften belesen, er zeigt auch eine erhebliche Kenntnis der römischen Klassiker und namentlich der Dichter. Ohne langes Suchen haben sich mir folgende Belege dieser Kenntnis ergeben, die sich sicherlich noch weit vermehren lassen. Besonders scheint ihm, wie so vielen Schriftstellern des Mittelalters, Vergil vertraut gewesen zu sein:

§ 3. Haud secus agnorum quam turmam turba luporum
dissipat et praedam praedo rapit ore cruento
(Aen. IX, 341 und öfter: ore cruento).

[55] Vgl. meine Ausgabe, SS. R. Merov. VII, 155—170.
[56] Von mir herausgegeben, SS. R. Merov. VII, 311—321.

Digitized by Google

§ 10. Celebratis ergo missarum solemniis,
it pius ad saevos noster hierarcha tyrannos,
ut decreta ferat, quae regia iussio mandat.
Verum
tempus erat (= Aen. II, 268), gelidus canis cum montibus humor
liquitur et zephyro putris se gleba resolvit (= Georg. I, 43f.),
frondebant silvae (= Eclog. III, 57), ridebant floribus herbae.
§ 24. Candidus auratis aperiebat cornibus annum
taurus et adverso sedens canis occidebat austro (= Georg. I, 217 f.).

Er kannte auch Horaz[57]:

§ 1. ecclesiastica et saecularia negotia armis tueri, moribus ornare, legibus emendare
(Epist. II, 1, 1: Cum tot sustineas et tanta negotia solus,
res Italas armis tuteris, moribus ornes,
legibus emendes ...).
§ 27. Nisi Threicii vatis pro funere coniugis gementis Orphei musa sonuerit, silva mobilis ire non poterit
(Carm. I, 24, 13: Quid si Threicio blandius Orpheo
auditam moderere arboribus fidem?),

und Ovid:

§ 3. Non aliter varii quam turbant aera venti
(Metam. XIV, 544 f.: aeraque — turbant).
§ 16. fert animus ex his aliqua dicere (eb. I, 1).

Nicht so sicher möchte ich die Wendung § 3 „tristibus armis", § 13 „arma tristia" auf Statius' Thebais III, 223 („armaque in auro tristia") zurückführen oder in dem Anfang des Satzes § 5: „Fluminis impetu piscis crescit, non laeditur" eine Anlehnung an Caesars Bellum Gallicum IV, 17, 5 („impetum fluminis") erkennen. Solche Wendungen können durch jüngere Nachahmer vermittelt sein. Denn die Belesenheit des Verfassers ist zweifellos größer gewesen; der Hexameter

§ 4. illic caelestem faciens flavescere messem

verwendet einen Versschluß von Arator, Act. II, 309 (Migne, Patrol. Lat. 68, 191: „fidei cogit flavescere messem"), und die Rede § 5:

Consolans illos his verbis ammonet heros: ...
An apud improbos mores iustitiam nunc primum periculis esse lacessitam censetis? Nihil est quod admiremini, si in hoc vitae salo circumflantibus agitemur procellis,

ist teilweise wörtlich aus Boethius' Consolatio philosophiae I, 3, § 8. 4 entnommen. Die seltsame Bezeichnung des Erzbischofs § 2 als des „archos antistes" entstammt einem verbreiteten Epitaph des 965

[57] Vgl. auch oben S. 87 und unten S. 91 f.

Digitized by Google

gestorbenen Bruno von Köln[58] — die sich aus der Benutzung der 2. Vita Remacli ergebende Grenze für die Zeit des Verfassers (oben S. 86 f.) findet darin beiläufig eine Bestätigung.

Läßt sich die Entstehungszeit der Passio noch genauer bestimmen? Die Schreibweise des Verfassers haben zuerst Gamans, Bollandus und seine Nachfolger Pinius (a. a. O. 719 f.) und Byeus (a. a. O. 547) mit dem Stil der genannten Translatio Quirini verglichen und haben daraus, wie erwähnt, auf Einheit des Verfassers geschlossen: um 1100 habe er zuerst die Translatio geschrieben und hier Agilolfs kurz gedacht (c. 38, S. 557; oben S. 81):

> De praescripto beatae memoriae viro multa suppeterent, quae dici laudabiliter possent; sed quia nobis ablatus, alias est translatus, reticere exinde melius putavimus. Tamen ne reputetur ignaviae Deum in sanctis suis mirabilem (Psalm 67, 36) non glorificare, ne arguamur invidentiae sanctos per Deum gloriosos non magni facere, quis quantusque vir fuerit iste, perpaucis libuit explicare;

erst später habe er ihm dann in der Passio ein eigenes, größeres Denkmal gesetzt. Diese Annahme der Bollandisten hat bisher Zustimmung gefunden, und doch bedarf sie der Einschränkung und Ergänzung. Gewiß ist die Ähnlichkeit des Stiles groß, und es besteht wohl die Möglichkeit, daß beide Schriften ihren Ursprung einer Feder verdanken; aber mehr als eine Möglichkeit scheint mir nicht vorzuliegen. Was man als beiden Schriften an Stileigentümlichkeiten gemeinsam hervorgehoben hat, betrifft doch Dinge, die in jener Zeit nicht selten sind[59], zudem sind beide zweifellos aus der Klosterschule von Malmedy hervorgegangen, so daß man auch bei zwei Verfassern mit der Einwirkung derselben Schultradition wird rechnen können. Aber ein Teil der Annahmen läßt sich auch leicht widerlegen: die Passio ist keineswegs nach der Translatio entstanden, sie hat vielmehr umgekehrt deren Verfasser vorgelegen und ist von ihm ausgeschrieben worden.

Schon Pinius (S. 720, 726) hat bemerkt, daß beide Schriften zwei Wundererzählungen zum größten Teil bis auf den Wortlaut gemeinsam haben:

[58] MG. SS. IV, 275; meine Schrift „Das Werden der Ursula-Legende" S. 80: „archos antistes, cui clara Colonia sedes".

[59] Von den antiken Reminiszenzen der Translatio Quirini erwähne ich § 46 (S. 558): „Quidam eorum quos Coridones appellant." Byeus 559 Anm. s will „Carritones" verbessern und darin das französische „charretier" erkennen; es ist aber sicherlich der Name des „pastor Corydon" von Vergils Eclogen benutzt, um Hirten zu bezeichnen. — Hingewiesen sei auf den erfundenen Brief Hildebalds von Köln an Karl den Großen, § 8/9 (S. 551).

Digitized by Google

Einer Frau wird die kranke Rechte geheilt, Passio § 16 = Translatio § 45.

Eine blinde und lahme Frau wird am Tage Johannes' des Täufers geheilt, Passio § 20/21 = Translatio § 31/32.

Pinius und seine Nachfolger betrachten die Translatio als die Quelle, aus der die Passio die Wunder übernommen habe. Aber für das umgekehrte Verhältnis scheint mir zunächst folgende Tatsache zu sprechen. In der Passio geschehen die Wunder in üblicher Weise mit Beziehung auf den Heiligen und sein Grab:

Passio § 16: iuxta martyris tumbam — amminiculantibus meritis beati martyris — Ergo late patuit hoc miraculum, quod ad nostri hierarchae[60] scimus contigisse tumulum[61].

§ 20. (altari) sacros martyris cineres propter habenti — ante[62] martyris sepulchrum.

In der Translatio fehlen diese Wendungen; es fehlt damit aber auch jede deutliche Beziehung auf die Heiligen, von deren Translation und Wundern berichtet wird.

Die Übereinstimmung der zwei Quellen beschränkt sich zudem nicht auf diese Abschnitte, wo sie bisher allein bemerkt worden ist. Man vergleiche auch Passio § 22 und Translatio § 24: dort wird die Stätte des Martyriums, hier ein Ort, wo die Reliquien geruht haben, im Sommer und Winter durch das gleiche Grün des Rasens ausgezeichnet, wie mit fast denselben Worten berichtet wird. Es fehlt auch nicht an kleineren Parallelen:

| Passio Agilolfi | Translatio Quirini |
|---|---|
| § 14. Athletae Domini corpus ... in ecclesia beati Laurentii multorumque sanctorum honore consecrata, monasterio quam proxima, sepelierunt. | § 38. ... eadem beatorum agmina ecclesiam subiere monasterio quam proximam, beati Laurentii sanctorumque multorum nominibus consecratam, martyrisque Agilulfi eatenus inibi quiescentis ambientes tumbam[63], hanc imposuere antiphonam. |
| § 24. Hora erat, occiduis cum sol se immerserat oris. | § 16. cum sol occiduis radios immergeret oris (ohne Hiatus!). |
| § 1. negotia armis tueri, moribus ornare, legibus emendare. | § 2. rempublicam non modo armis tuebatur, verum etiam legibus emendabat, moribus exornabat. |

[60] So auch Passio § 10: „noster hierarcha"; § 18: „ad hierarcham sanctissimum".

[61] Vgl. § 17: „ad martyris tumulum"; § 24: „praedicti martyris Agilolfi tumulum".

[62] So hat Pinius richtig das Überlieferte „tanto martyris sepulchro" (so auch die Bonner Handschrift) verbessert; vgl. § 19: „ante martyris sepulchrum".

[63] „martyris tumbam" Passio § 16 (oben Z. 10).

Digitized by Google

Die letzte Stelle, die sich an Horaz anlehnt (s. oben S. 89), scheint mir für das Verhältnis besonders bezeichnend. Die Passio ist hier das Mittelglied zwischen dem römischen Dichter und der Translatio: sie stimmt in einem Worte („negotia") mehr mit Horaz überein und wahrt die Wortfolge des Vorbildes besser („moribus ornare" vor „legibus emendare"); anderseits übernimmt die Translatio aus ihr eine kleine Änderung („tueri" — „tuebatur" statt „tuteris").

Andere Tatsachen bestätigen den zeitlichen Vorrang der Passio. Auch ihr Verfasser hat in Malmedy geschrieben; dem von Zahnschmerzen geplagten Koch des Klosters, Genzo[64], hat er den Rat gegeben, zu Agilolf seine Zuflucht zu nehmen (§ 18): „Confugiendum est tibi", inquam, „ad heredem Dei ..." Auch nach ihm ist Agilolf Abt des Klosters gewesen, ehe er Bischof wurde; Malmedy ist „suum monasterium", die Mönche „grex suus", sie sehen in ihm „suum patrem, suum decus, suum praesulem, suam gloriam" (§ 7). Die Erhebung zur Bischofswürde hat ihn genötigt, sie zu verlassen: „Scio vos, fratres, de mea contristatos absentia, postquam me Dei gratia pontificali decoravit infula" (§ 8). Aber die Passio ist noch frei von den Angaben der Translatio über Agilolfs Mönchtum unter Abt Anglinus und über seine Leitung des Klosters nach diesem (oben S. 82 f.) — darf man nicht auch in dem Fehlen dieser unmöglichen Angaben einen Beweis für das höhere Alter der Passio sehen? Die Translatio spricht mit Bedauern davon, daß Agilolfs Reste aus Malmedy weggebracht worden sind (oben S. 81), ist also nach 1062 verfaßt. Demgegenüber setzt die Passio, was seltsamerweise bisher nicht bemerkt zu sein scheint, von Anfang bis zu Ende voraus, daß der Leichnam Agilolfs noch in Malmedy ruht; auf die Geschichte des Martyriums und der Flucht der Feinde folgen noch Wunder am Grabe und an der Stätte des Todes[65], kein Wort deutet auf die Translation nach Köln. Nur von einer Translation in Malmedy selbst ist die Rede: die Leiche wird erst in der Kirche des h. Laurentius nahe bei dem Kloster bestattet (§ 14); dies ist offenbar die „ecclesia, quae continebat praedicti martyris Agilolfi tumulum", die Karl Martell besucht haben soll (§ 24), ehe er auch das „monasterium principis apostolorum" zum Gebet betrat (§ 25)[66]. Später

[64] Nach Ausweis der Bonner Handschrift ist am Anfang von § 18 „Genzonem" (statt „Genronem") und „Ei mihi! clamabat" (statt „Et mihi cl.") zu schreiben.

[65] Über die Reihenfolge s. oben S. 84.

[66] Für das Petruspatrocinium von Malmedy vgl. Translatio Quirini § 9 (S. 551); vgl. Krusch V, 93.

Digitized by Google

wurden Agilolfs Reste in das „monasterium" gebracht und „prope sancti Salvatoris altare" beigesetzt (§ 16), nahe dem Altar, der eine Kreuzpartikel enthielt (§ 20: „cui non minima inest portio dominici ligni"); hier befand sich sein Grab offenbar noch zur Zeit des Verfassers. Er erwähnt auch nur den Tag des Martyriums, den 31. März[67], nicht den 9. Juli, den Tag der Translation nach Köln, den man dort später als Tag Agilolfs beging (oben S. 80):

§ 10. Martius die claudebatur ultima, ferebat Aprilem dies crastina.

§ 15. post passionem beatissimi patris nostri Agilolphi, quae celebratur pridie Kalendas Aprilis.

Die Passio Agilolfi ist also etwas älter als man bisher angenommen hat. Sie ist nach 972 entstanden, da darin die 2. Vita Remacli benutzt ist, und vor 1062, vor der Übertragung nach Köln. Man wird daher nicht weit fehlgreifen, wenn man sie der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zuweist, etwa der Zeit, da Abt Poppo (1020 bis 1048) so tatkräftig für die Klosterreform eintrat und das wirtschaftliche und geistige Wohl seiner Klöster förderte. Doch fehlt es, soviel ich sehe, an einem sicheren Anhalt für eine engere Umgrenzung der Entstehungszeit.

Ist die Passio mithin nicht erst um 1100 verfaßt worden, sondern wenigstens über ein Menschenalter vorher, so gewinnt sie darum nicht an Quellenwert. Was darin von Agilolf erzählt wird, ist längst als unglaubwürdig anerkannt. Sein Tod wird in Verbindung gebracht mit den Kämpfen Karl Martells gegen die Neustrier unter König Chilperich II. und dem Majordomus Raganfrid, gegen Eudo von Aquitanien und den Friesenherzog Radbod; ehe Karl die von Köln zurückkehrenden Neustrier 716 bei Amel überfiel und ihnen eine Schlappe beibrachte[68], ist Agilolf eben bei Amel als Gesandter Karls von den Gegnern getötet worden, so wird in breiter, mit Reden ausgeschmückter Erzählung berichtet. Es braucht nicht aufs neue näher begründet zu werden, wie unmöglich die ganze Darstellung ist: der Bischof, der 748 noch im Amte war, kann nicht 32 Jahre vorher den Tod gefunden haben! An Zeichen geringer

[67] Den 31. März nennt auch ein Xantener Kalender des 13. Jahrhunderts (Zilliken a. a. O. 58) außer dem 9. Juli. Vgl. auch Usuard ed. Sollerius hinter Acta sanctorum Iunii VI, 184 sowie Pinius 714 und Acta sanctorum Martii III, 899.

[68] Vgl. Th. Breysig, Jahrbücher des fränkischen Reiches 714—741 (Leipzig 1869), 24; Böhmer-Mühlbacher, Reg. I² Nr. 30q.

Digitized by Google

Kenntnis der Geschichte des 8. Jahrhunderts ist kein Mangel, wenn z. B. Karl immer als König bezeichnet wird, wenn der — erst 722 zum Bischof geweihte — Bonifatius als Bischof von Papst Gregor zu — dem angeblich 716 getöteten — Agilolf geschickt wird und mit ihm die Predigt bei den heidnischen Deutschen rechts vom Rheine beginnt (§ 2); es entspricht ja auch nicht der Wirklichkeit, daß Bonifatius († 754) „lange" nach Agilolf († 748/753) den Märtyrertod gestorben ist (§ 15).

So bedarf es keiner weiteren Darlegung, daß die ganze Erzählung erdichtet ist, und es fragt sich nur, ob sich die Grundlagen ermitteln lassen, auf denen dieses Phantasiegebäude errichtet ist. Die Quellen des Verfassers lassen sich in der Tat im wesentlichen feststellen, und so erweitert sich noch das Bild seines literarischen Rüstzeugs. Über Bonifatius' Ende schrieb er das Martyrologium Ados von Vienne oder dessen Vorlage, das Martyrologium des Florus, aus:

| Florus-Ado zum 5. Juni[69]. | Passio Agilolfi § 15. |
|---|---|
| Natale sancti Bonifacii, qui de Brittaniis veniens et fidem Christi gentibus evangelizans, cum maximam multitudinem in Frisia christianae religioni subiugasset, novissime a paganis qui supererant gladio peremptus martyrium consummavit ... | Beatus vero Bonifacius ... cum multorum colla dominico iugo subiugasset in Frisia, a paganis gladio peremptus, regnante Pipino filio Caroli martyr occubuit. |

Die Regierungszeit Pippins ist wohl der Weltchronik Reginos zum Jahre 752 entnommen[70], wenn man nach dem letzten Wort schließen darf: „Eodem anno sanctus Bonifacius archiepiscopus adnuntians Dei verbum in Fresia a paganis interfectus martyr Christi occubuit"; Regino könnte der Verfasser auch die Namen von Kaiser Leo und Papst Gregor (§ 2) verdanken[71]. Aber er hat über Bonifatius noch eine dritte Quelle gelesen, vielleicht das Leben Gregors II. im Liber Pontificalis[72]:

| Vita Gregorii II. c. 3. | Passio Agilolfi § 2. |
|---|---|
| Hic in Germania per Bonifatium episcopum verbum salutis predicavit et gentem illam sedentem in tenebris (vgl. Matth. 4, 16) doctrina lucis convertit ad Christum. | Hic Bonifacium ... ordinavit episcopum ... Germanorum gentem sedentem in tenebris evangelica luce perlustravit. |

[69] Henri Quentin, Les martyrologes historiques du moyen âge (Paris 1908) 204; vgl. 482.
[70] Reginonis Chronicon ed. Kurze (SS. R. Germ.) S. 44.
[71] Eb. S. 37. [72] Liber Pontificalis ed. Duchesne I, 397.

Digitized by Google

Doch ist die Verbindung Agilolfs mit Bonifatius und seine Missionstätigkeit in Deutschland nur ein untergeordneter Zug der Erzählung. Beherrschend ist dagegen die Verflechtung des Martyriums in die Geschichte Karl Martells. Dafür hat der vielgelesene Liber historiae Francorum c. 52 und 53 das Gerippe hergegeben[73]. Man vergleiche:

| Liber historiae Francorum | Passio Agilolfi |
|---|---|
| c. 52. Franci nimirum Danielem quondam clericum ... in regnum stabiliunt atque Chilpericum nuncupant. Eo nempe tempore denuo exercitum movent, ... contra Carlum dirigunt; ex alia parte Frigiones cum Radbode duce consurgunt ... Succedente igitur tempore, iterum ipse Chilpericus cum Ragamfredo, hoste commoto, Ardinna silva ingressus, usque Renum fluvium vel Colonia civitate pervenerunt, vastantes terram. Thesauro multo a Plectrude matrona accepto, reversus est; sed in loco quidem Amblava maximum, Carlo in eos inruente, perpessi sunt dispendium. | § 1. In hunc ... Francia malignis odiis exarsit Danielemque quondam clericum, mutato nomine Helpricum vocans, in regno sublimavit, quem cum tyranno Raginfrido contra pium principem direxit ... |
| c. 53. ... Chilpericus itaque vel Ragamfredus Eudonem ducem expetunt in auxilio. Qui movens exercitum, contra Carlum perrexit. | § 3. Interea praefati tyranni iniustas acies atque impia castra moventes ... Arduennam pervenerunt. Deinde moenia Coloniensis urbis ... petierunt ... Itaque peracta caede nefanda, spoliata crudeliter urbe, sublatis etiam ... thesauris, reddunt se Arduennae montibus arduis[74]. Veniunt ad locum ... Amblavam vocatum ... |
| | § 23. Amblava locus est in Arduennensi pago ... Daniel et Reginfridus ... ibi sua castra fixerunt, ... ignari se passuros magnum de suis in eodem loco dispendium. His auxilium dabat Eudo dux Aquitaniorum et Rabodus dux Fresonum. |
| | § 27. Reginfridus et Hilpericus, qui et Daniel, videntes se magnum de suis ferre dispendium, non erubuere fugam. |

Die Benutzung dieser Quelle erklärt auch, warum der Verfasser den Überfall bei Amel mit dem Motiv des wandernden Waldes ausgeschmückt hat (§ 25—27), das durch Shakespeares Macbeth am bekanntesten geworden ist[75]: auf den Rat, den ihm bei Roanne („Rona") eine Frau gegeben, verbergen sich die Mannen Karls hinter abgehauenen Baumzweigen und rücken so als schreitender Wald an die Feinde heran, die geschlagen werden. Auch hier hat der Liber historiae Francorum die Anregung gegeben, der einige

[73] ed. Krusch II, 326 f.
[74] Vgl. oben S. 87.
[75] Vgl. u. a. Balau 226 Anm. 8.

Digitized by Google

Kapitel vorher erzählt (c. 36, S. 305), wie Fredegunde ihr Heer mit derselben List, „ramis silvarum in manibus", ihre Feinde überfallen läßt.

Es bleibt noch die letzte Frage, was den Verfasser überhaupt bewogen hat, Agilolfs Ende zu diesen Kämpfen von 716 in Beziehung zu setzen. Vielleicht ist ein örtlicher Kult der Ausgangspunkt der ganzen Erfindung. Man verehrte zu Malmedy, wie sich ergab, spätestens im früheren 11. Jahrhundert einen Heiligen Agilolf oder Ailulf, der in dem nahen Amel am 31. März den Märtyrertod gestorben sein sollte und dessen Reste von dort nach Malmedy gebracht worden waren. „Amblava" am gleichnamigen Flüßchen begegnet schon im 7. Jahrhundert als Königsgut an der Grenze des Klosterbezirks[76]. Heinrich III. bestätigte Stavelot 1040 Einkünfte „de Amblava", die Abt Poppo gekauft hatte[77], und schenkte ihm dort Land[78]. Eine Kirche zu Amel wird zuerst im früheren 9. Jahrhundert in den Metzer Annalen erwähnt, die den Kampf von 716 ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, ausgemalt haben[79]; sie gehörte, nachweisbar um 1130, zu den Kirchen, die der Abt von Stavelot und Malmedy zu vergeben hatte[80], und ist schließlich 1319 dem Kloster Malmedy inkorporiert worden[81]. Sie ist, soweit ich sehe, die einzige ältere Kirche, die Agilolf zum Patron hat, wenn auch nur als Nebenpatron neben Hubertus[82]. Man wußte vermutlich nichts mehr von dem dort als Märtyrer verehrten Heiligen, wie es bei so manchen rheinischen Heiligen der Fall gewesen ist, sogar

[76] Urkunde Childerichs II. 669/70 bei Halkin und Roland Nr. 6 S. 21 f. und Pertz, Dipl. S. 28 f. Nr. 29. Ähnlich in den Bestätigungen Ludwigs des Frommen von 814 (Halkin und Roland Nr. 25 S. 65; Böhmer-Mühlbacher, Reg. I² Nr. 545) und Ottos I. von 950 (Halkin und Roland Nr. 70 S. 162; MG. Dipl. I, 200 Nr. 118). Vgl. u. a. H. Wieruszowski, Reichsbesitz und Reichsrechte im Rheinland (Bonner Jahrbücher 131, 1926, S. 123, 130). — Die urkundlichen Belege über Amel sind im Register von Halkin und Roland S. 578 zusammengestellt.

[77] Eb. Nr. 102 S. 213; MG. Dipl. V, 65 Nr. 51. Bestätigt von Heinrich IV. 1065 (Halkin und Roland Nr. 113 S. 235; Stumpf, Reichskanzler Nr. 2676).

[78] Halkin und Roland Nr. 103 S. 217; MG. SS. XI, 307 Anm.

[79] Annales Mettenses priores ed. B. v. Simson (SS. R. Germ.) S. 23.

[80] Halkin und Roland Nr. 152 S. 305; vgl. Nr. 153, 154 S. 308, 310 u. a.

[81] W. Fabricius, Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XII) V, 1, S. 237 f.; W. Kisky, Regesten der Erzbischöfe von Köln (eb. XXI) IV, Nr. 1143, 1216. Vgl. de Noüe 302 f.

[82] Fabricius a. a. O. und Register S. 296; L. Korth, Die Patrocinien der Kirchen und Kapellen im Erzbistum Köln (Düsseldorf 1904) 6; Steffens 17 f.

Digitized by Google

bei solchen, die einem Ort den Namen gegeben haben. Aber man suchte dann, als seine Reste nach Malmedy überführt worden waren, nach Nachrichten über ihn und über die Stätte des Todes. Da fand man in der Kölner Bischofsliste einen Träger desselben Namens, den man mit Recht oder Unrecht dem eigenen Heiligen gleichsetzte. Dieser war in Malmedy bestattet, was sich am einfachsten aus einer persönlichen Beziehung erklärte, wenn er vorher dort Abt gewesen war, und der Kampf bei Amel, von dem man im Liber historiae Francorum las, bot einen Anhalt zu Vermutungen über den Anlaß des Martyriums, die schließlich in der Passio feste Gestalt annahmen. So etwa kann man sich den Hergang vorstellen, wenn man sich mittelalterliche Geistesart vergegenwärtigt; er kann freilich auch anders verlaufen sein, und die Richtigkeit der Erklärung dürfte namentlich davon abhängen, ob Agilolfs Verehrung zu Amel wirklich alt und nicht erst unter der Einwirkung der Passio ins Leben gerufen worden ist. Aber wenigstens die literarischen Grundlagen dieser Passio sind aufgedeckt, und die längst ausgesprochene Meinung hat ihre Bestätigung gefunden, daß die wirkliche Geschichte des Kölner Bischofs daraus nicht ergänzt werden kann.

Infolge der Translation durch Anno haben die Erdichtungen des Mönchs von Malmedy Erfolg gehabt. Zuerst hat Dietrich von Deutz um 1160 zwischen die Worte der älteren Kölner Bischofslisten „Agilolfus episcopus" ein „martir et" eingeschoben[83], und um dieselbe Zeit beginnt man auch in den ausführlicheren Bischofskatalogen dem Namen Agilolfs den in einen Satz zusammengefaßten wesentlichen Inhalt der Passio beizufügen[84]; etwas freier hat ihn der Mönch von St. Pantaleon wiedergegeben, der 1217/18 der Kölner Königschronik eine neue Gestalt gab[85]. Von den Späteren sehe ich ab. Die Kölner Tradition war begründet.

[83] MG. SS. XIII, 286.
[84] Eb. XXIV, 337, 348, 359.
[85] Chronica regia Coloniensis ed. Waitz (SS. R. Germ.) 14.



Digitized by Google

# Gilde, Lichtmeß und Fastnacht im Stifte Essen.

Von
**Konrad Ribbeck.**

Das Stift Essen, auf der Grenze von Rheinland und Westfalen gelegen, diesem vermöge uralten Stammesverbandes zugehörig, mit jenem durch kirchliche und mannigfache wirtschaftliche Beziehungen eng verknüpft, hat von jeher dem Austausch der beiden Landschaften an Gütern, Künsten, Sitten und Anschauungen gedient. Dabei hat es in dem engen Rahmen seiner kirchlichen und politischen Selbständigkeit altüberkommene Gewohnheiten vielfach treuer bewahrt, als es in manchen Nachbargebieten, wo stärkere Staatsgewalt Neuerungen leichter durchführte, der Fall war. Beide Umstände wirken daraufhin, daß die Geschichte des kleinen Ländchens zuweilen einen nicht ganz bedeutungslosen Beitrag zur Erforschung der allgemeinen Verhältnisse liefern kann. Dies soll im folgenden versucht werden für das immer noch zu wenig bekannte Gebiet der alten ländlichen, nicht gewerblichen, sondern nachbarschaftlichen Gilden.

Für Westfalen hat diesen Gegenstand eingehender zuerst Wilmanns[1] behandelt. Er wies auf den Zusammenhang der zum Teil noch zu seiner Zeit bestehenden Nachbarschaften mit den Gilden hin, die dadurch als alte Notgemeinschaften mit jährlich wiederkehrenden Festgelagen erkannt wurden; er ging den Spuren der ländlichen Gilden bis in das 13. Jahrhundert nach und deutete an, daß in ihnen die älteste Form der germanischen Gemeindeverfassung zu erblicken sei. Nachdem dann Philippi die Frage weiter verfolgt hatte[2], hat auf seine Anregung J. Sommer ihr auf Grund sehr erweiterten Materials eine eingehende Untersuchung gewidmet[3]. Die

[1] R. Wilmanns, Die ländlichen Schutzgilden Westfalens, Müllers Zeitschr. für deutsche Kulturgesch., N. F., III (1874), 1—18.

[2] Philippi, Die gewerblichen Gilden des Mittelalters, Preuß. Jahrb., 1892, Maiheft. — Handwerk und Handel im deutschen Mittelalter, Mitt. d. Inst. f. öst. Gesch. Forsch. XXV, 120 ff.

[3] J. Sommer, Westfäl. Gildenwesen mit Ausschluß der geistlichen Bruderschaften und Gewerbsgilden, Archiv f. Kulturgesch. VII, 393—476. — Auch in Niedersachsen waren die ländlichen Gilden (Bergilden = Biergilden) verbreitet; vgl. außer Wilmanns u. Sommer noch Schaumann, Vaterl. Archiv 1841; Heise, Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1851, 68 f.

Digitized by Google

von der Forschung inzwischen immer schärfer erkannte Bedeutung des Gildegelages als Mittelpunkt der ganzen Einrichtung, ihr Ursprung in altgermanischen religiösen Festen treten bei ihm stark in den Vordergrund; auf den Zeitpunkt der Gildebiere, Fastnacht oder Mittsommer, wird aufmerksam gemacht; der Zusammenhang von Gilde und Bauerschaft wird stärker betont. — Das ganze deutsche Gilde- und Nachbarschaftswesen hat unter dem Gesichtspunkte der Feste zuletzt J. Sieber in umfassender Weise behandelt[4].

Einige vielleicht voreilige Behauptungen Sommers haben G. v. Below[5] zu einer scharfen Kritik Anlaß gegeben. Er lehnt das von Sommer angenommene Zusammenfallen von Gilde und Bauerschaft und ebenso die Ableitung der städtischen Nachbarschaften aus den ländlichen Gilden ab[6]. Vollends verwahrt er sich gegen alle Folgerungen, die man aus der Bedeutung des ländlichen Gildewesens auf die Entstehung der Land- oder gar der Stadtgemeinde ziehen könnte, und will der ländlichen Gilde im Grunde lediglich einen geselligen Zweck zuerkennen[7]. Immerhin gibt er schließlich zu, daß vielleicht einige von Sommers Behauptungen sich noch besser begründen ließen.

In entgegengesetzter Richtung bewegen sich die Ausführungen, zu denen A. Meister[8] aus Sommers Arbeit Anlaß genommen hat. Er bekämpft die herrschende, auch von Sommer geteilte Auffassung, daß die Gilde aus den germanischen Opfergelagen abzuleiten sei, und findet in der gegenseitigen Haftung der Gilde-, ursprünglich Sippengenossen, den eigentlichen Sinn der Einrichtung, der in den angelsächsischen und nordischen Quellen deutlich hervortrete.

Die im folgenden mitgeteilten Nachrichten werden den Streit über den Ursprung des Gildewesens weder nach der einen, noch nach der andern Richtung klären. Indessen wird es auch nicht überflüssig sein, neue Zeugnisse über die Verbreitung und das Wesen der ländlichen Gilden zu gewinnen und die Aufmerksamkeit der Forscher auf einen bisher wenig beachteten Zusammenhang zu lenken.

Ohne die Arbeiten von Wilmanns und Sommer zu kennen, habe

[4] S. Sieber, Nachbarschaften, Gilden, Zünfte und ihre Feste, Archiv f. Kulturgesch. XI, 455—482, XII, 56—78.

[5] Histor. Zeitschr. 106, 286 ff.

[6] Daß die Nachbarschaft jedenfalls auf dem Lande nichts anderes ist als eine Fortsetzung der Gilde unter anderem Namen, berührt er nicht.

[7] S. 289: wesentlich gesellige Vereinigungen.

[8] Festgabe Hermann Grauert, 1910, 30—41.

Digitized by Google

ich in meiner Geschichte der Stadt Essen[9] die bäuerlichen Gilden der Umgegend berührt und habe auf den Zusammenhang zwischen Gilde- und Fastnachtsgebräuchen hingewiesen. Aus einigen im Essenschen bezeugten Gebräuchen konnte ich Rückschlüsse auf das Wesen der ebenfalls hierher gehörigen Lichtmeßhäuser ziehen. Da ich aber an jener Stelle mich auf eine allgemeine Darstellung beschränken und auf einzelne Nachweise verzichten mußte, so wird es nicht überflüssig sein, den Gegenstand noch einmal eingehender und im Zusammenhang zu behandeln[10].

Man weiß, daß die Gilden in der ältesten Zeit, wo sie uns begegnen, im 8. und 9. Jahrhundert[11], von Staat und Kirche verfolgt wurden. Erschienen sie dem Staat gefährlich wegen der eidlichen Verpflichtung, mit der ihre Mitglieder sich gegenseitig verbanden[12], so bekämpfte die Kirche die Ausgelassenheit der Feste und die in ihnen fortlebenden heidnischen Anschauungen[13]. — Eine unter Erzbischof Hinkmar von Reims abgehaltene Synode von 852 läßt erkennen, daß man die Gilden schon damals im kirchlichen Sinne umzubilden versuchte, daß man ihnen gottesdienstliche Feiern gab, sie zur Darbringung von Opfern, insbesondere von Kerzen heranzog und ihnen die Aufgabe der Armenpflege und der Fürsorge für das christliche Begräbnis und das Seelenheil ihrer Verstorbenen zuwies[14]. Welcher Art die von der Kirche bekämpften Volkslustbarkeiten waren, zeigt ein ergänzendes Verbot Hinkmars aus demselben Jahre für die Priester seiner Diözese, aus Anlaß von Leichen- oder Gedächtnisfeiern an Gelagen teilzunehmen, bei denen man sich an unziemlichen Liedern und Scherzen, an Bären und Tänzerinnen, an maskierten Darstellungen von Dämonen ergötzte[15]. Wenn die Geistlichkeit diese Art Späße als Unflätigkeiten, spurcitiae[16], be-

[9] Teil I (Essen 1915) 66, 232 f., 250, besonders 491—494.

[10] Ich folge damit einer Anregung Belows, der in seiner Besprechung meines Buches (Vergangenheit u. Gegenwart V, 306) gerade zu diesem Punkte quellenmäßige Nachweise wünschte.

[11] O. Hartwig, Untersuchungen über die ersten Anfänge des Gildewesens, Forsch. z. deutschen Geschichte I, 133 ff.

[12] Sommer a. a. O. 395 f.

[13] A. a. O. 396 f.

[14] Migne, Patr. lat. 125, 777. — In sämtlichen Punkten handelte es sich offenbar um eine Umbildung althergebrachter germanischer Einrichtungen.

[15] A. a. O. 776.

[16] Kapitulare Karlmanns 743; Boretius, Capitularia I, 24: ut populus dei ... omnes spurcitias gentilitatis abiciat et respuat.

Digitized by Google

zeichnet, so scheint es, als ob man dabei angeknüpft habe an ein altdeutsches, uns nicht mehr verständliches Wort, das in der Bezeichnung spurcalia in Februario in einem Verzeichnis altsächsischen, heidnischen Aberglaubens um 800[17] enthalten ist und in dem Monatsnamen Spörkel in Köln bekanntlich noch heute fortlebt. Bezeichnet wurde damit offenbar der uralte Brauch des Winteraustreibens[18], der reichlichen Anlaß zu allerhand Verkleidungen und Übermut gegeben haben muß.

In welchem Maße es der Kirche gelungen ist, die alten Volkssitten in ihrem Sinne umzugestalten, wird ersichtlich aus einem eigentümlichen Brauch, der in Essen mindestens bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts geübt worden ist[19].

Alljährlich am Nachmittage des Sonntags vor Mariä Lichtmeß versammelten sich Bürgermeister, Rat und Gemeinde, um den „König von Essen", vermutlich auch seine Gefährten, den „Herzog" und den „Raugrafen", zu wählen, die sich mit jenem in die Ehren und die Kosten des nun folgenden Herganges teilten. Am Morgen des Lichtmeßtages selbst traten die drei Würdenträger „in pontificalibus" oder „in irer zirheit", wie es in den Quellen heißt, also in einer ihrem Range entsprechenden Verkleidung mit einem wohl ebenfalls verkleideten Gefolge auf, um von den Besuchern der Pfarrkirchen kleine Geldspenden, von den Teilnehmern einer zur Münsterkirche ziehenden Lichterprozession die übriggebliebenen Kerzenstümpfchen einzusammeln. Dazu kamen gewisse auf Stiftungen beruhende Renten, die um 1404 8 Pfund Wachs und 5 Schilling, um 1430 12 Pfund Wachs und 24½ Schilling betrugen. Wachs und Geld verwandten König, Herzog und Raugraf dazu, um mit ihren Freunden, die sie auf ihre Kosten bewirteten, auf dem Rathause große Kerzen anzufertigen. Diese brachten sie dann — wiederum in der herkömmlichen Tracht — mit ihren Frauen und ihrem Gefolge am Fastnachtssonntage in feierlichem Aufzuge nach der Münsterkirche, wo für sie ein festlicher Gottesdienst mit Prozession veranstaltet wurde, und nach den Pfarrkirchen. Natürlich war so-

[17] M. Heyne, Kleine altniederdeutsche Denkmäler[2] 89.

[18] Vgl. eine fälschlich dem hl. Augustin zugeschriebene Homilie aus dem 7. oder 8. Jahrhundert: Qui in mense Februario hibernum credit expellere, vel qui in ipso mense dies spurcos ostendit, ... gentilis est. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II, 394.

[19] Besprochen zuerst von Fr. Arens, Beitr. z. Gesch. v. Stadt u. Stift Essen XXI, 90 ff.

Digitized by Google

wohl die Königswahl, wie die Herstellung der Kerzen mit einem fröhlichen Treiben auf dem Rathause verbunden[20], bei dem gelegentlich auch Edelleute aus der Umgegend[21], einmal wie es scheint, sogar die Äbtissin[22] sich sehen ließen und bei dem das beliebte Schatzen und Pfänden an den Herren, wie dem Schulten im Viehofe und den Bürgermeistern, geübt wurde[23], die sich dann mit Geld oder Wein auslösen mußten. Statt des Königs oder der „koninxheren" werden wohl auch die „wassmesters" genannt; ob die „vastavendskoninge", die 1489 ein Spiel auf dem Markt aufführten[24], mit dem König von Essen gleichbedeutend sind, bleibe dahingestellt. — Diese Gebräuche wurden offenbar als Sache der Stadt angesehen; man erkennt das deutlich an der Beteiligung von Bürgermeister und Rat bei der Wahl des Königs, an der Hergabe des Rathauses für die Zusammenkünfte, der Aufbewahrung der Urkunden im städtischen Archiv, endlich auch an der engen Verbindung der „Königskerzen" mit der ältesten städtischen Wohltätigkeitsstiftung, der „großen Spende", in deren Rechnungen sich Nachweise über Ertrag und Verwendung der Sammlungen finden[25]

[20] Die Stadtrechnungen des 15. Jahrhunderts enthalten zahlreiche Vermerke, wie die folgenden: 1415, f. 2′ (kurz vor Lichtmeß): 1 qr. do men den konynck koys oppet raethus; ... f. 5: do men des konings kerssen gemaket hadde, II qr. dem koninghe. — 1433. f. 21: II qr. den koninxheren, do men dey kerssen gemaket hadde. — 1459, f. 13′ II qrten. den wasmesters, wanner sie die kersen maket.

[21] Stadtrechng. 1429 f. 48′: II qrten.... satte Kort Stecke un her Pelgrym (v. d. Leyten, Drost der Äbtissin) op dey borghermester, do men den konynck kois.

[22] Acciserechng. 1415 f. 1′ (Februar 1416) VII ß to brake myt den koninghe, do myn vrouwe van Essende myt her in quam.

[23] Acciserechng. 1417 f. 6: ... to vastavende, do vengen dey gesellen den burgermeister Hagen. Kruse, Bovinchus, rex et multi alii. — Stadtrechng. 1428 f. 29′: des sunendages to vastelavende do vengen unse vrunde den schulten in den Velhove (Henrich up dem Berge) und dey burgermester, 6 ß.

[24] Stadtrechng. 1489 f. 7′: It. den vastavents konynge, die dat speill hadn opten marckde, geg. IIII gl. — Ein ähnlicher Vermerk (mit Bezug auf ein Fastnachtsspiel) findet sich 1530 in Recklinghausen (W. Mummenhoff, Die Erhebung und Verwendung der Weinsteuer in Recklinghausen, Vestische Zeitschr. 24, 1914, 110): It. dem keyser geschenckt op dey borch, als men dar spelde, 4 qr. ... It. dem keysser myt synem rade geschenckt 3 gl. — Das konyngsetten um Fastnacht, das sich gleichfalls in Recklinghausen 1555—1560 erwähnt findet (a. a. O. 111) hat gewiß weder mit den Schützen (Mummenhoff a. a. O.), noch gar mit dem Hahnenköpfen (Bette, Gladbecker Blätter f. Orts- u. Heimatskunde 1917, 39) etwas zu tun, sondern deutet auf einen „König von Recklinghausen", ähnlich dem von Essen.

[25] Rechng. der Gr. Spende c. 1470: It. an wasse entfangen: ... It. dey drey konnynge malck drey punt ind dey drey weddekonnynge oick malck drey punt, fac. XVIII punt (vgl. Arens, Ess. Beitr. 21, 91). ... Uthgyffte op Lechtmysse: It. hadn wy an stumpelen gesmolten LVII punt wasses. It. hyrto gekofft

Digitized by Google

und die nach dem Eingehen des Gebrauchs im 16. Jahrhundert die Erbin der gestifteten Renten wurde.

Das Wort Gilde wird in diesem ganzen Zusammenhange gar nicht genannt. Essen hatte längst neben seiner Kaufgilde eine Anzahl von gewerblichen Ämtern und Gilden und viele kleinere Nachbarschaften, die die einstigen Aufgaben der alten ländlichen Gilden erfüllten. Und doch, wem fielen bei dem ganzen Vorgang nicht die Synodalbestimmungen Hinkmars von Reims ein! Was damals anempfohlen wurde, war seitdem längst zur frommen Sitte geworden, das Fest, das durch seine heidnischen Erinnerungen so großen Anstoß gegeben hatte, war in einen festen kirchlichen Rahmen gespannt, an die Stelle der heidnischen Opfergaben waren fromme Kerzenspenden getreten und die Lust am Mummenschanz kirchlichen Aufzügen dienstbar gemacht.

Noch deutlicher wird man an die alte Gildenverfassung gemahnt bei der verwandten Lichtmeßkerzenspende der Bürgerschaft in dem benachbarten Städtchen Steele. Die alten Gemeindesatzungen[26], in denen die Einwohner noch als Bauern bezeichnet werden, nehmen geradezu von der Spende ihren Ausgang und lassen sie damit als eine der wichtigsten Angelegenheiten erkennen[27]. Am Vorabend vor Lichtmeß wurde ein Gottesdienst gehalten, bei dem ein Heilandsbild von der Gemeinde geküßt wurde. Jeder Bürger oder Bauer mußte hier seine Spende entrichten; wer ausblieb, hatte als Buße ein halbes Pfund Wachs zu erlegen; wer dreimal die Spende schuldig blieb, verlor sein Bürgerrecht. Am Samstag vor Fastnacht[28] wurden die Kerzen gemacht, deren größte die „Burenkersse" von 9 Pfund war; das Ausbleiben war wiederum mit einer Strafe von einem halben

van dem coster Varnhorste XLIIII punt nyes wasses. ... It. dem coster ... gegeven van den kerssen to maken II ß. It. den knechten, dey dey alde stumpele kloppeden ind smolten, to verdrincken gegeven III ₰. It. do men dey kerssen gemaket had mytten konnyngen, in Ummynges huyss getert ind dar gegulden eyn veirdell wyns vur VIII alb. It in dey kersen gestecken veyringe (vgl. Arens a. a. O. 92) ind den donderschutten ind allen anderen staitz deyneren to samen vur II$^{1}/_{2}$ ß to offeren etc.

[26] Veröffentlicht von W. Grevel, Ess. Beitr. 11, 80 ff.

[27] A. a. O. 81: Item eyn burger oder buyr tho Stele eyss schuldich, tho brengen zyne spynde tho tyden, als myt naemen op lichtmysse, wanner dat men den heren kuysset und up alle anderen geboerlycken tyden. — Über das „Küssen des Herrn" vgl. Arens, Liber ordinarius, Ess. Beitr. 21, 31.

[28] A. a. O. 82: It. up dem seylvigen saterdach tho vastelavend make wye dye kerssen ... dey buren kersse IX punt etc.

Digitized by Google

Pfund Wachs bedroht. Am Fastnachtssonntage wurden die Kerzen dann offenbar, wie in Essen, feierlich zur Kirche gebracht.

1578, als die Äbtissin Elsabeth von Manderscheid-Blankenheim die Satzungen in erweiterter Fassung bestätigt[29], sind die Kerzen weggefallen, und die Spende ist für die Armen bestimmt. Von einem Fastnachtskönige und seinen Begleitern ist in den Gemeindesatzungen natürlich keine Rede; die Verkleidungssitten können deshalb in Steele so gut wie in Essen geherrscht haben. Auch der Ausdruck „Gilde" fällt nicht; aber wenn die Entrichtung der Spende geradezu als oberste Pflicht für die Mitglieder der Bauerschaft gilt, so werden wir doch lebhaft an die elemosine communes dande in der Gilde bei Kloster Liesborn im Jahre 1258 erinnert[30].

Das Wort „Gilde", das wir in Essen und Steele vermissen, finden wir in einer Einrichtung in Xanten, die mit den bisher besprochenen eine gewisse Ähnlichkeit hat. Beißel erzählt in seinem Werk über die St. Viktors-Kirche[31] von einer die ganze Bürgerschaft von Xanten umfassenden Gilde, der sogenannten Kegelgilde, mit Einrichtungen von teils ernstem und frommem, teils heiterem, ja zum Teil possenhaftem Charakter, die während des Mittelalters eine außerordentliche Bedeutung und Beliebtheit genossen haben muß. Die Benennung der Vorsteher als Herzog und Graf, der Mitglieder als „Waßbrüder" erinnert an den „König von Essen" und seine Leute, das Fangen vornehmer Gäste an die Fastnachtssitten; das von den Kegelbrüdern ausgeübte Sittengericht mit seinen altertümlichen Gebräuchen legt den Gedanken an einen alten, ernsthaften, und zwar nicht kirchlichen Ursprung nahe.

Was in den Städten durch das starke Anwachsen der Bevölkerung und den Einfluß der Kirche zum Teil zur Unkenntlichkeit verändert wurde[32], das bewahrte auf dem Lande noch Jahrhunderte hindurch

[29] Ebenfalls von Grevel veröffentlicht, Ess. Beitr. 13, 72 ff.

[30] Westf. Urk.-Buch III Nr. 636; vgl. Wilmanns 2; Sommer 406.

[31] Steph. Beissel, Geldwert und Arbeitslohn im Mittelalter (Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach" 27) 13 ff.

[32] Immerhin erhielt sich auch in den Städten der Gedanke der Notgemeinschaften. Die ursprüngliche Gesamtbauerschaft oder Gilde teilte sich zunächst in mehrere Bauerschaften, wie in Essen, Dortmund, Paderborn, Werl, Herford u. a., oder Laischaften (der Name besagt dasselbe wie Gilde; vgl. Sommer 436 Anm.), wie in Münster und Osnabrück. Nachher spalteten sich die Bauerschaften, wie es später vielfach auch auf dem Lande geschah, wieder in

Digitized by Google

in wesentlichen Stücken seine alte Eigenart. Eigentliche Aufzeichnungen über die ländlichen Gilden sind freilich selten, und sie stammen fast durchweg aus einer Zeit, in der manches von den alten Einrichtungen schon anfing, in Vergessenheit zu geraten. Daß die Gilde nach wie vor im wesentlichen eine Genossenschaft zu gegenseitiger Hilfeleistung war[33], wie dies schon die ältesten Nachrichten der fränkischen und der nordischen Quellen erkennen lassen, kommt in den Aufzeichnungen kaum zur Sprache; im Vordergrunde steht das Gildegelage und die damit verbundenen Verpflichtungen.

Das anschaulichste Bild gibt ein von Kindlinger[34] aufbewahrter Bericht aus dem Kirchspiel Lüdinghausen im Münsterlande aus dem Jahre 1609. Das Kirchspiel hatte acht Bauerschaften, von denen jede eine Gilde hatte[35]. Die Pflicht, die „Gilde zu dienen", d. h. die jährliche Versammlung, das „Gildebier" bei sich zu veranstalten und die sämtlichen Nachbarn zu bewirten, ging bei den Bauern herum; wer die Pflicht das nächste Mal zu übernehmen hatte, von dem hieß es, „die Gilde steht bei ihm". Über den Zeitpunkt, an dem das Gildebier abgehalten wurde, enthält die Aufzeichnung, die sich darüber erhalten hat, nur die Angabe, daß die Nachbarn „des Saterdags, wan sie die Lichter

kleinere Nachbarschaften; vgl. Sommer 429, 443 ff. Über die Essener Bauerschaften vgl. meine Gesch. d. Stadt Essen I, 103; über die städtischen Nachbarschaften: Imme, Ess. Beitr. 37, 203 ff.; über die Werdener Nachbarschaften: Kranz, Beitr. z. Gesch. d. Stiftes Werden IV, 46 ff.

[33] Ich stimme hier durchaus mit Sommer überein, der auf S. 415 das Gildegelage als den Kern und Mittelpunkt der ganzen Einrichtung bezeichnet und auf S. 428 hervorhebt, daß die gegenseitige Hilfeleistung der eigentliche Zweck der Gilde gewesen sei; v. Below findet darin (Hist. Zeitschr. 106, 288) einen Widerspruch. Ich kann das nicht anerkennen. Auch das Leben der altgermanischen Gilden gipfelte in dem Opfergelage, von dem sie vielleicht ihren Namen trugen (vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde², IV, 214; jedoch A. Meister, Festgabe Grauert, 31 ff.), und doch waren sie in der Hauptsache Schutzverbände. Und genau so ist es mit den Nachbarschaften des 19. und 20. Jahrhunderts, in denen die ländlichen Gilden fortleben. Die Hilfe in Feuersnot, in Kindbetts- und Todesfällen ist ihr eigentlicher Zweck; aber den festen Mittelpunkt gibt ihnen das jährlich wiederkehrende Nachbarschaftsfest. Vgl. übrigens auch Wilmanns a. a. O. 3. — Sehr zutreffend bezeichnet Friedr. Kaufmann (Altdeutsche Genossenschaften, in der Zeitschr. Wörter und Sachen II, Heidelberg 1910, 20) das Gemeinschaftsmahl als Symbol der Genossenschaft. Das Symbol kann sehr wohl „Kern und Mittelpunkt" einer Einrichtung sein und ist doch keineswegs ihr Zweck.

[34] Münstersche Beitr. III, 724; vgl. Wilmanns 71; Sommer 416.

[35] Ebenso ist es 1594 bei den vier Bauerschaften (burskapen edder gilden) des Kirchspiels Ostbevern; vgl. Sommer 415.

Digitized by Google

machen"[36], eine Tonne Bier, des Sonntags aber zwei Tonnen erhalten. Welcher Sonntag gemeint ist, kann, wenn wir an die Essener und Steeler Lichtmeßspende denken, nicht mehr zweifelhaft sein; es ist offenbar auch hier der Fastnachtssonntag.

Derselbe Zusammenhang zwischen Gilde und Bauerschaft, Wachsspende und Fastnacht, wie er hier zutage tritt, begegnet uns auch im Essener Stiftsgebiet[37]. Die Gilden, die sich unter dem Namen Nachbarschaften zum Teil bis in das 20. Jahrhundert erhalten haben[38], decken sich auch hier mit den alten Bauerschaften[39]; sogar Zwergbauerschaften, wie die nur aus vier Höfen bestehende in Vöcklinghausen, hatten ihre eigene Nachbarschaft[40]. Die Zusammenkünfte fanden, soweit wir das noch feststellen können, fast durchweg in der Fastnachtszeit statt, in einigen Bauerschaften allerdings auf Mittsommer[41]. Die Gilde ging bei den Bauern herum;

[36] Das Kerzenbereiten in den Gilden ist, wie mir scheint, bisher nicht nach Gebühr beachtet worden. Die Sitte ist sehr verbreitet, auch in den nordischen Ländern; schon im 13. Jahrhundert in Norwegen (vgl. Pappenheim, Ein altnorwegisches Schutzgildenstatut, 20 u. 160), im 14. Jahrhundert in Flensburg, im 15. in Reval (Pappenheim, Die altdänischen Schutzgilden, 441 ff., 502 ff.). Wo sie in Deutschland erwähnt wird, setzt man sie als selbstverständlichen Bestandteil der Gilden voraus. Die Mitwirkung der Gilde bei der Bestattung ihrer verstorbenen Mitglieder stammt offenbar schon aus der heidnischen Zeit und hat sich in den Nachbarschaften bis auf den heutigen Tag erhalten; vgl. Imme, Nachbarschaftswesen und Totenbräuche, Ess. Beitr. 37, 197 ff. Die Kirche hatte diese Sitte, ebenso wie die der Gedächtnisfeier für die Verstorbenen, übernommen und in ihrem Sinne umgestaltet (Wilda, Das Gildenwesen im Mittelalter, 1831, 25 ff.; Sommer 419; Sieber, Archiv f. Kulturgesch. XI, 479, Anm. 7); in größeren Gemeinden, wie z. B. in Essen, wurde offenbar die Sorge für die Beleuchtung der Altäre zum großen Teil auf die Schultern der Gilde gelegt.

[37] Ähnlich auch im Vest Recklinghausen; vgl. L. Bette, Die Gilbertfeier in Brauck, Gladbecker Blätter 1916, 31 f. Das am Tage vor Lichtmeß gehaltene „Gilbern" ist natürlich ein Gildebier; man braucht zur Erklärung keinen hl. Gilbert zu erfinden. Vgl. auch Bette, Alte Fastnachtsbräuche im Vest Recklinghausen, Gladbecker Blätter 1917, 37 ff.; Bette, Nachbarschaften im Vest Recklinghausen, Gladbecker Blätter 1927, 4 ff. — Über eine Gilde U. L. Fr. zu Gladbeck vgl. Gladbecker Blätter 1915, 23; 1916, 11.

[38] Vgl. Imme a. a. O. 195—256.

[39] In Stoppenberg führt die Nachbarschaft geradezu den Namen „Bauerschaft" (Meyer, Gesch. d. Bürgermeisterei Stoppenberg[4], 177 f.). Gerade hier ist es nicht ganz sicher, ob sie sich über den ganzen Umfang der Gemeinde erstreckt. Im übrigen kennt Imme (S. 240 f.) nur eine Ausnahme, in den beiden Bauerschaften Leithe, diesseits und jenseits des Leithebaches, der das Stift Essen von der Grafschaft Mark trennte. Offenbar haben sich hier die alten Bauerschaftsgrenzen verschoben; der Nachbarschaftsverband wird den älteren Bestand darstellen.

[40] Mündliche Mitteilung meines verstorbenen Freundes Imme.

[41] Steele, Kray, Rotthausen, auch Vöcklinghausen; vgl. Imme 237.

Digitized by Google

wer sie bei sich gehabt hatte, dem wurde zur Entschädigung von den Markgenossen ein Baum oder einige Fuder Holz aus der gemeinen Mark überlassen[42]; dieses Holz hieß dann Fastabends- oder Gildebierholz[43]. — Aber auch das Kerzenmachen zwischen Lichtmeß und Fastnacht muß ähnlich wie in Essen und Steele, so auch in den Bauerschaften der näheren und weiteren Umgegend, zum Teil sogar mit den in Essen gebräuchlichen Verkleidungen, geübt worden sein. Die Nachrichten darüber sind, da der Brauch in der Reformationszeit erloschen zu sein scheint, naturgemäß nicht zahlreich; aber sie sind, wenn man sie im Zusammenhange betrachtet, für unsern Zweck ausreichend. Ein im Jahre 1502 angelegtes Lagerbuch des Cort von Vitinghof, gen. Schele auf Schellenberg, bemerkt bei dem in Heisingen gelegenen Hofe Hellersberg, einem Werdenschen Lehen, daß davon außer einer Abgabe an Geld und Hühnern eine Fuhre Späne zu liefern sei zur Beleuchtung beim Kerzenmachen auf Lichtmeß[44]. Es handelt sich hierbei um die Rellinghauser Nachbarschaft, die noch im 20. Jahrhundert zu Lichtmeß und Fastnacht zusammenkam und in enger Beziehung zu der Schellenberger Schloßherrschaft stand[45]. Gleichfalls zu Lichtmeß lieferte das Hospital zu Essen im Jahre 1532 an die Bauerschaft Holsterhausen, vermutlich auf Grund eines dort gelegenen Besitzes, ein Pfund Wachs, offenbar zur Herstellung von Kerzen[46]. Deutlich an den König von Essen erinnert der Bauernname Waskoninck, der in der Nähe von Blankenstein[47] vorkommt; den Namen Koninck findet man in der Umgegend nicht

[42] Markenbuch der Viehofer Mark, f. 26: 1569 auf hl. Christabend Holzweisung durch die Förster nach alter Gewohnheit: Johann zum Velthusse, der den vastabent gehat in der burschafft Stoppenberge, 2 foeder. — Soneman in der burschafft Alden-Essen den vastabent gehat, 2 foeder.

[43] Holtding der Borbecker Mark 1589, Kindlinger, Manuskr. 111, f. 28′: Und soll damit auch den Burschaften die Meyboecken, Fastelabends- und Gildebiers-Holzer hinfüro zu hauwen verpotten sein.

[44] Archiv Schellenberg II, 9: It. die Hellersberg 6 alb. un 2 hoenr op Lichtmissen Tessen (?), dar men die kertzen by maickt.

[45] Vgl. Imme a. a. O. 241 ff.

[46] Älteste erhaltene Hospitalsrechng. 1532, f. 16: It. der groten spinden III punt wasses inde der buerscop toe Holsterhusen en punt wasses op Lechtmisse. Ähnlich in den folgenden Rechnungen jährlich bis 1564. — 1563 nahm die Stadt Essen die Reformation an; von da an verschwindet der Posten aus der Rechnung.

[47] Schatboick in Marck 1486 (Festschrift 1909, herausgeg. v. A. Meister, Bd. II, 20).

Digitized by Google

selten[48]. Geradezu auf eine allgemeine Verbreitung der Königsgebräuche würde es deuten, wenn, wie es mir wahrscheinlich ist, der Blumenname „Königskerze" darauf zurückzuführen wäre.

Übrigens muß gerade in der Essener Gegend unter dem Bauernvolke die Lust an Fastnachtsspäßen und Verkleidungen besonders verbreitet gewesen sein. Einen Beweis dafür sehe ich in den zahlreichen Hofesnamen, die daran anknüpfen[49]. So gab es schon 1396 in Heide bei Rellinghausen den Namen Dandeler (= Spaßmacher), später Dandermann; in Stoppenberg eine Mummerdes-, später Pekelheringshove; in Rüttenscheid eine Fastabendshove. Wenn daneben in der nächsten Umgegend Essens die Namen Pawes (oder Paus = Papst, in Bedingrade, Bottrop, Vogelheim), Kardenal (in Schonnebeck), Keyser (in Huttrop), Koninck (in Heisingen), Greve (in Heide) vorkommen, so möchte ich darin keinen Zufall erblicken, sondern einen Hinweis auf Gebräuche, die denen des Essener Wachskönigs ähnlich waren.

Ihren Ursprung hatten diese Verkleidungsscherze ja bekanntlich in der Sitte des Winteraustreibens im Februar. Schon im 8. Jahrhundert von der Kirche bekämpft[50], hat sie sich mit ihren heidnischen larvae daemonum[51] noch mindestens bis in das neunte und in mannigfach veränderter Form hie und da bis auf den heutigen Tag erhalten[52]. In Essen und seiner Nachbarschaft schloß sich der alte Brauch unmittelbar an das Lichtmeßfest an. Weil er am 3. Februar, dem Tage des hl. Blasius, gehalten wurde, sprach man vom Blasius- oder Blesenjagen[53]; die Sitte war in Stadt und Land beliebt und erhielt sich allen Verboten zum Trotz.

[48] A. a. O. 24, 26, 44; Keyser 45; Bysschop 34, 46; Gildehuys 31; Gildebier 29, 41.

[49] Vgl. meine Gesch. d. Stadt Essen I, 232 f.

[50] Vgl. oben Anm. 18. [51] Migne, Patrol. lat. 125, 776.

[52] Joh. Fritzen, Alte Fastnachtsgebräuche in der Essener Gegend, Ess. Beitr. 46, 415.

[53] Ribbeck a. a. O. 492. — Eine Aufzeichnung aus dem 16. Jahrhundert in dem sogenannten Schwarzen Buch (Staatsarch. Düss., Essen, Akten XXI, 4, f. 387') nennt unter der Überschrift „Blasiusjeger" die Empfänger von kleinen Fleischanteilen aus dem Schlachthause; nachher: uff fastelabend de baurschafften iren knechten: De Borbeckschen 19 alb. vur iren Blasius etc. (es folgen die sechs anderen Bauerschaften des Kirchspiels Borbeck). — Die Satzungen der Stadt Essen enthalten zu der Fassung von 1590 den Zusatz von 1592: Daß die Amptsgeselln und Bouknechte des Blesen Jagen, wie auch alle andere Knechte und Megde, des Schattens uff den Straten ... allerdings enthalten sollen, Ess. Beitr. 43, 221. Mit der Handhabung dieses Verbotes ist es jedenfalls sehr verschieden ge-

Digitized by Google

Vergeblich mit Verboten verfolgt wurden auch die Zusammenkünfte der jungen Burschen und Mädchen, die einander im Fastabendshaus Pfänder gaben und auf Laetare sich wieder zusammenfanden und durch Lustbarkeiten die Fastenzeit entweihten[54].

Wenn die Regierung überhaupt gegen die „ärgerlichen Zusammenkünfte in den Lichtmeßhäusern" einschritt[55], so ließ sie sich vielleicht nicht nur von der Sorge um die öffentliche Sittlichkeit leiten. Denn diese Bauerschaftsversammlungen dienten nicht nur geselligen Zwecken. Wie im Osnabrückschen im 18. Jahrhundert das Gildebier der Bauerschaften die Stelle war, wo Gemeindeangelegenheiten beraten und Streitigkeiten geschlichtet wurden[56], so muß es ähnlich auch im Stift Essen gehalten worden sein. Obschon schriftliche Nachrichten darüber naturgemäß kaum erhalten sind, können wir die Tatsache doch wenigstens in zwei Fällen feststellen.

Am 31. Januar 1710, also kurz vor Lichtmeß, fassen die Eingesessenen von Rüttenscheid im Lichtmessenhaus den Beschluß[57], den Pächter des Rektors der Siechenhauskapelle aus der

halten worden. In der Stadtrechnung von 1606 heißt es f. 54′ (Februar 1607): Do die dieners iren Blesen gejagt, haben sey etzliche Abdißsche Dieners tho gast geladen und dieselbe tractirt; so haben die Heren inen (uff Anhalten) wegen solchen Zegh tho baeten gegeven 8 Gl., und ich wegen der Rentmeistereye inen gegeven $^1/_2$ Ricksdlr. Hingegen heißt es im Brüchtenverzeichnis der Rechnung von 1608: Des halfmans (vom Hospital?) knecht Jan van Langendreier, daß er baven verbott den Blesen gejagt, gebruchtet uff 3 gulden. — Über das Blesenjagen in Duisburg vgl. Averdunk, Gesch. d. Stadt Duisburg (1. Aufl.) 457; in Recklinghausen vgl. Gladbecker Blätter 1927, 20: 1499, Stadtrechng.: It. op sonnendach na lechtmisse, as unse burgermeister undt raidt oren Blesen jageden, dem gelage geschenckt XV ß. In Gladbeck hieß die Fastnachtsgesellschaft „eine Bliese", das Haus, worin sie zusammenkamen, das Bliesenhaus; Gladbecker Blätter 1917, 35 f. — Ob der Bacchus, den man in späteren Zeiten in Dorsten, Recklinghausen, Gladbeck usw., übrigens auch in Essen noch im 19. Jahrhundert verbrannte oder begrub, irgendwie mit dem Blasius der alten Zeit zu tun hat? Sollte das Volk wirklich einen wenig beliebten Heiligen, eine Art „Eisheiligen", gejagt haben? Dann ließe es sich gut denken, daß geistlicher Einfluß aus dem Blasius einen Bacchus gemacht hätte. Vgl. Zeitschr. d. Vereins f. Orts- u. Heimatskunde im Vest Recklinghausen XII (1902), 85; Gladbecker Blätter 1917, 36 u. 38; 1927, 13.

[54] Protocollum publ., Düss. Staatsarch.: 1699, Febr. 28. Verbot der Zusammenkünfte am Aschermittwoch. Die jungen Leute „geben sich Lehen", kommen auf Laetare in demselben Fastabendshaus oder in einem anderen Orte wieder zusammen. Es wird gegen diese Entweihung der Fastenzeit eingeschritten. Vgl. Ribbeck 492; Niessen in der Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde 1907, 63, 65, 208 ff.

[55] Prot. publ. 1689, 1692, 1703.

[56] Vgl. die sehr lehrreiche Aufzeichnung Sudendorfs bei Sommer, Archiv f. Kulturgesch. VII, 442.

[57] Franz Arens, Das Essener Siechenhaus und seine Kapelle, Ess. Beitr. 18, 68

Digitized by Google

Nachbarschaft auszustoßen, falls er nicht zu den Einquartierungslasten herangezogen werden könne. In Rellinghausen aber wußten sich im Jahre 1861 alte Leute noch zu erinnern, daß auf dem Nachbarschaftsfest am Fastnachtsdienstag früher die Gemeindeangelegenheiten verhandelt und sogar der Bürgermeister (d. h. der Bauerrichter) gewählt worden sei[58].

Das Wort „Gilde" kommt in den aus dem Stift Essen stammenden Nachrichten nur ein einziges Mal vor[59]. Daß das, was hier als Nachbarschaft oder gelegentlich als Bauerschaft bezeichnet wird und im Fastabendshaus oder Lichtmeßhaus seinen Mittelpunkt hat, in Wahrheit der Überrest des alten Gildewesens ist, wird hoffentlich aus meinen Darlegungen klar geworden sein. Wenn in den Akten auch im Essenschen fast ausschließlich das gesellige Vergnügen mit den daran haftenden Ausgaben seinen Niederschlag gefunden hat, so werden daraus auf Wesen und Ursprung der Gilde keine zu weitgehenden Schlüsse gezogen werden dürfen; die mündliche Erkundung[60] hat ergeben, daß sie noch in ihren spätesten Ausläufern sich als eine Vereinigung zu gegenseitiger Hilfeleistung darstellt.

Ob die altertümlichen Lichtmeßgebräuche, die uns in den Städten Essen und Steele begegneten, ihre Wurzeln gleichfalls im Gildewesen haben, möchte ich wenigstens zu überlegen geben. Sollten sich in andern alten Städten ähnliche Einrichtungen nachweisen lassen, so würde darin, wie mir scheint, ein starker Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen der städtischen und der ländlichen Gemeindeverfassung, auf eine nach ländlichem Vorbild geschaffene Gilde der Kaufleute und freien Handwerker[61] als ersten Anfang der Stadtgemeinde liegen.

[58] Imme, Ess. Beitr. 37, 244.

[59] Vgl. oben, Anm. 43.

[60] Imme 235 ff.

[61] Die Vermutung, daß in Essen ursprünglich eine Gesamtgilde bestanden habe, habe ich in meiner Geschichte der Stadt (S. 251) geäußert. Es spricht sicher dafür, wenn noch im 15. Jahrhundert die Kaufgilde hin und wieder als die Gilde schlechthin bezeichnet wird. In der Satinge ind wilkoir von 1473, die sicherlich auf älterer Grundlage beruht, heißt es in Art. 25: It. men zall nemande dey gilde (Zusatz: noch ampte) doin, hie en heb irst dey burgerschop entfangen ... (Ess. Beitr. 43, 206). — Eine vor Juni 1410 abgefaßte Klageschrift (Stadtarch.) beginnt: Dyt is die ansprake ind brake, dye my Wenemar ther Linden brake is to der gantzer gilde to Essende. In einem anderen Aktenstück aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beklagt sich ein Arnd van Kempen bei Bürgermeister und Rat von Essen über „uwe gilde to Essende". (Ich gebe auch hier die von Below a. a. O. gewünschten Nachweise.)

Digitized by Google

# Die Schrift des Herimannus quondam Judaeus „De conversione sua opusculum".

Von

**Joseph Greven.**

Kurz vor Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßte der Prämonstratenser Herimann, ein zum Christentum übergetretener Kölner Jude namens Judas, eine Schrift mit dem Titel: De conversione sua opusculum[1]. Unter den wenigen Selbstdarstellungen[2] des früheren Mittelalters steht diese Bekehrungsgeschichte einzig da. Als Sohn einer wohlhabenden und vornehmen Familie um das Jahr 1110 geboren[3], weilte Judas im Alter von 20 Jahren geschäftehalber („siquidem omnes Judaei negotiationi inserviunt"[4]) in Mainz und half hier einem geistlichen Fürsten aus der Umgebung des Kaisers Lothar, dem Bischof Ekbert von Münster (1127—1132), mit einem Darlehen aus. Um die Rückgabe des Geldes zu sichern, folgte er Ekbert in dessen Bischofsstadt, wo er kirchliche Einrichtungen und christlich-religiöses Leben aus nächster Anschauung kennenlernte. Dabei suchte er Gelegenheit, die beim Vergleich von Judentum und Christentum auf ihn einstürmenden Gedanken mit theologisch gebildeten Männern, wie mit dem in Münster als Gast weilenden Abte Rupert von Deutz († 1135), durchzusprechen. Als die Kölner Glau-

[1] Migne, Patrologia latina, Bd. 170, Sp. 805—836. Näheres über die anderen Ausgaben und über die Abfassungszeit unten S. 117, 123. Zitiert wird immer nach Migne.

[2] Über Selbstdarstellungen vgl.: G. Misch, Gesch. der Autobiographie, Bd. 1: Das Altertum (Leipzig u. Berlin 1907); der zweite, das Mittelalter behandelnde Band dieses gründlichen Werkes liegt noch nicht vor; Th. Klaiber, Die deutsche Selbstbiographie, Beschreibungen des eigenen Lebens, Memoiren, Tagebücher (Stuttgart 1921); Fr. v. Bezold, Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im M. A. [Rede aus dem Jahre 1893; Neudruck in:] Aus Mittelalter und Renaissance (München u. Berlin 1918); W. Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Gesch. der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus (Berlin 1919); G. Grützmacher, Die Bedeutung der Selbstbiographie für die Gesch. der christl. Frömmigkeit (Halle 1925); K. Aner, Kirchengeschichtl. Autobiographien: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 1[2] (1927) 681. Nur v. Bezold (S. 416 A. 429) erwähnt Herimanns Opusculum mit kurzen Worten.

[3] Über das Geburtsjahr unten S. 118 f.

[4] Kap. 2 (Sp. 807).

Digitized by Google

bensgenossen den Zurückgekehrten in seiner Treue zum jüdischen Bekenntnis wanken sahen, suchten sie ihn durch eine Heirat an das Judentum zu fesseln. Vergeblich. Unter heftigen Seelenkämpfen näherte sich Judas immer mehr der christlichen Lehre. Nach allerlei Erlebnissen in Speyer und in Mainz flüchtete er in das Augustinerkloster Ravengiersburg im Hunsrück und wurde dort Katechumene. Im Kölner Dom empfing er schließlich die Taufe und nahm bald darauf das Kleid des hl. Norbert in dem ältesten deutschen Prämonstratenserkloster, in der westfälischen Abtei Kappenberg.

Dies in kurzen Zügen der Inhalt des „Opusculums". Aus anderen Quellen ist bekannt, daß Herimann erster Propst des vor 1147 (wahrscheinlich 1143) gegründeten Klosters Scheda[5] wurde und am 6. August 1173 gestorben ist[6].

[5] Scheda, südlich von Werl am Oberlauf der Ruhr (zwischen Soest und Jserlohn), gehörte damals zum Erzbistum Köln (heute zu Paderborn). Es geht zurück auf den Bau einer Burgkapelle zu Ehren des hl. Severinus durch Voland von Ardey. Nach Volands Tod wandelte seine Witwe Wiltrud auf Anraten des frommen Priesters Ekhart (vgl. A S Jul., Bd. 1, 274—275) die Burg in ein Kloster um, das mit Mönchen aus Kappenberg unter Führung Herimanns besetzt wurde. Wie Kappenberg wurde auch Scheda Doppelkloster; Wiltrud trat mit ihren Kindern (genannt wird ein Sohn Rathard) ein. Über die Geschichte von Scheda schrieb im Jahre 1624 der damalige Propst dieses Klosters Wilhelm Grüter (vgl. über diesen C. L. Hugo, Annales, Bd. 2, S. 776): „Monasterii Scheidensis initium et progressus" (abgedruckt bei: J. S. Selbertz, Quellen der Westfälischen Geschichte. 3. Bd. Münster 1869) 461—477. — Vgl. ferner: Johann Diederich von Steinen. Kurze Beschreibung der hochadelichen Gotteshäuser Cappenberg und Scheda (Dortmund 1741) 38—68; C. L. Hugo, Sacri et canonici ordinis Praemonstratensis, Annales, Bd. 2 (Nancy 1736) 771—780; J. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis (Köln 1747) 133; J. B. Nordhoff, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Provinz Westfalen, herausgegeben vom Westf. Provinzial-Ver. für Wissensch. u. Kunst. Stück 1: Kreis Hamm (Leipzig 1881) 142; L. Schmitz-Kallenberg, Monasticon Westfaliae (Münster 1909) 72; A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. $4^{3.4}$ (Leipzig 1913) $377^{5}$, 661, 1001. — In Kappenberg wurde später unter dem Abte Hermann (1171—1210) die Gründung von Scheda in die Zeit des hl. Gottfried († 1127) verlegt: Hugo, Annales, 1. Bd. (1734) S. CCCLXXV. Die Klosterkirche von Scheda wurde am 13. Mai 1173 durch den Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg eingeweiht: R. Knipping, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln, Bd. 2 (Bonn 1901) Nr. 981.

[6] Vgl. die unten angeführten Werke von Joh. Chrys. van der Sterre, Aeg. Gelenius, Le Paige, die „Collectanea Bollandiana u. a. Die schwankenden Angaben über den Todestag Herimanns erklären sich auf einfache Weise. Auf Herimann folgte als zweitnächster Propst von Scheda am Ende des 12. Jahrhunderts wieder ein Hermann (Hugo, Annales, 2. Bd., S. 772), der sich z. B. in einer Urkunde aus dem Jahre 1198 findet (H. A. Erhard, Regesta historiae Westphaliae, Bd. 2 (Münster 1851) 258. Die Todestage der beiden Pröpste sind später nicht mehr auseinandergehalten worden. Auch hat man wohl aus dem Todestag Hermanns II. den irrigen Schluß gezogen, Hermann I. habe ein besonders

Digitized by Google

Wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, dann darf man darauf hinweisen, daß von den Tagen des hl. Augustinus bis auf Herimann niemand es unternommen hat, die Geschichte der eigenen Bekehrung zu schreiben. Weder dort noch hier führten Absichten literarischer Art die Feder. Als echter Prämonstratenser will Herimann im Geiste seines der Seelsorge dienenden Ordens erbauen. Der Aufbau seines Werkchens, die Auswahl der darin geschilderten Erlebnisse und deren Bedeutung für den Fortschritt der Handlung, — alles zielt darauf hin, beim Leser, nicht zuletzt bei frommen Klosterfrauen[7], andächtige Bewunderung vor dem am Verfasser gewirkten Gnadenwunder wachzurufen. Am Anfang und am Ende des Bekehrungsweges stehen bedeutungsvolle Träume[8]. Sie stammen, wie alles, was den Weg zur Kirche und zum Kloster erleichtert, von Gott, während alle Hindernisse als Werk des bösen Feindes erscheinen.

Wer wird vom Ordensmann des 12. Jahrhunderts anderes erwarten? Man stößt aber auch auf Dinge, deren man sich bei einem klösterlichen Schriftsteller dieser Zeit kaum versieht: die inneren Erlebnisse beherrschen die ganze Schrift, und der Fortschritt der Handlung entwickelt sich folgerichtig aus innerer Notwendigkeit heraus. Wo theologische Dinge erörtert werden, erweist sich Judas, der über eine gründliche Bibelkenntnis verfügt, als zähen Verteidiger des väterlichen Glaubens[9]; erst die selbstlose Nächstenliebe eines Christen ergreift ihn innerlich[10], und den endgültigen Wandel bewirkt das inbrünstige Gebet frommer Klausnerinnen[11]. Die

hohes Lebensalter erreicht (Aeg. Gelenius in den Farragines, Bd. 3, fol. 59r: Certum ... est, eum extrema senectute gubernacula tenuisse). Die größte Wahrscheinlichkeit hat noch die aus einer „Vita manuscripta" geschöpfte Angabe A S Aug. Bd. 2 (1735) 124, wo der 6. August 1173 als Herimanns Todestag angegeben wird. Letzte urkundliche Erwähnung i. J. 1170: Knipping Nr. 950.

[7] Vgl. das Widmungsschreiben (Sp. 805/806), wo es heißt, Herimann habe noch jüngst „quarundam sancte conversationis feminarum devota peticione coactus" seine Geschichte mündlich erzählt. In Kap. 12 (Sp. 826) wendet er sich mit einer Mahnung an solche frommen Frauen („O vos ergo devote et sancte mulieres, quecunque ista legeritis vel lecta audieritis, ...!"). Daß Herimann sich an Ordensmänner und Ordensfrauen wendet, erklärt sich daraus, daß Kappenberg und Scheda Doppelklöster waren. Man darf sich Wiltrud, die Witwe Volands von Ardey, als Zuhörerin Herimanns vorstellen.

[8] Kap. 1 (Sp. 805 f.); Kap. 18 (Sp. 830 f.).

[9] Kap. 3 (Sp. 809 f.); Kap. 9 (Sp. 819); Kap. 11 (Sp. 823 f.).

[10] Kap. 5 (Sp. 813).

[11] Kap. 12 (Sp. 825).



Digitized by Google

Schrift ist weniger auf einen theologisch-streitbaren als religiös-aszetischen Grundton abgestimmt; als literarisches Denkmal des kirchlich so stark bewegten 12. Jahrhunderts verdient sie hohe Beachtung und schon öfters wurde sie als wertvolle Quelle zur Geschichte der mittelalterlichen Judenbekehrungen verwertet[12].

An dieser Stelle sollen einige die Schrift betreffenden literarische Fragen behandelt werden. Auf den Inhalt des Opusculums, be-

[12] J. M. Schröckh, Christliche Kirchengeschichte, Bd. 35 (1797) 384—389. — In der „Westphalia", Ztschr. für Gesch. u. Altertumskunde Westphalens u. Rheinlands, herausgegeben von Ludw. Troß, 3. Bd. (Hamm 1826) S. 98 f., beginnt, ohne Angabe des Verfassers, eine „Galerie Rheinisch-Westphälischer Heiligen". Als erstes Beispiel wird geboten: „Bekehrungsgeschichte Hermanns, eines gebornen Juden, nachher ersten Propstes zu Scheda". Es werden dann (S. 98—101, 105—108, 121—124, 137—139, 145—146, 161—162, 211—213, 284—286) die 13 ersten Kapitel der Schrift übersetzt. Die Fortsetzung der „Westphalia", die Zeitschrift „Hermione", Blätter für Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft, herausgegeben von H. Schulz (Hamm 1827) enthält keine Fortsetzung. — Ausführliche Inhaltsangabe bei: Aug. Neander, Allgemeine Gesch. der christlichen Religion und Kirche, Bd. 5, 1 (Hamburg 1841) 91, 101—104. — In der Evangelischen Kirchenzeitung, herausgegeben von E. W. Hengstenberg (Berlin 1857) 774—784 (= Nr. 67 und 68), erschien: Hermann von Kappenberg, ein Lebensbild aus der Geschichte der Judenbekehrungen im Mittelalter. — F. W. Weber, Hermann der Prämonstratenser oder die Juden und die Kirche des Mittelalters; mit einem Vorwort von W. Löhe (Nördlingen 1861). — H. Reuter, Gesch. der religiösen Aufklärung im M. A. vom Ende des 8. Jahrhunderts bis zum Anfange des 14., Bd. 1 (Berlin 1875) 158—164, 309—310. — A. Gierse, Die Gesch. der Juden in Westfalen während des Mittelalters in ihren Grundzügen nach zum Teil ungedruckten Quellen. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte (Naumburg o. J. 1878) 13. — A. Hüsing, Der hl. Gottfried, Graf von Cappenberg, Prämonstratensermönch, und das Kloster Cappenberg (Münster 1882) 4—6, 104—164. — J. Aronius, Hermann der Prämonstratenser: Zeitschr. für die Gesch. der Juden in Deutschland, Bd. 2 (Braunschweig 1888) 217—231. — J. Aronius, Regesten zur Gesch. der Juden im fränkischen und deutschen Reiche bis zum Jahre 1273 (Berlin 1902) Nr. 223 (S. 103—104). — Joh. Nep. Brischar, Gesch. der Bekehrung des nachmaligen Prämonstratensers Hermannus vom Judenthum zum Christenthum von ihm selbst erzählt: Der Katholik, Bd. 68 (1888) 2, 257—277, 354—378. — R. Seeberg, Hermann von Scheda, ein jüdischer Proselyt des 12. Jahrhunderts: Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig 30 (Leipzig 1891). — W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 2. Bd.[6] (Berlin 1894) 265. — A. Potthast, Bibliotheca medii aevi, 2. Bd. (Berlin 1896) 590. — R. Seeberg, Hermann von Scheda: Realencyklopädie für prot. Theol. u. Kirche, Bd. 7 (1899) 710, 711. — U. Chevalier, Répertoire des sources hist. du moyen âge. Bio-bibliographie, 1. Bd. (1903) 2122. — H. Hurter, Nomenclator literarius theologiae catholicae, Bd. 2[3] (Innsbruck 1906) 11, 171. — G. Caro, Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte der Juden im M. A. u. der Neuzeit (Grundriß der Gesamtwissenschaft des Judentums), Bd. 1 (Leipzig 1908) 197, 198, 227, 228. — A. de Gourlet, Judas de Cologne. Récit de ma Conversion. Introduction et notes: Science et Religion Nr. 635 (Paris 1912).

Digitized by Google

sonders auf die Beziehungen der hier berichteten Vorgänge zur kirchlichen Zeitgeschichte, hoffe ich an anderem Orte zurückzukommen.

*

Mit Herimann und seiner merkwürdigen Schrift haben sich bereits die Hagiographen des 17. Jahrhunderts beschäftigt, als erster ein Mitglied des gleichen Ordens, der Prämonstratenser Johannes Chrysostomus van der Sterre, Prior und Abt des Klosters St. Michael in Antwerpen. Im Jahre 1625 trug er sich mit der Absicht, zum Ruhme seines Ordens ein Werk zu veröffentlichen, das den Titel tragen sollte: „Sidera illustrium aliquot et sanctorum virorum qui Praemonstratensis ordinis caelum heroicis virtutibus decorarunt"[13]. In diesem Buche sollte auch Herimann als Zierde des Ordens seine Stelle finden[14]. Leider haben die „Sidera" des Antwerpener Praemonstratensers niemals das Tageslicht erblickt; das druckfertige Manuskript des Werkes blieb bis heute verschollen[15].

Um dieselbe Zeit wie in Antwerpen erwachte auch in Köln bei den Brüdern Gelenius, Johannes († 1631) und Ägidius († 1656), das Interesse für ihren rheinischen Landsmann Judas oder Herimann. Am 23. und 24. Juni 1628 ließ der erzbischöfliche Generalvikar Johannes Gelenius in dem damals zum Erzbistum Köln gehörigen Scheda die Gebeine Herimanns samt denen eines heiligmäßigen Priesters mit

[13] Angekündigt in den von v. d. Sterre herausgegebenen „Natales sanctorum candidissimi ordinis Praemonstratensis" (Antwerpen 1625), wo es auf S. 12 der Praefatio heißt: „Sunt autem hi tractatus qui praelo propemodum maturi et lucem Deo benefavente etiamnum hoc anno videre possunt: 1. ‚Sidera ...' Suntque variae sanctorum ordinis nostri vitae ab aliquot saeculis conscriptae et iuxta manuscripta varia recensitae ac notationibus illustratae." Dasselbe Werk (unter dem etwas anders gefaßten Titel: „Sid. ill. vir. qui Praemonstrati Ord. cael. her. virt. ac rebus pro Dei gloria magnifice gestis illustrarunt") angekündigt in desselben Verfassers Buch „Lilium inter spinas. Vita b. Joseph presbyteri et canonici Steinveldensis ordinis Praemonstratensis (Antwerpen 1627) S. 2 der Praefatio (Lectori candido).

[14] Lilium inter spinas 281. Van der Sterre hatte sich durch seinen Knechstedener Ordensbruder Johannes Caesar, ehemals Prior in Scheda, eine Abschrift des Opusculums verschafft, die nach einer in Scheda aufbewahrten Handschrift angefertigt worden war. Aus van der Sterre schöpfte J. Le Paige, Bibliotheca Praemonstratensis ordinis, Bd. 1 (Paris 1633) 469—470. — C. L. Hugo, der in seinen Annales (Bd. 2, S. 773) ankündigt, daß er über Herimanns Leben schreiben wolle, scheint seine Absicht nicht ausgeführt zu haben.

[15] Freundliche Auskunft des Herrn P. Emiel Valvekens O. Praem., des Secretärs der Commissio historica ordinis Praemonstratensis (Abtei Averbode in Belgien). Herrn P. Valvekens sei hierfür bestens gedankt.

Digitized by Google

Namen Ekhart erheben, wovon ein vom 5. Juli 1628 datiertes Protokoll Kunde gibt[16]. Teile von den Gebeinen Herimanns sind damals durch Johannes Gelenius der Margarethenkapelle in Köln zugeführt worden[17]. Was der jüngere der beiden Brüder, Ägidius Gelenius, an geschichtlichen Nachrichten über Herimann zusammenbringen konnte, fand seine Stelle in den „Farragines"[18].

Dreißig Jahre später (1659) beschäftigte sich eifrig mit Herimann der verdienstvolle Begründer der Acta Sanctorum, der Jesuit Johann Bolland in Antwerpen. Er setzte sich in Besitz von zwei Abschriften des Opusculums; die eine war nach einer in Scheda aufbewahrten Handschrift, die andere nach einer Prager Handschrift angefertigt worden. Auch den Bericht des Johannes Gelenius über die Erhebung der Gebeine Herimanns und die Eintragungen des Ägidius in die „Farragines" hatte er sich beschafft. Außer dem Protokoll über die Translatio in Scheda ist von diesem Material nichts erschienen; es befindet sich unter den „Collectanea" der alten Bollandisten in der Königlichen Bibliothek zu Brüssel[19].

[16] A S Julii, Bd. 1, S. 276, 277; vgl. Selbertz, Quellen der Westfäl. Geschichte, Bd. 3, S. 467, 468; Hugo, Annales, Bd. 2, S. 778.

[17] Aeg. Gelenius, De admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae (Köln 1645) 628; Hugo ebenda.

[18] Farragines diplomatum historiae Coloniensis servientium (Kölner Stadtarchiv), Bd. 3, fol. 58 f.; Bd. 29, fol. 449 f. Über Herimanns Grabstätte enthalten die Farragines Bd. 3, fol. 59v, folgendes: Sepultus est medius inter familiam ab Ardeya et Conradum de Wittene, post longa temporum intervalla praepositum, in ipsa ecclesiae navi. Effigies etiam in tumba extat. De collo crux dependet, caput sacerdotali corona redimictum, vestes sacerdotem sacris operantem exhibent, manus in formam precantis libramine tenentis complicatae, pedibus pileum, cuius forsan usus illo aevo familiaris Judaeis, premit, quo se Judaicam superstitionem procubrasse significat, et credi fas finem vitae, principio totique decursui consentaneum fuisse et nota sanctitatis eundem in beatas illas divinorum sedes receptum.

[19] Cod. 8983—84 und Cod. 18942—46 (J. van den Gheyn, Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque royale de Belgique, Bd. 5 (Brüssel 1905) Nr. 3524, S. 624—627; Nr. 3544, S. 655—657). Herr P. Maurice Coens S. J. von der Gesellschaft der Bollandisten in Brüssel hatte die Freundlichkeit, mich auf die „Collectanea Bollandiana" aufmerksam zu machen und Cod. 8983—84 für mich durchzusehen. Die folgenden Mitteilungen schöpfen aus seinen brieflichen Mitteilungen. Cod. 8983—84 fol. 114 f enthält eine von P. Joh. Gamans S. J. besorgte Abschrift aus den „Farragines"; Überschrift und Randbemerkungen von P. Gamans S. J., der bemerkt, daß der Abt von Scheda (Joh. Hensaeus; vgl. über ihn: Hugo, Annales, Bd. 2, S. 777) ihm eine Kopie des „Libellus de conversione" versprochen habe und er vorläufig diese „Vita" mitteile. Es folgt (fol. 117) das Protokoll über die Erhebung der Gebeine Herimanns durch Joh. Gelenius. Auf fol. 118—123 eine zweite Abschrift derselben Stücke. Auf fol. 123a: Brief von P. Jakob Kritzraedt S. J. an Bolland (Köln, 18. Febr. 1659) betr. Kloster Scheda, dessen Abt

Digitized by Google

Die erste Ausgabe veranstaltete nach einer Leipziger Handschrift Johann Benedikt Carpzow als Anhang zu seiner Ausgabe des von dem Dominikaner Raimund Martini verfaßten „Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos"[20]; eine zweite besorgte nach einer nicht festzustellenden, verschollenen Handschrift der lutherische Prediger Diederich von Steinen im Jahre 1741[21]. Carpzows Ausgabe liegt dem Abdruck in der Patrologia latina von Migne (Band 170, Spalte 805—836) zugrunde.

Keine dieser Ausgaben genügt wissenschaftlichen Ansprüchen. Eine Nachprüfung der Ausgabe von Carpzow an Hand der ihr zugrunde liegenden Leipziger Handschrift[22], Universitätsbibliothek Ms. 220 (= L) ergab, daß die erste Ausgabe des Opusculums eine größere Zahl von Lesefehlern enthält. Zu diesen sind dann in dem

Hensaeus ihm bekannt ist. — Fol. 127—128: Brief des von Petr. Waghenaere Ord. Praem., Prior von St. Nikolaus de Furnes in Westflandern (6. Nov. 1659), dem Bolland eine Kopie des Opusculums vorgelegt hatte. P. de Waghenaere schreibt: „Cum maxima gratiarum actione remitto conversionem b. Hermanni Scheidensis, in quam ex inadvertentia exscribentis diversi videntur irrepsisse errores ... Credo copiam supradictae conversionis emendatiorem reperiri in observationibus Chrysostomi van der Sterre" (de Waghenaere hat also das Material des Antwerpeners van der Sterre gekannt). De Waghenaere gibt dann zu dem ihm von Bolland geschickten Text Verbesserungen (Diese beziehen sich auf die in Cod. 18942—46, fol. 232—268v, enthaltene Kopie des Opusculums. Von dieser Abschrift heißt es: „Hanc vitam sua manu descripsit R. P. Joannes Hensaeus abbas Scheidensis, modo pastor, ex antiquis manuscriptis ipsius Hermanni olim Juda dicti" [Van den Gheyn, Bd. 5, S. 656]). Cod. 8983—84 enthält dann noch einen Brief des P. Jakob Kritzraedt S. J. an Bolland (Köln, 17. April 1659), indem er mitteilt, wie er in den Besitz einer Abschrift des Opusculums gekommen sei. Auf fol. 133—154 folgt dann diese zweite Abschrift („Praga ex veteri codice a P. Joanne Gamans designato describi curavi a P. Joanne Baptista van Hollandt"). Eine kurze Notiz über Hermann: A S Aug. Bd. 2 (1735) 124.

[20] Raymundi Martini Ord. Praed. Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos, cum observationibus Josephi de Voisin, et introductione Jo. Benedicti Carpzovi, qui simul appendicis loco Hermanni Judaei opusculum de sua conversione ex manuscripto Bibliothecae Paulinae Academiae Lipsiensis recensuit (Leipzig 1687). Im Anhang (auf 32 Seiten): Hermanni Judaei de sua conversione opusculum ex manuscripto Bibliothecae Paulinae Academiae Lipsiensis recensitum.

[21] Kurze Beschreibung der hochadelichen Gotteshäuser Cappenberg und Scheda, wie auch des hochadelichen Stifts Averndorp und des Klosters Weddinghausen, als ein Beytrag der westphälischen Geschichte entworfen und mit den nöthigsten Urkunden erläutert durch Johann Diederich von Steinen Ev. Luth. Prediger zu Frömern (Dortmund, im Verlag Gottschalk Diederich Bädekers, 1741). v. Steinen handelt auf S. 49—60 über Herimann und bietet S. 91—149 den Text des Opusculums; S. 149 die Grabschrift Herimanns in der Klosterkirche zu Scheda.

[22] Diese Hs. (Pergament, 41 × 30 cm, zweispaltig) gehörte ursprünglich dem Kloster Altenzelle. Sie enthält Schriften des hl. Hieronymus und (fol. 178a—185c) Herimanns Opusculum.

Digitized by Google

Abdruck von Migne unzählige, zum Teil sinnstörende Druckfehler hinzugekommen. Die Ausgabe von 1741 enthält, wie schon Seeberg feststellte, willkürliche Textänderungen des Herausgebers; sie kann darum die verschollene handschriftliche Vorlage nicht ersetzen und scheidet für die Textgestaltung aus. Für eine neue Ausgabe müssen vor allem die beiden von Bolland veranlaßten Abschriften und das übrige Material der „Collectanea Bollandiana" herangezogen werden[23]. Als besonders wertvoller Textzeuge ergab sich mir die bisher unbenutzte Handschrift in der Vatikanischen Bibliothek[24], Ms. lat 504 (= V), die mir in Photographie (weiß auf schwarz) vorlag[25]. Ein Vergleich von V mit L ergab, daß V überall die bessere Lesart bietet. Als Vorarbeit für eine neue Ausgabe des Opusculums stelle ich im Anhang die Lesarten von V im Anschluß an den leicht zugänglichen Abdruck von Migne zusammen.

*

Um eine genaue Bestimmung der Lebensdaten Herimanns und der Abfassungszeit seines Opusculums haben sich bisher nur A. Hüsing[26] und R. Seeberg[27] bemüht, ohne dabei aber, wie mir scheint, das Richtige zu treffen. Die Geburt des Judas fällt nach Hüsing in das Jahr 1109, nach Seeberg in das Jahr 1106; die Begegnung mit Bischof Ekbert in Mainz verlegt Hüsing in das Jahr 1129, Seeberg in das Jahr 1127. Beide setzen die Niederschrift des Werkchens vor das Jahr 1137.

Suchen wir zunächst die Lebensdaten neu zu gewinnen. Judas hat den im ersten Kapitel berichteten Traum als dreizehnjähriger Knabe[28]. Sieben Jahre später, also mit 20 Jahren, trifft er in Mainz mit Ekbert zusammen[29]. Da dieser nur fünf Jahre (1127—1132) Bischof von Münster war, fällt das Geburtsjahr bestimmt zwischen

[23] Ich hoffe, die beiden Bände der Collectanea Bollandiana demnächst durchsehen zu können.

[24] M. Vatasso et P. Franchi de'Cavalieri, Codices Vaticani latini, Bd. 1 (Rom 1902) Nr. 504, S. 385: saec. XII ex., membran. 241 × 168 mm, einspaltig Das Opusculum auf fol. 71r—91v.

[25] Herr Dr. Hub. Jedin, Kaplan am deutschen Campo santo in Rom, hatte die große Freundlichkeit, mir die Photographien zu besorgen; es sei ihm auch an dieser Stelle bestens dafür gedankt.

[26] Hüsing 4—6.

[27] Seeberg 38—41. Alle übrigen, recht willkürlichen Datierungen sind hier außer acht gelassen.

[28] Sp. 807.

[29] Kap. 2 (ebendg).

Digitized by Google

1107 und 1112. Diese Zeitspanne verringert sich noch dadurch, daß die Jahre 1132 und 1131 als Zeit der Mainzer Begegnung und dadurch die Jahre 1112 und 1111 als Geburtszeit ausscheiden, weil Judas nach zwanzigwöchigem Aufenthalt in Münster diese Stadt kurz vor dem Osterfest wieder verließ[30]. Da aber Ekbert bereits am 9. Januar 1132 starb[31], kann es sich spätestens um Ostern 1131 gehandelt haben, woraus sich als spätestes Datum für den Mainzer Aufenthalt das Jahr 1130 ergibt. Judas ist also zwischen 1107 und 1110 geboren und hatte zwischen 1120 und 1123 als Dreizehnjähriger den bedeutungsvollen Traum.

Diesen Traum glaubt nun Seeberg in das Jahr 1119 verlegen zu müssen, wodurch er weiter gezwungen ist, die Geburt in das Jahr 1106 hinaufzurücken. Den Mainzer Aufenthalt verlegt er dann in das erste Amtsjahr Ekberts (1127). Auf 1119 als Jahr des Traumes schließt Seeberg mit Rücksicht auf das, was Judas geträumt hat. Dem Knaben träumte nämlich, ein mächtiger Fürst des Reichs sei plötzlichen Todes gestorben, wodurch sein ganzer Besitz an den Kaiser, den damals regierenden Heinrich V. (1106—1125), gefallen sei. Der Kaiser sei auf ihn (Judas) zugetreten, habe ihm ein wunderschönes schneeweißes Pferd und einen goldgewirkten, kunstvollen Gürtel mit angehängtem Geldbeutel geschenkt und dabei zu ihm gesagt: „Wisse, daß meine Herzoge und Fürsten mir heftig zürnen wegen des Lehens, das ich dir gegeben; ich werde dir aber noch größere hinzufügen und dir das ganze Erbe dieses verstorbenen Fürsten geben, damit es dir für immer rechtens zu eigen sei." Ein kecker Traum fürwahr bei diesem Kölner Judenknaben, ausschweifender noch als der des umbrischen Kaufmannssohnes Francesco von winkender Ritterschaft, aber gleich diesem später in religiösem Sinne ausgedeutet. Seeberg glaubt nun, das Kindheitserlebnis, das sich Judas unverwischbar eingeprägt hat, in das Jahr 1119 (oder wenig später) verlegen zu müssen. Er entscheidet sich für diesen zeitlichen Ansatz, weil Heinrich V. in dem genannten Jahre in Köln geweilt hat[32]. Der Kaiserbesuch soll die Phantasie des Knaben beflügelt und den Traum angeregt haben.

Wenn nun schon einmal dem Traume ein äußerer Anreiz zugrunde liegen soll, dann darf wohl mit größerem Recht ein anderes Zeit-

[30] Kap. 7 (Sp. 818).
[31] Hauck 4, 961.
[32] Chronica regia Coloniensis ed. G. Waitz: M G Script. rer. Germ. in us. schol. 59.

Digitized by Google

ereignis herangezogen werden. Innerhalb der in Frage stehenden Zeit (1120—1123) liegt nämlich eine Begebenheit der Reichsgeschichte, die den Angaben des Traumes genau entspricht: 1123 starb in jugendlichem Alter und ohne Nachkommen zu hinterlassen einer der mächtigsten Reichsfürsten, Heinrich von Eilenburg, dem beim Tode seiner Mutter Gertrud († 1117) als väterliches Erbe die Markgrafschaften von Meißen und der Lausitz, als mütterliches Erbe die Grafschaft Braunschweig zugefallen waren[33]. Es war ein großer und wertvoller Besitz, über den nach dem Tode des jungen Markgrafen sowohl Kaiser Heinrich V. wie auch Herzog Lothar von Sachsen (der spätere Kaiser) verfügten. Es kam darüber zum Kampf zwischen dem kaiserlichen und dem herzoglichen Lehnsherrn. Diese das ganze Reich in Mitleidenschaft ziehenden Vorgänge, in deren Mittelpunkt der unerwartete, einem Giftmord zugeschriebene Tod eines fürstlichen Knaben stand („Henricus marchio puer veneficio interiit" berichten die Annales Rosenveldenses[34] zum Jahre 1123), mögen leicht ihre Wellen in das Kölner Judenviertel geschlagen haben. Da konnte es dem Dreizehnjährigen schon im Traume einfallen, er sei der vom Kaiser zum Erben Erkorene.

Trifft diese Vermutung das Richtige, dann wäre die Geburt des Judas in das Jahr 1110, sein Zusammentreffen mit Ekbert in das Jahr 1130 zu verlegen. Stimmt dieses letztere Datum zu dem, was wir über Ekbert wissen? Nach Herimanns Angabe befand sich der Bischof von Münster damals zu Mainz in der Umgebung des Kaisers Lothar. Nun läßt sich in keinem der überhaupt in Betracht kommenden Jahre (1127, 1128, 1129, 1130) ein Mainzer Aufenthalt dieses Kaisers nachweisen. Man ist also darauf angewiesen (auch Seeberg tut das), nach einem Hoflager Ausschau zu halten, das nicht allzu weit von Mainz stattgefunden hat. Seeberg verweist auf Speyer, wo Lothar im September 1127 sich aufhielt und von wo er leicht nach Mainz kommen konnte. Hiergegen ist einzuwenden, daß wohl des Kaisers, aber nicht Ekberts Aufenthalt zu Speyer im Herbst 1127 feststeht[35].

[33] Gerold Meyer v. Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Bd. 7 (Leipzig 1909) 253; vgl. auch: O. Lorenz, Genealogisches Handbuch der europ. Staatengesch.[3] (Stuttgart u. Berlin 1908) Tafel 8.

[34] M G S S 16, 104.

[35] Ein Aufenthalt Ekberts in der Umgebung Lothars steht erst fest für den An-

Digitized by Google

Legt man die oben gewonnene Zeit (1123 als Jahr des Traumes) zugrunde, so ergibt sich, weil die Begegnung in Mainz sieben Jahre später stattfand, für diesen Mainzer Aufenthalt das Jahr 1130, ein Ansatz, den Seeberg neben dem von ihm angenommenen Jahre 1127 ausdrücklich als möglich bezeichnet. In das Jahr 1130 fällt nun ein gleichzeitiger Aufenthalt Lothars und Ekberts in dem nicht allzu weit von Mainz gelegenen Würzburg[36]. Es handelt sich um die bedeutungsvollen Tage im Oktober, als Lothar mit den deutschen Bischöfen darüber beriet, welche Haltung er gegenüber dem in Rom ausgebrochenen Schisma einnehmen solle. Die den Kaiser umgebenden sechzehn Bischöfe, unter denen die Erzbischöfe Konrad von Salzburg und Norbert von Magdeburg besonders hervorragten, gehörten alle zu den Vertretern der kirchlichen Reform. Unter ihrer, namentlich Norberts Einwirkung erklärte sich auch Lothar im Sinne Bernhards von Clairvaux für Innocenz II. Auf Grund des Würzburger Beschlusses wurde Bischof Ekbert von Münster vom Kaiser mit einer wichtigen Sendung betraut: er sollte sich mit Konrad von Salzburg nach Clermont begeben, um dem dort mit Bernhard weilenden Innocenz die Entscheidung Deutschlands zu überbringen[37]. Dieser Aufgabe hat sich Ekbert auch unterzogen, was ihm ein hohes Lob aus der Feder des Abtes von Clairvaux eintrug. In einem Briefe Bernhards an die aquitanischen Bischöfe wird Ekbert neben den Erzbischöfen von Magdeburg und Salzburg als einziger deutscher Bischof genannt, dessen Stellungnahme in der Frage des Schismas die Haltung des Abtes mitbestimmt habe: „... horum gloria specialis et praecipua sanctitas et auctoritas

fang des Jahres 1129 (W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg: Jahrbücher der Deutschen Geschichte [Leipzig 1879] 216); am 8. März 1129 weilt Ekbert mit Lothar in Duisburg (M G Dipl. reg. et imp. 8, 21); am 13. Juni 1129 sind sie zusammen in Goslar (Bernhardi 219; Dipl. 8, 31).

[36] M G Legum sectio IV (Constitutiones et acta publica imp. et imp.) Bd. 1, S. 166; M G Dipl. 8, S. 43. Bernhardi 341; Hauck 4, 146. Ekbert war an der in Würzburg verhandelten Frage, Beilegung des päpstlichen Schismas, besonders interessiert: mit Erzbischof Konrad von Salzburg lud er den Bischof Otto von Bamberg zur Teilnahme an der Tagung ein: Codex Udalrici in den Monumenta Bambergensia, herausgegeben von Phil. Jaffé in der Bibl. rer. Germ. 5 (Berlin 1869) S. 437.

[37] Otto v. Freising, Chronik 7, 18: M G Script. rer. Germ. in us. schol. 334: ... Innocentius ... Gallias ingreditur. Ubi in regno Gallici regis in civitate Alverniae apud Clarummontem concilium celebrans nuntios Lotharii regis, Conradum Juvaviensem, Ekibertum Monasteriensem episcopos obvios habuit. Jaffé, Reg. Pont. 1, 845. Bernhardi 343. Hefele-Leclercq, Histoire des conciles 5, 687.

Digitized by Google

etiam hostium reverenda facile nobis, qui minorem et meriti et officii tenemus locum, aut errare secum aut sapere persuasit"[38].

Die Tatsache, daß Ekbert im Oktober 1130 mit dem Kaiser in Würzburg weilte und dann im Auftrage Lothars eine Reise nach Frankreich unternahm, paßt nun vortrefflich zu der von Herimann berichteten Geldverlegenheit des Bischofs von Münster. Es heißt dort zwar ziemlich unbestimmt, dem Bischof sei das Geld ausgegangen, weil der Kaiser ihn länger zurückgehalten habe[39]. Es ist aber doch selbstverständlich, daß der jugendliche Gläubiger über den Verwendungszweck des Geldes damals in Mainz und auch später in Münster nichts erfahren hat. Zu der hier begründeten Berechnung paßt es, daß Judas, als er beim Herannahen des Osterfestes von Münster nach Köln zurückkehrte, im ganzen 20 Wochen am bischöflichen Hofe zugebracht hatte[40]. Rechnet man etwa vom Passionssonntage 1131 (12. April) 20 Wochen zurück, so kommt man in die Mitte November 1130. Im voraufgehenden Monat aber hatten die Würzburger Verhandlungen stattgefunden[41].

Alle diese Berechnungen können (so wenig wie die von Hüsing und Seeberg vorgenommene) unbedingte Zuverlässigkeit beanspruchen; sie haben aber die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn Seeberg sich bemüht, die Mainzer Begegnung möglichst früh, schon in das erste Amtsjahr Ekberts (1127) zu verlegen, so war dafür eine Rücksicht bestimmend, die ich im folgenden als unbe-

[38] Ep. 126. Migne, P L 182, 277.

[39] Kap. 2 (Sp. 807): ... detinente eum [Ekebertum] rege, circa regni negotia occupato ...

[40] Kap. 7 (Sp. 818).

[41] Der hier versuchten zeitlichen Einordnung der im Opusculum erwähnten Vorgänge in die Reichsgeschichte könnte entgegengehalten werden, daß Bischof Ekbert sicher an dem Lütticher Tage (21. März 1131) teilgenommen hat (M G Dipl. 8, 57: Fredericus Coloniensis [sc. archiepiscopus] cum suis [sc. episcopis]; für Ekbert ist Anwesenheit in Lüttich am 29. März 1131 ausdrücklich bezeugt: M G Dipl. 8, 55. Über die Lütticher Tagung vgl. Bernhardi 354 f.; Hauck 4, 147; Hefele-Leclercq 5, 690 f.), Judas darum nicht bis zum 12. April in Ekbert Umgebung geweilt haben kann. Es wird aber im Opusculum nicht gesagt, daß der Bischof während der 20 Wochen, die Judas in Münster zubrachte, beständig dort gewesen sei. Mit der Darstellung des Opusculums verträgt sich die Annahme, daß Ekbert zeitweilig abwesend war und Judas auch noch einige Tage nach Ekberts Abreise nach Lüttich in Münster verblieben ist. Von Lüttich aus sollte Ekbert sich nach Rom zu Gegenpapst Anaklet begeben. Um dem Staufer Konrad auszuweichen, nahm er den Weg über Böhmen, kam aber nicht weiter als bis zur Mark Österreich (Canonici Wissegradensis continuatio Cosmae chronica Boemorum; MG SS 9, 136; Bernhardi 365[34]).

Digitized by Google

gründet nachweisen werde. Seeberg glaubt nämlich, das Opusculum sei spätestens im Jahre 1137 verfaßt worden. Diese frühe Abfassungszeit verlangt aber ein Hinaufrücken des Jahres der Bekehrung, da zwischen dieser und der Niederschrift immerhin eine Reihe von Jahren liegen muß.

Hüsing und Seeberg halten für sicher, daß Herimann noch unter Kaiser Lothar (1125—1137), also spätestens 1137 geschrieben habe. Dieser Ansatz stützt sich auf zwei Stellen, die sich im ersten und zweiten Kapitel finden. Im ersten Kapitel, in dem der Traum des dreizehnjährigen Judas erzählt wird, ist die Rede von Kaiser Heinrich V. (1106—1124). Es heißt von diesem: „Romanus imperator Heinricus, qui gloriosi regis Lutharii antecessor tempore illo regnabat." Im zweiten Kapitel berichtet der Verfasser, als er in Mainz gewesen sei, habe sich dort Kaiser Lothar aufgehalten: „Erat ibi eo tempore gloriosus rex Lutharius ..." Aus der Art, wie an beiden Stellen Lothar erwähnt wird, schließen Hüsing und Seeberg, daß der zur Zeit der Abfassung regierende Kaiser gemeint sei. Dieser Schluß scheint mir nicht zwingend zu sein. Abgesehen davon, daß Lothar nicht ausdrücklich (etwa durch den Zusatz „qui nunc regnat") als der gegenwärtig regierende Kaiser bezeichnet wird, besteht die Möglichkeit, daß für den Verfasser und die von ihm vorausgesetzten Leser die Regierung Lothars besonders bedeutungsvoll war und der zur Abfassungszeit ihm schon gefolgte Konrad III. in den Hintergrund trat. Für den frommen Prämonstratenser blieb eben der treu kirchliche und dem Orden besonders günstig gesinnte Lothar auch nach seinem Tode der „ruhmreiche" Kaiser. Auch in der Vita Godefridi comitis Capenbergensis, die, wie wir sehen werden, dem Opusculum ganz besonders nahe steht[42], heißt es einmal: „Temporibus gloriosi Heinrici, qui huius nominis quintus Romanum administravit imperium ..." Hier wird also ein Herrscher, dessen Regierung ausdrücklich als abgeschlossen hingestellt wird, „gloriosus" genannt. Keinesfalls bilden die beiden genannten Stellen im Opusculum einen zwingenden Beweis für seine Abfassung unter Lothar; eine spätere Niederschrift ist durchaus möglich.

Behält man dies im Auge, so findet man bald weitere Anhaltspunkte, die auf diese spätere Abfassung hindeuten. Die Anlage der Schrift läßt erkennen, daß ihr Verfasser auf eine längere Zu-

[42] Unten S. 124 f.

Digitized by Google

gehörigkeit zu seinem Orden zurückblickt. Schon oft hat er seine Bekehrungsgeschichte erzählen müssen[43]. Er widmet seine Schrift einem Ordensbruder, den er mit „carissimus filius" bezeichnet, was sich nicht gut erklärt, wenn der Verfasser erst 30 Jahre zählte. Kein Wort wird zudem gesagt von dem Obern Herimanns, dem Abte von Kappenberg, auf dessen Weisung etwa Herimann zur Feder gegriffen hätte. Diese Umstände erklären sich aber zwanglos, wenn Herimann die Schrift verfaßt hat, nachdem er Propst des von Kappenberg aus gegründeten Klosters Scheda geworden war. Das Gründungsjahr ist nicht zuverlässig überliefert; man weiß nur, daß die Gründung vor 1147 (wahrscheinlich 1143) erfolgte[44]. Ich möchte darum als Abfassungszeit des Opusculums die Zeit zwischen 1145 und 1150 annehmen.

*

Joseph Hartzheim S. J. hat in seiner Bibliotheca Coloniensis dem Herimannus quondam Judaeus außer der Schrift über seine Bekehrung noch ein zweites Werk zugewiesen: die Lebensgeschichte des Grafen Gottfried von Kappenberg, des Gründers der ältesten deutschen Prämonstratenserabtei[45]. Diese von Johannes Gamanns S. J. in den Acta Sanctorum[46] und von Philipp Jaffé in den Monumenta Germaniae[47] herausgegebene Vita gilt sonst allgemein als anonym, ohne daß freilich Hartzheims Angabe geprüft oder auch nur erwähnt würde. Da Hartzheim kein äußeres Zeugnis für Herimanns Urheberschaft an der Vita anführt, sind wir zur Prüfung auf innere Gründe angewiesen.

Aus der Vita Godefridi[48] ergibt sich als sicher, daß sie von einem Kappenberger Mönch herrührt, der nach Gottfrieds Tod (13. Januar 1127), aber vor Norberts Tod (6. Juni 1134), also zwischen

[43] Widmungsschreiben (Sp. 805/806).

[44] Vgl. oben S. 112, Anm. 5.

[45] (Köln 1747), 133. Die hier angeführten Lebensdaten sind wenig zutreffend.

[46] A S Jan., Bd. 1 (1643) 846—856.

[47] M G S S 12, 513—530.

[48] Vgl. die Einleitung von Jaffé zu seiner Ausgabe. Außerdem: R. Rosenmund, Die ältesten Biographien des hl. Norbert (Berlin 1874) 50; Hüsing 1—4; Bibliotheca hagiographica latina antiquae et mediae aetatis: A—J (Brüssel 1898, 1899) 533; U. Chevalier, Rép. des sources hist., 1. Bd. (1903) 1814. — Kap. 10, das Gottfrieds Tod berichtet und (S. 526) mit den Worten endet: „... migravit ad Christum, cui est honor et gloria in secula seculorum. Amen", bildete ohne Zweifel ursprünglich den Schluß der Vita. Mit Kap. 11 („Porro Gerbergis abbatissa ...") beginnt ein Nachtrag von demselben Verfasser.

Digitized by Google

1127 und 1134 in das Kloster eingetreten ist[49]. Nun ist Herimann bestimmt innerhalb dieser Zeit, und zwar wahrscheinlich im Jahre 1130, in Kappenberg Mönch geworden. Hiernach könnte er also der Verfasser der Vita sein; ist er es nicht, dann muß er jedenfalls dem Verfasser als gleichzeitig mit ihm in demselben Kloster lebender Mitbruder nahegestanden haben. Inhaltlich berühren sich die beiden Schriften insofern, als einerseits im Opusculum die Gründungsgeschichte Kappenbergs kurz erzählt wird[50] (was ja den Hauptinhalt der Vita ausmacht), anderseits aber die Vita einen Abschnitt enthält, der die Bekehrungsgeschichte des Judas und seinen Eintritt ins Kloster berichtet[51]. Die beiden Schriften greifen also stofflich ineinander über. Nimmt man zwei verschiedene Verfasser an, so wäre, da sie sich dann ja bestimmt gekannt haben müssen, irgendeine literarische Abhängigkeit zu vermuten. Dies ist aber nicht der Fall. Die beiden Abschnitte sind nicht derart, daß man sagen müßte, Herimann habe aus der Vita oder der unbekannte Verfasser der Vita habe aus dem Opusculum geschöpft; „abgeschrieben" hat keiner von den beiden, falls zwei Verfasser anzunehmen sind.

Während nun der Abschnitt über Kappenberg in Herimanns Opusculum nichts Bemerkenswertes an sich hat (er bildet die naturgemäße Einleitung zur Schilderung des Besuches in jenem Kloster), ist die kurze Bekehrungsgeschichte in Vita reichlich auffallend. Sie hat hier gar nichts verloren und ist geradezu mit den Haaren herbeigezogen. Bevor der Verfasser mit seinem Thema, der Lebensgeschichte Gottfrieds beginnt, wird Herimanns Geschichte als Beispiel dafür angeführt, daß aus den Reihen der Juden viele hervorgegangen sind und noch immer hervorgehen, die als Prediger gegen die Feinde des christlichen Glaubens kämpfen. Im Anschluß an die den Psalmen entnommenen Worte „lingua canum Dei sit ex inimicis ab ipso" (Ps. 67, 24) heißt es nämlich hier: „Conversi enim ex inimicis Judaeis multi facti sunt et hodie fiunt lingua canum pro domo Domini contra inimicos latrantes"[52]. Er sage

[49] Gamans spricht (S. 835) die Vermutung aus, der 2. Propst von Kappenberg, Otto (1036—56) könne der Verfasser der Vita sein; damit verträgt sich aber nicht, wenn Gamans den Eintritt Ottos in das Jahr 1125 verlegt.

[50] Kap. 6 (Sp. 815, 816).

[51] M G S S 12, 517, 518.

[52] Über den Hund als mittelalterliches Sinnbild des Predigers vgl.: J. Greven, Die Anfänge der Beginen: Vorreformationsgeschichtl. Forschungen, Bd. 8 (Münster i. W. 1912) 72*; J. Greven, Der Ursprung des Beginenwesens: Histor. Jahr-

Digitized by Google

dies im Hinblick auf das, was Gott in der gegenwärtigen Zeit an einem „hebräischen Bruder" gewirkt habe. Der Name dieses Bruders wird nicht genannt. Was dann über die Erlebnisse des Bruders berichtet wird, entspricht zwar hinsichtlich der Einzelheiten genau der im Opusculum gebotenen Darstellung, weist aber in der Verknüpfung zu einem Ganzen solche Eigenheiten auf, daß man nicht annehmen kann, dem Verfasser habe die Selbstdarstellung als unmittelbare Vorlage gedient. Inhaltlich folgt die Darstellung in der Vita folgenden Kapiteln des Opusculums: Kap. 9 (Sp. 819. 820), Kap. 10 (Sp. 824), Kap. 8 (Sp. 818), Kap. 18 (Sp. 830), Kap. 14 (Sp. 826. 827). Die Reihenfolge ist also in beiden Schriften verschieden, dadurch aber auch eine andere innere Verbindung geschaffen. Während Herimann berichtet, daß Gott seine Bitte um eine wunderbare Erscheinung trotz Betens und Fastens unerhört gelassen habe (Kap. 8, Sp. 818) und später erzählt, daß ihm kurz vor der Taufe ein herrlicher Traum beschert worden sei (Kap. 18, Sp. 830), bringt die Vita diese im Opusculum durch zehn Kapitel voneinander getrennten Dinge in einen inneren Zusammenhang: der Traum des Judas als Erhörung seines Gebetes und als entscheidende Ursache seiner Bekehrung. Wichtiger noch als dieses selbstherrliche Umgehen mit dem Stoff ist es, daß die Vita Einzelheiten mitteilt, die im Opusculum fehlen. Im Opusculum verlieren wir den kleinen Bruder des Judas ganz aus den Augen, nachdem beide vor den ihnen nachsetzenden Juden haben flüchten müssen (Kap. 17, Sp. 830). Aus der Vita erfahren wir, daß die Brüder zusammen getauft wurden und beide in dasselbe Kloster eingetreten sind. Der Verfasser der Vita Godefridi ist also über Herimanns Erlebnisse gut unterrichtet. Seine Angaben sind aber derart, daß sie mit dem Opusculum zusammenstimmen, ohne aber davon abhängig zu sein; sie zeigen eine selbständige Verknüpfung und gehen zum Teil darüber hinaus.

Dieser Sachverhalt läßt sich nur so erklären: dem Verfasser der Vita kann das Opusculum nicht als Quelle gedient haben. Ent-

buch 35 (1914) 37[1]; P. Mandonnet, Note symbolique medievale: Domini canes: Revue de Fribourg 43 (1912) 561—577. Weiteres umfangreiches Material zu diesem Gegenstand werde ich noch vorlegen. Die von Herimann angeführte Psalmenstelle lautet in der Vulgata: lingua canum tuorum ex inimicis ab ipso. Die Lesung „canum Dei" verdient hohe Beachtung; sie entspricht der Wendung „canes Domini", die sich zuerst bei Gerhoh von Reichersperg, Liber de novitatibus huius temporis 3 (M G Lib. de lite 3, 292) nachweisen läßt.

Digitized by Google

weder verdankt er seine Wissenschaft der mündlichen Erzählung seines Mitbruders Herimann oder aber: beide Schriften sind von Herimann verfaßt. Für das letztere spricht die sachlich durch nichts gerechtfertigte Aufnahme der Bekehrungsgeschichte in die Vita Godefridi und dann wieder die zurückhaltende Art, wie dies geschieht. Hätte der Verfasser der Vita über Herimann als seinen Mitbruder zu berichten gehabt, so würde er dessen Person wohl mehr ins Licht gestellt, mindestens aber mit seinem Namen genannt haben. Wie aber hier von dem „frater in tempore nostro Hebraeo" gesprochen und alles, was mit diesem geschieht, als Werk der göttlichen Gnade hingestellt wird, das erinnert nur zu sehr an die Gepflogenheit klösterlicher Schriftsteller des Mittelalters, die eigene Person in den Hintergrund treten zu lassen. Den Abschnitt könnte recht wohl Herimann selbst verfaßt haben; er käme demnach als Verfasser der Vita Godefridi ernstlich in Frage.

Ein stilkritischer Vergleich zwischen Vita und Opusculum ergibt nichts, was der Annahme eines gemeinsamen Verfassers den Boden entzöge. In der Vita fallen die reichlich eingestreuten Stellen aus lateinischen Klassikern, besonders aus Vergil[53] auf. Derartige Zitate finden sich im Opusculum bis auf eine an die Aeneis anklingende Wendung[54] nicht. Dies spricht aber nicht gegen die gemeinsame Verfasserschaft. Die Vita könnte als Frühwerk stärkere Spuren der lateinischen Schule an sich tragen als das reifere Opusculum. Gewisse stilistische Eigentümlichkeiten sind beiden Schriften gemeinsam: zu der Wendung „simplici pietate et pia simplicitate" im Opusculum[55] findet sich in der Vita die Parallele: „humilem simplicitatem et simplicem humilitatem"[56] (außerdem: „negligentem inertiam et inertem negligentiam"[57]). Eine Prüfung der Satzschlüsse in beiden Schriften ergab, daß beide den sogenannten „Cursus" anwenden, aber nicht als strenge Regel beobachten.

Man wird aber aus diesen Ähnlichkeiten nicht zu viel schließen dürfen. Solche müßten auch dann nachzuweisen sein, wenn zwei verschiedene Verfasser am Werk waren, da beide ja dann in Kappenberg durch dieselbe lateinische Schule hindurchgegangen wären.

[53] Vgl. die Nachweisungen in der Ausgabe der M G.

[54] Kap. 6 (Sp. 816): „altaque ex imo corde suspiria trahens" (vgl. Verg. Aen. 1, 371: „suspirans imoque trahens a pectore vocem").

[55] Kap. 5 (Sp. 814).

[56] S. 515, Z. 6.

[57] S. 514, Z. 47.

Digitized by Google

## Anhang:

### Lesarten von V[1] im Anschluß an den Druck bei Migne PL 170.

Widmungsschreiben (Sp. 805/806):

Z. 1: Hermannus] Herimannus
4: sacrae] sancte
9: protelata fluctuatione] fl. prot.

Sp. 805:

Z. 6 (von unten): Hermanni] Herimanni
2 (von unten): ego peccator] p. e. Hermannus] Herimannus

Sp. 807:

Z. 4: Henricus] Heinricus Lotharii] Lutharii V L
7: possiderit] possederit V L
9: nivei candoris] n. michi c.
14: quod] quia V L
15: at tamen tibi] a. t. ego t. V L
16: principis huius defuncti] d. h. p.
21/22: ubi eum ... epulantem] u. ei ... epulanti
24: plus] olus V L
30: virum auctoritatis] a. u.
43: indicavit] indicabit comprobavit] comprobabit
48: hoc] hec
51: Lotharius] Lutharius V L
59: licet] scilicet

Sp. 808:

Z. 6: notissima] n. michi
8: consilium] consilii
22: commissis suis] c. sibi
28: indoctum] doctum
39: asserens quantum ad litteram] q. ad l. ass.
43: his] hiis
52: reputari] deputari
55: quae dicebantur me] m. q. d.
57: mihi sermo] s. m.
58: plus] amplius

Sp. 809:

Z. 2: adiungi hortantur] h. a.
6: eiciam] e. foras
10: fuit] erat
11: ut a princ.] ut accepta a pr.
14: cum luminis coel. ictu] celestis eum l. i.
21: abiciendum plurimum] a. onerosum mosaice legis iugum et suaue Christi suscipiendum pl.
24: devotus adhuc] a. d.
31: mirabiliter] miserabiliter
33: hominem] *om.* V
35: vario errore] v. delusa e.
36: dicare consuevit] dictare consueuerat
37: ille meus] m. i.
40: tenentem] terentem
45: tantae quotidie curiositati] tanto cotidie cepte cur.
48: ingrediens scholas] scolas i.
55: hoc incredibile videatur, non mihi] incr. v., non hoc m.

Sp. 810:

Z. 5: se de ea, quae in Christo fide] se de mea que in Chr. est f.
19: propria manu] m. pr.
23: Israel] Israel. Non fecit taliter omni nationi, et iudicia suo non manifestavit eis
24: nos caecati] n. beneficiorum caec.
30: melius est enim incidere] m. quippe est nobis inc.
32: timendum est: iram Dei] t. e. hominum an D. i.
39: defenditur auctoritate insuperabili] i. a. d.
41: nobisque simplici] n. eam s.
44: omnis] *om.* V
45: in volumine isto] in hoc volumine V L
46: nec] nichil
52: cui] cuique
53: dementia et omnino ridendo temeritas] t. et o. deridenda dementia
54: quos] que
59: pluribus sufficiat] pl. quod ad cumulum dampnationis uestre s.

Sp. 811:

Z. 5: alterius rei] a. cuiuslibet r.
8: editum] edictum L, auctoritatem V

[1] Vgl. oben S. 118. Wo eine Lesart aus L vermerkt ist, liegt ein Lesefehler von Carpzow (Migne) vor.

Digitized by Google

13: quando] quanto
22: quod] quia
23: sacrae legi] s. omnino l.
30: utique] ubique
31: secure et] et *om.* V
35: audire et] *om.* V
36: igitur] ergo
49: colimus] recolimus
55: possint] possunt
58: ritus nostrae religionis] n. rel. rit.

Sp. 812:

Z. 6: infinitae magnitudinis] i. ibidem m.
7: dominus in lege] i. l. d.
12: autem] itaque
19: singulos tribulos legatis] singulis ex [de L] singulis tribubus leg.
20: cognoscerent] agnoscerent
22: et ruinam] e. in r.
26: constructum est] construximus
29: non magis] n. ea m.
eo] *om.* V
32: ad Jordanem] ad *om.* V
34: avertent] auerterent
51: sicque] sic itaque
53: auctoritatibus eas] a. obuians eas V L
54: responsionibus] responsionum
58: nec] ac

Sp. 813:

Z. 1: verum cum] v. quoniam
3: texere] retexere
ea] eam
4: discretionis] descriptionis
17: similiam] similam
20: missa sibi] s. m.
21: alacritatis caritate] caritatis alacritate
32: verae ut ipse] i. u. v.
33: diligites] diligite
vestros] v. bene facite his qui odiunt uos
40: Jacob] Jacobo
41: fecerit] faceret
42: a morte animam suam] an. s. a m.
44: ex] *om.* V
45: duritiam emollire] d. ad obediendum uere fidei e.
46: apostolus quod] a. quia
48: proposuit conditionem constantissime] const. prop. cond.
55: vero super] v. michi s.

Sp. 814:

Z. 1: exorzizandum] exorzizare
2: quod] quia
3: tempus nondum] n. t.
10: scientiam] sc. habere
12: esse tentandum] temptandum esse
13: vult] *om.* V
14: veritatis venire] ver. vult ven.
19: unique] utique
27: sciendum praeterea ait fidem] sc. ait pr. est fidem
28: tibi *om.* V
35: quam] qua
37: laudis suae] s. l. V L
38: ne] nec
40: quam] qua
42: quod] quia
credis] credidisti V L
43: viderunt etc.] v. et crediderunt
47: utique] utrique
52: in ipso episcopo magnae discretionis] in e. m. d.
53: perfectum charitatis praecipuum] pr. perf. car.
56: suae charitatis ac pietatis studio] suo car. ac piet. opera deuotissime communicauit, ita et illi simili pietatis studio

Sp. 815:

Z. 3: salvator] ipse salv.
7: salute illorum] i. s.
11: eos] illos
15: quo] quos V L
16: sicut] ut
18: simplices] supplices
26: Eckeberto] Ekeberto
30: saepius] sepe
33: hic] his
34: quondam] quodam
36: magnificae] magnifici
41: devotione pro Christo reliquerant] pro Chr. deu. reliquerunt
51: alicui] alieni
56: omnibus] hominibus V (verbes-sert aus omnibus L)

Sp. 816:

Z. 4: quod] quia
9: alerentur] alebantur
11: quod] quia
24: cum] eum V L



Digitized by Google

29: qui inani] q. et i
30: affligerent labore] l. a.
34: essent excepturi] exc. essent
37: corde] cordis
40: doctissimos] deuotissimos V L
49: non est tuum] n. e. hoc t.
55: diligo et caetera] d. et qui mane uigilant ad me inuenient me
56: promisisti] prompsisti

Sp. 817:

Z. 3: et] ut
distinctam] districtam
8: promissionis] pr. tue
11: paterniter ostendens, quam patienti affectu] patenter o. q. paterno a.
19: quod multo] q. his m.
25: legis] legibus
29: tota die pro se] tota se die pro eo
33: adhuc rituum illi] i. a. r.
42: quod] quia
50: tyrannica fuerat] f. t.
51: ad deum mente conversus] a. d. contricione conu.
56: qui ecclesiae suae ovile] qui ad ecclesiae s. o.
59: precibus] preceptis

Sp. 818:

Z. 5: comprobavit] comprobabit
12: quod] qui
14: affectuum] affectum
21: quod] quia
22: cum] eum
26: sic] sicsic
34: in hoc] in hac
37: Daniele] Danieli
46: ad vesperam] ad v. usque
50: vero] autem

Sp. 819:

Z. 8: oculos] oculis
14: defectus carnis] c. d.
17: effectu] affectu
19: graviter gemebam] gem. gr.
21: iusticiae non] i. Christo n.
23: criminale] cr. me
24: commisisse] admisisse
26: devotationis] denotationis
27: mihi cognita suspicio] c. m. suspicia
32: quod] quia
41: et doce me] *om.* V
43: disputationi] disputatione
59: illi nec non in contentione] illi me non intentione

Sp. 820:

Z. 3: cupientes] *om.* V
5: mihi multa] multa michi
et lege] ex lege
13: quod] quia
18: non mihi] michi non
25: disputatis] disputans
26: refragare] refragari
38: omnis] omnes
48: statuerem] constituerem
56: quod] quid

Sp. 821:

Z. 3: quod] quia
9: consilio] concilio V L
35: quod] quia
37: infidelitatis] i. mee
44: quod] quia
47: me] michi

Sp. 822:

Z. 4: sic] sine V L
retractione] retractatione
6: desponsioni] sponsioni
9: attraheret] attraxerit
15: lumen] leuamen
16: Judas] Juda
34: incipias sero] s. i.
37: erratum] erratuum V L
52: quando] quoniam
55: quod] quia

Sp. 823:

Z. 6: superare] sustinebam
19: sursum] rursus
22: quia] quasi
24: quanta] quantam
26: quando] quoniam
28: considerationem] consideratione
43: quod] quia
58: contracto] protracto V L

Sp. 824:

Z. 2: ibi] illi V L
5: mandas] mandis
18: revelatio] reuelato
26: quod] quia
magna] magnam
27: sacrae] sancte
36: quoque] etiam
37: fideles] fid. scilicet
51: quia] qua
56: distincta] districta

Digitized by Google

Sp. 825:

Z. 11: neque cum] cum neque
20: tanto] tanta
28: effundendo] effundo
42: sacrae] sanctae
49: Glizmut] Glismut
54: quantum] quantis
59: fundentes] profundentes

Sp. 826:

Z. 11: sacrae] sancte
20: oratio attraxit] a. o.
29: sacrorum] sanctorum
31: defectabiliter] delectabiliter
32: quod] quia
40: remedio me] r. nullatenus me
44: detraxerit] retraxerit V L
51: inde auri] i. non a.
52: rationabilem praedam adducere] rationalem pr. abducere
57: ardentissimo] ardenti

Sp. 827:

Z. 8: insidiis mihi] m. i
omnes vias] v. o. V L
11: omnie] omnes
23: Volequinum] Wolkuuinum V Volcquinum L
24: Richzae] Rikenze
25: Maguntinensibus] Maguntiensibus
41: cum] cumque
50: hec] hoc

Sp. 828:

Z. 10: qui] qui me
33: die illo quo] die qua illo V die illo qua L
42: scripturis
44: eos] os
55: arripiens] arripuens sacras
59: ecclesiam eius] eius eccl.

Sp. 829:

Z. 2: ceceperunt] ceperunt
nomine mihi ] m. n.
11: quando] quoniam
13: adversus] adversum
16: in] *om.* V
35: supposui] superposui V L

Sp. 830:

Z. 10: nullo] nuncio
15: Revengresburch] Reuengresburg
26: potentissime et] p. atque
31: ineffabiliter] inestimabiliter
42: nunc vobis] v. n.
50: quando] quoniam

Sp. 831:

Z. 14: sacrae] sancte
27: immersione] mersione
28: sacrae] sancte
48: sacramenti] s. etiam
49: igitur] ergo
55: mora] more
56: quod] quia
57: erexerit] erexit

Sp. 832:

Z. 5: Jordanels] Jordanicis V L
13: ordinem et] ordinem ita et
14: quippe] quique V L
15: Hermannus] Herimannus
59: regulam beati Augustini] b. a. r.

Sp. 833:

Z. 4: fratrum caritas] c. fr.
6: subiciens] sentiens
12: tumore] timore
17: quod] quid
18: superius sicut] sic. sup.
24: itaque] ille
33: hic] his
37: quod] quia
49: derelinctura] derelictura
53: quod] quia
59: equo regio insedi quod] r. e. i. quia

Sp. 834:

Z. 5: sunt in mundo] i. m. s.
10: quod] quia
15: conventu] *om.* V
23: ministerium] misterium
28: hec] hoc
29: sit animae] a. s.
46: existere debet] d. e.
47: a Deo] ac Deo
48: quod] quia
53: mihi aperuerit] a. m.
54: illo] eo

Sp. 835:

Z. 6: quod] quia L V
14: quod] quia L V

Sp. 836:

Z. 10: quod] quia L V
18: mecum Dominum] D. m.
19: Amen] amen. explicit

Digitized by Google

# Ein Kapitell in der Vorhalle der Abteikirche Maria Laach.

Von

**Ildefons Herwegen.**

Den tiefgreifenden Wandel der römischen zur romanischen Basilika mit seiner Umgestaltung in Grundriß und Aufriß offenbart in seltener Reinheit die Abteikirche zu Maria Laach. Die gewaltigen Turmgruppen des Ost- und Westchores verkünden in ihrer wundervollen Silhouette den Triumph germanischer vertikaler Baugesinnung, während das Langhaus die Überlieferung der römischen Horizontale gegen den Auftrieb geheimer Gotik noch zu verteidigen scheint.

So monumental in dem Gesamtbaukörper die Grenzscheide zweier Kunstepochen zum Ausdruck kommt, so intim, und deshalb vielleicht noch überzeugender, äußert sich der bewegende, umformende Geist im schmückenden Beiwerk.

Ein leider schon stark beschädigtes Kapitell der vollendet schönen Vorhalle mag uns das bestätigen. In seiner trefflichen Monographie „Das Laacher Münster" sagt mein Mitbruder Dr. P. Adalbert Schippers über das Kapitell, das unsere Abbildung 1 wiedergibt: „... Da erscheint derselbe Drache, nun aber mit einem Menschenkopf, der einen spitzen Hut mit einer Tierkralle am Ende trägt. Der Drachen wird von einem nackten Weibe geritten, das wie in schmerzlicher Besinnung seinen Kopf mit den Händen umfaßt. Rückwärts kommt ein bekleideter Mann, tritt dem Drachen auf den Schwanz und droht, ihn mit erhobener Axt zu töten. Der Menschenkopf des Drachen weist auf die sprechende Schlange, das nackte Weib auf Eva im Paradiese hin. Es reitet den Drachen zum Zeichen seiner Gemeinschaft mit dem Verführer. Gleichzeitig ist aber auch schon die Bekehrung des gefallenen Weibes angedeutet, das zur Besinnung gekommen seinen Kopf mit beiden Händen zum Zeichen des Schmerzes umfaßt. Der Künstler wollte eben mehrere Ereignisse in einem Bilde vereinigen. Über dem Kopf des Drachen hängt der Paradiesapfel. Hiermit hört meines Erachtens die Beziehung zum biblischen Sündenfall auf"[1].

[1] Schippers, Dr. P. Adalbert, Das Laacher Münster (Köln 1928) 40.

Digitized by Google

Abb. 1. Kapitell
in der Vorhalle der Abteikirche Maria-Laach.

Abb. 2. Kapitell im Kreuzgang der ehem. Abteikirche Monreale (Sizilien).

Digitized by Google

Abb. 3. Mosaik in der ehem. Abteikirche Monreale. (Nach Gravina, Il Duomo di Monreale Tavola 15. I.)

Abb. 4. Mosaik in der Vorhalle von S. Marco-Venedig (nach Tuschezeichnung).

Digitized by Google

Neuestens versucht Walter Bader in seiner ausgezeichneten und aufschlußreichen monographischen Studie „Der Bildhauer des Laacher Samson“[2] die Beziehung dieser plastischen Darstellung zum Bibeltexte noch mehr einzuschränken: „Das Männchen, das mit dem Schwert nachspringt, dem Teufelsdrachen auf den Schwanz tretend, damit er nicht weiter kann[3], scheint mir dem zu widersprechen. Ich denke, daß es sich um die Tötung der Fleischessünde, die gleich Frau und Teufelsdrachen gesetzt ist (darum greift auch das nackte Weib verzweifelt an den Kopf) handelt, also eine Symbolisierung sehr handgreiflicher Art — ohne leugnen zu wollen, daß dabei die Evavorstellung mitspricht“[4].

Ein Blick auf die Abbildung 2, die ein Kapitell des Kreuzganges der Benediktinerabtei Monreale bei Palermo auf Sizilien zeigt, belehrt uns über die Zusammengehörigkeit der männlichen und weiblichen Figur auf beiden Seiten des Laacher Würfelkapitells. Ohne Zweifel ist auch hier Adam und Eva dargestellt. Adam bearbeitet mit der Hacke das Feld, Eva beklagt ihre Sünde. Ein Vergleich des Kapitells von Monreale mit dem von Maria Laach ist äußerst lehrreich für die Wandlung der Geistigkeit, die sich in der Kunst um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert offenbart. Sie wird sich hier um so deutlicher aussprechen, als das Gegenständliche bei aller Verschiedenheit der Formgebung unberührt bleibt.

Das Werk von Monreale (um 1176) zeigt auf den ersten Blick noch eine starke Gebundenheit an das spätantike Vorbild. Vor allem hat hier die Einheit von figürlicher Darstellung und Ornament ihre Lösung noch nicht gefunden. Beide Elemente der Gesamtkomposition stehen noch fast isoliert nebeneinander, jedoch so, daß das figürliche unbedingt vorherrscht. Wie das Ornament kaum erkennbar aus der Überlieferung des antiken Kapitells zu freierer Gestaltung vordringt, so sind die Figuren der innerlich stark bewegten Szenen noch durchaus von antiker Selbstbeherrschung erfüllt. Vor allem interessiert uns die Gruppe: Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese. Adam bearbeitet den Acker mit der Hacke,

[2] In „Bonner Jahrbücher“ Heft 133 (Bonn 1929) S. 170 ff.

[3] Der Umstand, daß der Mann auf den Schwanz des Drachen tritt, hat doch wohl vorwiegend formale Bedeutung als Verbindung beider Seiten des Kapitells zu einer Figurengruppe.

[4] A. a. O. 181, Anm 11.

Digitized by Google

Eva bekundet durch den antiken Gestus des durch die Hand gestützten Hauptes Trauer und Reue.

Dieser maßvollen Ruhe gegenüber zeigt das Laacher Kapitell schon gotische Bewegtheit. Rein formal betrachtet ist die Einführung des Figürlichen in das Ornament von staunenswerter Vollendung. Auch die Figuren sind zum Ornament geworden, ohne dadurch an Klarheit der Linie und plastischer Bildung zu verlieren. Ein geradezu musikalischer Rhythmus beseelt das kleine Kunstwerk. Adam — nur lebenswahrer — ist noch eng verwandt mit der gleichen Gestalt in Monreale. Eva dagegen hat nichts mehr mit ihrer sizilianischen Schwester gemeinsam. Der antike Trauergestus ist durch den mittelalterlich-germanischen Ausbruch leidenschaftlicher Klage abgelöst. Durch ihre Bußtrauer hat sie den Verführer besiegt und unterjocht: sie reitet ihn. Die Nacktheit nach der Vertreibung aus dem Paradies — im Widerspruch mit dem Bericht der Heiligen Schrift — darf wohl als Symbol der Wahrheit und Echtheit ihrer Buße gedeutet werden. Der Teufel ist durch die Narrenkappe als der betrogene Tölpel gekennzeichnet, als den ihn das Mittelalter immer mehr ausspielt. Mit dieser Szene stehen wir an der Schwelle des künstlerisch selbständig gewordenen Mittelalters, das die Kraft und Gewandtheit gefunden hat, seinem Volkstum kunstvollendeten Ausdruck zu geben.

Hier stellt sich allerdings die Frage, ob denn die starke Bewegung im Bilde der Eva wirklich erst dem Mittelalter angehört. Die Ikonographie, die das Malerbuch vom Berge Athos für „das Wehklagen des Adam und der Eva" aufstellt, könnte unserer Behauptung gegenüber ernste Bedenken erwecken. Hier heißt es: „Das Paradies verschlossen und vor dessen Thüre das feurige Schwert und gegenüber demselben sitzen Adam und Eva; sie wehklagen und zerraufen die Haare ihres Hauptes; sie sind halbnackt"[5]. Zur Beurteilung dieses Textes ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß das Malerbuch erst im 16. oder im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts entstanden ist[6].

Jedenfalls sehen wir in der gleichen Basilika von Monreale, deren Kreuzgang uns das obenerwähnte Kapitell zeigt, Eva in der gleichen

[5] ρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς, Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos. Übersetzt von Godehard Schäfer (Trier 1855) § 80 S. 108.

[6] Brockhaus, Heinrich, Die Kunst in den Athosklöstern (Leipzig 1924) 161

Digitized by Google

ruhigen, antiken Trauerhaltung, das Haupt auf die Linke gestützt, wie auf dem Kapitell. In der Rechten dagegen hält sie die Spindel (Abbildung 3), die gleichfalls vom Athosbuch erwähnt wird. Hier heißt es: „Adam bearbeitet die Erde. Adam hält in der Hand eine Hacke und gräbt den Acker, und Eva sitzt ihm gegenüber, hält den Rocken und spinnt"[7]. Das Motiv dieser zweiten Szene begegnet uns gerade in den Malereien byzantinischer Schule häufig, so in dem Ausschnitt aus einer Gewölbekuppel der Vorhalle von San Marco in Venedig, die den Schöpfungsbericht und den Sündenfall wiedergibt (Abbildung 4).

Jedenfalls würde man in der vormittelalterlichen byzantinischen Kunst vergeblich nach der die Haare zerraufenden Eva suchen. Neben dem alten Gut, das im Malerbuch von Athos überliefert ist, findet sich auch vieles aus dem abendländischen Mittelalter, wie z. B. die Typisierung der Geburt Christi, die geradezu ihres byzantinischen Dogmengehaltes beraubt erscheint.

Wir dürfen daher feststellen, daß die kleine Gruppe in der Vorhalle zu Maria Laach — besonders die Figur der Eva — von einer Ursprünglichkeit der Idee und von einer Höhe künstlerischen Könnens zeugt, die ihr eine Vorzugsstellung in der spätromanischen Plastik sichern.

Das Ringen zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster, dem die schmückende Kunst der Laacher Vorhalle gewidmet ist, findet in der Gruppe von Adam und Eva seinen Höhepunkt: durch Buße wird das Böse besiegt — Evas Reue —, durch Erfüllung der Berufspflicht — Adams Arbeit — wird die auf das Gute, auf Gott gerichtete Gesinnung bewahrt.

In diesem Bilde kündet die gotische Seele — noch in romanischer Hülle — den Anbruch einer neuen Zeit.

[7] Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos § 81 S. 109.

Digitized by Google

# Das Offizialat der Erzbischöfe von Köln im 13. Jahrhundert.

Von
**Franz Gescher.**

Bei der Wiege des Historischen Vereins für den Niederrhein lag als Geburtstagsgabe das Buch seines Gründers Joseph Hubert Mooren, Das Dortmunder Archidiakonat, Köln und Neuß 1853. In dessen Widmung an Anton Joseph Binterim, seinen verehrten Lehrmeister in den geschichtlichen Studien, sprach Mooren zum ersten Male vor der breiten Öffentlichkeit den Gedanken aus, einen Geschichtsverein am Niederrhein ins Leben zu rufen[1]. Als Musterbeispiel für das, was er der neuen Gemeinschaft als Aufgabe zugedacht hatte, legte er seine „archäologische Monographie" über das Dortmunder Archidiakonat vor, die, weit über ihren Titel hinausgreifend, versuchte, den kölnischen Dekanaten und Archidiakonaten in ihrem Entstehen nachzuspüren. Allerdings, diese Arbeit gelangte bei den unzulänglichen Methoden und Mitteln der damaligen Forschung nicht zu Ergebnissen, die heute noch genügen könnten; „immerhin", so mußte man noch vor zehn Jahren gestehen, „blieb Mooren bisher der einzige, der ernsthaft dem Ursprung des kölnischen Dekanats nachgegangen ist"[2].

So begleiteten den Eingang des Historischen Vereins für den Niederrhein Forschungen über Institute der kölnischen Kirche, die vom germanischen Recht her Form und Geist an sich trugen und die typische Art benefizialrechtlicher Ämter darstellten[3]. Ihnen soll nunmehr als Ehrengabe zur Vollendung des dritten Jahrhundertviertels unseres Vereins zum ersten Male[4] eine knappe Überschau

[1] H. Schrörs, Der Historische Verein für den Niederrhein in seiner Entstehung und Entwicklung, AHVN. 79 (1905) 6 ff.

[2] F. Gescher, Der kölnische Dekanat und Archidiakonat in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung (Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, 95. Heft), Stuttgart 1919, 5. [3] Ebd. 90 ff. 180 ff.

[4] F. E. von Mering, Die hohen Würdenträger der Erzdiözese Köln, zunächst die Weihbischöfe, Generalvikare und Offiziale, mit besonderer Bezugnahme auf die päpstlichen Nunzien zu Köln, Köln 1846, ist völlig unbrauchbar. Die Skizze der Offizialatsentstehung bei H. Foerster, Die Organisation des erzbischöflichen Offizialatsgerichts zu Köln bis auf Hermann von Wied, Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 11 (1921), 256—267, wollte nur „zur vorläufigen Orientierung" dienen.

Digitized by Google

über das erzbischöfliche Offizialat von Köln in seinen Anfängen zur Seite gestellt werden, das mit dem Generalvikariat die neue, vom römischen Recht her beeinflußte offizialrechtliche Ämterverfassung verkörpert[5], die heute im staatlichen Verwaltungsrecht ausschließlich Geltung besitzt, im Kirchenrecht aber erst durch den Codex Juris Canonici des Jahres 1917 in seinen Canones über den bischöflichen Offizial und Generalvikar die erste gemeinrechtliche Sanktion erhalten hat[6].

## I.

1. Magister Andreas, scolasticus sancti Severini Coloniensis[7], officialis domini archiepiscopi Coloniensis, omnibus presentes litteras inspecturis salutem in Domino. So beginnt im Februar 1252 die erste Urkunde, die von dem Offizial des Kölner Erzbischofs zu berichten weiß[8]. Diese älteste Nachricht zeigt den Offizial sofort in seiner charakteristischen Tätigkeit als kirchlichen

[5] Am besten wurde bisher dieser wesentliche Unterschied herausgearbeitet von N. Hilling, Die Offiziale der Bischöfe von Halberstadt im Mittelalter (Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, 72. Heft), Stuttgart 1911, 11 ff. 90 ff. Vgl. dazu die Ergänzungen von F. Gescher, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 17 (1928), (= Gescher, Offizial und Generalvikar), 619. 621.

[6] S. statt anderer Gescher, Offizial und Generalvikar, 611 f.

[7] Zum ersten Male ist der mag. Andreas als Scholaster des Severinsstiftes bezeugt am 12. Juni 1246 (Westfälisches Urkunden-Buch [= WUB.], Münster 1908, VII, 273, nr. 612) und im gleichen Jahre noch am 19. Juni (ebd. 273, nr. 613 f. R. Knipping, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter [Publikationen der Gesellschaft f. Rheinische Geschichtskunde XXI], Bonn 1909, III[1], 182, nr. 1264), am 24. November (H. Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preußischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien, Coblenz 1874, III, 663, nr. 885. Knipping, III[1], 185, nr. 1296) und im Dezember (L. Troß, Westphalia 3 [1826], 233. Knipping, III[1], 186, nr. 1300). Die übrigen Daten seines urkundlichen Auftretens s. weiter unten; vgl. dazu die fleißigen, jedoch lückenhaften Zusammenstellungen von H. H. Roth, Die mittelalterliche Ausstattung der Apsis der Stiftskirche zum hl. Severinus in Köln mit Wandgemälden und Glasgemälden, AHVN. 93 (1912), 129 f.; ders., Zu den mittelalterlichen Malereien in der Apsis von St. Severin in Köln, AHVN. 94 (1913), 156 f.; ders., Stift, Pfarre und Kirche zum heil. Severinus in Köln, Köln 1916, 80. 188; ders., St. Severin in Köln. Ein Kollegiatstift, Augsburg 1925, 50.

[8] Düsseldorf Staatsarchiv (= DStA.): Köln, St. Kunibert, 61; eine Abschrift des 15. Jahrhunderts auf Pergament ebd., Köln, Weiße Frauen; ebenso Copiar saec. XV, B 82 f., fol. 7v. Vgl. bereits F. Gescher, Das älteste kölnische Offizialatsstatut (1306—1331), Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 14 (1925), 476 Anm. 4, mit den hier verzeichneten Berichtigungen zu Knipping und Foerster.

Digitized by Google

Richter[9]; er entscheidet einen Zehntstreit zwischen dem Kunibertsstift und dem Kloster der Weißen Frauen in Köln. Besonders wertvoll ist dieser älteste Beleg durch sein Siegel, das zum Glück prächtig erhalten ist. Im Siegelbild hat es eine Wage, das Symbol des Gerichtes und der Gerechtigkeit, mit der Beischrift: Andreas scolasticus S. Severini; die Umschrift des Rundsiegels lautet: Sigillum officialis archiepiscopi Coloniensis et apostolice sedis legati[10]. Starke Beachtung verdient auch hier die von Anfang an deutliche Hervorhebung des Justizdienstes.

Am 24. April desselben Jahres treffen wir den Offizial von neuem in seinem richterlichen Amte. Erzbischof Konrad von Hochstaden bekundet, daß Ritter Bollart von Honstaden coram magistro Andrea scolastico sancti Severini, officiali nostro, längere Zeit gegen die Deutschordensbrüder um Einkünfte in Grimlinghausen und Glehn Prozeß geführt, jetzt aber vor ihm auf seine Ansprüche verzichtet hat[11].

Beide Male haben sich die Verhandlungen unter dem Vorsitz des Andreas eine gewisse Zeit hingezogen, ehe sie in der ersten Hälfte des Jahres 1252 zur Erledigung kamen[12]. Daraus darf man unbedenklich schließen, daß er spätestens 1251 zum Offizial berufen wurde.

Im Jahre 1250 kommt unser Andreas nur einmal als Urkundenzeuge mit dem Titel Scholaster vor[13]. Für die Frage, ob er schon Offizial war, läßt sich aus dieser Nachricht nichts entnehmen.

Ähnlich ist die Lage im Jahre 1249. Sein Erzbischof nennt ihn auch hier nicht Offizial, sondern scholasticus sancti Severini in Colonia, clericus noster, dem er im Verein mit dem Ritter Heinrich von Berthinsdorf eine gerichtliche Untersuchung über-

[9] Im Gegensatz zur herrschenden Lehre stark betont von Gescher, Offizial und Generalvikar, 626 f. 633; vgl. auch weiter unten II.

[10] Im nächsten Heft dieser Zeitschrift gedenke ich die ältesten ungedruckten Offizialatsurkunden von Köln mit den Abbildungen ihrer Siegel zu veröffentlichen.

[11] J. H. Hennes, Urkundenbuch des Deutschen Ordens, Mainz 1861, 94 f., nr. 94, Knipping, III[1], 230, nr. 1671.

[12] 1252 Februar: et eadem questio coram nobis [vor dem Offizial] diu esset ventilata. 1252 April 24: cum diucius inter ipsos coram eodem officiali nostro litigatum esset; Hennes 94 f., nr. 94.

[13] Th. Lacomblet, Urkundenbuch f. die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf 1846, II, 190, nr. 358. Knipping, III[1], 218, nr. 1578. In den vier noch vorhandenen Ausfertigungen dieser Urkunde (DStA.: Köln, Domstift, 216. Köln, Deutschordenskommende, 23—25) siegelt Andreas nicht.

Digitized by Google

trägt[14]. Nun hat zwar P. Fournier behauptet, daß der französische Bischofsoffizial in der ersten Zeit seines Vorkommens zuweilen als clericus seines Ordinarius bezeichnet worden sei[15]. Aber abgesehen davon, daß diese These selbst für die Frühentwicklung des französischen Offizialats kaum zu halten ist[16], so hatte sich doch bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts für den neuen Beamten des Bischofs in den Nachbardiözesen der Titel officialis schon so allgemein durchgesetzt[17], daß wir nicht annehmen können, daß Köln bei der Herübernahme der neuen Stelle auf einen so farblosen Namen wie clericus verfallen wäre. Dazu kommt, daß clerici des Erzbischofs den kölnischen Urkunden dieser Zeit durchaus nicht unbekannt sind, allerdings in einem ganz anderen Sinne. Es werden damit durchweg Stiftskanoniker bezeichnet, die man in der näheren Umgebung des Metropoliten, meist als Mitglieder seiner Kanzlei oder Kapelle zu suchen hat[18]. An einen solchen Platz,

[14] B. Hilliger, Die Urbare von S. Pantaleon in Köln (Publikationen der Gesellschaft f. Rheinische Geschichtskunde XX), Bonn 1902, 158, nr. 30. Knipping, III[1], 214, nr. 1542.

[15] P. Fournier, Les officialités au moyen âge, Paris 1880, 6. 17. Vgl. dazu Hilling 2 mit Anm. 2.

[16] S. vorläufig Gescher, Offizial und Generalvikar, 620—625.

[17] Für das Suffraganbistum Lüttich ist dieser Titel bereits bezeugt für das Jahr 1204: Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique 17 (1881), 32, nr. 59; für 1221: J. Cuvelier, Cartulaire de l'abbaye du Val-Benoit, Bruxelles 1906, 26, nr. 17. Im benachbarten Erzbistum Trier ist er üblich seit 1221; Beyer, III, 151, nr. 176.

[18] Leider fehlt über diese Dinge noch jegliche Untersuchung. Ich führe hier einiges Material vor, das ich am Wege meiner Forschungen gefunden habe, ohne jedoch Anspruch auf Vollständigkeit zu machen. 1249 Juni 13 und August 6 nennt der Kölner Erzbischof Konrad den Domkanoniker Gottfried von Mulsfort seinen clericus (F. Philippi, Osnabrücker Urkundenbuch, Osnabrück 1896, II, 434, nr. 556. 439, nr. 562. Knipping, III[1], 208, nr. 1488. 210, nr. 1500). In dem bekannten Prozeßrotulus aus St. Maria im Kapitol zu Köln vom Jahre 1300 sagt der Domherr Heinrich von Duisburg aus, daß er um die Zeit von 1250 bis 1252 als notarius et clericus domini Conradi, archiepiscopi Coloniensis, auf die Bitten seines Ordinarius Pfarrer von St. Laurentius wurde (H. Keussen, Der Rotulus von S. Maria im Kapitol vom Jahre 1300, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 35 (1914), 138 f. 197; vgl. auch Knipping, III[1], 235, nr. 1715). Im März 1254 bestätigt Erzbischof Konrad die Verfügungen seines clericus, des Propstes Gottfried von Münstereifel, für dessen klösterliche Gründung Bottenbroich (Lacomblet, II, 213, nr. 399. Knipping, III[1], 240, nr. 1761). Dieser Gottfried erscheint bereits im Jahre 1234 als vicecancellarius (Hilliger 137, nr. 20. Knipping, III[1], 124, nr. 821), 1235 als vicecapellarius (A. J. Binterim und J. H. Mooren, Rheinisch-Westphälischer diplomatischer Codex, Mainz 1830, 206, nr. 91. Knipping, III[1], 126, nr. 842), 1241 als erzbischöflicher Kaplan (Knipping, III[1], 155,

Digitized by Google

wahrscheinlich in eine Vertrauensstelle[10], die eine gute Empfehlung für das Offizialat sein mochte, wird die Benennung als clericus noster den Scholaster Andreas am ehesten verweisen wollen.

Sicherer wird der Boden für das Jahr vorher. Am 27. Mai 1248 urkundet magister Andreas, scolasticus sancti Severini, im erzbischöflichen Auftrag neben Propst Gottfried von Münstereifel und magister Godescalcus, einem erzbischöflichen notarius, als Schiedsrichter in einem Streit zwischen dem Kloster Schillingskapellen und dem Kanonikus Konrad von Wichterich um die Kirche in

nr. 1043); von 1243 (Beyer, III, 557, nr. 739. Knipping, III[1], 160, nr. 1078) bis zum 4. August 1256 (Knipping, III[2], 330, nr. 1905a) ist er auch als Kanonikus am Domstift bezeugt. Am 17. April 1259 erscheinen unter den Zeugen einer erzbischöflichen Urkunde nach Mitgliedern des Domkapitels und einigen Prälaten anderer Stifter: Goswinus de Tralecto canonicus Coloniensis, Engelbertus cappellanus, Godefridus notarius, Lambertus de Nussia, clerici curie nostre (Lacomblet, II, 259, nr. 465. Knipping, III[1], 275, nr. 2046); von ihnen nennt der Erzbischof den Lambert von Neuß am 31. Januar 1261 seinen dilectus clericus (AHVN. 2 [1855], 286, nr. 5. Knipping, III[1], 288, nr. 2140).

Diese Belege aus den Pontifikatsjahren Konrads von Hochstaden mögen genügen, um darzutun, daß in dieser Zeit die Bezeichnung als clericus des Erzbischofs einen Sammelnamen für Geistliche seines Hofes darstellte, insbesondere für Beamte seiner capellaria und cancellaria. Vgl. dazu die mageren Ausführungen von J. Heimen, Beiträge zur Diplomatik Erzbischof Engelberts des Heiligen von Köln (1216—1225), Paderborn 1903, 28—38; s. auch H. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, Leipzig 1912, I[2], 596 ff. und E. Fournier, Les origines du vicaire général, Paris 1922, wo der Titel clericus als Schreiber, Ratgeber, Vertrauter des Bischofs, aber nicht als Offizial erklärt wird.

Vom Ende des 13. Jahrhunderts ist dann auch in Köln wie anderwärts zu beobachten, daß die Schreiber des Offizialats clerici genannt werden. Schon am 24. November 1289 taucht ein Johannes clericus curie Coloniensis auf (Knipping, III[2], 183, nr. 3252); am 5. Mai 1309 werden Henricus et Theodericus, clerici domini officialis als Urkundenzeugen benannt (AHVN. 76 [1903], 12, nr. 53). 1325 Mai 22: Et ego Gerardus dictus Cirlo, clericus curie Coloniensis, publicus imperiali autoritate notarius presens instrumentum ... conscripsi; DStA.: Msc. B 64, fol. 192. Am 23. August 1331 bekundet der Kölner Offizial, daß Henricus de Reys, clericus noster, vom Severinsstift Geld für seinen Onkel in Empfang genommen hat; aus der Unterschrift dieses Instruments (H. de Reys) ergibt sich, daß unser Heinrich selbst die Urkunde geschrieben hat (Köln, Pfarrarchiv St. Severin, 67; vgl. die Regesten in AHVN. 71 [1901], 88, nr. 60 und bei J. Hess, Die Urkunden des Pfarrarchivs von St. Severin in Köln, Köln 1901, 123, nr. 67). Für Mainz s. jetzt P. Kirn, Das Urkundenwesen und die Kanzlei der Mainzer Erzbischöfe im fünfzehnten Jahrhundert, Heidelberg 1929, 48—88; für Speier (seit 1280) s. O. Riedner, Das Speierer Offizialatsgericht im dreizehnten Jahrhundert, Speier 1907, 72 Anm. 3; für das französische Offizialat P. Fournier 46 f. Vgl. auch H. Schäfer, Pfarrkirche und Stift im deutschen Mittelalter (Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, 3. Heft), Stuttgart 1903, 146 Anm. 3.

[10] S. darüber weiter unten S. 142 f.

Digitized by Google

Esch[20]. Das Siegel, das er bei dieser Gelegenheit führt, bezeichnet ihn nur als Scholaster von St. Severin[21], aber noch nicht als Offizial wie im Jahre 1252. Er war eben, wie wir ohne weiteres folgern dürfen, 1248 noch nicht zu dieser neuen Würde emporgestiegen.

Immerhin könnte man vielleicht einwenden, daß er trotz seines Scholastersiegels bereits zu diesem Amte hätte befördert sein können, ohne schon das entsprechende Typar zu besitzen. Dagegen spricht aber überzeugend die Bezeichnung des Andreas als Scholaster[22] in unserer Urkunde, die als Gerichtsinstrument einen Hinweis auf dessen berufsrichterliche Stellung nicht unterlassen hätte, wenn sie schon vorhanden gewesen wäre.

Daher ist es so gut wie sicher, daß der Scholaster Andreas in der Zeit nach dem Mai 1248 bis zum Jahre 1251 einschließlich Offizial des Kölner Erzbischofs geworden ist; vielleicht darf man diesen Zeitraum sogar auf die Monate nach dem April 1250[23] bis zum Jahre 1251 einschränken.

So beginnt genau um die Mitte des 13. Jahrhunderts die neue Epoche in der Verfassungsgeschichte der Erzdiözese Köln. Mit der Errichtung des Offizialats hebt ein neuer Abschnitt an im gesamten Ämter- und Prozeßrecht.

Wie lange der Stiftsscholaster Andreas zugleich erzbischöflicher Offizial geblieben ist, läßt sich nur mit einiger Sicherheit vermuten. Ausdrücklich ist er lediglich noch im Juni 1252 in diesem Amte bezeugt; er wird zwar bei dieser Gelegenheit in einer Urkunde seines Kapitels nicht mit dem entsprechenden Titel bekleidet, benutzt aber sein bekanntes Siegel als Offizial[24]. Ohne noch einmal dieses Siegel zu hinterlassen und sich damit als Offizial auszuweisen, er-

[20] DStA.: Köln, Domstift, 202. Schillingskapellen, 11; vgl. Knipping, III[1], 197, nr. 1394.

[21] Das Siegelbild zeigt die Vollfigur eines Heiligen mit Buch und Palmzweig; die Legende, die nicht ganz sicher mehr zu lesen ist, lautet nach Auflösung der Abkürzungen wahrscheinlich: Andreas scolasticus S. Severini in Colonia et canonicus Bunnensis. Über ein noch älteres Siegel unseres Magisters Andreas, auf dem er nur erst als Kanonikus von St. Severin bezeichnet wird, s. W. Ewald, Siegelkunde, München u. Berlin 1914, 109 mit Tafel 14, nr. 3.

[22] In derselben Stellung als Scholaster wird Andreas im gleichen Jahre 1248 noch einmal erwähnt (Lacomblet, II, 176, nr. 336. Knipping, III[1], 200, nr. 1420); vgl. auch für 1249 oben S. 138 f. mit Anm. 14, für 1250 S. 138 mit Anm. 13.

[23] Auch hier wird Andreas urkundlich nur Scholaster genannt; vgl. oben S. 138, Anm. 13.

[24] Hess 42 f., nr. 22.

Digitized by Google

scheint er in den Jahren 1255, 1256, 1258, 1260, 1263 und 1264 immer nur als Scholaster von St. Severin[25]. In dieser Stellung ist er höchstwahrscheinlich am 16. November 1264 gestorben[26]. Bis zu seinem Tode ist er sicher nicht Offizial geblieben. Am 17. Februar 1262 urkundet nämlich bereits Giselbert von Gülpen zum ersten Male in diesem Amte[27]. Gewiß ist weiterhin die Tatsache, daß sich Andreas am Ende des Jahres 1256 noch hohen Ansehens erfreute, da der Königskandidat Richard von Cornwall am 15. Dezember versprach, bei ihm 1000 Mark für Erzbischof Konrad zu hinterlegen[28]. Vielleicht treffen wir das Richtige mit der Annahme,

[25] 1255 Februar 17: L. Korth, Liber privilegiorum maioris ecclesie Coloniensis, Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft 3 (1886), 226, nr. 42. Knipping, III², 249, nr. 1830. — 1256 Dezember 15: Lacomblet, II, 233, nr. 429. Knipping, III², 260, nr. 1925. — 1258 Oktober 9: Hess 46, nr. 25. — 1260 Februar 28: Binterim-Mooren, I, 279, nr. 143. Knipping, III², 282, nr. 2094. — 1263 September 19: DStA.: Msc. B 64, fol. 27. — 1264 Februar 21: L. Ennen und G. Eckertz, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Köln 1863, II, 499, nr. 465. Knipping, III², 19, nr. 2289. An der zuletzt bezeichneten Stelle bestätigt Propst Heinrich von St. Severin mehrere Verträge, die sein Vorgänger mit dem Stiftskapitel abgeschlossen hat. Darunter befindet sich auch ein Abkommen vom 9. Oktober 1258 über das sog. officium in Rodenkirchen, das zu dieser Zeit in den Händen unseres mag. Andreas war (vgl. Hess 45, nr. 25). Hier hatte man vereinbart, daß die Einkünfte des Rodenkirchener Amtes nach dem Ableben des zeitigen Inhabers Andreas nicht mehr als Ganzes an einen Dritten verliehen, sondern auf die Präbenden des Stiftskapitels verteilt werden sollten. Diese Urkunde von 1258, die beim Tode des Andreas zweifellos durch das Kapitel zu seinem eigenen Vorteil sofort zur Ausführung gelangte, wird in die Bestätigung vom 21. Februar 1264 noch schlechthin inseriert, ohne daß von einer darauf gestützten Aufteilung der Rodenkirchener Einnahmen die Rede wäre. Daraus darf man unbedenklich folgern, daß mag. Andreas am 21. Februar 1264 noch lebte.

[26] Eine Urkunde aus dem Jahre 1264, die leider kein Monatsdatum angibt, berichtet von einem Landverkauf an die Testamentsvollstrecker magistri Andree bone memorie, scolastici sancti Severini Coloniensis (DStA.: Köln, St. Severin, 32; auch in Msc. B 64, fol. 43). Roth, der unsere zuletzt besprochene Angaben nicht kennt, hat bereits darauf verwiesen, daß die Memorienbücher der Kölner Benediktinerabteien St. Pantaleon und St. Martin das Ableben unseres mag. Andreas zum 16. November verzeichnen (Hilliger 77. J. H. Kessel, Antiquitates monasterii S. Martini maioris Coloniensis, Coloniae 1862, 98. Roth, AHVN. 93 [1912], 129 mit Anm. 5; ders., Stift, Pfarre und Kirche, 80). Da er am 21. Februar 1264 höchstwahrscheinlich noch lebte (s. vorige Anm.), im gleichen Jahre aber bereits als verstorben gemeldet wird, wird sein Todestag der 16. November 1264 sein. Viel später kann er nicht angesetzt werden, da am 23. Februar 1266 mit aller Bestimmtheit von neuem über den Nachlaß des Andreas verfügt wird (F. Schmitz, Urkundenbuch der Abtei Heisterbach, Bonn 1908, 237, nr. 156). Roth, Kollegiatstift, 50, setzt ohne Begründung den Sterbetag auf den 16. November 1263 an.

[27] WUB. VII, 493, nr. 1088. Knipping, III², 4, nr. 2198.

[28] Lacomblet, II, 233, nr. 429. Knipping, III², 260, nr. 1925.

Digitized by Google

daß darin ein Hinweis auf den Vertrauensposten des Offizials enthalten ist, den Andreas dann bis zum Tode seines erzbischöflichen Gönners, der am 18. September 1261 von hinnen schied[29], eingenommen haben dürfte. Der Tod des bischöflichen Mandanten würde so, wie es auch fernerhin rechtens war[30], die Amtszeit des ersten kölnischen Offizials beendet haben.

2. Dazu paßt es vorzüglich, daß der zweite Offizial, von dem wir Kenntnis haben, schon in den ersten Monaten nach der Wahl des neuen Erzbischofs auftritt. Am 2. Oktober 1261 wird Engelbert II. von Falkenburg (östlich von Maastricht) für den kölnischen Erzstuhl erkoren[31] und bereits am 17. Februar 1262 lädt magister Giselbertus de Gelapia, iudex ad universitatem causarum a venerabili patre domino ... electo Coloniensi constitutus, den Rubert von Linnepe und seine Anhänger auf die Klage des Klosters Rumbeck vor sein Gericht in den Kölner Dom[32].

Diese Selbstbezeichnung des Giselbert ist außerordentlich aufschlußreich. Zunächst sieht man ganz deutlich, daß er noch am Anfang seiner kölnischen Tätigkeit steht. Braucht er doch noch nicht den technischen Namen eines Offizials, sondern bezeichnet sich, als wenn er seine Bestallungsurkunde zitierte[33], als universalen Gerichtsinhaber im Auftrage des Kölner Erzbischofs, als dessen Stellvertreter er sich bei den laikalen Empfängern seiner Vorladung im fernen Westfalen ausweisen will. Damit ist er auch wieder gleich seinem Vorgänger[34] in eindeutigster Weise als Justizbeamter gekennzeichnet. Giselbert besitzt noch kein Amtssiegel, sondern benutzt das frühere dompropsteiliche Typar seines Ordinarius Engelbert[35], der ihn offenbar aus der Diözese Lüttich, wo Engelbert

[29] Knipping, III[1], 292, nr. 2180.

[30] S. vorläufig Hilling 97; Foerster 256.

[31] Knipping, III[2], 1, nr. 2181.

[32] S. oben Anm. 27.

[33] Bisher ist es mir nicht gelungen, ein frühes Berufungsinstrument für einen kölnischen Bischofsoffizial aufzufinden. Das älteste, das ich bis jetzt kenne, ergeht am 5. Dezember 1372 an Johannes de Cervo (DStA.: Kurköln, Cartularien, 2, fol. 232). Während hierin kein Anklang an die Selbstbezeichnung Giselberts vorkommt, darf man dafür vielleicht auf die Bestallung verweisen, mit der Erzbischof Balduin I. von Trier (1308—54) vor dem Jahre 1334 seinen Offizial anstellt, von dem er sagt: tibi nunc cognicionem universarum causarum committentes (E. E. Stengel, Nova Alamanniae, Berlin 1921, 175, nr. 313).

[34] S. oben S. 137 f.

[35] WUB. VII, 493: Sigillo prepositure eiusdem domini nostri electi ad causas utimur in hac parte.

Digitized by Google

beheimatet und bepfründet war[36], als kundigen Juristen kannte[37] und nach Köln berief, wo die Neuordnung des erzbischöflichen Gerichtes noch in den Anfängen steckte.

Nur noch einmal wird Giselbert auf seinem kölnischen Posten genannt, indem ihn sein Erzbischof am 25. August 1263 bei dem bekannten Sühnevertrag mit der Stadt Köln unter den Zeugen aufführt[38]. Der Platz, der ihm dabei angewiesen wird, beweist unzweifelhaft, daß Giselbert ebenso wie sein Vorgänger Andreas nicht zu den Domkanonikern gehörte[39].

3. Über die Dauer von Giselberts Amtszeit fehlt bislang jeder sichere Anhaltspunkt. Vielleicht ist er bald gestorben, da er völlig aus der urkundlichen Überlieferung verschwindet. Sicher steht jedenfalls fest, daß sein Gerichtsstuhl am 10. Juni 1266 einen anderen Inhaber aufweist. An diesem Tage urkundet magister Dionysius, cantor ecclesie sancti Albani Namucensis, officialis Coloniensis, zusammen mit dem Dechanten Heidenreich von St. Severin und dem Scholaster Richwin von St. Aposteln; sie transsumieren gemeinsam eine Dispens des Kardinalpriesters Hugo von St. Sabina für den Kanoniker und Deutschordensbruder Gerhard vom 15. Dezember 1252[40]. Außerdem sind noch drei Gerichtsurkunden des Magisters Dionysius erhalten, die sein Offizialat bis zum 21. Januar 1267 sicherstellen[41].

Nur an dem ältesten dieser vier Instrumente ist das Siegel erhalten. Das Siegelbild stellt ein gotisch stilisiertes Kirchenportal dar; die Legende lautet: + Sigillum curie Coloniensis ad causas. Das

[36] Knipping, III², 2 f., nr. 2181.

[37] Wir kennen zwei Prozesse aus der Diözese Lüttich, in denen Giselbert bereits vor seiner Berufung nach Köln als Mitrichter tätig war. 1258 Oktober 30: G. D. Franquinet, Berendeneerde inventaris der oorkonden en bescheiden van het kapittel von O. L. Vrouwekerk te Maastricht berustende op het provinciaal archief van Limburg, Maastricht 1870, I, 29, nr. 16; 1260 Dezember 22: Hennes 140, nr. 154.

[38] Lacomblet, II, 303, nr. 534: meister Gisilbreht van Gûlpene, unse officiail ce Kolne; vgl. Knipping, III², 14, nr. 2261.

[39] Die Reihe der unmittelbar voraufgehenden Zeugen schließt mit der Wendung: die unse kanunche ce me dûme ce Kolne sint; Lacomblet, II, 303. Diese Feststellung ist insofern von größter Bedeutung, als die oberrheinischen bischöflichen Richter in der Frühzeit der neuen Entwicklung und mancherorts noch lange darüber hinaus aus den Domkapiteln stammten; s. weiter unten II.

[40] Köln Pfarrarchiv St. Maria im Kapitol; ein Regest s. AHVN. 71 (1901), 42, nr. 10.

[41] 1266 September 9: Hess 47, nr. 26; 1266 Dezember 3: DStA.: Kurköln, 121; 1267 Januar 21: DStA.: Bonn, Cassiusstift, 50.

Digitized by Google

Rücksiegel bringt in seinem Felde das Brustbild des hl. Petrus mit dem Himmelsschlüssel; die Umschrift ist zerstört bis auf die Worte: [cu]rie ad cau[sas]. Wir haben also nicht mehr ein persönliches Siegel vor uns, das — wie in den Tagen des Scholasters Andreas[42] — durch seinen Inhaber bestimmt ist. Man erkennt vielmehr deutlich den Fortschritt in der Organisation des kölnischen Offizialats, da es nunmehr bereits ein unpersönliches, ein Dauersiegel besitzt, das nicht mehr mit dem jeweiligen Inhaber zu wechseln braucht. In den ersten Monaten des Giselbert von Gülpen fehlte es noch, wie wir früher gesehen haben[43]. Ob er es war, der diesen Siegelstempel im Laufe seiner Tätigkeit prägen ließ, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen, da keine Urkunde mit seinem Siegel erhalten ist[44]. Es gehört allerdings in seine Amtsperiode ein Schiedsspruch geistlicher und weltlicher Richter aus dem September 1262, wobei die Laien erklären: nos ... quia sigilla propria non habuimus, sigillo curie Coloniensis usi sumus[45]. Das Siegel fehlt heute an dem Original; aus der angeführten Erklärung der Schiedsrichter aber läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit herauslesen, daß bereits ein Dauersiegel des Offizialats vorhanden war. Vielleicht war es dasselbe, das wir zum 10. Juni 1266 kennenlernten.

Ein zweites und letztes Mal ist dieses Siegel überliefert an einer Urkunde des kölnischen Offizials vom 19. Februar 1274[46].

Ob der Magister Dionysius hierbei noch im Amte war, läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit sagen, scheint aber so gut wie ausgeschlossen. Eine ganz unzweifelhafte Feststellung ist deshalb so erschwert, weil inzwischen in der Urkundenausfertigung des Offi-

[42] Vgl. oben S. 138.

[43] S. oben S. 143.

[44] Auch bei dem großen Schied zwischen Erzbischof und Stadt vom 25. August 1263, der heute noch mit 34 Siegeln im Historischen Archiv von Köln ruht, hat der Offizial, der zwar unter den Zeugen genannt wird, nicht mitgesiegelt. Ein Verzeichnis dieser Siegel s. bei L. Korth, Das Urkunden-Archiv der Stadt Köln bis 1396, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 3 (1883), 49, nr. 277.

[45] G. D. Franquinet, Beredeneerde inventaris der oorkonden en bescheiden van de abdij Klosterraade en van de adellijke vrouwenkloosters Marienthal en Sinnich, berustende op't provinciaal archief van Limburg, Maastricht 1869, 48 f., nr. 39.

[46] DStA.: Altenberg, 165. Die Urkunde wird erwähnt von H. Mosler, Urkundenbuch der Abtei Altenberg, Bonn 1912, I, 229 Anm. 3; es fehlt hier jedoch die sonst übliche Beschreibung des Siegels. Abweichend vom Jahre 1266 unterbleibt dieses Mal das Rücksiegel; an dessen Stelle befindet sich ein kleines Signet. Über diesen Brauch bei anderen Urkundenarten s. Ewald 64 f. 67.



Digitized by Google

zialats eine bedeutsame Änderung erfolgt war. Bis zum Jahre 1267 trugen seine Ausgänge ausnahmslos, gleich den Urkunden der Erzbischöfe, den Namen des Offizials an der Spitze. In der Folgezeit wird diese Übung grundsätzlich aufgegeben. Am 1. Dezember 1270 begegnet uns das älteste Stück der neuen Praxis, das als seinen Aussteller lediglich den officialis curie Coloniensis angibt, ohne dessen Namen und sonstige Stellung zu bezeichnen[47]. Diese Form der Intitulatio wird nunmehr die feste Regel und bleibt es auch in den folgenden Jahrhunderten[48], so daß wir die Inhaber des Offizialats kaum noch aus ihren eigenen Urkunden feststellen können, sondern auf gelegentliche, mehr zufällige Erwähnungen angewiesen sind.

Trotzdem muß man in dieser Wandlung, die für das Jahr 1270 zum erstenmal bezeugt ist, zweifellos einen weiteren Ausbau des Offizialats erblicken. Die Geschäfte, die bisher, wie Siegel und Intitulatio der Urkunden zeigten, als persönliche Pflicht und persönliches Recht eines einzelnen, des Offizials, erschienen, erfordern bei ihrer starken Zunahme immer mehr die Tätigkeit einer mehrköpfigen Behörde, in der zwar der Offizial die Spitze behält, aber nicht alles allein mehr erledigen kann und weitere Mitarbeiter heranziehen muß, die denn auch um die gleiche Zeit in größerer Zahl urkundlich auftreten[49]. Dieser Fortschritt findet in dem neuen,

[47] J. Schwalm, Reiseberichte 1894-1896, Neues Archiv der Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde 23 (1898), 28 f., nr. 1. Knipping, III², 41, nr. 2429.

[48] Dafür bedarf es keiner besonderen Belege. Für diese Erscheinung in der Diplomatik der Offizialatsurkunde vgl. P. Fournier 293 ff.

[49] In den siebenziger Jahren wird das Personal am Offizialat bereits zu zahlreich, als daß hier eine Übersicht gegeben werden könnte. Nur einige charakteristische Belege aus der ältesten Zeit sollen ausgewählt werden. Magister Arnold von Rode erscheint zuerst am 12. Juli 1272 als notarius curie Coloniensis (K. Rübel, Dortmunder Urkundenbuch, Dortmund 1881, I, 75, nr. 142b), am 18. Oktober 1279 betätigt er sich als advocatus curie Coloniensis (Knipping, III², 106, nr. 2819) 1281 und 1282 kauft er nacheinander zwei Häuser in der Drususgasse, wo er 1291 noch wohnt, 1295 jedoch als verstorben bezeichnet wird (H. Keussen, Topographie der Stadt Köln im Mittelalter, Bonn 1910, I, 308a). Bei dem gleichen Anlaß tritt auch zum ersten Male der Notar Werner auf (1272 Juli 12: Rübel, I, 75, nr. 142b), erwirbt mit seiner Frau Gertrudis 1279 zwei Häuser auf der Maximinenstraße, wobei er bereits als advocatus curie bezeichnet wird (Keussen, II, 138b), betätigt sich in dieser Stellung 1284 (Mosler, I, 286, nr. 389), 1287 (Rübel, I, 124, nr. 182), 1289 (AHVN. 83 [1907], 13, nr. 45), 1294 (Ennen-Eckertz, III, 391, nr. 408), 1295 (P. Joerres, Urkundenbuch des Stiftes St. Gereon zu Köln, Bonn 1893, 206, nr. 198) und ist tot im Jahre 1304, wo sein Sohn die väterlichen Häuser in der Maximinenstraße an die Abtei Knechtsteden übergibt (Keussen, II, 139a). Solcher Notare, Advokaten und Prokuratoren am Kölner Offizialat erscheinen bereits in den zehn Jahren von 1270 bis 1280 sicherlich ein ganzes Dutzend;

Digitized by Google

unpersönlichen Gepräge der Offizialatsinstrumente seinen deutlichen Ausdruck.

Ist diese Änderung im Kanzleigebrauch des kölnischen Offizialats noch auf die Rechnung des mag. Dionysius zu setzen oder muß man darin eine Reform sehen, die seinen Nachfolger ankündigt? Von 1267 an, wo Dionysius sich zum letzten Male als kölnischer Offizial vorstellt[50], wird elf Jahre lang kein Inhaber dieser Stelle mehr mit seinem Namen genannt. Auch Dionysius verschwindet vollständig aus den kölnischen Quellen. Daher blieb nur der mühsame Weg, in seiner belgischen Heimat nach ihm zu forschen. Und hier taucht er in der Tat bald wieder auf. Während er sich auf seinem Kölner Posten als Kantor von St. Alban in Namur eingeführt hatte[51], urkundet er im Mai 1271 und am 18. Dezember 1273 als Dekan desselben Stifts[52]. Diese Beförderung ist allerdings geeignet, sein urkundliches Schweigen in Köln vollauf zu erklären. Wissen wir doch aus der Verfassungsgeschichte der Kollegiatstifter, wieviel Verpflichtung und Arbeit auf den Schultern des Dekans lastete, wie er ganz anders als der Propst an die Residenzpflicht gebunden, ja nach innen der eigentliche Vorsteher seiner Anstalt war[53]. Und da obendrein dieses Benefizium ihm

in der schon oben erwähnten Urkunde vom 12. Juli 1272 allein fünf zu gleicher Zeit (Rübel, I, 75, nr. 142b). Am 13. Januar 1284 begegnet uns auch zum ersten Male der Siegler (sigillifer), der bald den nächsten Platz nach dem Offizial einnimmt (Mosler, I, 286, nr. 389), 1299 ein Lodowicus clericus als registrator curie nostre (ebd. 353, nr. 464). Für die Aufgaben und die Zuständigkeit dieser kölnischen Offizialatsbeamten s. Foerster 267—351, dessen Ausführungen aber nur mit Vorsicht zu benutzen sind; einige Ergänzungen und Verbesserungen bereits bei Gescher, Das älteste kölnische Offizialatsstatut, 476—480.

[50] S. oben S. 144.

[51] Vgl. oben S. 144. Genau so auch in einer Urkunde vom 3. Dezember 1266 (DStA.: Kurköln, 121).

[52] 1271 Mai: Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique 6 (1869), 193, nr. 22; 1273 Dezember 18: Bulletin de la commission royale d'histoire (Académie royale de Belgique) 75 (1906), 76, nr. 126. Für die dadurch erledigte Stelle des Kantors ist am 30. Januar 1274 ein mag. Joannes bezeugt; S. Bormans et E. Schoolmeesters, Cartulaire de l'église Saint-Lambert de Liége, Bruxelles 1895, II, 225, nr. 652. Einen Dionysius fand ich für den 9. Oktober 1221 (J. Borgnet et S. Bormans, Cartulaire de la commune de Namur, Namur 1876, I, 22, nr. 8) und den 8. September 1235 unter den Kanonikern von St. Alban in Namur (Analectes 5 [1886], 487, nr. 5). Ob es beide Male unser Magister ist? Auf jeden Fall wird er vor dem 4. Juni 1277 gestorben sein; dann ist nämlich sein Stiftsdekanat im Besitz des Joannes de Porta (Analectes 20 [1886], 34 f., nr. 25).

[53] Vgl. Schaefer 184 mit Anm. 7; A. Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter, Leipzig 1913², 148.

Digitized by Google

sicherlich auch mehr Einkommen als das kölnische Offizium einbrachte, wird Dionysius in seine Heimat zurückgekehrt sein.

So wurde das Kölner Offizialat wieder frei. Da nun am 1. Dezember 1270 die auffällige Veränderung der kölnischen Offizialatsurkunden und im Mai 1271 Dionysius schon als Stiftsdechant in Namur bezeugt sind, wird er höchstwahrscheinlich vor dieser Wandlung Köln verlassen haben. Die neue Urkundenform wird daher tatsächlich als Ausweis seines Nachfolgers anzusehen sein.

Wer das gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen, nicht einmal zu vermuten. Erst für den 9. August 1278 erfahren wir den nächsten Namen[54]. Hat der Scholaster Wilhelm von St. Andreas in Köln, der dann erscheint, sofort das Erbe des belgischen Stiftsdekans angetreten, als dieser um 1270 dem Rufe in die Heimat folgte? Oder hat Erzbischof Engelbert zunächst noch einen anderen, bisher unauffindbaren Offizial bestellt, dessen Dienst dann am 20. Oktober 1274[55] mit dem Tode seines Ordinarius erloschen wäre? Ist mit dem Regierungsantritt des folgenden Metropoliten Sifrids von Westerburg, der am 16. März 1275 von Papst Gregor zu Lyon erhoben und geweiht wurde[56], auch mit einem neuen Offizial zu rechnen oder hat er den Beamten seines Vorgängers übernommen, ohne einen anderen zu bestellen? An welchen Platz in diesen Möglichkeiten ist der Scholaster Wilhelm vom 9. August 1278 einzuordnen? Lauter Fragen, die ich trotz einer Reihe von Offizialatsurkunden bisher nicht beantworten kann.

Wollte man allerdings Rübel folgen, der eine Appellation an den Papst mitteilt, die zuerst im Kölner Dom verlesen wurde und nachher im Hause des Dompropstes in presentia officialis curie Coloniensis, magistri Ugelonis, canonici sanctorum Apostolorum, magistri Arnoldi, domini Bartolomei de Buren, magistri Giselberti, Werneri et Willekini notariorum[57], so wäre wenigstens ein Teil der dunklen Zeit aufgehellt. Dann wäre der mag. Vogelo als Offizial anzusprechen, da Rübel das Komma hinter Coloniensis fortläßt und so den Offizial mit dem Kanonikus Vogelo von St. Aposteln identifiziert, der damit für den 12. Juli 1272 als Nachfolger des Dionysius ausgewiesen wäre. Eine solche Annahme ist jedoch

[54] Ennen-Eckertz, III, 142, nr. 171.
[55] Knipping, III², 63, nr. 2587.
[56] Ebd. 64, nr. 2591.
[57] Rübel, I, 75, nr. 142b.

Digitized by Google

völlig unhaltbar. Nach dem konstanten Sprachgebrauch unserer Urkunden steht immer zuerst der Name des Zeugen und dann folgen die Angaben über sein Benefizium und Offizium. Jedes Urkunden- und Regestenwerk vermag davon schnellstens zu überzeugen; selbst die oben angeführte Zeugenliste bürgt dafür, indem bei den letzten Zeugen ihre Amtstitulatur als Notare hinter ihren Namen steht. So ist denn auch in unserem Fall der erste unter den anwesenden Teilnehmern bei der Appellation der kölnische Offizial, der aber entsprechend der neuen Übung nicht mehr namentlich bezeichnet wird; erst an der zweiten Stelle folgt der Kanonikus Vogelo von St. Aposteln, der zunächst als clericus des Erzbischofs und nachher als notarius am Offizialat hinreichend bekannt ist[58], aber niemals an seiner Spitze erscheint.

4. So bleibt es bei der Ungewißheit über die Nachfolgerschaft des mag. Dionysius, bis am 9. August 1278 mag. Wilhelmus, scolasticus ecclesie sancti Andree, officialis curie Coloniensis, eine Schenkungsurkunde für das Heiliggeisthaus in Köln besiegelt[59].

Auch hier könnte man die Frage stellen, ob es richtig ist, die Worte officialis curie Coloniensis als Amtsbezeichnung des Scholasters Wilhelm aufzufassen[60], oder ob nicht vielmehr auch hier der Offizial ohne Namen auftritt und neben dem mag. Wilhelm von Andreas einen zweiten Siegelführer darstellt.

Zunächst ist mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß unser Text ganz anders gestaltet ist als in dem oben besprochenen Appellationsfall. Dort ging der Offizialtitel regelwidrig dem Namen des Kanonikus Vogelo voran, hier aber folgt er ihm nach und kann wenigstens Apposition sein, genau wie in den Intitulationen unserer älteren Offizialatsinstrumente[61]. Daß er es auch tatsächlich ist, können wir an dem heutigen Zustand des Originals[62] zum Glück

[58] 1243: Knipping, III[1], 164, nr. 1101; 1272 Januar 15: ebd. III[2], 48, nr. 2469; 1272 Juli 12: Rübel, I, 75, nr. 142b; 1272 Ende: Knipping, III[2], 51, nr. 2495; 1273 Mai 2: ebd. 53, nr. 2503. Auch in den beiden folgenden Jahrzehnten kommt noch öfters ein mag. Vogelo als clericus und advocatus curie Coloniensis vor; er wird jedoch mit unserem Kanonikus von St. Aposteln nicht identisch sein.

[59] Ennen-Eckertz, III, 142, nr. 171; vgl. oben S. 148.

[60] Vgl. oben die Auseinandersetzung mit Rübel wegen des vermeintlichen Offizials Vogelo.

[61] Magister Andreas, scolasticus sancti Severini Coloniensis, officialis domini archiepiscopi Coloniensis (oben S. 137); magister Dyonisius, cantor ecclesie sancti Albani Namucensis, officialis Coloniensis (oben S. 144).

[62] Köln, Stadtarchiv, Urkunden 438.

Digitized by Google

bündig beweisen. Die Aussteller unserer Urkunde bitten um das sigillum venerabilis viri officialis domini nostri archiepiscopi Coloniensis, der also zunächst nicht mit Namen genannt wird, außerdem um das Siegel von neun Zeugen, die vorher mit Namen und Rang deutlich vermerkt sind. Darauf folgt die Bekundung der Siegelausfertigung durch den Satz: Et nos mag. Wilhelmus, scolasticus ecclesie sancti Andree, officialis curie Coloniensis, et testes prenominati confitemur sigilla nostra ... presentibus litteris appendisse[63]. Wenn also der Scholaster Wilhelm mit dem Offizial identisch sein soll, müssen zehn Siegel an der Urkunde erscheinen: das Siegel des Scholaster-Offizials und der neun Zeugen. In der Tat erfüllt das Original diese Forderung; an erster Stelle hängt das Sigill des Offizials und daneben weitere neun, die ihre Inhaber noch deutlich genug ausweisen[64], ohne jedoch dem Scholaster neben dem Offizial einen besonderen Platz zu überlassen, der vorhanden sein müßte, wenn die beiden Stellen nicht von ein und derselben Person besetzt wären. Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß am 9. August 1278 der Scholaster Wilhelm von St. Andreas zugleich kölnischer Offizial war, eine Feststellung, die um so wertvoller ist, als er nur dieses eine Mal auf diesem Posten bezeugt ist.

Mit dem Erscheinen des neuen Offizials wird auch eine neue Siegelperiode erkennbar. An einem Pergamentstreifen haftet zwar an der besprochenen Urkunde vom 9. August 1278 nur noch ein ganz kleines Siegelfragment; es genügt aber, um sicher sagen zu können, daß nicht mehr das frühere Siegel der Jahre 1266 und 1274[65] im Gebrauch ist, sondern ein neues, das wahrscheinlich beim Pontifikatsbeginn Sifrids von Westerburg (1275) geprägt wurde[66] und bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein zu beobachten ist[67].

[63] Ennen-Eckertz, III, 142. [64] Vgl. dazu unten Anm. 67.

[65] S. oben S. 144 f.

[66] Die erste Offizialatsurkunde nach dieser Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles datiert erst vom 26. November 1277 und ist nur in einer Abschrift erhalten, so daß sich über das Siegel nichts feststellen läßt (Köln, Stadtarchiv, Auswärtiges 68, fol. 48v; vgl. L. Korth, Zur Geschichte des Klosters Dünwald im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 20 [1885], 78, nr. 75). Das nächste Instrument, das auf uns gekommen ist, bildet unsere Urkunde vom 9. August 1278.

[67] Wenn Ennen-Eckertz, III, 412, zu unserer Urkunde bemerken: „Von den Siegeln ist nur das des Pfarrers von St. Lorenz und das des Fr. von Binsfeld ziemlich

Digitized by Google

Scholaster Wilhelm ist höchstwahrscheinlich durch den Aufstieg zum Dekan seines Kapitels aus dem Offizialat ausgeschieden. Im Jahre 1283 erscheint er zuerst als Dechant von St. Andreas[68], und schon am 13. Januar des nächsten Jahres stellt sich mag. Ludolfus dictus de Capella als officialis curie Coloniensis vor[69]. Aus denselben Gründen wie sein Vorgänger Dionysius von Namur[70] wird Wilhelm das angesehene und einflußreiche Benefizium bei St. Andreas dem Offizium eines erzbischöflichen Richters vorgezogeu haben[71].

5. Ludolf von Capellen, der unter dem 13. Januar 1284 zum ersten Male als kölnischer Offizial urkundlich erscheint[72], war um diese Zeit noch nicht lange im Amte. Denn noch am 27. Oktober 1282 spricht der Erzbischof von ihm als seinem clericus, dem er eine Prozeßentscheidung übertragen hat[73]. Der Kölner Ordinarius

erhalten", so birgt diese Behauptung eine starke Übertreibung. Es wurde bereits gesagt (S. 150), daß alle Siegel mindestens noch so viel gerettet haben, um ihre Inhaber eindeutig auszuweisen. Vom Siegel des Offizials ist freilich am wenigsten überliefert: ein ganz kleines Fragment, das zwei Linien zeigt, die dem Rande zustreben, auf dem die Buchstaben S. CV lesbar sind. Durch Vergleichen mit gut erhaltenen Stücken ist jedoch leicht auszumachen, daß wir hier bereits das vielgebrauchte Siegel vor uns haben, das bis über 1350 hinaus das sigillum maius des Kölner Offizialats darstellte. Die drei Buchstaben unseres Siegelrestes bedeuten den Schluß von officialitatis und den Anfang von curie aus der Legende unseres Sigills (Sigillum officialitatis curie Coloniensis), auf dem auch die beiden erwähnten Linien als Gewandfalten der Bischofsbüste im Siegelbild zu erkennen sind. Vgl. vorläufig die Siegelbeschreibung bei Mosler, I, 276, nr. 379.

[68] Köln, Pfarrarchiv Groß-St.-Martin. AHVN. 83 (1907), 204, nr. 8. Alfter, Series 171r (Köln, Stadtarchiv), setzt den Beginn seines Dekanates erst um das Jahr 1293 an. Doch schon am 20. November 1284 heißt er im Schreinsbuch 334, 31v (Köln, Stadtarchiv), magister Wilhelmus quondam scolasticus ecclesie sancti Andree in Colonia, nunc decanus ecclesie predicte; vgl. Keussen, Topographie, II, 251b; 252a und G. M. Löhr, Beiträge zur Geschichte des Kölner Dominikanerklosters im Mittelalter, Leipzig 1922, II, 27, nr. 43. In dieser Stellung starb er nach Alfter, Series 171r, am 17. Juni 1296, eine Nachricht, die richtig sein kann, da er am 8. März 1297 urkundlich als verstorben bezeichnet wird (AHVN. 83 [1907], 16, nr. 63).

[69] Mosler, I, 287, nr. 389. [70] Vgl. oben S. 147.

[71] Wenn bei Ennen-Eckertz, III, 201, nr. 230, die Besiegelung ausgeführt wird unter der Formel: sub sigillis venerabilis officialis Conr. Coloniensis, plebani sancti Petri, so ist der Name Conradus für einen angeblichen Offizial, wie das Original (DStA.: Köln, St. Cäcilien, 23) deutlich zeigt, nur ein Lesefehler für das Wort curie.

[72] S. Anm. 69.

[73] Cum super negotio inquisitionis ... magistro Ludolpho, clerico nostro, commiserimus vices nostras idemque magister procedens in eodem iuris ordine per omnia observato sententialiter declaraverit; DStA.: Oberndorf, Rep. u. Handschr. Nr. 1, fol. 16r. Knipping, III², 132, nr. 2965. Über die Bedeutung von clericus in diesem Zusammenhang vgl. oben S. 139.

Digitized by Google

schätzte ihn demnach zwar schon als fachkundigen Juristen, aber in die Leitung seines Gerichtes hatte er ihn noch nicht berufen. Das geschah höchstwahrscheinlich im nächsten Jahre, als der Scholaster Wilhelm von At. Andreas zum Stiftsdechanten aufgerückt und deshalb von dem Offizialat zurückgetreten war.

Ludolf ist sehr lange auf seinem Posten verblieben, nicht nur unter dem Erzbischof Sifrid von Westerburg († 1297)[74], seinem ersten Auftraggeber, sondern auch unter dessen Nachfolger Wikbold von Holte († 1304)[75], der ihn also bei seinem Regierungsantritt von neuem mit dem Richteramte betraut haben muß[76]. Am 11. Januar 1303 begegnet uns Ludolf zum letzten Male als Offizial der Kölner Kurie; gemeinsam mit dem Dompropst wendet er sich brieflich an König Albrecht[77]. Bald darauf, am 28. März 1304, stirbt Erzbischof Wikbold[78] und nicht zwei Wochen später, am 8. April, urkundet bereits der officialis capituli Coloniensis sede vacante[79], der Verweser des Offizialats für die Zeit der Sedisvakanz, den wir damit in der Verfassungsgeschichte des bischöflichen Gerichtes von Köln zum ersten Male urkundlich kennenlernen.

Das Domkapitel, das während der Stuhlerledigung die Diözesangeschäfte zu leiten hat (cum per mortem quondam venerabilis patris domini Wicboldi, Coloniensis archiepiscopi, officialitas et iurisdictio episcopalis sede Coloniensi vacante resideat apud capitulum Coloniense)[80], ist also sofort zur Bestellung eines Offizials für die Zeit der Verwaisung geschritten. Dieses Mal ist der mag. Ludolf, dessen Amt durch den Tod seines Ordinarius erloschen war,

---

[74] Knipping, III², 230, nr. 3535.

[75] Ebd. 320 f., nr. 3972.

[76] Vielleicht hat Ludolf auch für die kurze Zeit der voraufgehenden Sedisvakanz vom 7. April (ebd. 230, nr. 3535) bis zum 3. Mai 1297 (ebd. 231, nr. 3539) im Auftrage des Domkapitels das Offizialat weitergeführt; vgl. dazu auch weiter unten die Regelung bei der Stuhlverwaisung im Jahre 1304.

[77] DStA.: Kurköln, 210. Vgl. Knipping, III², 308, nr. 3908; W. Kisky, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter (Publikationen der Gesellschaft f. Rheinische Geschichtskunde XXI), Bonn 1915, IV, 21, nr. 109.

[78] Knipping, III², 320, nr. 3972.

[79] DStA.: Düsseldorf, Kollegiatstift, 2, 16; Kisky, IV, 1, nr. 2.

[80] Aus der ältesten Urkunde des Offizialatsverwesers vom 8. April 1304 (s. die vorhergehende Anm.); auch bei Kisky, IV, 1, nr. 2, mit einem Lesefehler.

Digitized by Google

nicht wieder berufen worden[81]; am 8. Juli 1304 erfahren wir vielmehr, daß mag. Paulus[82], der bereits zu den Beamten der Kölner Kurie gehörte[83], im Jahre 1289 sogar Offizial des Dompropstarchidiakons gewesen war[84], unter dem sonst immer anonym auftretenden officialis capituli Coloniensis sede vacante zu verstehen ist. Aus seiner Dienstzeit sind verhältnismäßig viele Belege für seine Tätigkeit auf uns gekommen, insbesondere zum ersten Male fast die gesamten Prozeßakten aus einem Streit zwischen dem Ursulastift in Köln und dem Pfarrer von Düsseldorf[85].

[81] Vielleicht hat er eine erneute Betrauung mit dem Offizialat von sich aus abgelehnt. Denn während er bisher nur im Besitze einer Pfründe als Kanonikus (1288: A. Fahne, Urkundenbuch der freien Reichsstadt Dortmund, Köln und Bonn 1855, II, 41 f., nr. 355; vgl. Rübel, I, 147, nr. 208; WUB. VII, 984, nr. 2098) und nachher als Scholaster von St. Maria ad gradus in Köln bezeugt war (1293: Köln, Stadtarchiv, Schreinsbuch 50, fol. 5r), erscheint er am 1. Mai 1304 als Stiftsdechant von St. Cassius und Florentius in Bonn (Kisky, IV, 3, nr. 7). Diese Dignität hat er wahrscheinlich in den ersten beiden Monaten des Jahres 1304 erlangt, während Erzbischof Wikbold noch lebte. Das darf man wohl aus der Tatsache schließen, daß er am 26. Februar 1304 sein Haus in der Schorlesgasse zu Köln, das er am 24. Januar 1293 erworben hatte, wieder verkaufte (Köln, Stadtarchiv, Schreinsbuch 50, fol. 5r. 7r). Da er in diesem Haus, das ganz in der Nähe von Mariengraden gelegen haben muß (Keussen, Topographie I, 109a), ohne Zweifel wohnte, wird dieser Hausverkauf eine Vorbereitung gewesen sein, um nach Bonn zu ziehen, wo seine Residenzpflicht als Stiftsdekan ihn zur Niederlassung nötigte. Hier hat er vor dem 6. Mai 1311 auf das Dekanat verzichtet (für seine Bonner Zeit s. Kisky, IV, 32, nr. 171; AHVN. 79 [1905], 142, nr. 2. 153; Kisky, IV, 108, nr. 520. 130, nr. 621. 132, nr. 633. 138 f., nr. 654; A. Baldsiefen, Das Kassiusstift in Bonn und die Standesverhältnisse seiner Mitglieder im Mittelalter, Bonn 1910, 56 f. 85. 87). Zuletzt hören wir von ihm, wie er am 18. August 1313 als doctor legum, scolasticus ecclesie b. Marie ad gradus in Colonia ein Gutachten über die Auslegung eines Testamentes erstattet; Joerres 267, nr. 260.

[82] DStA.: Düsseldorf, Kollegiatstift, 2, 31; Kisky, IV, 5, nr. 25.

[83] Als advocatus curie Coloniensis erscheint er 1287 (Rübel, I, 124 ff., nr. 128) und 1302: Köln, Stadtarchiv, Urkunden 674a, GB.; in diese Stellung ist er auch nach seinem interimistischen Offizialat wieder zurückgekehrt, die er 1310 (Kisky, IV, 99, nr. 495. 120, nr. 574) und 1317 noch einnimmt (Schmitz 314, nr. 236).

[84] 1289 September 26: Nos mag. Paulus, officialis prepositi et archidiaconi Coloniensis, et Heidenricus de sancto Martino, notarius curie Coloniensis, bekunden die Ansetzung eines Gerichtstermins; K. Rübel, Dortmunder Urkundenbuch, Dortmund 1910, Ergänzungsband I, 127, nr. 324. Fahne II, 38 Anm. Für die Offiziale der Archidiakone s. weiter unten.

[85] Für die Zeit vom 22. Mai 1299 bis zum 17. August 1304, an welchem Tage dieser Prozeß durch ein Offizialatsurteil zugunsten des Düsseldorfer Pfarrers entschieden wurde (Kisky, IV, 6, nr. 29), sind allein 32 Aktenstücke (Vorladungen, Beweisanträge, Zeugenaussagen, Terminbestimmungen, Zwischenurteile usw.) erhalten, die ein einzigartig frühes und reiches Material darstellen, um das Verfahren des römisch-kanonischen Zivilprozesses kennenzulernen (DStA.: Düsseldorf, Kollegiatstift, 2, 3—34).

Digitized by Google

Als dann unter großen Schwierigkeiten, die vom Mai 1305 bis zum 22. Januar 1306 dauerten[86], die kölnische Kirche mit Heinrich II. von Virneburg wieder besetzt wurde, ist mag. Paulus vom neuen Erzbischof nicht übernommen worden. Dieser übertrug vielmehr das Offizialat an Matthias von Kairsvort (Kaarst bei Neuß), der uns am 3. April 1308 zum ersten und einzigen Male namentlich begegnet[87].

Doch damit sind wir schon über die Entstehungszeiten des kölnischen Offizialates, die hier behandelt werden sollten, hinausgelangt. Die neue Justizbehörde entfaltet bereits eine Wirksamkeit von größtem Ausmaß, so daß der Erzbischof nunmehr dazu übergeht, das Gewohnheitsrecht, das bisher die Verfassung seines Gerichts geregelt hat, durch das geschriebene Gesetz eines eigenen Offizialatsstatuts zu ersetzen[88]. Damit ist die neue Behörde vollständig konsolidiert, der zweite Abschnitt ihrer Geschichte beginnt.

Uns aber bleibt noch die Pflicht, neben dem geschichtlichen Verlauf und den leitenden Personen der Ursprungsepoche, die wir bisher vornehmlich besprochen haben, noch einige sachliche, vor allem juristische Beobachtungen nachzutragen.

## II.

1. Neben dem französischen Typ der bischöflichen Gerichte, die im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts im Erzbistum Reims beginnen und getragen vom neubelebten römisch-kanonischen Recht sehr schnell in dem gelehrten Einzel-Berufsrichter ihr charakteristisches Gepräge finden, gibt es eine besondere deutsche Art, die zwar auch das römische Verfahren übernimmt, aber erst nach Jahrhunderten die kollegiale Verfassung der bischöflichen iudices delegati nach Benefizialrecht zugunsten des vom Westen vordringenden Einzel-Offiziales aufgeben muß. Beide Formen, auch die französische — was bisher noch niemals gesehen wurde —, entstehen durch Nachahmung der päpstlichen iudices delegati, die

[86] Kisky, IV, 22 ff., nr. 118—135.

[87] Köln, Pfarrarchiv St. Aposteln; vgl. AHVN. 71 (1901), 135, nr. 13. Nachdem der Sedisvakanz-Offizial zum 23. Oktober 1305 zuletzt urkundlich bezeugt ist, beginnt sein Nachfolger, wenn ich nichts übersehen habe, im Mai 1306 — der Gewohnheit gemäß ohne Angabe seines Namens (DStA.: Köln, St. Aposteln, 117. Schmitz 285, nr. 210).

[88] Gescher, Das älteste kölnische Offizialatsstatut, 475—485.

Digitized by Google

ihrerseits der römischen Gerichtsverfassung entlehnt sind, gehen zunächst auf romanischem und germanischem Boden getrennte Wege und vereinigen sich schließlich nicht ohne Kampf in dem offizialrechtlichen Typ, dem die Zukunft gehört. Die deutsche Entwicklung beginnt in der deutschen Metropole Mainz am Ende des 12. Jahrhunderts, genau zur selben Zeit, wo in Reims die neuen Bildungen ansetzen, und erobert von hier aus alle Bistümer den Rhein hinauf[89].

Köln gehört nicht zu diesem mittel- und süddeutschen Einflußgebiet. Hierher kommt das Offizialat aus dem Westen und deshalb nach französischem Muster. Die urkundliche Überlieferung zeigt zwar Anfänge und Vorstufen, indem die Erzbischöfe immer häufiger die Gerichtsgewalt nicht mehr persönlich ausüben, sondern sie kraft eines der päpstlichen Delegation nachgebildeten Auftrages an eigens bestellte Richter für den Einzelfall übertragen[90], aber für den gedanklichen Neubau des Offizialats hat die Erzdiözese Köln

[89] Mit diesen Sätzen nehme ich einige Forschungsergebnisse voraus, deren ausführliche Begründung demnächst in einer Gesamtdarstellung des Offizialats in Frankreich und am Rhein nachgeholt werden soll. Vgl. vorläufig Gescher, Offizial und Generalvikar, 611—635.

[90] Auch diese Übergangserscheinungen müssen noch eingehend geschildert werden; hier kann nur auf einige prägnante Beispiele verwiesen werden. 1223 Mai: Hermannus choriepiscopus, Hermannus camerarius et Albertus canonicus sancti Gereonis in Colonia, iudices a domino Engelberto archiepiscopo Coloniensi delegati entscheiden einen Streit zwischen dem Domkapitel und Otto von Wickrath um ein Mühlen-, Wald- und Gerichtsrecht in Dahlen (Korth 211 f., nr. 16. Joerres 72, nr. 76). Im folgenden Monat bestätigt der Erzbischof das Urteil seiner delegierten Richter (Korth 212, nr. 17. Knipping, III[1], 68, nr. 393). 1236 bekunden der kölnische Ordinarius und das Domkapitel eine von iudicibus a domino Heinrico archiepiscopo Coloniensi delegatis gefällte und vom Erzbischof gebilligte sententia diffinitiva in einem Zehntprozeß (AHVN. 38 [1882], 15, nr. 16. Knipping, III[1] 129, nr. 863. Lacomblet, II, 110, nr. 212). Unter Konrad von Hochstaden (1238—61), dem Begründer des Offizialats, schwillt diese Art der Gerichtsmandate so an, daß es notwendig zu einer festen Stelle kommen mußte, die solche Aufträge ein für allemale zu erledigen hatte. Erzbischöfliche Delegationen aus Konrads Regierungszeit bis zum Beginn des Offizialats begegnen uns z. B. 1238 September 20: Ennen-Eckertz, II, 182 f., nr. 182. Knipping, III[1], 138, nr. 922. 1241 Februar 20: Rübel, I, 34, nr. 79. Knipping, III[1], 151, nr. 1006. 1245 August 1: Knipping, III[1], 175, nr. 1209 (der Erzbischof bestellt Untersuchungsrichter; das Urteil spricht er selbst; ebd. 179, nr. 1238). 1247 Oktober 27: Hilliger 152, nr. 27. 1249 November 5: WUB. VII, 308, nr. 699. Knipping, III[1], 213, nr. 1527. Diese Fälle mögen genügen. Bemerkt sei nur noch, daß sie sich auch nach der Einführung des Offizials noch weiter fortsetzen; s. weiter unten.

Digitized by Google

nichts mehr beigesteuert. Sie brauchte nur eine auswärts fertiggestellte und erprobte Institution zu übernehmen und dem eigenen Organismus einzugliedern. Deutlicher, als es sonst unsere spröden Quellen gestatten, können wir diese Abhängigkeit in Köln förmlich mit Händen greifen. Kommen doch der zweit- und drittälteste Offizial, Giselbert von Gülpen und mag. Dionysius, aus westlichen Nachbardiözesen nach Köln[91]. Wozu anders, als um hier auf Grund ihrer fachmännischen Erfahrung die neue Gerichtsbehörde in Gang zu bringen, die nicht nur in der Verfassung, sondern auch im Verfahren neue Wege zu gehen hatte.

Die neuen Wege des römisch-kanonischen Rechts. „Vorbei ist es mit den alten primitiven Formen und den Urteilen ex aequo et bono; es beginnt die kunstvoll geformte Gerichtsverfassung der Römer und ihr sorgsam ausgedachtes Verfahren mit seinen Ladungen, Zeugenverhörungen, Fristen, Formalitäten und Garantien, mit seiner gesamten Schriftlichkeit"[92]. Dazu taugt nicht mehr der germanische Laienrichter; der gelehrte Berufsrichter übernimmt seine Stelle. Man sieht es an allen fünf kölnischen Offizialen des 13. Jahrhunderts: sie tragen sämtlich den Magistertitel[93]; drei von ihnen (Andreas, Wilhelm und Ludolf) waren vorher Scholaster, die Schulleiter ihrer Stifter[94]; kurz, sie gehören zu den studierten Leuten.

2. Was die Tätigkeit des kölnischen Offizials angeht, die hier in den engen Grenzen des verfügbaren Raumes nur stichwortartig angedeutet werden kann, so ist zunächst, wiederum im Gegensatz zu der gesamten älteren Literatur[95], mit allem Nachdruck zu betonen, daß für eine Beschäftigung der neuen Beamten in der

[91] Vgl. oben S. 144. Dazu kommt noch, daß auch der Scholaster und spätere Dechant Wilhelm von St. Andreas wahrscheinlich gleichfalls von auswärts, aus der Diözese Lüttich, nach Köln zugewandert war, da er als mag. Wilhelmus de Roremunde canonicus ecclesie s. Marie in Traiecto superiore bezeichnet wird und in seinem Testament auch das Cisterzienserinnenkloster in Roermond bedenkt. DStA.: Köln, St. Andreas, 16. Keussen, Topographie, II, 251b, 37 f. Löhr, II 27, nr. 43. Vgl. auch Alfter, Series 171r mit falschen Angaben.

[92] Gescher, Offizial und Generalvikar, 621.

[93] S. oben S. 137. 143 f. 149. 151.

[94] Vgl. Schäfer 146 mit Anm. 3; Werminghoff 148 f.

[95] Vgl. etwa P. Fournier 21 f.; A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Leipzig 1911, V¹, 158; Werminghoff 158 f.; Foerster 255. 260 ff., der sogar einen Laienoffizial (Hilling 20 f.) anführt, um die Verwaltungstätigkeit der bischöflichen Offiziale zu retten.

Digitized by Google

Diözesanverwaltung kein einziges Zeugnis vorliegt, obwohl wir uns über Mangel an Urkundenmaterial nicht zu beklagen haben.

Nein. Was E. Fournier letzthin für die französischen Offiziale so betont herausgestellt hat[96], das gilt auch für ihre Kollegen in Köln: sie dienen von allem Anfang an der Justiz, und zwar nur der Justiz. Ohne die Gerichtstätigkeit der Archidiakone zu hindern oder gar zu beseitigen[97], übernehmen sie ausschließlich die iurisdictio iudiciaria des erzbischöflichen Ordinarius, mit dem sie fürderhin eine und dieselbe Instanz bilden[98], wobei es freilich dem Erzbischof unbenommen bleibt, auch selbsttätig noch in das Ge-

[96] Gescher, Offizial und Generalvikar, 626 f. 633.

[97] Auch diese beliebte These des älteren Schrifttums, wonach der Offizial als bischöfliches Kampfinstrument gegen die Konkurrenz der Archidiakone erfunden worden ist (vgl. zusammenfassend Werminghoff 157 mit Anm. 7), wurde von E. Fournier für die französische Entwicklung so gründlich erschüttert, daß sie nicht mehr zu halten ist (Gescher, Offizial und Generalvikar, 626). Auch die Überlieferung in Köln weist in dieselbe Richtung. Anstatt sich verdrängen zu lassen, bauen vielmehr die Archidiakone ihr Gericht zeitgemäß um, indem auch sie Offiziale anstellen. Darüber hat für Köln bereits J. Löhr, Die Verwaltung des kölnischen Großarchidiakonats Xanten am Ausgange des Mittelalters (Kirchenrechtliche Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, 59. u. 60. Heft), Stuttgart 1909, 20 ff. eingehend gehandelt. Nur bedürfen seine Angaben über die Entstehungszeit der archidiakonalen Offiziale einer erheblichen Korrektur (21 Anm. 1); sie sind älter, als Löhr annimmt. So erscheint der Offizial des Dompropstarchidiakons nicht erst 1347, sondern bereits am 3. April 1281 und führt schon ein sigillum officialitatis (WUB. VII, 807, nr. 1747). Am 26. September 1289 bekleidet diese Stelle mag. Paulus (Fahne, II, 38 Anm. Rübel, Ergänzungsband I, 127, nr. 324; s. auch oben S. 153 mit Anm. 84), der 1304 interimistisch das erzbischöfliche Offizialat leitet (s. oben S. 153). Auch in Bonn beginnt der Offizial des Archidiakons bereits viel eher, als Löhr mit Berufung auf Sauerland angibt (1342: Löhr 21 Anm. 1). Schon am 15. September 1284 erteilt ihm der Erzbischof den Auftrag, in einer Appellationssache des Klosters Hamm gegen das Kloster Kappenberg das Urteil zu sprechen, eine Maßnahme, die wahrhaftig nicht dafür spricht, daß die Archidiakone durch die Einführung der Offiziale niedergerungen werden sollten (WUB. VII, 894, nr. 1921. 895, nr. 1924. Knipping, III², 142, nr. 3036). Als ältesten Offizial des Xantener Archidiakons kenne ich bisher den Pfarrer Dietrich von Alphem, der 1296 zuerst auftritt (Pfarrarchiv Xanten, Urkunden 172) und im nächsten Jahre bereits das sigillum officialis Xanctensis benutzt (Binterim-Mooren, I, 400 f., nr. 231).

[98] Diese grundsätzliche Anschauung (vgl. Hilling 93) kommt bereits 1298 darin deutlich zum Ausdruck, daß von der gleichen Appellation zunächst gesagt wird, sie ergehe an den Erzbischof oder seinen Offizial (Ennen-Eckertz, III, 438—442, nr. 457), nachher aber nur vom Ordinarius die Rede ist (ebd. 446, nr. 461). Dieselbe Auffassung spricht auch der Offizial aus, wenn er am 29. Juli 1307 nach erledigtem Zivilprozeß auctoritate nostra, immo verius reverendi patris domini archiepiscopi Coloniensis einen Vollstreckungsbefehl ergehen läßt (H. Kelleter, Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth, Bonn 1904, 158, nr. 114).

Digitized by Google

richtswesen einzugreifen[99] oder andere Stellen damit zu beauftragen[100].

a) Schon die ältesten Belege für das Auftreten des kölnischen Offizials zeigen ihn als Inhaber der streitigen Gerichtsbarkeit (iurisdictio contentiosa) in erster Instanz[101]; von den Prozeßparteien ist wenigstens die eine stets eine natürliche oder juristische Person geistlichen Standes. Doch auch in zweiter Instanz wird er bereits angerufen; 1267 und 1272 erfolgen Appellationen aus dem

[99] Wir begnügen uns mit ein paar Belegen für die persönliche Betätigung des Erzbischofs in der Ausübung der freiwilligen (1255 Juni 26: Kelleter 61 f., nr. 45f. Knipping, III[1], 252, nr. 1852 f.; 1308 März 1: J. H. Hennes, Urkundenbuch zur Geschichte des Deutschen Ordens, Mainz 1845, 334, nr. 376. Kisky, IV, 57, nr. 302) und der streitigen Gerichtsbarkeit (1260 Mai 4: Knipping, III[1], 283, nr. 2104; 1306 September 5: Kisky, IV, 35, nr. 189; 1308 September 7: ebd. 73, nr. 376).

[100] Gerade die Delegation an erzbischöfliche Auftragsrichter für den Einzelfall geht auch nach der Errichtung des Offizialats (s. oben S. 155 mit Anm. 90) ungestört weiter. Das zeigt am besten, wie sich der Ordinarius trotz seines Offizials im unbeschränkten Besitz der Gerichtshoheit weiß. So entscheidet am 14. Februar 1254 Theodericus dictus de Susato, canonicus sancte Marie ad gradus in Colonia, iudex unicus a domino Coloniensi archiepiscopo delegatus einen Streit zwischen St. Kunibert in Köln und dem Ritter Sibert von Königshoven (WUB. VII, 349, nr. 787. Knipping, III[1], 240, nr. 1757). Im März 1261 urkundet der Scholaster von St. Aposteln in derselben Stellung (Schmitz 234, nr. 150. Knipping, III[1], 288, nr. 2141); ebenso der mag. Bodo, Kanonikus an St. Andreas, am 7. September 1272 (DStA.: Köln, Domstift, 337. Knipping, III[2], 51, nr. 2490).

[101] 1252 Februar: s. oben S. 137 mit Anm. 8; 1252 April 24: Hennes (1861) 94 f., nr. 94. Knipping, III[1], 230, nr. 1671; 1262 Februar 17: WUB. VII, 493, nr. 1088. Knipping, III[2], 4, nr. 2198; 1266 Dezember 3: DStA.: Kurköln, 121; 1270 November 28: DStA.: Msc. B 64, fol. 28 f., wo bereits ein Unterrichter des Offizials zu Gericht sitzt; 1279 September 11: Kelleter 88, nr. 69; 1284 Januar 8: ebd. 99, nr. 78; 1285 Juli 3: R. Kötzschke, Die Urbare der Abtei Werden a. d. Ruhr (Publikationen der Gesellschaft f. Rheinische Geschichtskunde XX), Bonn 1906, 375—378, nr. 13; 1285 November 5: ebd. 378 ff., nr. 14; 1286 Januar 28: C. Quix, Codex diplomaticus Aquensis, Aquisgrani 1839, I, 158, nr. 232; 1286 März 26: DStA.: Meer (Praemonstratenserinnen), 64; 1287 Mai 5: Rübel, I, 110 f., nr. 180 f. Vgl. hierzu die völlig unzutreffenden Ausführungen von Foerster 261 f.; was hier als Verwaltungstätigkeit des Offizials (Verleihung einer Pfründe) hingestellt wird, enthüllt sich bei näherem Zusehen als eine richterliche Entscheidung in einem Benefizialprozeß. 1290 Februar 3: Köln, Stadtarchiv, Urkunden 553b; 1290 Februar 10: DStA.: Bonn, Cassiusstift, 65; 1291 Juni 25: DStA.: Köln, St. Kunibert, 110; 1299 November 18: V. F. de Gudenus, Codex diplomaticus. Francofurti et Lipsiae 1747, II, 978 f., nr. 45. Vgl. auch Foerster 266 f., wo allerdings auch Sachen des Vollstreckungs- und Strafverfahrens unter die Zivilprozesse geraten sind.

Digitized by Google

Suffraganbistum Lüttich[102], 1306 vom Gericht des Domdechanten als kölnischen Großarchidiakons[103].

Dabei leitet der Offizial jedoch nicht nur das Feststellungsverfahren, sondern übernimmt auch bei Gehorsamsverweigerung gegenüber seinem Urteilsspruch die Vollstreckung. Schon vom mag. Dionysius liegen für die Jahre 1266 und 1267 solche Vollstreckungsbefehle vor. Der Offizial hat in zwei Zivilprozessen das Urteil gefällt, dem sich aber die unterlegene Partei nicht fügen will. Deshalb erhalten die Ortspfarrer Weisung, nunmehr gegen die nichterfüllenden Schuldner, wenn nötig auch gegen Frau und Kinder, mit der Exkommunikation einzuschreiten[104]. Auf diese Weise verfiel auch die ganze Stadt Bonn der Exkommunikation und dem Interdikt, um die Prozeßentscheidung durchzusetzen, die der Offizial zugunsten des Cassiusstiftes am 10. Februar 1290 getroffen hatte[105].

b) Der Erfolg dieser Vollstreckungsmaßnahmen wurde somit dadurch erleichtert[106], daß dem Offizial auch die bischöfliche Straf-

[102] Aus einem Endurteil des Pfarrkapitels zu Lüttich vom 19. Juni 1267 erfahren wir, daß in einem Prozeß um Pfarrgerechtsame die eine Partei an den kölnischen Offizial appelliert hat, der eine Zwischensentenz fällte (Cartulaire ou recueil de chartes et documents inédits de l'église collégiale de saint Paul actuellement cathédrale de Liége, Liége 1878, 69—71). 1272 Juli 1 erklärt das Kapitel von St. Peter in Namur, daß es gegen ein Urteil des Lütticher Domkapitels (1271 Oktober 17: E. Poncelet, Chartes du prieuré d'Oignies de l'ordre de Saint-Augustin, Annales de la Société archéologique de Namur tom. 31, Namur 1912, 183 f., nr. 188) ad audientiam officialis Coloniensis Berufung eingelegt habe (ebd. 186, nr. 191).

[103] Vor dem Archidiakonalgericht des Domdechanten von Köln hat dieser Zehntprozeß in den Jahren 1298—1306 gespielt (Kelleter 123 ff., nr. 92—95. 100 f. 105) und kam dann durch Berufung vor den erzbischöflichen Offizial, der die sententia diffinitiva aussprach und durch Anwendung geistlicher Zwangsmittel sowie durch Inanspruchnahme des brachium saeculare die Vollstreckung des Urteils durchsetzte (ebd. 152, nr. 110. 157, nr. 114. 181, nr. 133. 182, nr. 134).

[104] 1266 September 11: Heß 47, nr. 26. AHVN. 71 (1901), 81, nr. 25. 1267 Januar 21: DStA.: Bonn, Cassiusstift, 50. Ähnlich liegen die Fälle 1280 Juni 7 (DStA.: Stift Essen, 75. WUB. VII, 788, nr. 1713) und 1286 März 26: DStA.: Meer (Prämonstratenserinnen), 64.

[105] Am 6. Mai und 21. August 1290 mußte der Offizial diese Strafen zeitweise aufheben, und zwar de speciali mandato des Erzbischofs (DStA.: Köln, Domstift, 522. 528), der am 1. März des nächsten Jahres selbst noch einmal die Strafaussetzung verlängerte, da der Prozeß inzwischen durch Appellation an das päpstliche Gericht gelangt war (DStA.: Kurköln, 184. Knipping, III², 194, nr. 3321 mit falschem Datum). Vgl. auch die Exkommunikation der Stadt Soest im Jahre 1299: WUB. VII, 1234, nr. 2565. Knipping, III², 257, nr. 3690.

[106] Nicht gewährleistet, da schon in dieser Zeit die geistlichen Waffen der Exkommunikation und des Interdikts stumpf geworden waren und immer öfters die Zwangsmittel der staatlichen Gewalt angerufen werden mußten; vgl. oben Anm. 103.

Digitized by Google

gewalt zur Verfügung stand. In ihrem Besitz, als Hüter und Rächer der kirchlichen Ordnung und Disziplin, wird er bereits vorgestellt in dem großen Schied zwischen dem Erzbischof und der Stadt Köln vom 28. Juni 1258[107]. Seine strafrichterliche Zuständigkeit, die sich in gleicher Weise auf Klerus und Laien erstreckt, bleibt jedoch nicht bloß Theorie[108]; seit dem Jahre 1270 sind vielmehr genügend Zeugnisse vorhanden, nach denen er zum Schutze des Kirchengutes[109] und des kirchlichen Sakramentsrechts[110], als Schirmherr der Ordensleute gegenüber den Weltgeistlichen[111] warnend und strafend einschreitet. Besondere Erwähnung verdient es, daß er bereits am 15. September 1287 Kompetenzüberschreitungen des Soester Propstes, der seine und des Erzbischofs Jurisdiktion gefährdet, mit Strafe bedroht[112]. Der Offizial sitzt also bereits so fest im Sattel, um auch gegen die höchsten Prälaten der Diözese[113] zum Schutz der kirchlichen Ordnung seine Strafgewalt anwenden zu können.

[107] Lacomblet, II, 245. 250, nr. 452. Knipping III², 14, nr. 2261.

[108] Sie ist vornehmlich in den Diözesan- und Offizialatsstatuten ausgesprochen. Nachdem das große Schutzgesetz für die kirchliche Freiheit vom Jahre 1266, das zugleich eine förmliche Kodifikation des kölnischen Strafrechts und der Gerichtsverfassung enthält (J. Hartzheim, Concilia Germaniae, Coloniae 1760, III, 617—631. Knipping, III², 30, nr. 2354. Kisky, IV, 316—324, nr. 1337), den Offizial noch mit keinem Worte erwähnt hatte, wird er in den Verordnungen der Bistumssynode von 1281 (Knipping, III², 114 f., nr. 2874) als Strafrichter eingeführt bei Verstößen gegen das Kirchengut, das kirchliche Eherecht und die vorgeschriebene Osterbeicht (Hartzheim, III, 666 f., nr. 8. 10. 12). Auf spätere Gerichtsordnungen hier näher einzugehen, gehört nicht zu unserer Aufgabe, würde aber auch nur zweifelhaften Gewinn eintragen, da es als dringendste methodische Forderung anzusehen ist, mittelalterliche Statuten nicht ohne weiteres als Zeugen für das wirkliche Leben zuzulassen, die nur zu oft völlig auseinanderfielen.

[109] 1270 Dezember 1: gegen die Stadt Speier zum Schutz der Abteigüter von Cornelimünster (Schwalm 28—30, nr. 1. Knipping, III², 41, nr. 2429). 1280 Februar 12 für das Kloster Burtscheid (C. Quix, Geschichte der ehemaligen Reichs-Abtei Burtscheid, Aachen 1834, 288, nr. 87. Knipping, III², 109, nr. 2834). 1285 Februar 25 für die Abtei Werden (Kötzschke 374, nr. 12).

[110] Am 20. August 1287 schreitet der Offizial gegen eine Ehe ein, die trotz des impedimentum castitatis geschlossen worden war (Ennen-Eckertz, III, 257 f., nr. 286).

[111] 1278: Arnoldus Neelsbach, Monasterii Coloniensis fratrum Eremitarum S. P. Augustini historiae quinque saecularis libri sex, anno 1676: Bonn, Universitätsbibliothek, Cod. S. 350, 207. Knipping, III², 87, nr. 2708a. 1282 November 16: WUB. IV, 800, nr. 1706. Knipping, III², 132, nr. 2967. 1289 März 14: G. Schmidt, Urkundenbuch der Stadt Halberstadt, Halle 1878, 168, nr. 211. Knipping, III², 172, nr. 3206.

[112] WUB. VII, 964, nr. 2050. Knipping, III², 162, nr. 3156.

[113] Über die angesehene Stellung des Soester Propstes vgl. Gescher, Der kölnische Dekanat und Archidiakonat, 45 ff.

Digitized by Google

c) Den breitesten Raum in der Überlieferung beansprucht jedoch die freiwillige Gerichtsbarkeit des Offizials, die gerade in Köln sich besonders lehrreich gestaltet hat[114].

Vornehmlich sind es Beurkundungen und Beglaubigungen in fremder Sache, die schon sehr schnell in steigender Zahl von der neuen Gerichtsbehörde begehrt werden und auf verschiedene Weise vor sich gehen[115].

Am meisten beobachten wir, daß dem kölnischen Offizialat Privaturkunden, besonders aus dem Liegenschaftsverkehr, von den Ausstellern zur Besiegelung vorgelegt werden[116]. Dabei wird wenigstens eine Vertragspartei persönlich vor dem Offizial erschienen sein, um das abgeschlossene Geschäft zu verlautbaren (confessio, recognitio) und die Siegelbitte vorzutragen. Allerdings sind die Formeln, die davon berichten, so knapp, daß wir meist nicht erkennen können, was sich an der Gerichtsstätte abgespielt hat. Nur einmal, im Oktober 1298, erfahren wir, daß bei einer Landübereignung an das Domkapitel, wobei die Auflassung vor dem Gericht in Worringen erfolgt ist, die Verkäufer mit den Gerichtsschöffen aus Worringen für die Verlautbarung und Besiegelung nach Köln vor den Offizial gekommen sind[117]. In gleicher oder ähnlicher Weise wird man auch sonst verfahren haben[118].

---

[114] Ganz ungenügend dargestellt bei Foerster 262—265.

[115] Die verschiedenen Arten vom Standpunkt der Besiegelung aus übersichtlich aufgezählt bei Ewald 41.

[116] Es wäre zwecklos, hier die große Zahl der vorhandenen Belege anzuführen; ich beschränke mich auf die ältesten. 1278 August 9: Ennen-Eckertz, III, 142, nr. 171. 1281 Januar 7: Mosler, I, 262, nr. 361. 1281 Mai 8: Kelleter 97, nr. 74. 1281 November 11: Korth 249, nr. 73. 1283 Februar 19: DStA.: Köln, St. Cäcilien, 23. Ennen-Eckertz, III, 201, nr. 230. 1283 Juni 29: DStA.: Köln, Karmeliter, 5. 1284 September 2: WUB. VII, 893, nr. 1919. 1285: DStA.: Köln, Sion, 6. 1285 Februar 12: Ennen-Eckertz, III, 216, nr. 248. 1285 Juli 6: ebd. 224, nr. 255. 1285 August 15: ebd. 228, nr. 259. 1286 Februar 1: Köln, Pfarrarchiv St. Maria im Kapitol. AHVN. 71 (1901), 44, nr. 19. 1286 April 6: DStA.: Köln, St. Aposteln, 93. 1286 Dezember 31: DStA.: Köln, Mariengraden, 26. WUB. VII, 947, nr. 2017. 1287 März 16: Mosler, I, 300, nr. 404. 1287 März 24: Köln, Pfarrarchiv St. Maria im Kapitol. AHVN. 83 (1907), 12, nr. 44. 1288 Februar 23: DStA.: Köln, St. Georg, 28. 1288 Juni 18: ebd. 29. 1289 Februar 2: Hilliger 210, nr. 63. 1289 Juli 26: F. Ehlen, Die Prämonstratenser-Abtei Knechtsteden, Cöln 1904, 81, nr. 108. 1289 Oktober 1: Hilliger 210, nr. 64. Mit erhöhter Häufigkeit erscheinen solche Besiegelungen durch das Offizialat in den folgenden Jahrzehnten.

[117] Ennen-Eckertz, III, 453, nr. 471. Die Verkäufer Gobelin und seine Frau erklären: Et quia sigillis propriis caremus, pro nobis in testimonium sigillo officialitatis curie Coloniensis rogavimus has litteras communiri. Et nos officialis curie



Digitized by Google

Eine solche Urkunde ist dann lediglich schlichte Beweisurkunde. Dabei macht es für die rechtliche Wirkung keinen Unterschied, ob die Besiegelung vom Offizial mit einer eigenen Beglaubigungserklärung eingeleitet[119] oder nur vom Urkundenaussteller berichtet[120] oder überhaupt ohne jede Erwähnung im Text vorgenommen wird[121]. Stets wird der gleiche Rechtserfolg beabsichtigt und erreicht: eine Beglaubigung in fremder Sache. Wir stehen in der Zeit, in der die Urkundenzeugen immer mehr an Bedeutung verlieren und schon sehr oft ganz fortfallen, während die Beweiskraft vollständig in das Siegel verlegt wird[122]. Wenn dann der Aussteller sein eigenes Siegel anwendet, das in eigenen Geschäften Glaubwürdigkeit herstellt[123], so erhöht das Beisiegel diese Glaub-

Coloniensis ad preces Gobelini et uxoris sue predictorum ac scabinorum in Wurinc constitutorum propter hoc specialiter coram nobis ac protestantium premissa omnia vera esse sigillum nostrum hiis litteris appendendum duximus in testimonium premissorum.

[118] Das wird auch nahegelegt durch eine Privaturkunde vom 6. April 1290, wodurch ein Streit zwischen dem Domkapitel von Köln und einigen ritterbürtigen Gegnern als erledigt bezeichnet wird. Die Aussteller des Instruments erklären, daß sie gebeten haben virum dominum officialem curie Coloniensis, coram quo in iure constituti omnia et singula premissa vera esse recognovimus et recognoscimus per presentes, ut sigillum officialitatis curie predicte apponat huic scripto in testimonium omnium premissorum. Et nos officialis predictus profitemur nos sigillum curie Coloniensis predicte ad petitionem Ludolfi de Ceppenheim militis et Godescalci de Calecheim aliorumque predictorum propter hoc coram nobis in iure constitutorum presentibus appendisse. DStA.: Köln, Domstift, 520. Im übrigen vgl. für das Verfahren bei den französischen Offizialaten O. Redlich, Die Privaturkunden des Mittelalters (Urkundenlehre von W. Erben, L. Schmitz-Kallenberg und O. Redlich III), München u. Berlin 1911, 173.

[119] Das sind bei weitem die meisten Fälle: 1278 August 9: Ennen-Eckertz, III, 142, nr. 171. 1281 Januar 7: DStA.: Altenberg, 353. Mosler, I, 262, nr. 361. 1281 Mai 8: Kelleter 97, nr. 74. 1281 November 11: Korth 249, nr. 73. 1283 Februar 19: Ennen-Eckertz, III, 201, nr. 230. 1283 Juni 29: DStA.: Köln, Karmeliter, 5. 1285: DStA.: Köln, Sion, 6. 1287 März 16: Mosler, I, 300, nr. 404. 1281—89: Ennen-Eckertz, III, 303, nr. 336. 1289 Februar 2: Hilliger 210, nr. 63. 1289 Juli 26: Ehlen 81, nr. 108. 1289 Oktober 1: Hilliger 210, nr. 64. Von jetzt an häufen sich dieser Art Beglaubigungen, so daß keine weiteren Belege mehr nötig sind.

[120] 1284 September 2: WUB. VII, 893, nr. 1919. 1285 Februar 12: Ennen-Eckertz, III, 216, nr. 248. 1285 Juli 6: ebd. 224, nr. 255. 1285 August 15: ebd 228, nr. 259. 1286 April 6: DStA.: Köln, St. Aposteln, 93. 1286 Dezember 31: WUB. VII, 947, nr. 2017. 1288 Februar 23: DStA.: Köln, St. Georg, 28. 1288 Juni 18: ebd. 29.

[121] 1287 Juli 12: Lacomblet, II, 492 f., nr. 829.

[122] Redlich 115 f.

[123] Ebd. 112. 117 ff. 171 ff. Bresslau, I, 721—726. Ewald 39 ff.

Digitized by Google

würdigkeit[124]; siegelt er aber nicht, so erhält seine Aufzeichnung erst durch das Siegel des Offizials öffentliche Beweiskraft.

Ehe das Notariat von Italien nach Deutschland eingewandert war[125], mußte gerade diese Art der gerichtlichen Beglaubigung starke Inanspruchnahme wecken und finden, weil das Offizialatssiegel zu den sigilla authentica gehörte, die nach kanonischem Recht außer dem Notariatsinstrument allein volle Glaubwürdigkeit vor Gericht verbürgten[126] und nach deutschem Recht nicht nur in eigener, sondern auch in fremder Sache als beweisfähig galten[127]. Wie hoch das Offizialatssiegel schon frühzeitig bewertet wurde, sieht man daraus, daß es nicht nur bei Siegelkarenz[128], sondern meist als Mitsiegel neben anderen erbeten wurde, selbst von so angesehenen Stiftern wie St. Gereon und St. Kunibert[129], deren Siegel höchstwahrscheinlich bereits selbst öffentliche Kraft besaßen.

Neben diesen Fällen, in denen der kölnische Offizial für die Beglaubigung fremder Geschäfte nur mit seinem Siegel eintritt, stehen andere, bei denen er eine eigene Urkunde ausfertigt. Dabei sind jedoch schon Differenzierungen festzustellen, die man zum Teil als die Zeichen einer Übergangszeit ansprechen darf[130], in der alte Formen des Rechtslebens untergehen und neue an ihre Stelle treten.

Zunächst bleibt es freilich noch in der Mehrzahl bei der üblichen Beweisurkunde in testimonium et firmitatem, wie es so oft heißt.

[124] 1298 April 16 erklärt der Ritter Heinrich Stayl de Oynstorp: In cuius rei testimonium sigillum nostrum proprium presentibus duximus apponendum et ad maiorem roboris firmitatem sigillum officialitatis curie Coloniensis apponi rogavimus huic scripto; DStA.: Köln, St. Aposteln, 108. Vgl. dazu Redlich 119.

[125] Am 3. November 1279 erscheint in Köln der älteste öffentliche Notar. Er bekommt zwar noch in den nächsten Jahrzehnten einige Kollegen, aber erst das 14. Jahrhundert bringt sie zu größerem Einfluß. Redlich 227 f. Bresslau, I, 631—635. L. Koechling, Untersuchungen über die Anfänge des öffentlichen Notariats in Deutschland (Marburger Studien zur älteren deutschen Geschichte, II. Reihe, 1), Marburg 1925, 5 f. 47—50.

[126] Redlich 111 f. 117. 171 f. Bresslau, I, 718—721. Ewald 42—50.

[127] S. oben Anm. 123.

[128] 1262 September: Franquinet, Klosterraade, 48 f., nr. 39. 1281 November 11: Korth 249, nr. 73. 1290 Juli 25 (oder 1298 August 1): Th. J. Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf 1854, 136 f., nr. 8. Ennen-Eckertz, III, 451, nr. 465. 1298 Oktober: ebd. 453, nr. 471.

[129] 1292 Dezember 3: Joerres 196, nr. 193. 1290 September 13: DStA.: Köln, St. Kunibert, 109.

[130] Vgl. z. B. die Urkunde von 1277 November 26 (Köln, Stadtarchiv, Auswärtiges 68, fol. 48v. Korth, Zur Geschichte des Klosters Dünwald, 78, nr. 75), deren Besprechung hier zu weit führen würde.

Digitized by Google

Hierher gehören vorerst die Transsumpte[131], in denen der Offizial durch ein eigenes besiegeltes Instrument meist ältere Urkunden von Kaisern und Päpsten, von Bischöfen, Äbten und anderen Ausstellern beglaubigt, indem er den älteren Text in sein neues Instrument inseriert[132].

Juristisch bedeutsamer aber sind jene Stücke, die nach völlig abgeschlossenen und ausgeführten Geschäften auf Wunsch der Parteien vom bischöflichen Gericht ausgestellt werden und zum Beweis und zur Sicherheit dienen sollen, ohne daß der Offizial bei der Handlung zur Erreichung des Rechtserfolges mitgewirkt hätte[133].

Neben diesen reinen Beweisurkunden kommen aber auch schon, soviel ich sehe, seit dem Jahre 1281 Offizialatsinstrumente vor, in denen bei der Eigentumsübertragung an liegendem Gut das bischöfliche Gericht als mittätig in Anspruch genommen erscheint insofern, als die Auflassung vor ihm vollzogen wird[134]. Wie weit allerdings diese Tätigkeit des Offizialats bereits geht, ob wir schon von einer gerichtlichen Auflassung[135] reden dürfen, lassen unsere Nach-

[131] Vgl. Redl

[132] 1266 Juni
42, nr. 10. 1274
1279 August 18
c. 1286: Kellet
Februar 24: WU
stift, 643.

[133] 1283 Juli 1
Geistl. Abt. 16, f
Kapitol. AHVN
August 14: DStA
stift, 73.

[134] 1281 Febr
siligine quam in
et omne ius, quo
käufers] libere
[vor dem Offizial
478. 1294 Dezen
ordnung des Offi
Solche Auflassun
erwähnt: 1282 N
comblet, II, 4

[135] R. Schröc
E. von Künßbe
deutschen Privat

Digitized by Google

richten nicht erkennen. Sicher ist nur, daß sich bereits Spuren einer Friedewirkung zeigen[136], die im weltlichen Gericht öfters der Auflassung folgte[137] und vor dem Offizial kraft des geistlichen Bannes erreicht wurde.

So wird also auch das geistliche Offizialat allmählich in Konkurrenz mit den weltlichen Gerichten zuständig für diesen Akt im Liegenschaftsverkehr, dessen Gerichtlichkeit gerade in Köln, in der Heimat des ripuarischen Volksrechtes[138], besonders naheliegen mochte. Damit ist auch für Köln bezeugt, was bisher „nur in Straßburg und wenigen anderen Städten“[139] erkannt war.

Zugleich werden damit aber auch Beobachtungen für die Rechtsgeschichte der Urkunden bestätigt, die vornehmlich von Redlich vorgetragen wurden[140]. Ist es doch unverkennbar, daß durch diese Mitwirkung des Offizialatsgerichts bei der Auflassung und durch deren Beurkundung durch die gleiche Stelle das Offizialatsinstrument in diesen Fällen wieder etwas von der spätrömischen Carta annehmen mußte, nicht mehr bloß zum Beweise diente, sondern auch konstitutive Wirkung erlangte, vielleicht sogar den Gedanken der Perfektion aufnahm, wie sie den Eintragungen in manche Stadtbücher des Mittelalters bereits zuerkannt wurde[141] und in Köln durch das alte Schreinswesen[142] nicht gerade fernliegen mochte.

Auf diesem Wege ist das kölnische Offizialat zu einer Beurkundungsstelle erster Ordnung geworden[143], die sich trotz Schreinsbücher und Notariat bereits im 13. Jahrhundert durchzusetzen wußte.

d) Schließlich gehören noch zur freiwilligen Gerichtsbarkeit des

[136] 1298 Oktober 26: Et nos officialis curie Coloniensis facta confessione et recognicione predicta precipimus dictis Wihelmo, Berte et liberis heredibus eorundem prenominatis [den Verkäufern] sub pena excommunicationis, quam exnunc ut extunc ferimus in hiis scriptis in ipsos et singulos ipsorum, si contra premissa vel aliquod premissorum temptaverint, ut omnia et singula premissa adimpleant et
...litatis curie nostre presentibus in testimonium
57. Vgl. auch 1288 März 15: DStA.: Köln,
tA.: Altenberg, 237; Mosler, I, 349, nr. 461.

:e in fränkischer Zeit die Gerichtlichkeit der
307. Bresslau, I, 732 f.
vgl. auch Redlich 174 f.

I, 732 ff. mit der dort angeführten Literatur.
Bresslau, I, 716.

Digitized by Google

von St. Aposteln, in dessen Pfarrei der eine Konvent lag, beauftragte, die exkommunizierten Begarden loszusprechen[2]. Das Bestehen der Begarden hatte aber nicht aufgehört, verschiedentlich werden sie in Urkunden genannt, so erhalten 1317 in dem Testament des Adolf von Revele „pauperes becgardi mendicantes in Colonia" 60 Mark Pagament[3], 1318 vermacht ihnen der Unterdechant Hermann von Rennenberg 13 Sol[4]. Der Umstand, daß ein angesehener Geistlicher sie unterstützt, spricht dafür, daß es sich hier nicht um ketzerische Begarden handelt. Ihre gefährlichen Freunde, die „Wölfe in Schafspelzen", machten sich aber auch bald wieder bemerkbar. Einen neuen Anlaß zur Verfolgung bot der Aufenthalt Walters des Holländers in Köln, eines sehr gewandten Menschen, der seine Irrlehren in mehreren niederdeutschen — leider nicht erhaltenen — Schriften niedergelegt hatte, da er Latein angeblich nicht verstand, in Wirklichkeit aber wahrscheinlich deshalb, um auf die Menge besser einwirken zu können, was ihm auch sehr geglückt zu sein scheint. Er war von Mainz, wo ihm der Boden zu heiß geworden war, um 1322 nach Köln gekommen, nach längerem Suchen ergriffen und zum Widerruf aufgefordert worden; bei den Untersuchungen stellte sich heraus, daß er in Stadt und Diözese Köln viele Anhänger und Schüler hatte. Da er seine ketzerischen Ansichten nicht aufgab, wurde er verbrannt[5]. Erzbischof Heinrich II. berief aus diesem Anlaß 1322 ein Provinzialkonzil nach Köln, auf dem der Kampf gegen die Begarden aufs neue belebt wurde[6]. 1324 wurde in Köln ein der Ketzerei ergebener Priester entdeckt und verbrannt[7]. Um 1325 wird von einem Fall schlimmer Unzucht berichtet, den angeblich die Begarden in Köln an einem unterirdischen, Paradies genannten Orte — bei Johannes Victoriensis heißt er „Templum"[8] — betrieben. Hierbei traten besonders zwei Personen hervor, die sich Jesus und Maria nannten; die Teilnehmer an diesen Orgien wurden ergriffen und teils verbrannt, teils ertränkt[9].

[2] AHVN 50, 80, Anm. 164.

[3] Ennen-Eckertz, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, 4, 35.

[4] Lacomblets Archiv 2, 162.

[5] Mosheim, a. a. O. 271 ff.

[6] Kisky, Regesten der Erzbischöfe von Köln, 4, 312, Nr. 1328 und 316, Nr. 1337.

[7] Gesta Trevirorum, ed. Wyttenbach, 2, 244.

[8] Böhmer, Fontes 1, 401.

[9] Antonius Matthaeus, Veteris aevi analecta, ed. 2, II, 643.

Digitized by Google

Es ist möglich, daß dieser Jesus mit einem 1310 im Konvent Olvunde genannten Begardenpriester Gerardus dictus Jhesus identisch ist[10]. Die hierbei zutage tretenden sittlichen Anschauungen weisen auf die Lehren der Apostoli oder Brüder vom freien Geist hin. Noch mehrere derartige Vorkommnisse werden berichtet, die mit den schwersten Strafen gesühnt worden seien. Mosheim verweist sie zwar in das Reich der Fabel, zieht aber daraus den Schluß, daß damals eine schwere Verfolgung die Begarden traf[11]. Im Zusammenhang hiermit steht jedenfalls das Verlangen Erzbischof Heinrichs II. von 1326 an den Rat, einige in Köln wohnende Personen, die der Ketzerei verdächtig wären, zu ergreifen und gegen sie vorzugehen. 1335 erneuerte sein Nachfolger, Erzbischof Walram, die Verordnungen seines Vorgängers gegen die Begarden und ihren weiblichen Anhang, die Swestriones, sowie deren Begünstiger, da verschiedene, die abgeschworen hatten, in ihren früheren Irrtum zurückgefallen waren und der Eifer der Untersuchungskommission nachgelassen hatte, so daß sich die Ketzer sogar wieder öffentlich in der verpönten Kleidung sehen ließen[12]. Um diese Zeit muß in Köln auch jener Johannes von Brünn mit seinem Bruder Albert gelebt haben, dessen Geschichte Wattenbach aus einer Greifswalder Handschrift veröffentlicht hat[13]. Er war in Brünn verheiratet gewesen und von einem Freunde bei dem Streben nach dem vollkommenen Leben auf die in Armut lebenden Begarden aufmerksam gemacht worden. Dieser hatte ihm geraten, seinen Besitz zu verkaufen und seine Frau fortzuschicken, aber keinem Priester hiervon etwas zu sagen. Dieser Ratschlag kennzeichnet den Freund als einen ketzerischen Begarden oder einen Apostoliker; denn unter den Lehrsätzen, die Erzbischof Heinrich II. 1307 den Begarden und ihrem Anhang vorwirft, befindet sich auch der, daß jeder seine Frau, auch gegen ihren Willen, entlassen könne, wenn dies für sein Seelenheil dienlich sei[14]. Johannes tat, wie ihm geraten war, und ging nach Köln zu den willigen Armen. Hier trat er in die Begarden-

[10] Kölner Stadtarchiv, Schreinsbuch (Schrb.) 173, 68.

[11] Mosheim, a. a. O. 280.

[12] Frédéricq, Corpus documentorum inquisitionis haereticae pravitatis 1, 184, Nr. 188.

[13] Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1887, 526 ff.

[14] Frédéricq, a. a. O. 1, 151, Nr. 161; Bernardus Gui, Manuel de l'Inquisiteur, ed. Mollat 1, 88.

Digitized by Google

Offizials die Testamentssachen[144]. Wenigstens ein Fall ist aus unseren Anfangszeiten des kölnischen Offizialats davon überliefert, indem Petrus Paffe am 23. Juni 1288 vor dem erzbischöflichen Gericht vier Morgen Ackerland an die Abtei Altenberg testamentarisch vermacht[145].

Erst im 14. Jahrhundert hören wir öfters von Testamenten[146], — auch ein Zeichen dafür, daß sich erst dann der Ausbau des kölnischen Offizialates vollendet.

[144] Hilling 113.

[145] Mosler, I, 302, nr. 407.

[146] Es beginnt bereits auf der Diözesansynode des Jahres 1300 (Knipping, III², 262, nr. 3719. Hartzheim, IV, 40, nr. 10).

Digitized by Google

# Die Begarden und die Sackbrüder in Köln.

Von
**Johannes Asen.**

Der Ursprung des Begardentums ist unbekannt, es ist wohl in Anlehnung an das Beginentum entstanden, ist aber, da es nicht dieselbe soziale Aufgabe wie dieses zu erfüllen hatte, früher als dieses untergegangen. Über seine Verbreitung liegen nur spärliche Nachrichten vor, und die Mitteilungen über seine innere Einrichtung lassen kein klares Bild entstehen. Die Kirche glaubte zu Anfang des 14. Jahrhunderts entdeckt zu haben, daß durch die Begarden Irrlehren verbreitet würden, und ging mit scharfen Mitteln gegen sie vor, so daß viele Begarden als Ketzer auf dem Scheiterhaufen endeten. Hierbei haben vielfach Unschuldige mit den Schuldigen leiden müssen, indem sich unter den Begarden wirkliche Ketzer, wie Apostoliker und Brüder vom freien Geiste verbargen, die dadurch das ganze Institut der Begarden und Beginen in Verruf brachten.

In Köln, wo 1258 der erste Begarde genannt wird, begann der Kampf gegen sie erst unter Erzbischof Heinrich II. von Virneburg auf der Diözesansynode von 1307. Entgegen den Bestimmungen des Lateranums von 1215, daß keine neue Orden ohne päpstliche Genehmigung gegründet werden dürften, hätten sich Männer und Frauen zusammengetan und eine neue Lebensart mit besonderer Kleidung unter dem Schein der Armut begonnen. Sie nennten sich Becgardi und Becgardae, auch Apostoli, ihren Lebensunterhalt erwürben sie nicht durch werktätige Arbeit, sondern durch Bettel. Sie seien vom Wege der Wahrheit abgewichen und verbreiteten gefährliche Irrlehren, von denen einige angeführt werden. Innerhalb eines Monats sollten sie unter Strafe der Exkommunikation ihren falschen Lehren abschwören[1]. In Köln bestanden damals zwei Begardenkonvente, der zum Olvunde von 1299 und der zur Lunge von etwa 1306; sie verfielen der Verurteilung, wie sich daraus ergibt, daß 1308 derselbe Erzbischof Heinrich den Pfarrer

[1] Mosheim, De Beghardis et Beguinabus commentarius, 1790, 211. Hartzheim, Concilia, 4, 100. In Trier erfolgte ihre Verurteilung 1310 auf einer Synode (Mansi, Concilia, 24, 261).

Digitized by Google

von St. Aposteln, in dessen Pfarrei der eine Konvent lag, beauftragte, die exkommunizierten Begarden loszusprechen[2]. Das Bestehen der Begarden hatte aber nicht aufgehört, verschiedentlich werden sie in Urkunden genannt, so erhalten 1317 in dem Testament des Adolf von Revele „pauperes becgardi mendicantes in Colonia" 60 Mark Pagament[3], 1318 vermacht ihnen der Unterdechant Hermann von Rennenberg 13 Sol[4]. Der Umstand, daß ein angesehener Geistlicher sie unterstützt, spricht dafür, daß es sich hier nicht um ketzerische Begarden handelt. Ihre gefährlichen Freunde, die „Wölfe in Schafspelzen", machten sich aber auch bald wieder bemerkbar. Einen neuen Anlaß zur Verfolgung bot der Aufenthalt Walters des Holländers in Köln, eines sehr gewandten Menschen, der seine Irrlehren in mehreren niederdeutschen — leider nicht erhaltenen — Schriften niedergelegt hatte, da er Latein angeblich nicht verstand, in Wirklichkeit aber wahrscheinlich deshalb, um auf die Menge besser einwirken zu können, was ihm auch sehr geglückt zu sein scheint. Er war von Mainz, wo ihm der Boden zu heiß geworden war, um 1322 nach Köln gekommen, nach längerem Suchen ergriffen und zum Widerruf aufgefordert worden; bei den Untersuchungen stellte sich heraus, daß er in Stadt und Diözese Köln viele Anhänger und Schüler hatte. Da er seine ketzerischen Ansichten nicht aufgab, wurde er verbrannt[5]. Erzbischof Heinrich II. berief aus diesem Anlaß 1322 ein Provinzialkonzil nach Köln, auf dem der Kampf gegen die Begarden aufs neue belebt wurde[6]. 1324 wurde in Köln ein der Ketzerei ergebener Priester entdeckt und verbrannt[7]. Um 1325 wird von einem Fall schlimmer Unzucht berichtet, den angeblich die Begarden in Köln an einem unterirdischen, Paradies genannten Orte — bei Johannes Victoriensis heißt er „Templum"[8] — betrieben. Hierbei traten besonders zwei Personen hervor, die sich Jesus und Maria nannten; die Teilnehmer an diesen Orgien wurden ergriffen und teils verbrannt, teils ertränkt[9].

[2] AHVN 50, 80, Anm. 164.
[3] Ennen-Eckertz, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, 4, 35.
[4] Lacomblets Archiv 2, 162.
[5] Mosheim, a. a. O. 271 ff.
[6] Kisky, Regesten der Erzbischöfe von Köln, 4, 312, Nr. 1328 und 316, Nr. 1337.
[7] Gesta Trevirorum, ed. Wyttenbach, 2, 244.
[8] Böhmer, Fontes 1, 401.
[9] Antonius Matthaeus, Veteris aevi analecta, ed. 2, II, 643.

Digitized by Google

Es ist möglich, daß dieser Jesus mit einem 1310 im Konvent Olvunde genannten Begardenpriester Gerardus dictus Jhesus identisch ist[10]. Die hierbei zutage tretenden sittlichen Anschauungen weisen auf die Lehren der Apostoli oder Brüder vom freien Geist hin. Noch mehrere derartige Vorkommnisse werden berichtet, die mit den schwersten Strafen gesühnt worden seien. Mosheim verweist sie zwar in das Reich der Fabel, zieht aber daraus den Schluß, daß damals eine schwere Verfolgung die Begarden traf[11]. Im Zusammenhang hiermit steht jedenfalls das Verlangen Erzbischof Heinrichs II. von 1326 an den Rat, einige in Köln wohnende Personen, die der Ketzerei verdächtig wären, zu ergreifen und gegen sie vorzugehen. 1335 erneuerte sein Nachfolger, Erzbischof Walram, die Verordnungen seines Vorgängers gegen die Begarden und ihren weiblichen Anhang, die Swestriones, sowie deren Begünstiger, da verschiedene, die abgeschworen hatten, in ihren früheren Irrtum zurückgefallen waren und der Eifer der Untersuchungskommission nachgelassen hatte, so daß sich die Ketzer sogar wieder öffentlich in der verpönten Kleidung sehen ließen[12]. Um diese Zeit muß in Köln auch jener Johannes von Brünn mit seinem Bruder Albert gelebt haben, dessen Geschichte Wattenbach aus einer Greifswalder Handschrift veröffentlicht hat[13]. Er war in Brünn verheiratet gewesen und von einem Freunde bei dem Streben nach dem vollkommenen Leben auf die in Armut lebenden Begarden aufmerksam gemacht worden. Dieser hatte ihm geraten, seinen Besitz zu verkaufen und seine Frau fortzuschicken, aber keinem Priester hiervon etwas zu sagen. Dieser Ratschlag kennzeichnet den Freund als einen ketzerischen Begarden oder einen Apostoliker; denn unter den Lehrsätzen, die Erzbischof Heinrich II. 1307 den Begarden und ihrem Anhang vorwirft, befindet sich auch der, daß jeder seine Frau, auch gegen ihren Willen, entlassen könne, wenn dies für sein Seelenheil dienlich sei[14]. Johannes tat, wie ihm geraten war, und ging nach Köln zu den willigen Armen. Hier trat er in die Begarden-

[10] Kölner Stadtarchiv, Schreinsbuch (Schrb.) 173, 68.

[11] Mosheim, a. a. O. 280.

[12] Frédéricq, Corpus documentorum inquisitionis haereticae pravitatis 1, 184, Nr. 188.

[13] Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1887, 526 ff.

[14] Frédéricq, a. a. O. 1, 151, Nr. 161; Bernardus Gui, Manuel de l'Inquisiteur, ed. Mollat 1, 88.

Digitized by Google

vereinigung bei St. Stephan ein, „in nova civitate", wie er sagt, zusammen mit seinem obengenannten Freund, den er „magister Nicolaus" nennt. Diese Vereinigung ist wahrscheinlich identisch mit dem Begardenhaus zur Lunge in der Lungengasse beim Neumarkt, die Kapelle St. Stephan lag an der Ecke der Stephansgasse und der Hohenpforte; ein Nicolaus de Mysene wird hier 1321—1326 als Prokurator genannt[15]. Hier lebte Johannes 20 Jahre als Begarde und 8 Jahre als Anhänger der Brüder vom freien Geist. Später zog er sich nach Brünn zurück, bekehrte sich, trat in den Dominikanerorden ein und enthüllte dem Inquisitor für die Diözese Prag, Gallus von Neuhaus, die Lehren der Begarden und der Brüder vom freien Geist. Eine neue Verfolgung brach unter Walrams Nachfolger, Erzbischof Wilhelm von Gennep, aus, der 1357, bald nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl, ein Edikt gegen die Begarden und Swestrionen und ihre Begünstiger erließ, da er erfahren hatte, daß sich ihre Zahl in Diözese und Stadt Köln wieder vermehrt hatte[16]; genaueres erfahren wir nicht. 1372 ernannte Papst Gregor XI. für Deutschland fünf Inquisitoren, für die Diözesen Köln, Trier und Lüttich den Dominikaner Johannes de Boland, der 1375 seine Tätigkeit aufnahm. Diesmal fanden die Verfolgten Hilfe bei dem Rat der Stadt Köln, der die Stadtpfarrer zusammenrief und sie über die Angeschuldigten befragte. Da die Pfarrer ihnen ein gutes Leumundszeugnis ausstellten, wandte sich der Rat an den Papst und bat ihn, ohne in die Befugnisse des Inquisitors eingreifen zu wollen, die Verfolgung einzustellen, besonders da die Angegriffenen ungelehrte Leute seien, die auf die äußerst schwierigen Fragen des Inquisitors nicht antworten könnten[17]. Der Erfolg war, daß der Papst 1377 Milderungen eintreten ließ und 1378 Erzbischof Friedrich III. von Köln seinen Offizial mit der Ausführung der Bestimmungen beauftragte, der nun seinerseits 1383 die betreffenden Personen in seinen besonderen Schutz nahm[18]. 1393 wird zum letztenmal ein Begarde in Köln genannt, Martin von Mainz, ein ehemaliger Benediktiner, der verbrannt wurde[19].

Über die Ausbreitung der Begarden in Köln ist nichts Sicheres zu

[15] Schrb. 212, 26'. 31.

[16] Mosheim, a. a. O. 330.

[17] Quellen 5, 88, Nr. 82.

[18] Paas, Cellitinnenkloster, 133, Nr. IV.

[19] Lea, Geschichte der Inquisition, 2, 448.

Digitized by Google

sagen, nur etwa 30 Namen sind urkundlich bekannt, die aber auf die wirkliche Zahl keinen Schluß zulassen. 1258 wird zuerst ein Begarde erwähnt, ein gewisser Engelbert, der in der Gereonstraße ein Haus besaß[20]. 1260 findet sich ein Wolbero dictus beggardus zusammen mit der Begine Elyzabeth dicta Krich[21]. Zweimal begegnet ein Hermannus begardus, 1283 und 1302, wobei es aber fraglich ist, ob hier nicht Begardus als Familienname anzusehen ist[22]. 1289 treffen wir einen Johannes beggardus, Sohn des Michael, der seinem Bruder seinen Anteil an dem väterlichen Erbteil überträgt[23]. 1292 und 1294 wird ein Begarde Henricus de Kuggenberg genannt, dessen Neffe der Begarde Johannes de Kreygportzen im Konvent Olvunde ist[24]. Sehr lange, von 1298 bis 1341, läßt sich der Begarde Johannes de Limburg, der in der Drususgasse ein Haus besaß, in den Schreinsbüchern verfolgen; von verschiedenen Beginen erhielt er ihr gesamtes Eigentum, das er gegen Ende seines Lebens teils an die Minoriten, teils an Beginen verschenkte[25]. Der Umstand, daß er die schlimmsten Zeiten der Begardenverfolgung überstand und sein Vermögen zum Teil den Minoriten übereignete, macht es wahrscheinlich, daß er kein Ketzer war. Auch der Begarde Hermannus de Stotzheym wird eine unverdächtige Persönlichkeit gewesen sein, da er 1300 von Henricus Vulpes und dem Kanoniker an St. Aposteln, Gerardus de Belle, das Haus Melzhof in der Marzellenstraße erhielt[26]. 1302 empfängt der Begarde Gerardus de Burschyd von Thula ihre gesamte Habe[27]. Rechtgläubig wird auch der Begarde Hermannus Calvus gewesen sein, der 1303 dem Steinfelder Mönch Gobelinus Kneyart einen Zins übertrug[28]. 1303 wird der Begarde Gerardus Crane, 1304 Adam, Sohn des Henricus Colorator, genannt, letzterer erscheint 1308, 1320 und 1321 noch[29], in diesem Jahre wird er als „olim beggardus" bezeichnet, 1304 Fredericus, 1305 Hermannus de Creygmarte. 1313 begegnet zuerst der Priester und Begarde Johannes de Curia Burchravii, der Prokurator des Hospitals zum Grunewald war; bis 1320 tritt er noch verschiedentlich auf, aber ohne den Zusatz „beggardus", vielleicht

[20] Urkundenbuch Altenberg 158, Nr. 218. [21] Ebd. 165, Nr. 231.
[22] Schrb. 173, 30; 148, 10. [23] Schrb. 217, 33. [24] Schrb. 239, 32. 33.
[25] Schrb. 162, 62; 157, 52′; 451, 31′; 462, 19; 486, 102; 158, 23; Keussen, Topographie, 1, 307a 1.
[26] Schrb. 239, 39. [27] Schrb. 168, 38′.
[28] Schrb. 217, 55; 451, 37′; 121, 36′.
[29] Schrb. 217, 54; 261, 13′; 173, 74. 76′; 451, 25′; 157, 63′.

Digitized by Google

hatte er sich in den Zeiten der Verfolgung vom Begardentum zurückgezogen[30]. 1320 wird ein Frater Lodewicus als Bote der Stadt nach Rom gesandt, in welcher Sache, ist nicht bekannt[31]. Als letzter Begarde, der anscheinend nicht in einem Konvent lebte, wird 1371 ein broeder Arnoilt van Tright erwähnt[32]. 1452 findet sich in dem leerstehenden Beginenkonvent zum Horn an Maria Ablaß ein einzelner Begarde, der jeden Donnerstag in St. Clara Essen erhielt[33].

Begardenkonvente finden sich erst verhältnismäßig spät, 1291 der zum Olvunde und 1306 der zur Lunge, dieser vielleicht beeinflußt durch die in Südfrankreich unter dem Einfluß des Franziskaner-Spiritualen Petrus Johannis Olivi entstandene strengere Richtung der „beggardi voluntarie pauperes"[34].

1291 erwarben die beiden Begarden Johannes de Kreygporzen und Jacobus de Sleybusch von Richwinus Monachus und Frau das Haus zum Olvunde, auch zum Kamel genannt, mit anliegendem Haus und Platz in der Wolfgasse (Streitzeuggasse) für 2 Mark Erbzins; hierbei wurde festgesetzt, daß bei dem Tode des einen von ihnen der Überlebende einen der im Konvent mitwohnenden Begarden zum Miterben erwählen sollte, und dies sollte immer so geschehen, damit immer zwei Besitzer im Schrein eingetragen seien[35]. 1296 kaufte der Begarde Conradus de Blaitzheym von dem Weber Thomas 6 Sol. Erbzins von einem Haus in der Hämergasse, das östlich an das Begardenhaus anstieß, der Zins sollte nach dem Tode Conrads an den Konvent fallen; weitere 6 Sol. Erbzins von demselben Hause erwarben die Begarden des Konvents 1303[36]. 1309 erhielt der Konvent von Thomas de Sinzhige zwei Häuser in der Hämergasse bei dem Haus zur Glocke, wozu wahrscheinlich der Begarde Henricus de Stamheym, der im Konvent wohnte, Geld gegeben hatte, da er an demselben Tage 4 Mark Nutznießung von den beiden Häusern erhielt. 1315 übertrug er seine Rechte dem Magister des Hauses, der sie dann an den Begarden Adam de Waldemansgassen im Konvent weitergab[37]. 1310 richteten sie eine

[30] Schrb. 253, 11. 12'. 17. 19'; 257, 18; 451, II, 34'; 250, 5'. 7'; 247, 9'.
[31] Quellen 4, 80, S. 69. [32] Schrb. 414, 29.
[33] AHVN 73, 45, Nr. 23; 112, 144.
[34] Vgl. Ehrle, Petrus Johannis Olivi (Archiv für Literatur- u. Kirchengeschichte 3, 409 ff.).
[35] Schrb. 173, 47.
[36] Schrb. 168, 32'; 173, 62; Keussen, Topographie, 1, 321b 18.
[37] Schrb. 168, 45; 173, 74; Keussen, Topographie, 1, 321b, 11.

Digitized by Google

Kapelle ein, die zu Ehren des hl. Kreuzes und der hl. Agnes geweiht wurde, auch bestellten sie den Priester Gerardus dictus Jhesus, der freie Wohnung im Konvent und 5 Mark jährliches Einkommen erhielt, solange er bei ihnen blieb und Messe las, auch für die Zeit seiner Krankheit[38]. Um den Pfarrer von St. Columba, in dessen Pfarrei der Konvent lag, wegen der Schmälerung seiner Rechte zu entschädigen, erhielt er 1311 eine jährliche Abgabe von 6 Sol.[39]. Vielleicht ist der Priester Gerardus dictus Jhesus identisch mit dem oben genannten Jesus, der wegen seiner Irrlehren getötet wurde. Der Konvent, auf den dieser Vorfall sicher eingewirkt hätte, hat nicht mehr lange bestanden; 1328 finden sich hier Brüder der St.-Margarethen-Bruderschaft, die in diesem Jahre das Haus mit allem Zubehör den Brüdern des Dritten Ordens übergeben[40].

Diese erwarben 1345 einen Zins von 2 Mark, der noch auf dem Hause lastete[41], und kauften 1356 von dem Heilig-Geist-Hause und den Erben des Johannes van der Luycht das nach Westen anstoßende Haus Rodele[42], desgleichen 1366 ein Haus in der Breitestraße neben dem Beginenkonvent Graloch; der Besitz dieses Hauses war anscheinend in Vergessenheit geraten, der Konvent Graloch hatte es an sich genommen, ohne davon Zins zu zahlen; 1500 machten die Brüder ihre Ansprüche geltend, und die Beginen mußten von jetzt ab jährlich 8 Mark Zins zahlen[43].

Der hauptsächlichste Erwerbszweig der Brüder war Weberei und der Verkauf ihrer Erzeugnisse; hiervon erfahren wir 1400 zum erstenmal. Von den Zünften veranlaßt wollte der Rat sie in dieser Tätigkeit beschränken und ließ sich auch nicht durch Zeugenaussagen, welche bekundeten, daß die Brüder niemals an eine bestimmte Anzahl von Webstühlen gebunden gewesen seien, davon abbringen. Es wurden neun Zeugen verhört, von denen einer, der ungefähr 80 Jahre alt war, aussagte, daß er schon vor mehr als 30 Jahren vor der Weberschlacht bei den Olvunden gewebt hätte; der Aufstand der Weber war 1371, um 1340 wäre er also schon bei den Oliven tätig gewesen. Sie hätten damals 25 Webstühle gehabt, nach Aussage eines anderen Zeugen, der fast 70 Jahre alt war und

[38] Keussen, Topographie, 1, 385a 10. 11; Schrb. 173, 68; Farragines Gelenii 11, 532′; Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 121; Buch Weinsberg 4, 67.
[39] Schrb. 168, 48′. [40] AHVN 73, 114, Anm. 4.
[41] Schrb. 174, 29[1].
[42] Urkunde Stadtarchiv Köln, Dep. Columba, Nr. 653; Schrb. 174, 45.
[43] Schrb. 163, 142; Urk. St.-A. 1500, Januar 9; AHVN 111, 114.

Digitized by Google

seit 40 Jahren bei den Brüdern webte, 32. Ein weiterer Zeuge, „eyn broeder zo den Olvonden", befand sich schon 37 Jahre in dem Hause; der zuletzt vernommene „broeder Franck, der meister zo den Olvonden," war 46 Jahre alt und arbeitete angeblich seit 36 Jahren im Konvent, er wäre also mit 10 Jahren dorthin gekommen. Unter den neun Zeugen waren nur zwei Angehörige des Klosters, die übrigen arbeiteten dort für Lohn. Trotz dieser Zeugenaussagen setzte der Rat im Juli 1400 die Zahl der Webstühle auf 6 herab und bestimmte, daß die Oliven ihre Erzeugnisse durch die Zunft besichtigen und messen lassen müßten, nach den Gewohnheiten des Amtes; für den Fall, daß sie sich nicht fügten, verbot der Rat den Bürgern, bei ihnen arbeiten zu lassen und zu arbeiten. Die Oliven gaben sich hiermit nicht zufrieden und erreichten auch im Oktober desselben Jahres, daß die Zahl unter gewissen Bedingungen auf 13 erhöht wurde, die Besichtigung durch die Zunft und eventuell Zahlung einer Buße blieb, ferner war dem Rat Akzise zu geben[44]. Nachdem einmal von der Zunft eine Bresche in die Tätigkeit des Klosters geschlagen war, ging die Weberei bald zurück, es verlautet nur noch wenig davon.

Dafür legten sich die Brüder jetzt, entsprechend ihrem geistlichen Charakter, auf die Krankenpflege und Totenbestattung. 1437 begegnet zum erstenmal die Bezeichnung „leyrbruedere genant die Ulfunde"[45], womit wohl auf ihr leierndes Beten bei Begräbnissen hingewiesen werden soll. Die Kleine Kölner Chronik von 1528 nennt sie Zellbrüder[46]. Sie trugen braungraue Kleidung wie die Lungenbrüder[47]. 1484 hatte Papst Sixtus IV. für verschiedene Häuser des Dritten Ordens, darunter auch die Oliven in Köln, besondere Statuten festgesetzt und für letztere den Dekan von St. Andreas in Köln zum Konservator und Richter bestimmt[48]. Um den Besuch der Kapelle des Klosters zu heben, bestätigte Erzbischof Dietrich II. von Köln 1454 alle Ablässe, die bisher zu ihren Gunsten erlassen waren[49]. Finanziell scheint das Kloster nicht günstig gestanden zu haben, außer dem obengenannten Hause in der Breitestraße besaß es noch eins in der Schorresgasse, das 15 Weißpfennig Erbzins einbrachte[50]. 1481 und 1502 erwarb es

[44] von Loesch, Kölner Zunfturkunden, 1, 124*; 2, 322 f.; AHVN 56, 180 f.
[45] Schrb. 472, 200.
[46] S. 209.
[47] Buch Weinsberg 4, 67.
[48] Mitteilungen 39, 30 Nr. 13895.
[49] Urk. St.-A. Nr. 12512a.
[50] Urk. St.-A. Nr. 14542.

Digitized by Google

zwei Erbrenten zu 8 bzw. 20 Goldgulden[51]; 1523 erhielt es als Leibzucht für einen seiner Brüder 5 oberl. Gulden, das Eigentum daran wurde dem Kloster überwiesen, da der einzelne Bruder kein Eigentum besitzen durfte[52].

Das Kloster ging immer mehr zurück, um die Mitte des 16. Jahrhunderts wohnte nur ein Konventual im Hause[53]. Als hierauf der päpstliche Nuntius in Köln, der die feste Niederlassung der Observanten in Köln betrieb, aufmerksam wurde, veranlaßte er eine Revision des Hauses, wobei sich herausstellte, daß die Brüder eigentlich gar nicht in das Kloster gehörten, sondern nur während der vielen Kriegswirren hierher geflüchtet waren; außerdem hatte einer noch nicht Profeß abgelegt. Der Priester, der nur selten in der Kapelle Gottesdienst abhielt, fand in dem Kloster nicht seinen vollen Lebensunterhalt, weshalb er sich mit Tierheilkunde befaßte, wobei er sich allerlei Quacksalbereien und abergläubischer Handlungen bediente, wie ihm von den Visitatoren vorgeworfen wurde. Diese traten deshalb dafür ein, den Observanten das Haus zu überweisen. Nach vielen Verhandlungen mit dem Erzbischof und dem Rat lief die päpstliche Entscheidung ein, und am 28. Juni 1589 zogen die Observanten in das Haus ein. Der Priester erhielt ein Jahrgeld, die Brüder mußten in ihre ursprünglichen Klöster zurückkehren, die Gebäude wurden den Observanten zugesprochen, das übrige Vermögen fiel teils an die Stadt, teils an die Jesuiten, da die Observanten kein eigenes Vermögen besitzen durften[54]. Die weitere Entwicklung des Hauses als Franziskanerkloster schildert Roth[55].

Der zweite Begardenkonvent in Köln lag in der Lungengasse in dem Hause Erkelenz, später zur Lunge genannt. 1306 kaufte der Priester und Begarde Johannes de Creyvelt von Gerardus de Cluppele das Haus ehemals Erclenze genannt in der Lungengasse, mit finanzieller Beihilfe des Tilmannus de Roitstoc, der hierfür 2 Mark Erbzins, lastend auf dem Hause, erhielt. An demselben Tage nahm Johannes den Begarden Nicolaus, Sohn des Bertram und der Bliza, als Mitbesitzer an und bestimmte das Haus zur Benutzung durch Begarden „voluntarie paupertatis". Es sollten immer zwei Begarden als Besitzer des Hauses gelten, falls einer ab-

[51] Urk. St.-A. Nr. 13698. 15082. [53] Schrb. 192, 2'.

[52] Buch Weinsberg 4, 67.

[54] AHVN 73, 112 ff.; Braun, Rapsodiae (Museum Alfter 44).

[55] AHVN 94, 108 ff.

Digitized by Google

ging, hatte der andere sich einen Genossen zu wählen, der dann im Schrein als Mitbesitzer eingetragen wurde[56]. Die obengenannten 2 Mark Erbzins, die mit 50 Mark abgelöst werden konnten, wurden schon im folgenden Jahre durch Nicolaus und den Begarden Engebrand van me Rodekin zurückgekauft[57]. Der Gründer Johannes verzichtete 1307 auf alle Rechte, die er an dem Hause hatte, zu Händen des Begarden Engebrand[58]. Nicolaus nahm 1314 den Begarden Bruder Heinrich dictus Stůlf von Brüssel zum Genossen[59], der 1316 zurücktrat, dann aber wieder gewählt wurde, wobei man festlegte, daß er jederzeit von der Mehrzahl der Begarden abgesetzt werden könnte[60]. 1317 wurde der Bruder Godefridus de Wircburg einstimmig zum Prokurator oder Mumberger bestellt, 1321 Nycholaus de Mysene[61]. 1326 zu Zeiten der schlimmsten Verfolgung ging man von dem System, aus den eigenen Reihen Vorsteher zu nehmen, ab und suchte den Schutz angesehener Bürger, indem man diese zu Prokuratoren erkor. In diesem Jahre traten an die Stelle der beiden vorgenannten Rutger Overstolz de Vilzengraven, der 1321 Mitglied des engen Rates war, und seine Frau Sophia als „procuratores et conservatores"[62]. Doch schon nach zwei Jahren kehrte man zu dem alten Modus zurück und wählte wieder zwei Begarden, Henricus de Bacheym und Godenardus de Wircburg zu „procuratores et provisores"[63]. 1347 schlug man einen mittleren Weg ein, man bestellte zwei Nicht-Begarden, den Ritter und Schöffen Johannes de Cornu und Gerardus de Vinea, außerdem den Bruder Johannes de Molenheym[64]. Der Konvent verschwindet dann für 80 Jahre aus unseren Blicken, in dieser Zeit gab er seinen alten Charakter auf und wandte sich der Krankenpflege und Totenbestattung zu, ebenso wie der obengenannte Konvent Olvunde.

1428 gab der Rat den „armen broeder in dem huyße ind samenongen zo der Longen, die nacht ind dach yre gantzer gemeinden im leven ind im sterven willige knechte ind dienere synt", eine bestimmte Ordnung, um sie gegen allerlei Schwindler zu schützen, welche die Kleidung der Brüder trugen, aber doch nicht zu ihnen gehörten. Niemand darf sich in dem Gewande, welches die Brüder schon seit langer Zeit haben, in der Stadt zeigen, auch nicht solche Leute, welche früher zu den Brüdern gehörten. Wer sich nicht der

[56] Schrb. 212, 6'. [57] Schrb. 212, 7. [58] Ebd. 212, 8.
[59] Ebd. 212, 17'. [60] Ebd. 212, 22'. [61] Ebd. 212, 23. 26'.
[62] Ebd. 212, 31. [63] Ebd. 212, 33'. [64] Schrb. 212, 32'; 276, 12.

Digitized by Google

Pflege der Kranken und Bestattung der Toten widmen, sein Leben in williger Armut, Keuschheit, Demut und Gehorsam gegen die Kirche verbringen will, und das Haus gegen den Willen seiner Mitbrüder verläßt, darf das Kleid der Brüder nicht tragen. Da diese bestimmungsgemäß kein Privateigentum besitzen dürfen, so will der Rat alle, die hiergegen verstoßen oder den Brüdern etwas entwenden oder ihnen Unrecht zufügen, streng bestrafen[65]. 1479 hatte jemand einen der Brüder, als er in der Nacht von einem Kranken kam, angegriffen und mißhandelt; er wurde in Haft genommen und mußte Urfehde schwören[66]. Die Anzahl der Brüder nahm anscheinend sehr zu, und da der Rat die Nützlichkeit derselben erkannt hatte, gab er ihnen 1481 das neben dem Kloster gelegene Haus zum Leopard[67] und 1484 die Hälfte des Hauses Ropertshaus auf dem Neumarkt, dessen andere Hälfte das Kloster schon seit 1336 besaß[68]. Nach dem Deskriptionsbuch der Erzdiözese Köln von 1599 hatten die Schreibrüder, wie sie auch genannt wurden, Land zu Blatzheim im Kreise Bergheim[69], zu Hasselweiler (Kreis Jülich) waren sie Dezimatoren[70]. 1586 kauften sie bei der Stadt eine Rente von 20 Talern, 1599 eine solche von 4 Goldgulden[71]; 1590 erlaubte ihnen der Rat, 200 Taler aufzunehmen zur Führung eines Prozesses wegen unterschlagener Gelder[72], 1638 verkauften sie das Haus zu der Katzen auf dem Eigelstein[73]. Finanziell stand das Kloster aber schlecht, mehrfach mußte der Rat ihm helfen. 1483 und 1484 gewährte er ihm Zollbefreiung von je 24 Ohm Wein[74], 1549 ließ er ihm aus der Stiftung des Doktor Joisten seine Schulden bezahlen[75], 1564 erließ er ihm eine Steuer[76]. 1566 beklagte sich der Obere, daß mehrere Brüder das Kloster verlassen hätten; zwei von ihnen verantworteten sich vor dem Rat und verwiesen auf das unordentliche Leben im Hause, worauf der Rat zwei seiner Mitglieder mit der

[65] W. Stein, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln, 2, 256; Wolkowsky-Biedau, Armenwesen des mittelalterlichen Köln, S. 104.

[66] Urk. St.-A. Nr. 13488; Mitteilungen 38, 203.

[67] Schrb. 213, 146. [68] Schrb. 214, 4.

[69] Binterim u. Mooren, Erzdiözese, 2, 67.

[70] Fabricius, Erläuterungen zum geschichtl. Atlas der Rheinprovinz, 1, 71. Nr. 36.

[71] Urk. St.-A. St. Vinzent Nr. 31. [72] Rpr. 41, 51'.

[73] St.-A. Akten Alexianer, Bl. 28.

[74] AHVN 47, 80.

[75] Rpr. 13, 7. 21; 14, 189'. 197. 200. [76] Rpr. 21, 230.



Digitized by Google

Besichtigung des Hauses beauftragte[77]. 1572 beschloß der Rat, städtische Provisoren zu bestellen, welche die Briefe und Siegel verwahren und Rechnung ablegen sollten. Die Brüder waren hiermit einverstanden, wenn der Rat die Schulden des Hauses, ungefähr 1000 Gulden, bezahlte. Der Rat ging hierauf ein und ließ ihnen von der Freitagsrentkammer 400 Goldgulden auszahlen[78]. 1593 gestattete der Rat eine Sammlung in der Stadt zugunsten des Klosters[79].

Zwischen den Brüdern und den Totengräbern scheint ein gespanntes Verhältnis bestanden zu haben, 1607 beklagte sich der Totengräber von St. Peter über sie wegen Raufens und Schlagens, der Rat gebot beiden Parteien, sich ruhig zu verhalten[80]. 1691 hatten sich zwei Brüder in unziemlichen Worten gegen den Rat geäußert, der sie deshalb zur Verantwortung zog; hierbei wurde man wieder auf die wenig erbaulichen Zustände im Hause aufmerksam, und der Rat drohte mit Entziehung der Beerdigungen[81]. Aus Erwerbsgründen machten die Brüder hierbei keinen Unterschied zwischen Katholiken und Andersgläubigen, der Rat verbot ihnen aber 1636, die Leichen von Nichtkatholiken auf den Geusenfriedhof vor der Stadt zu bringen[82]. 1656 untersagte ihnen der Erzbischof, die Leichen von Ermordeten zu Grabe zu tragen, wogegen sich der Rat als einen Eingriff in seine Rechte verwahrte[83].

1528 erfahren wir, daß die Brüder auch eine Kapelle hatten, die dem heiligen Alexius, später dem heiligen Longinus geweiht war[84]; sie heißen in diesem Jahre Cellbrüder, 1597 findet sich die Bezeichnung Patres sancti Alexii[85].

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich das Haus zur Verwahrungsanstalt für Geisteskranke und Schwachsinnige. Einmal wurde hier ein Landchirurg aus Paderborn, der durch Unachtsamkeit bei einer Geburt den Tod einer Frau herbeigeführt hatte, für vier Jahre eingesperrt[86]. Zum letztenmal wird das Haus 1815 erwähnt gelegentlich der Aufnahme eines Bruders, der hierfür 1500 Francs zu zahlen hatte[87]. —

[77] Rpr. 22, 185.
[78] Rpr. 1572, August 11 und Oktober 1.
[79] Rpr. 43, 155.
[80] Rpr. 56, 81′. 84. 105′.
[81] St.-A. Akten Alexianer, Bl. 51.
[82] Ennen, Geschichte, 5, 743.
[83] St.-A. Akten Alexianer, Bl. 30.
[84] Kleine Kölner Chronik Bl. 209a.
[85] Winheim, Sacrarium, 2. Aufl., 160, Nr. 26; Braun, Rapsodiae, Bl. 78′.
[86] St.-A. Akten Alexianer, Bl. 186.
[87] Ebd. Bl. 311.

Digitized by Google

Die Sackbrüder, über deren Ursprung und Verbreitung wenig bekannt ist, führten den Namen nach ihrem sackartigen Gewande und gehörten zu den Augustiner-Eremiten; die Genossenschaft war um 1200 gegründet und beschäftigte sich hauptsächlich mit Krankenpflege[88]. In Köln werden sie zuerst 1260 genannt, in welchem Jahre den „saccis fratribus" 3 Sol. Zins vermacht werden[89]. 1264 überträgt Constantinus „frater saccatorum", Sohn des Gerardus Moyses, mit Zustimmung seines Provinzials sein Eigentum seinem Bruder[90]. 1271 erwerben zwei Beginen mit Bewilligung „prioris fratrum ordinis saccatorum" ein Haus[91]. Das Kloster der Sackbrüder befand sich in einem Hause in der Antoniterstraße, von dem sie 8½ Sol. Zins zu zahlen hatten[92]. 1288 werden sie erwähnt gelegentlich der Beerdigung der in der Schlacht bei Worringen Gefallenen[93], doch bestanden sie offiziell damals schon nicht mehr. Bereits 1274 hatte Papst Gregor X. die gesamte Genossenschaft aufgehoben, die Auflösung des Hauses in Köln erfolgte aber erst 1298 durch Erzbischof Walram. In der betreffenden Urkunde sagt er, daß die Sackbrüder sich in Köln eine Kirche, Arbeitsstätte und andere Gebäude durch Almosen errichtet hätten, jetzt aber infolge ihrer geringen Anzahl und materieller Not sich nicht mehr halten könnten. Sie hätten ihn deswegen gebeten, sie einem anderen Orden anzuschließen, und ihm ihr ganzes Eigentum übertragen. Infolgedessen gliederte er das Kloster den Antonitern in Roßdorf (Kreis Hanau) an[94]. Die Erinnerung an die Sackbrüder erhielt sich nur noch kurze Zeit, 1303 wird im Schrein bei der Lagebezeichnung ein Haus bezeichnet „ubi quondam fratres sacziti morabantur"[95], 1306 werden die Bewohner des Klosters „fratres sacciti qui nunc sunt Anthonii" genannt[96]. Das Antoniterkloster bestand bis zur Aufhebung durch die Franzosen.

[88] Heimbucher, Orden, 2. Aufl., 2, 182.

[89] Löhr, Beiträge zur Geschichte des Kölner Dominikanerklosters, 2, 21, Nr. 33.

[90] Schrb. 92, 20.

[91] Schrb. 334, 22'; die Sackbrüder scheinen vielfach mit den Beginen in Verbindung gestanden zu haben, in Valenciennes hießen sie auch „frères Beguins" (Helyot, Histoire des ordres, 3, 176).

[92] Schrb. 115, 20.

[93] Alt-Köln, Jahrgang 5, Nr. 5.

[94] Reimer, Hessisches Urkundenbuch, 1, 582.

[95] Schrb. 45, 31'.

[96] Keussen, Topographie, 1, 231a g.

Digitized by Google

# Der Plan des Königs Richard von Cornwallis zur Niederlegung eines deutschen Krönungsschatzes in Aachen.

Von
**Albert Huyskens.**

In der Geschichte des deutschen Krönungsrechtes kommt den Insignien der Königswürde eine hohe Bedeutung zu. In den Zeiten des vorwaltenden Erbrechts gab der Besitz dieser Insignien dem Erben des verstorbenen Königs einen nicht zu unterschätzenden Vorrang vor anderen Thronbewerbern, eine gewisse Anwartschaft auf den Thron[1]. In den Fällen von Doppelwahlen oder von Kämpfen um den Thron war es nicht ohne Bedeutung, ob der Thronbewerber mit den alten geheiligten Insignien oder mit Ersatzstücken gekrönt worden war[2]. Die rechtliche Bedeutung dieser alten Insignien und ihres Besitzes nahm aber naturgemäß ab mit dem Aufkommen des seit dem Interregnum allein ausschlaggebend werdenden Wahlrechts der Kurfürsten. Gegenüber diesem Wahlrecht verblaßte die Bedeutung des Besitzes der Reichskleinodien. Die Abwesenheit der alten Insignien konnte wohl unangenehme Störungen der Feierlichkeiten und der Krönungshandlung bringen, aber die Rechtmäßigkeit der vollzogenen Krönung keinesfalls in Frage stellen. In die erste Zeit der veränderten Bedeutung der alten Insignien fällt der eigenartige Plan, alle aus dem wechselnden Besitz der Insignien und aus ihrem Transport zur Krönung sich ergebenden Schwierigkeiten zu umgehen durch dauernde Niederlegung der zur Krönung erforderlichen Insignien am Krönungsorte. König Richard von Cornwallis ist es, der diesen Versuch gemacht hat.

Im einzelnen unterrichtet uns über diesen Plan zur Anlegung eines Krönungsschatzes in Aachen eine im Archiv der Stadt Aachen beruhende Urkunde dieses Königs vom Jahre 1262[3]. Das Formular

[1] G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, VI, 2. Aufl. v. G. Seeliger, Berlin 1896, S. 177, 285 ff. A. Schulte, Die Kaiser- und Königskrönungen zu Aachen 813—1531, Bonn u. Leipzig 1924, 28.

[2] Schulte, a. a. O. 39.

[3] Siehe den Text der Urkunde in der Beilage zu diesem Aufsatz.

Digitized by Google

dieser Urkunde ist etwas ungewöhnlich. Sie zerfällt in zwei Teile. In dem ersten Teil vermacht der König der Marienkapelle zu Aachen eine mit Rubinen, Smaragden, Saphiren, Margariten, d. h. Perlen, und anderen kostbaren Steinen aufs schönste geschmückte goldene Krone und ein Paar königlicher Gewänder aus seiner Kammer mit einem Zepter und einem Apfel, beide vergoldet. Die Form des Vermächtnisses tritt, was bisher übersehen wurde, deutlich hervor, indem gesagt wird, daß der König in guter Gesundheit zu Aachen weilend (in bona prosperitate Aquis constitutus) und aus freien Stücken (de mera voluntate sua) das Legat gemacht habe (legavit). Das Legat bestimmt hinsichtlich der genannten Stücke, daß sie auf ewige Zeiten in Aachen aufbewahrt werden sollen (quod ... reponantur), und zwar im Schatz der Marienkapelle unter der Obhut und den Siegeln des Propstes, des Dekans und des Kapitels, ferner aber auch unter der Obhut der Schöffen und unter ihren Siegeln und dem allgemeinen Siegel der Stadt. Die Insignien sollen auf diese Weise jederzeit bereit gehalten werden, um, jedoch nur in Aachen, alle Könige Deutschlands damit zu krönen, die im Laufe der Zeit dem Erblasser folgen werden, und nach der Krönung dieser Könige sollen die Insignien sofort wieder in den Schatz zurückgelegt werden, um dort für ewige Zeiten aufbewahrt zu werden. Insbesondere bestimmte der König noch, daß die Stücke weder von dem bestimmten Aufbewahrungsorte entfernt noch verkauft werden sollen, sei es in irgendeiner Notlage irgendjemandes vom Stift, sei es der Stadt, um für den König oder irgendeinen anderen Krieg zu führen. Wer gegen dieses Vermächtnis (ordinationem istam vel legatum) handele oder es verletze oder unterbreche, wisse, daß er dem Fluche Gottes, der hl. Jungfrau und aller Heiligen verfallen ist. Diesem ersten, das Vermächtnis des Königs enthaltenden Teil, den der König mit seinem Siegel beglaubigt, folgt nun ein zweiter mit den Verpflichtungen der Gegenseite. Propst, Dekan und Kapitel auf der einen Seite, Schöffen und Bürgerschaft der Stadt auf der anderen machen hier bekannt, daß sie guten Glaubens und unter der Treuverpflichtung, mit der sie Gott und dem Reiche verpflichtet sind, für sich und ihre Nachfolger und Erben die Obhut der Insignien übernommen haben (recepisse custodiam), welche König Richard dem Deutschen Reiche vermacht habe (legavit), um damit in Aachen alle deutschen Könige zu krönen, die Richard folgen werden. Nach vollzogener Krönung sollen die Insignien

Digitized by Google

sofort im Schatz der Marienkapelle in Aachen auf ewige Zeiten unter der Obhut der Genannten wieder niedergelegt werden. Diese verpflichten sich eidlich und gemäß der Treue, zu der sie Gott und der hl. Maria und dem Reiche verpflichtet sind, alle Anordnungen des Königs getreu zu erfüllen, und hängen zur Bekundung ihre Siegel an die schon vom König besiegelte Urkunde.

Die Ausfertigung der Urkunde ist etwas ungewöhnlich. Die beiden Teile der Urkunde, die Königsurkunde und die von den Aachener Autoritäten ausgestellte Urkunde stehen jede für sich durch einen weiten Zwischenraum getrennt auf dem Pergament. Man könnte denken, daß eine Chirographierung beabsichtigt gewesen wäre. Eine Chirographierungszeile weist das Pergament jedoch nicht auf. Man könnte auch annehmen, daß beabsichtigt war, die beiden Texte voneinander zu schneiden und als getrennte Urkunden auszufertigen. Schließlich ist aber keines von beiden geschehen, vielmehr stehen die beiden Texte nun untereinander auf dem gleichen Pergament, an dessen unterem Rande die zur Beglaubigung der beiden Urkunden notwendigen Siegel nebeneinander angehängt sind. Aus einem vielleicht ursprünglich geplanten Austausch von Urkunden ist eine Art Vertrag geworden. Nach den Vermerken auf den Siegelstriffeln (regis, capituli, civitatis, prepositi, decani) folgen nacheinander die Siegel des Königs Richard, des Kapitels, der Stadt, des Propstes und des Dekans. In Wirklichkeit hängt aber das guterhaltene Siegel des Dekans an vierter Stelle. Das Siegel des Königs und des Kapitels zeigen nur kleine Schäden, dagegen sind von den Siegeln der Stadt und des Dekans nur noch die Striffel vorhanden.

Die Absichten des Königs sind aus der Urkunde deutlich zu erkennen. Für die späteren Krönungen sollen Insignien am Krönungsorte sofort verfügbar sein, und ferner sollen alle Krönungen in Aachen stattfinden. Weniger klar spricht sich die Urkunde darüber aus, wann die Übergabe der Insignien an die Treuhänder erfolgen soll. Die Treuhänder erklären nicht, daß sie die Insignien empfangen haben, sondern nur, daß sie die den Wünschen des Königs entsprechenden Verpflichtungen übernommen haben[4]. Jedenfalls

[4] E. Telchmann, Aachen in Philipp Mouskets Reimchronik, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, abgekürzt ZAGV. 26, Aachen 1904, 87 f., der hier auf eine von den Siegelvermerken abweichende Reihenfolge der Besiegelung (der Dekan siegelt vor dem Propst) aufmerksam macht, nennt die Erklärung der Aachener Stellen allerdings irrig eine Empfangsbescheinigung.

Digitized by Google

spricht die Urkunde, was man bisher nicht beachtet hat, deutlich von einem Vermächtnis (legatum, legavit) und nicht von einer donatio, einer Schenkung.

Der Charakter des Vermächtnisses tritt auch in zwei Bemerkungen hervor, welche bestimmt waren, etwaigen Zweifeln in die Gültigkeit des Vermächtnisses von vornherein zu begegnen. In dem von König Richard besiegelten Teil heißt es nämlich, daß dieser die Verfügung getroffen habe „in guter Gesundheit in Aachen weilend" (in bona prosperitate Aquis constitutus) und „aus freiem Willen" (de mera voluntate sua). Beide Bemerkungen sind für die Sicherung einer letztwilligen Verfügung von der größten Bedeutung und finden sich daher regelmäßig in den Testamenten. Geisteskrankheit hob sowohl nach römischem wie nach deutschem Recht die Geschäftsfähigkeit auf[5]. Aber darüber hinaus verlangte z. B. das deutsche Recht im Mittelalter bei Verfügungen auf dem Siechbett von dem Verfügenden gewisse Kraftproben[6]. So verlangte der Sachsenspiegel bei Vergabung fahrender Habe auf dem Siechbett, daß der Verfügende gerüstet mit Schwert und Schild noch ohne Hilfe von einem eine Elle hohen Stein oder Stock ein Roß solle besteigen können[7]. Die Betonung des freien Willens aber kommt einer später etwa erhobenen Einrede zuvor, das Vermächtnis sei durch Drohung erzwungen worden. Ein ausgeübter Zwang gab nach römischem Recht dem durch die Handlung Geschädigten das Recht, eine Rückforderungsklage gegen denjenigen zu erheben, der durch die Handlung bereichert war, oder eine Einrede zu machen, wenn der in dem Vermächtnis Bedachte auf die Erfüllung des Vermächtnisses klagte[8]. So unterstützen die beiden anscheinend nebensächlichen Bemerkungen über die Gesundheit des Königs und seinen freien Entschluß die schon aus dem Wortlaut der Urkunde gewonnene Auffassung, daß es sich in der Urkunde um ein Vermächtnis handelt.

Das Vermächtnis oder, wie es in der Urkunde heißt, das Legat (legatum) ist nicht zu verwechseln mit einer Schenkung, es ist eine

[5] R. Sohm, Institutionen, 10. Aufl., Leipzig 1901, 212. C. Frh. v. Schwerin, Deutsche Rechtsgeschichte in Grundriß der Geschichtswissenschaft, hrsg. v. A. Meister, II, 5, Leipzig u. Berlin 1912, 15 f.

[6] v. Schwerin, a. a. O. 15, 104.

[7] Sachsenspiegel 1, 52, 2 bei C. G. Homeyer, Des Sachsenspiegels erster Teil, 2. Aufl., Berlin 1835, 79.

[8] Sohm, a. a. O. 205.

Digitized by Google

Zuwendung von Todes wegen. Es gewährt der damit bedachten Person auf Kosten der Erben einzelne Vorteile, sondert also aus der Erbmasse bestimmte Stücke aus, die bei dem Tode des Erblassers der damit bedachten Person anfallen. Auch das deutsche Recht des Mittelalters kannte derartige Vergabungen von Todes wegen, bei Mobilien war dabei allerdings ursprünglich die Übergabe der Mobilien an den damit Bedachten bzw. einen Treuhänder Voraussetzung, später trat aber an die Stelle der sofortigen Übergabe die Bestellung eines Warterechts durch gerichtlichen Vertrag oder durch Brief und Siegel[9]. Dieser Fall liegt hier vor. Propst, Dekan und Kapitel, Schöffen und Bürgerschaft hatten also das Recht, bei dem Tode des Königs Richard die ihnen noch nicht übergebenen Stücke des Vermächtnisses an sich zu nehmen, soweit nicht Testament und Vermächtnis widerrufen oder durch ein neues dem ersten widersprechendes Vermächtnis ersetzt waren[10]. Das Vermächtnis konnte aber auch vor dem Anfall wirkungslos werden durch Wegfall der Vermächtnisgegenstände[11].

Eine positive Nachricht, daß die damit Bedachten den Besitz der in dem Vermächtnis ihnen zugewandten Stücke angetreten hätten, liegt nicht vor. Eines ist bei dieser Sachlage zu bedauern, daß wir nämlich keine spätere Bezugnahme auf dieses Legat Richards finden, und daß auch keiner seiner Nachfolger, wie es doch nahe läge, seine Bestimmungen erneuert oder bestätigt hat. Andererseits kann die Echtheit der im Aachener Archiv beruhenden Urkunde wohl kaum in Zweifel gezogen werden, und einer Bestätigung würde die tatsächlich erfolgte Überführung des Legats in den Besitz der Treuhänder wohl nicht einmal bedürfen. Immerhin bleibt die wichtige Frage nicht befriedigend gelöst, ob das Vermächtnis auch erfüllt wurde.

Es erhebt sich auch noch eine weitere Frage, womit Richard sein Vermächtnis zu erfüllen gedachte. Man könnte versucht sein, an die alten deutschen Reichsinsignien zu denken, die König Richard noch vor seiner Krönung in Aachen übergeben worden waren und über die er auch zur Zeit des hier erwähnten Vermächtnisses verfügte. Würde man das annehmen, dann müßte man mit Sicherheit

[9] R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 3. Aufl., Leipzig 1898, 738 f.

[10] Diese Bestimmungen im römischen Recht vgl. bei E. Heilfron, Römische Rechtsgeschichte, Berlin 1903, 1057 f.

[11] Ebd. 1039.

Digitized by Google

sagen, daß das Vermächtnis nicht verwirklicht worden sei, denn diese alten Reichsinsignien haben sich auch in der Folgezeit, abgesehen von der kurzen Zeit einzelner Krönungen, zu denen sie nach Aachen gebracht wurden, niemals in Aachen zur Aufbewahrung befunden. Mir scheint aber auch aus einer bisher meist mißverstandenen Stelle des Vermächtnisses deutlich hervorzugehen, woher die in Aachen aufzubewahrenden Insignien kommen sollten. Bei den hier niederzulegenden königlichen Gewändern heißt es nämlich ausdrücklich: de armis suis, was bisher übersetzt worden ist: mit seinem Wappen. Ich übersetze es mit: aus seiner Ausrüstung, aus seiner Kammer[12]. Was von den Gewändern gilt, dürfte auch von den Insignien aus Edelmetall gelten. Auch diese sollten aus dem persönlichen Besitz des Königs Richard von Cornwallis kommen. In dieser Hinsicht besteht also kein Grund, die Ausführung des Vermächtnisses anzuzweifeln.

Die Urkunde enthält aber auch noch ein weiteres Moment, das bei der Frage nach der Ausführung des Vermächtnisses geprüft werden muß. Die in der Urkunde genannten Insignien sollten nämlich nach der Bestimmung des Königs und nach der von den Treuhändern übernommenen Verpflichtung unter deren Siegeln verschlossen gehalten werden. Es sollten die Insignien in einem Verschluß gehalten werden, der besiegelt sei mit den Siegeln des Propstes, des Dekans und des Kapitels, der Schöffen und der Stadt. Eine derartige Gemeinsamkeit bei der Verwahrung von Schatzstücken des Münsters ist aber in keinem Falle geschichtlich bezeugt. Wohl gab es in mehreren Fällen eine Beteiligung städtischer weltlicher Stellen bei der Verwahrung oder Zeigung von Reliquien und Schatzstücken des Münsters, aber keine mit einer Besiegelung. Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts (1425) ist vertraglich ein Mitverwahrungsrecht des Aachener Rats, ein sogenanntes Konkustodienrecht, bei der Verschließung der sogenannten großen Reliquien bezeugt, das auch heute noch geübt wird[13]. Allein dieses kennt nur besondere Sicherungsmaßnahmen hinsichtlich des

[12] So schon in der Nürnberger Streitschrift bei K. F. Meyer, Aachensche Geschichten, I, Aachen 1781, 828. A. Schulte, Die Kaiser- und Königskrönungen zu Aachen, 813—1531, Bonn und Leipzig 1924, 33, sagt dagegen: „Jedenfalls trugen die von Richard geschenkten Gewänder seine Wappen, so besagt es die Urkunde."

[13] W. Rober, Die Beziehungen zwischen der Stadt Aachen und dem Marienstift bis zur französischen Zeit (1798), ZAGV. 47, 24 ff.

Digitized by Google

Schlosses, mit dem der Marienschrein gesichert ist[14]. Ein Mitverwahrungsrecht nahm der Aachener Rat zwar später auch hinsichtlich derjenigen Schatzstücke in Anspruch, die — zuerst bei der Krönung Maximilians II. im Jahre 1562 — zu den außerhalb Aachens stattfindenden Krönungen entliehen und durch eine gemeinsame Gesandtschaft der Stadt und des Kapitels dorthin gebracht wurden. Aber in diesen Fällen war das Mitverwahrungsrecht der Stadt seitens des Kapitels nicht anerkannt. Das Kapitel bestritt vielmehr ausdrücklich den städtischen Deputierten das Recht, bei der Herausnahme und dem Zurücklegen der Stücke anwesend zu sein, und wußte die Teilnahme auch auf jede Weise zu verhindern[15]. Von einer gemeinsamen Besiegelung war unter diesen Umständen erst recht keine Rede, sie wurde aber auch seitens der Stadt gar nicht verlangt. Nur der Vollständigkeit halber erwähne ich in diesem Zusammenhang, daß bei den vom Münster ausziehenden Aachener Fronleichnamsprozessionen des Mittelalters eine Mitwirkung von Schöffen bei dem Tragen einzelner hervorragender Reliquien und Schatzstücke in Gebrauch war. So wurde die Karlsbüste mit dem Haupt Karls des Großen in der Vorhalle des Münsters zwei Schöffen zum Tragen übergeben[16]. Zwei andere Schöffen trugen in der Prozession weltliche Insignien Karls, der eine das elfenbeinerne Horn, der andere das mit Gold und Edelsteinen geschmückte Schwert in der Scheide von Schlangenhaut[17]. Schöffen als Träger von Horn und Schwert werden bereits in der Stadtrechnung von 1376 erwähnt[18]. Aber auch diese Verbindung von Schöffen und Teilen des Münsterschatzes gibt keine Möglichkeit, zu den Bestimmungen der Urkunde Richards von 1262 eine Brücke zu schlagen. Denn ganz abgesehen davon, daß es sich bei den Prozessionen nicht um die in der Urkunde erwähnten Stücke handelt, ist hier bei der Erörterung der Besiegelung eine wichtige Bestimmung der Urkunde nicht außer acht zu lassen: Die Urkunde bestimmt klar und deutlich, daß die Schatzstücke jedesmal sofort (statim) nach der Krönung an den Ort der Aufbewahrung zurück-

[14] Rober, a. a. O. 30 f.

[15] Ebd. 37 ff. Rober irrt, wenn er diese Beziehungen mit der Urkunde Richards von 1262 in Zusammenhang bringt, was früher nie geschehen ist.

[16] P. a Beeck, Aquisgranum, Aquisgrani 1620, 81.

[17] Ebd.

[18] J, Laurent, Aachener Zustände im XIV. Jahrhundert, Auf Grund von Stadtrechnungen usw., Aachen 1876, 244

Digitized by Google

gelegt und unter den gemeinsamen Siegeln verwahrt werden sollen. Dem König schwebt also offenbar die Aufbewahrung in einer verschlossenen und versiegelten Truhe vor, die nur jedesmal für die Krönung geöffnet werden soll. Ein solcher Schatzbehälter unter gemeinsamem Siegelverschluß ist in den Aachener Geschichtsquellen gänzlich unbekannt, und bei dem starren Festhalten des Mittelalters an solchen in diesem Falle feierlich verbrieften Formen und Rechten berechtigt allein dieser Umstand zu der Auffassung, daß der Plan und das Legat des Königs Richard aus irgendwelchen Gründen nicht verwirklicht worden sind.

Was sagt nun überhaupt die Aachener Tradition über die Urkunde Richards von Cornwallis? Die Originalurkunde ist im Aachener Archiv mit einigen Rücknotizen versehen worden, die dem 15. Jahrhundert angehören. Sie geben kurz den Inhalt an, ohne auf die Ausführung des Vermächtnisses oder auf etwa in Aachen vorhandene Insignien Bezug zu nehmen, und besagen auch, daß die Urkunde für das Kopialbuch kopiert wurde. Die Aachener Geschichtschreiber kennen die Urkunde. Von Beeck erwähnt die Urkunde in seinem Aquisgranum und gibt ihren Inhalt ausführlich an, wobei er allerdings aus dem Vermächtnis eine Übergabe der Insignien macht. Daß die Insignien noch in Aachen vorhanden seien, sagt er dagegen nicht. Irrig berichtet er aber, daß Richard mit dieser Krone in Aachen gekrönt worden sei[19]. Hierin folgt ihm auch Noppius in seiner Aacher Chronik, der sagt, daß Richard diese Krone samt vielen anderen Insignien hierhergebracht und der Kirche 1262 verehrt habe[20]. Auch er sagt nichts von ihrem Verbleib. Auch Meyer bleibt auf dem von Beeck und Noppius eingeschlagenen Wege, spricht von der Übergabe der Insignien[21] und verleibt die Urkunde in Abschrift seinem Urkundenanhange ein[22]. Zu seiner Zeit war die Urkunde in dem Streit zwischen den Reichsstädten Aachen und Nürnberg über die Reichskleinodien schon Gegenstand öffentlicher Erörterung geworden. Meyer geht darauf in der seinen Aachenschen Geschichten angefügten „Abhandlung über die der Kron-Stadt Aachen zuständigen Verwahrungs-Gerechtsame der Reichs-Kleinodien" näher ein[23]. Es ist eine Auseinandersetzung

[19] a Beeck, a. a. O. 122.
[20] J. Noppius, Aacher Chronick, Cölln 1632, 47.
[21] K. F. Meyer, Aachensche Geschichten, I, Aachen 1781, 290.
[22] Ebd. [23] Meyer, a. a. O. 797 ff.

Digitized by Google

mit den von Nürnberger Seite herausgegebenen Schriften über diesen Gegenstand. Eine dieser Schriften, die von Ludewigs, hatte die Echtheit der Urkunde Richards angezweifelt, auch schon gesagt, Richards Verordnung sei niemals zum Gebrauch oder zur Bestätigung gekommen. Die Insignien seien auch nicht ein einziges Mal in Aachen in Verwahrung gewesen[24]. Meyer weiß darauf nur zu erwidern, es sei vielen Verordnungen der Deutschen Kaiser so ergangen, wie der Richards, daß sie nämlich das Beste gewollt hätten, aber dieses dann nicht ausgeführt worden sei[25]. Ein anderer literarischer Gegner der Aachener Ansprüche auf die Reichskleinodien, Oester, hatte behauptet, daß Richard, wie es heute auch anerkannt ist, mit den alten Reichskleinodien gekrönt worden sei, und daß daher die von ihm nach Aachen gegebenen Insignien nicht die alten gewesen seien[26]. Meyer gibt das zu[27]. Auf eine andere Bemerkung dieses Schriftstellers, daß die Insignien Richards ja der Aachener Marienkirche zu treuen Händen übergeben worden seien und dann sich auch in deren großem eisernen Kasten noch finden müßten[28], antwortet Meyer bezeichnenderweise in seiner humoristischen Art: „Vorläufig müssen wir demselben sagen, daß der Vogel aus seinem Käfig weggeflogen und, der Himmel weiß, wo, aufgefangen worden sey"[29]. Ja Meyer spricht die Vermutung aus, daß unter den Nürnberger Insignien sich auch Stücke der Insignien Richards befänden, insbesondere vielleicht das Zepter[30]. Davon, daß die Insignien Richards noch ganz oder teilweise in Aachen aufbewahrt wurden, weiß also Meyer so wenig wie seine Vorgänger. Auch Quix weiß in seiner Beschreibung der Münsterkirche[31] nichts davon. Erst Franz Bock, der Erforscher der Reichskleinodien und des Münsterschatzes, glaubt die Schenkung Richards von Cornwallis in einzelnen Stücken des Münsterschatzes größtenteils wieder zu finden[32]. Seit Bock ist die Frage der im Münsterschatze beruhenden Reichsinsignien von neuem gestellt. Eine zusammenhängende Aachener Tradition besteht aber für diese, wie ich gezeigt habe, nicht. Aus den neuesten Stimmen zu dieser Frage greife ich nur

[24] Ebd. 797. [25] Ebd. 798. [26] Ebd. 809 f. [27] Ebd. 810.
[28] Ebd. 811. [29] Ebd. [30] Ebd.

[31] Chr. Quix, Historische Beschreibung der Münsterkirche und der Heiligthums-Fahrt in Aachen, Aachen 1825.

[32] F. Bock, Karls des Großen Pfalzkapelle und ihre Kunstschätze, I, Köln und Neuß (1865), 2. Teil, 4 ff.

Digitized by Google

einige heraus: Bappert folgt der von Bock begründeten Ansicht[33]. Der Aachener Stephan Beissel dagegen widerspricht entschieden der Meinung Bocks, und zwar unter Berufung darauf, daß die Aachener Tradition von diesen Insignien nichts wisse. Beissel faßt im übrigen die Urkunde Richards als wirklich vollzogene Schenkung auf und ist daher geneigt, die Krone der Karlsbüste als Schenkung Richards anzusehen, leugnet aber den Gebrauch dieser Krone bei Königskrönungen[34]. Faymonville schließt sich in den Aachener Kunstdenkmälern vollständig dieser Meinung Beissels an, auch in dem Punkte, daß er es für möglich hält, daß die Krone älter ist als die Karlsbüste und diese mit Rücksicht auf die vorhandene Krone angefertigt wurde[35]. Im Gegensatz dazu folgt Aloys Schulte ganz der Tradition Bocks. Schulte faßt die Urkunde Richards von 1262 ganz als Schenkung auf. Darauf gestützt bemerkt Schulte gegenüber Faymonville: „Es berührt eigentümlich, daß Faymonville dort, wo klare Ursprungszeugnisse vorliegen, sie abweist. Auf der Schenkung Richards beruhten die Ansprüche des Rates auf Mitanteil an der Aufsicht. Kapitel und Stadt haben das immer ausüben können und da sollten die Richardschen Insignien verschwunden sein, dafür aber ähnliche sich eingestellt haben?"[36] Dazu ist zu bemerken, daß nach dem Gesagten weder eine eigentliche Schenkung Richards in der Urkunde vorliegt, noch daß ein gemeinsames Verwahrungsrecht des Kapitels und der Stadt an den hier in Frage stehenden Stücken bisher nachgewiesen werden konnte. Schulte hat hier offenbar irrtümlich das Mitbewahrungsrecht an den großen Heiligtümern im Auge.

Schulte gelangt in seinen wertvollen Studien über die Aachener Krönungen sogar zu der Folgerung, daß der „Ornat, der jetzt in Wien ruht", „eine Zeitlang der Konkurrenz des von König Richard dem Aachener Münster geschenkten Ornates" hat „weichen müssen, der immer in Aachen verblieb und noch heute dort ruht"[37]. Wenn er im Anschlusse daran sagt: „Der englische Prinz hat somit die staatsrechtliche Bedeutung Aachens auf die Spitze erhoben" und

[33] J. F. Bappert, Richard von Cornwall seit seiner Wahl zum deutschen König 1257—1272, Bonn 1905, 62 f.

[34] St. Beissel, Die Aachenfahrt, Freiburg i. Br. 1902, 97 f.

[35] K. Faymonville, Das Münster (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, hrsg. v. P. Clemen, X, 1), Düsseldorf 1916, 233.

[36] Schulte, a. a. O. 94 zu 33, Anm. 12.

[37] Ebd. 28.

Digitized by Google

„Das war der Gipfelpunkt der Bedeutung Aachens bei der Königskrönung"[38], so stimme ich ihm zu, daß die Stiftung Richards diese Bedeutung gehabt hätte, wenn sie ausgeführt worden wäre.

Nachdem die für die Bedeutung einzelner Aachener Stücke als Krönungsinsignien ins Feld geführten Gründe, die Urkunde Richards und die Aachener Tradition, sich nicht als stichhaltig erwiesen haben, können meiner Meinung nach nur noch zwei Untersuchungen diese Eigenschaft für die Stücke retten, eine Untersuchung, ob die Aachener Stücke wirklich einmal bei einer Krönung gebraucht worden sind, und dann eine zweite Untersuchung, ob sich aus der Beschaffenheit der Stücke selbst Gründe für eine solche Bedeutung derselben ergeben. Untersuchen wir zunächst, ob Nachrichten vorliegen, daß die Aachener Krone einmal bei einer Krönung seit Richard gebraucht wurde. Ich muß zu diesem Zweck zurückgreifen auf die Geschichte der alten deutschen Krönungsinsignien. Ekkehard von Aura berichtet, daß Kaiser Heinrich V. vor seinem Tode verordnet habe, die Krone und die übrigen Zeichen der Königswürde bis zur Zusammenkunft der Königswähler auf der sehr festen Burg, die da Trifels heißt, aufzubewahren[39]. Auf den Trifels ließ Heinrich VI. 1194 nach der Eroberung Siziliens auch den gesamten sizilischen Reichsschatz schaffen[40]. Unter den vielen Kostbarkeiten, die 150 Saumtiere dorthin trugen, soll auch der rotseidene Mantel gewesen sein, in den die Araber Siziliens im Jahre 1133 ihre Huldigung und ihre Segenswünsche für König Roger II. gewebt hatten und der später der Krönungsmantel der deutschen Könige geworden ist[41]. Bei dem Tode Heinrichs VI. ging dieser Schatz samt den Reichsinsignien an seinen Bruder Philipp über. Bei dem Tode Philipps befanden sich die Reichsinsignien noch auf dem Trifels unter der Obhut der dortigen Reichsministerialen. Der aus ihnen hervorgegangene Speierer Bischof Konrad von Scharfenberg lieferte sie zu Frankfurt an König Otto aus[42]. Dieser besaß sie noch bei seinem Tode im Jahre 1218 und trug in seinem Testament seinem Bruder auf, sie nur demjenigen Könige auszuliefern,

[38] Ebd.

[39] G. Meyer v. Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., VII, Leipzig 1909, 323.

[40] Th. Toeche, Kaiser Heinrich VI., Leipzig 1867, 349.

[41] Ebd.

[42] Böhmer-Ficker-Winkelmann, Regesta Imperii V, I, Innsbruck 1881/82, nr. 240d.

Digitized by Google

über den die Fürsten sich einigen würden[43]. 1246 befanden sie sich wieder auf dem Trifels in der Gewalt des Sohnes Friedrichs II., Konrads IV. Dieser bescheinigte damals der Gattin seines Truchsessen Philipp von Falkenstein, daß sie ihm die Burg und die einzeln aufgeführten Reichskleinodien überliefert habe, und zwar auf Befehl Friedrichs II.[44]. Erst nach dem 1254 eingetretenen Tode Konrads IV. ging der Trifels mit den Reichskleinodien an den inzwischen schon längst zur Macht gelangten König Wilhelm über[45]. Bei der Krönung Richards in Aachen 1257 wurden ihm die Reichsinsignien überliefert durch den mit ihrer Hut betrauten, damals persönlich in Aachen anwesenden Reichsministerialen Truchseß Philipp von Falkenstein, der daraufhin zum Reichskämmerer ernannt wurde[46]. 1269 wurde Philipp von Falkenstein von der Verwaltung des Trifels und der Hut der Reichskleinodien entbunden. Richard bezeugte ihm, daß er die Burg Trifels und die kaiserlichen Zierungen, die er ihm vormals zu getreuen Händen empfohlen, wohlgehütet und gehörig wiedergegeben habe[47]. Nach dem Tode Richards lieferte Reinhard von Hoheneck die Trifelser Insignien zu Boppard dem auf der Krönungsfahrt nach Aachen begriffenen Rudolf von Habsburg aus[48]. Es besteht also kein Zweifel, daß Richards Nachfolger zu Aachen mit den alten Insignien gekrönt wurde. Der Habsburger ließ die Insignien in sein Hausgut auf die Kiburg bei Winterthur in der Schweiz verbringen[49]. Nach Rudolfs Tod lieferte dessen Sohn sie an den bereits gekrönten König Adolf aus[50]. Adolf von Nassau wurde also ohne die alten Insignien gekrönt, ohne daß wir allerdings wissen, welche Krone dabei benutzt wurde. Sein Nachfolger Albrecht gewann durch seinen Sieg bei Göllheim die alten Kleinodien für das Haus Habsburg zurück[51], konnte also auch damit gekrönt werden. Der Luxemburger Heinrich VII. scheint sie nicht besessen zu haben, mußte also eine andere Krone benutzen. Bei der Doppelwahl 1314 waren die alten Insignien im Besitze des Habsburgers Friedrich des Schönen, bei dessen Krönung in Bonn sie benutzt wurden, wie auch bei der Krönung seiner Gemahlin in Basel, wo die zum Kronschatz gehörigen Heiligtümer damals dem Volke öffentlich gezeigt wurden. Die Krone wird bei dieser Ge-

[43] Ebd. nr. 511. [44] Ebd. nr. 4515. [45] Ebd. nr. 5189a.
[46] Ebd. nr. 5301. [47] Ebd. nr. 5455.
[48] Böhmer-Redlich, Regesta Imperii VI, 1. Abt., Innsbruck 1898, nr. 4b.
[49] Schulte, a. a. O. 34. [50] Vgl. Schulte, a. a. O. 34.
[51] Vgl. Schulte, a. a. O. 34.

Digitized by Google

legenheit die Krone des Königs Karl genannt[52]. Nach der Schlacht bei Mühldorf mußte Friedrich der Schöne den Kronschatz in Nürnberg an Ludwig den Bayern abliefern[53], bei dessen Krönung in Aachen also auch eine andere Krone gebraucht worden sein muß. Ludwig der Bayer ließ den Kronschatz in München aufbewahren[54]. Auch sein Nachfolger Karl IV. entbehrte bei seiner Krönung zunächst noch der alten Insignien. Er erhielt sie mit dem gesamten Kronschatz erst 1350 durch den Erben Ludwigs des Bayern ausgeliefert, und zwar zu Nürnberg[55]. Karl IV. brachte die Reichskleinodien nach Prag und ließ später in der böhmischen Burg Karlstein für sie eine besondere herrliche Kapelle erbauen[56]. Hier blieben die Kleinodien zur Verfügung der Könige aus dem Luxemburgischen Hause, bis sie Sigmund infolge der Hussitenkriege in den Burgpalast seines ungarischen Königreiches nach Wissehrad verbringen ließ[57]. Von hier aus gab Sigmund sie 1423 nach Nürnberg zur Aufbewahrung, wo sie im Chor der Heiliggeistkirche in einem eigens für sie gefertigten Schrein über dem Altar hingen[58]. Nürnberger Gesandtschaften brachten sie nun jedesmal zu den folgenden Krönungen. So forderte Friedrich III. sie 1445 zu seiner Krönung in Aachen an[59]. Und auch zu den letzten in Aachen gefeierten Krönungen schafften Nürnberger Gesandtschaften die Insignien herbei[60]. Überblickt man die Folge der Krönungen, so bleiben nur wenige, bei denen die alten Insignien nicht gebraucht wurden, nämlich die von Adolf von Nassau, Heinrich VII., Ludwig dem Bayern und Karl IV. Ruprecht von der Pfalz kommt hier nicht in Frage, da er nicht in Aachen, sondern in Köln gekrönt wurde. Als eine der von ihm gebrauchten Kronen gilt heute eine noch in der Wittelsbachischen Schatzkammer zu München aufbewahrte Krone[61]. Bei keiner der hier überhaupt nur in Betracht kommenden vier Krönungen ist nun etwas überliefert, was als Beleg dienen könnte, daß die Richardsche Krone benutzt worden sei. Welche Stücke bei diesen Krönungen benutzt wurden, wissen wir nicht. Ich teile aber angesichts der Krönung Ruprechts die Meinung Schultes nicht,

[52] Schulte, a. a. O. 34.
[53] Vgl. Schulte, a. a. O. 35.
[54] Schulte, a. a. O. 35.
[55] Vgl. Schulte, a. a. O. 35.
[56] Vgl. Schulte, a. a. O. 41.
[57] Vgl. Schulte, a. a. O. 41.
[58] Vgl. Schulte, a. a. O. 42.
[59] Vgl. Schulte, a. a. O. 43.
[60] Schulte, a. a. O. 71 f.
[61] U. Deibel, Eine pfälzische Krone in der Münchener Schatzkammer. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins, 76. Jahrgang, 1928, Sp. 34.

Digitized by Google

wenn er schreibt, auf den von Richard gestifteten Ornat waren Adolf, vielleicht Heinrich VII. und sicher Ludwig der Bayer an ihrem Krönungstage angewiesen[62].

Es bleibt jetzt noch übrig, zu untersuchen, welche Anhaltspunkte die von Bock mit dem Vermächtnis Richards gleichgesetzten Stücke der Aachener Schatzkammer selbst bieten. Zunächst sieht Bock „mit ziemlicher Sicherheit" in der Krone der Karlsbüste die in der Urkunde Richards erwähnte goldene Krone[63]. Bock hat nun selbst darauf aufmerksam gemacht, daß in der Urkunde von einer goldenen Krone die Rede ist, während die Krone der Karlsbüste nur vergoldetes Silber ist, er glaubt aber aus mittelalterlichen Schatzverzeichnissen in dieser Hinsicht eine oft ungenaue Bezeichnung feststellen zu können. Eine genaue Zählung der Steine an der Krone der Karlsbüste hat nach Bock ergeben, daß sich daran drei große Perlen, 15 geschnittene Steine, 55 meist ungeschliffene Edelsteine, größtenteils Amethyste, Rubine, Saphire und Smaragde finden und ein farbiger Glasfluß. Die Ausstattung der Krone der Karlsbüste mit Edelsteinen steht jedenfalls mit der Beschreibung der Urkunde nicht in Widerspruch. Bock führt auch noch eine Reihe anderer innerer, der kunstgeschichtlichen Betrachtung angehörender Gründe an, welche die Gleichsetzung als wahrscheinlich erscheinen lassen könnten. Die Fassung der Edelsteine entspreche der im 13. Jahrhundert üblichen. Sämtliche Steine seien von runden oder viereckigen Röhrchen gehalten, die nach vier Seiten mit kleinen krallenförmigen Haken versehen seien. Wie bei dem Reichsapfel und den Kaiserschwertern seien in der Vertiefung des unteren Einfassungsrandes 7 angelötete Ösen, die ehemals einen Silberdraht mit aufgereihten Perlen trugen und auch jetzt wieder tragen. Die den Reif umgebenden Lilien und die mit je 2 Lilien abwechselnden blattförmigen Ornamente stimmen nach Bock mit Kronen des 13. und 14. Jahrhunderts überein. An die romanische Zeit erinnere noch die einfache Profilierung der Ränder um den Reifen der Krone und um die Lilien. Der Bügel ist nach Bock eine Zutat aus der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts wegen der unorganischen Verbindung und wegen des seine Hohlkehle belebenden kreuzblumenartigen Ornaments. Auch die kleeblattförmigen Blätter trügen das Gepräge der Goldschmiedekunst des 14. Jahrhunderts. Das zu dem

[62] Schulte, a. a. O. 35.
[63] Bock, a. a. O. 11 ff., 14, 15 f.



Digitized by Google

Bügel gehörige Kreuz stimme in seiner äußeren Form und in seiner technischen Beschaffenheit mit dem Kreuze der 1347 auf Befehl Karls IV. angefertigten Wenzelkrone überein. Die stilkritischen Bemerkungen Bocks vermögen indessen nur die Krone der Karlsbüste einer bestimmten Zeit zuzuweisen. Die Frage, ob sie einmal getragen wurde, hat Beissel in anderer Weise zu lösen versucht und meiner Ansicht nach mit Recht, indem er auf das ganz ungewöhnliche Größenmaß der Krone hinwies. Er sagt: Auffallend bleibt ihre für gewöhnliche Maßverhältnisse eines männlichen Hauptes übergroße Ausdehnung; ist sie doch im Lichten 221 mm lang und 202 mm breit[64]. Stilistisch bringt Beissel die Krone in Zusammenhang mit dem im 14. Jahrhundert angefertigten Aachener Simeonsschrein und der Wenzelskrone[65]. Die deutsche Kaiserkrone hatte 210 mm und mußte daher auch schon bei ihrem Gebrauch stark gefüttert werden, so daß sie wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe abstand. Die Weite von 221 mm paßt besser für die bewußt in den Reliquiaren Karls des Großen zum Ausdruck gebrachte außergewöhnliche Körpergröße dieses Kaisers. Ich halte die Anfertigung für die Büste für wahrscheinlicher, als daß die Krone vorher getragen wurde. Ich sehe in dieser Hinsicht auch keine Schwierigkeit in den kleinen eingebohrten Öffnungen an dem unteren Kronreifen, die nach Bock den Zweck hatten, das Kronhäubchen annähen zu können. Denn wenn schon die Büste mit einer wirklichen Krone geziert wurde, warum sollte da das Kronhäubchen aus Stoff gefehlt haben?

Eines ist hier im Zusammenhang mit der Stiftung König Richards noch besonders zu betonen. Die Büste nimmt auf die abnehmbare Krone Rücksicht, ohne daß daraus ohne weiteres gefolgert werden könnte, daß die Krone bei der Anfertigung der Büste schon vorhanden war, aber der Kopf der Büste erhielt rund um die Stirn eine Nut, in welche die Krone paßt. Ich folgere daraus nur, daß die Krone, seitdem die Büste bestand, mit dieser verbunden war und mit ihr aufbewahrt und in öffentlichen Umzügen getragen wurde. Hätte sie zu dem Krönungsschatze Richards gehört, so wurde sie spätestens mit Anfertigung der Büste von ihm getrennt und nun mit dieser zusammen aufbewahrt. Wie will man eine solche Verletzung der feierlich von den Autoritäten des Stifts, des

[64] Beissel, a. a. O. 98.
[65] Ebd.

Digitized by Google

Schöffenstuhls und der Stadt übernommenen Verpflichtung erklären, den Krönungsschatz unter gemeinsamem Siegel zu verwahren und nur jedesmal bei der Krönung zu öffnen? Man könnte sich denken, daß die Bestimmung des Krönungsschatzes geändert worden wäre, wenn die Nachfolger Richards es vorzogen, die alten Insignien zu benutzen statt der von Richard hinterlassenen neuen; aber sollte die neue Verwendung in den Quellen der Zeit wirklich so ganz unerwähnt geblieben sein?!

Bei dieser Gelegenheit möchte ich kurz darauf hinweisen, daß die Karlsbüste in ihrer jetzigen Form stark restauriert ist. Mehrere ältere Abbildungen[66] lassen deutlich erkennen, was bei genauer Betrachtung auch heute an der Büste noch wahrzunehmen ist, daß vorne an der Büste ehemals ein kleines Fensterchen einen Einblick zu der Schädelreliquie gestattete. Erwähnt wird die Karlsbüste zuerst im Jahre 1400 in einer Beschreibung des französischen Humanisten Jean de Montreuil[67], während, wie oben gesagt wurde, nach der Stadtrechnung von 1376 damals in der Fronleichnamsprozession zwar Horn und Schwert, nicht aber, wie später, auch die Karlsbüste getragen wurde. Bei den Darstellungen der Karlsbüste in den älteren Aachener Abbildungen der Heiligtümer ist auch noch von Interesse, daß diese die Krone mit einem Doppelbügel zeigen, während von Beeck ausdrücklich sagt, daß die Krone nur einen einfachen, von der Stirn bis zum Nacken gehenden Bügel habe[68]. Es mag nützlich sein, auf diese Fehler und Ungenauigkeiten der alten Abbildungen hinzuweisen.

Von den übrigen Insignien der Urkunde Richards fehlt auf alle Fälle der Reichsapfel, den auch Bock im Münsterschatz nicht nachzuweisen vermochte. Dagegen erblickt Bock das Zepter in einem Vortragestab, auf dessen Spitze ein Vogel sitzt, den Bock eine Taube nennt[69]. Bock beruft sich dabei auf englische Chronisten, nach denen bei englischen Krönungen Zepter erwähnt werden, von denen eines auf seiner Spitze eine Taube trug. Für das hier in Frage kommende scheint diese Deutung jedoch falsch, da der Vogel trotz geschlossenen Gefieders wegen seines gekrümmten Schnabels und wegen der Krallenfänge als Raubvogel, d. h. wohl

[66] Die älteste bei Noppius, a. a. O. Tafel der Aachener Heiligtümer nach 32.
[67] R. A. Peltzer, Die Beziehungen Aachens zu den französischen Königen, ZAGV. 25 (1903), 174 ff.
[68] Beeck, a. a. O. 158. [69] Bock, a. a. O. 9 ff.

Digitized by Google

als Adler anzusprechen ist. Auch hier wieder hat Beissel der Deutung Bocks entschieden widersprochen und den vergoldeten Stab als Vortragestab bezeichnet[70]. Einen Nachfolger hat dieser von einem Adler gekrönte Stab in einem anderen von Faymonville[71] als Schweizerstab bezeichneten jüngeren Stück, auf dessen Spitze ebenfalls ein Adler sitzt, aber diesmal mit ausgebreiteten Flügeln. Da dieser Stab auf einem Porträt des 18. Jahrhunderts als Attribut des Cantors erscheint[72], so dürfte auch der ältere Stab eine ähnliche Bedeutung gehabt haben. Daß man im 18. Jahrhundert in Aachen kein Zepter kannte, geht aus der oben S. 188 wiedergegebenen Bemerkung des Aachener Geschichtschreibers Meyer hervor.

Es bleiben nun noch die königlichen Gewänder zu erörtern, die nach der Urkunde Richards ebenfalls zu den für Aachen bestimmten Insignien gehörten. Bock glaubt in einem merkwürdigen, mit reichen Stickereien und aufgenähten Goldschmiedearbeiten versehenen Chormantel einen Überrest dieser Gewänder erblicken zu sollen[73]. Dieser an seinem unteren Saume mit silbernen Schellchen besetzte Mantel wurde bis dahin im Münster die Cappa Leonis III. genannt. Der Grundstoff dieses Mantels besteht aus dunkelrotem Purpursamt und ist ganz mit kleinen Quadraten in Goldfäden durchwirkt. In den Quadraten sind Rosen eingestickt. Auf dem Rücken fällt eine Kapuze herunter. An dem vorderen Rande des Mantels wechseln in Vierpässen sechsblätterige Rosen von vergoldetem Silber mit Wappen ab. Diese Verbindung von Goldschmiedearbeit mit Nadelarbeit nennt Bock opus anglicanum, englische Arbeit. Das Vorhandensein der Kapuze, welche darauf hinweist, daß wir es hier mit einer sogenannten Cappa professionis zu tun haben, d. h. mit einem Mantel, wie ihn Kanoniker bei Antritt ihrer Pfründe anfertigen ließen, den sie bei feierlichen Gelegenheiten benutzten und nachher der Kirche vermachten, macht Bock selbst bedenklich gegen die Annahme, daß es sich hier um einen Krönungs-

[70] St. Beissel, Ein angebliches Königszepter im Schatz des Aachener Münsters (Zeitschr. f. christl. Kunst, 23, 1910, Sp. 87).

[71] Faymonville, a. a. O. 255 mit Abb. Bei Bock, a. a. O. S. 117 ff., als Stab des Vorsängers bezeichnet.

[72] Amtlicher Führer durch die Historische Jahrtausend-Ausstellung in Aachen 1925, 3. Aufl., Aachen 1925, 182, Nr. 61: Franz Wilhelm Freiherr von Fürth, geb. 1721, gest. 1758.

[73] Bock, a. a. O. 17 ff.

Digitized by Google

mantel handele. Eine Aufklärung erwartete schon Bock von der Deutung des mit den Rosen abwechselnden Wappens. Leider haben wir aber von diesem Wappen nur den Schild mit rotem gesticktem Grund, während das in Goldschmiedearbeit ausgeführte Wappenkleinod in allen Feldern verlorengegangen ist. Daß es ehemals vorhanden war, das beweisen die lichten Stellen, die es auf dem Schildgrunde zurückgelassen hat. Es ist eine Figur gewesen ähnlich einem H. Schon Bock hat die große Ähnlichkeit empfunden, welche zwischen diesem Zeichen und dem Wappen einer ehemals zu einem Chormantel gehörigen, jetzt im Münsterschatze allein aufbewahrten kunstvollen Agraffe besteht[74]. Ohne die Ausführungen von Bock vorher gelesen zu haben, bin ich meinerseits auch auf diese große Ähnlichkeit gestoßen. Das Wappen dieser Agraffe zeigt wie der Mantel im Schilde auf rotem Grund ein sogenanntes Mühleisen, überhöht von einem Stern[75]. Nach den Untersuchungen von Macco handelt es sich hier um den 1455 gestorbenen Kanonikus und späteren Propst von St. Adalbert Johann Schantinel oder Schanternel[76]. Er kniet auf der Agraffe vor einem heiligen Bischof, wohl St. Adalbert, und trägt einen mit einer Kapuze versehenen Mantel. Vielleicht gehören Agraffe und Mantel zusammen. Möglicherweise ist der Mantel erst nach Auflösung des Stifts St. Adalbert in den Schatz des Münsters gekommen. Doch wie dem auch sei, jedenfalls halte ich es nicht für begründet, gestützt auf die Urkunde Richards diesen seiner ganzen Art nach kirchlichen Mantel für ein deutsches Königs- und Krönungsgewand zu erklären.

So bleibt von den in der Urkunde Richards erwähnten Stücken keines, das auch nur mit einiger Sicherheit in dem Münsterschatz nachgewiesen werden könnte. Bock bringt aber noch ein weiteres Stück wenigstens indirekt mit der Stiftung Richards in Verbindung, eine kostbare, reich mit Wappen und kunstvollen Beschlägen versehene Truhe[77]. In dieser sollen die Insignien Richards nach Aachen

[74] Bock, a. a. O. S. 66.

[75] Vgl. über diese kunstvolle Mantelschließe Bock, a. a. O. 65 f.; Faymonville 242 f.; E. Redslob, Die Pluvialschließen im Domschatz zu Aachen (Aachener Kunstblätter, Heft IV—VI), Aachen 1911, 13 ff.

[76] H. F. Macco, Aachener Wappen und Genealogien, II, Aachen 1908, 108. Vgl. dazu J. G. Rey, Ein altes Nekrologium von St. Adalbert zu Aachen, ZAGV. 23, Aachen 1901, 309, 333.

[77] Bock, a. a. O. 4.

Digitized by Google

gekommen sein. Wenn nun die Insignien gar nicht nach Aachen gekommen sind, dann dürfte auch wohl die Herkunft dieser Truhe anderswo zu suchen sein, die zu Bocks Zeiten dazu gebraucht wurde, bei der Aachener Heiligtumsfahrt die großen Reliquien aus der Sakristei auf den Turm zu tragen[78]. Daß dazu früher ein anderer Kasten benutzt wurde, ist schon aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts bekannt[79]. Für die Ermittelung der Herkunft kommen künstlerische Gesichtspunkte und die auf der Truhe in Emailarbeit angebrachten Wappen in Betracht. Bock setzt die Entstehung aus künstlerischen Gründen in die Mitte des 13. Jahrhunderts nach Limoges, wo damals solche Schmelzarbeiten entstanden[80]. Auch alle anderen, die sich mit der Truhe vom kunstgeschichtlichen Standpunkte befaßt haben, erklären sie für eine französische Arbeit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Deutung der Wappen durch Bock[81] haben aus'm Weerth, Käntzeler und Beissel widersprochen[82], ohne jedoch eine befriedigende Deutung an die Stelle gesetzt zu haben. Ob diese Deutung später noch einmal gelingen wird, bleibt abzuwarten. Dann erst würde vielleicht auch ersichtlich werden, wie die Truhe nach Aachen kam. Jedenfalls liegt kein Anlaß vor, sie mit König Richard in Verbindung zu bringen.

Die Untersuchung der nach Bock in der Schatzkammer des Aachener Münsters verwahrten sogenannten Aachener Krönungs-

[78] Ebd. 1.

[79] Lateinischer Bericht in den Kapitelsprotokollen, abgedruckt bei F. K Becker, Zur kirchlichen Feier der Aachener Heiligtumsfahrt während des Mittelalters, ZAGV. 31, Aachen 1909, 170 ff., besonders 171 f.

[80] Bock, a. a. O. 1.

[81] Bock, a. a. O. 1 f., findet neunmal den Wappenschild der Grafen von Limoges, sechsmal den der Herzöge von Brabant, fünfmal den der älteren Linie der Seigneurs de Bourbon, dreimal den der Herzöge von Bourgogne aus erster Linie.

[82] E. aus'm Weerth (Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 37, 169 ff.: Krone und Kronbehälter — wahrscheinlich der beiden ersten lateinischen Kaiser flandrischen Hauses — im Dome zu Namur) deutet die rechte Hälfte des neunmal vorkommenden Wappens auf Johann von Avesnes, den Schwager Wilhelms von Holland, das sechsmal vorkommende auf Brabant, das fünfmal vorkommende auf Wilhelm von Holland, das dreimal vorkommende auf Burgund. P. St. Käntzeler (ebd. 41, Bonn 1866, 166 ff.: Die Wappen des Transportkastens im Münster zu Aachen) deutet S. 168 die andere Hälfte des neunmal vorkommenden Wappens auf die Herrschaft Tegelen und meint 168, die Truhe sei Eigentum des Königs Wilhelm von Holland oder seines Schwagers Johann von Avesnes und Hennegau gewesen. Beissel, Aachenfahrt, a. a. O. 118, bestreitet die Wappen von Wilhelm von Holland, von Brabant und Burgund und sieht in den Wappen „nur willkürlich gewählte Ornamente für eine prächtige Kiste".

Digitized by Google

insignien hat also — im Aachener Interesse sage ich leider — nichts ergeben, was die ihnen zugesprochene Bedeutung rechtfertigen könnte. Eine Zeitlang glaubte ich eine positive Begründung gefunden zu haben in einer Stelle des Berichts über die Krönung König Sigmunds, den uns Eigil von Sassen hinterlassen hat[83]. Hier heißt es, daß der König in der Albe und Chorkappe das Evangelium gelesen habe „mit der eronen of kiser Kals hupt". Im ersten Augenblick dachte ich hier den Beweis gefunden zu haben, daß die Krone der Karlsbüste getragen worden sei, aber dann erinnerte ich mich, daß ja auch von der Nürnberger Krone geglaubt und gesagt wurde, sie sei von Karls des Großen Haupt und sei in seiner Gruft gefunden worden. In der Zeit des Sigmund wurden ja fast alle einzelnen Kleinodien des Reichsschatzes mit der Person Karls in Verbindung gebracht bis herunter zu den Strümpfen. Schließlich spricht gegen die Möglichkeit, daß es sich hier um die Krone der Karlsbüste handelte, noch eine bisher nicht gewürdigte Stelle der Goldenen Bulle von 1356, wo es in dem Abschnitt der Metzer Gesetze über die Ordnung von feierlichen Reichstagen in Gegenwart des Kaisers heißt, daß unmittelbar vor dem Kurfürsten von Trier zuerst die Aachener Krone und dann die Mailänder Krone getragen werden sollen[84]. Unter dieser Aachener Krone kann nur die gewöhnlich in Aachen gebrauchte Nürnberger Krone verstanden sein, und wenn sie einfach die Aachener genannt wird, dann bestand wohl keine Gefahr, daß sie mit einer zweiten in Aachen aufbewahrten verwechselt wurde. Daraus folgt, daß schon 1356 die Krone der Karlsbüste, wenn sie damals schon in Aachen vorhanden war, nicht als Krönungskrone angesehen wurde.

Schließlich hatte ich noch eine andere Parallele ins Auge gefaßt, weil von ihr, wie ich glaubte, Licht fallen konnte auf die Bedeutung der Krone der Karlsbüste. Die neue böhmische Krone, welche Karl IV. anfertigen ließ, zierte für gewöhnlich das Haupt des heiligen Wenzel und wurde von Karl IV. nur von der Wenzelbüste entliehen, wenn Karl ihrer bedurfte, und zwar für reichen Borgzins

[83] Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund, hrsg. v. D. Kerler, 1. Abt., München 1878, 244.

[84] M. Krammer, Quellen zur Geschichte der deutschen Königswahl und des Kurfürstenkollegs, II, Leipzig und Berlin 1912, 155. In einem Holzschnitt der 1485 von Johannes Prussz zu Straßburg gedruckten deutschen Übersetzung der Goldenen Bulle (fol. 4v) ist dieser Vorgang bildlich dargestellt; vgl. Amtlicher Führer durch die historische Jahrtausend-Ausstellung in Aachen, a. a. O. C 34.

Digitized by Google

an Wenzels Kirche und Geistlichkeit[85]. Es erscheint mir tatsächlich nicht ausgeschlossen, daß die Aufbewahrung der Wenzelkrone in einem gewissen Zusammenhang mit der Aachener Karlsbüste steht, aber ich bin doch mehr und mehr geneigt, das Vorbild in der Wenzelbüste zu suchen. Denn einmal wird die Karlsbüste bei den Prozessionen des 14. Jahrhunderts noch nicht erwähnt[86] wie später, und dann spricht gegen das Vorhandensein der Karlsbüste schon vor der spätestens 1346 geschaffenen Wenzelbüste das vorwurfsvolle Schreiben Karls IV. an das Aachener Marienstift, in dem er diesem geradezu Vernachlässigung des Andenkens seines Stifters vorwirft und die jährliche Feier seines Festes ausdrücklich vorschreibt[87]. Karl IV. ist uns dagegen bekannt durch seine besondere Vorliebe und Verehrung für Reliquien im allgemeinen und Karl den Großen im besonderen. Wir wissen, daß er aus Verehrung für Karl seinen ursprünglichen Namen Wenzel mit Karl vertauschte[88], daß er im Aachener Münster 1362 den Wenzelaltar stiftete, auf dem auch Karl der Große dargestellt ist[89]. Schon 1349 übersandte ihm das Aachener Marienstift drei Zähne Karls, deren Echtheit es beglaubigte[90]. Auch auswärts verknüpfte der Kaiser kirchliche Stiftungen mit Karls Namen, so das von ihm in der Pfalz Ingelheim gegründete Augustinerkloster[91] und besonders das von ihm 1350 zu Ehren Karls in der Prager Neustadt gegründete Augustinerchorherrenkloster Karlshof[92]. Über den dem Aachener Oktogon nachgebildeten achteckigen Grundriß von Karlshof spannte der hervorragendste Baumeister dieser Zeit, Peter Parler, kühn eine gewaltige Sterngewölbekuppel. Wie sehr diese Kühnheit das Staunen der Nachwelt erregte, beweist die Sage, daß der Meister, selbst an der

[85] Th. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern, II, Stuttgart 1893, 17. Chytil, Podlaha und Vrba, Die Kroninsignien des Königreiches Böhmen (Topographie der historischen und Kunstdenkmale im Königreich Böhmen III), Prag 1912, 7, 43, 51.

[86] Vgl. Laurent, a. a. O. und oben S. 186, 195.

[87] G. Rauschen, Die Legende Karls des Großen im 11. u. 12. Jahrhundert, Leipzig 1890, 135.

[88] Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, neu bearbeitet von A. Meister, 6. Aufl., I, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1922, 615.

[89] K. Faymonville, Das Münster, a. a. O. 166 ff.

[90] Rauschen, a. a. O. 135.

[91] Ebd.

[92] Böhmer-Huber, Die Regesten des Kaiserreichs unter Karl IV. 1. Ergänzungsheft, Innsbruck 1889, nr. 6659, 6880.

Digitized by Google

Tragfähigkeit seiner Schöpfung verzweifelnd, in den Moldauwellen den Tod oder in der Flucht sein Heil gesucht habe[93]. Bei dieser ganz außergewöhnlichen Einstellung Karls IV. zum Karlskult hat es doch viel für sich, wenn er mit mehreren dieser Zeit angehörenden Aachener Karlsreliquiaren in Verbindung gebracht wurde, so mit der zierlichen gotischen Reliquienkapelle, aus der ich noch besonders den Kopf der Karlsfigur hervorhebe, und schließlich auch mit der Karlsbüste, die stilistisch und in der Haartracht mit dem Kopf der Karlsfigur der gotischen Reliquienkapelle eine große Ähnlichkeit hat[94]. Daß das Kreuz der Karlskrone mit dem der Wenzelkrone übereinstimmt, hat ja Bock, wie oben S. 194 ausgeführt wurde, bereits bemerkt.

Die Ergebnisse der vorausgehenden Untersuchung seien zum Schluß zusammengefaßt: König Richard hatte 1262 bei seinem Aufenthalt in Aachen die Absicht, im Sinne der jedenfalls damals aus der Krönungsstadt Aachen an ihn herangetragenen Wünsche die durch die Entwicklung des Wahlkönigtums in ihrer Bedeutung erschütterte deutsche Königskrönung dauernd an Aachen zu knüpfen, und zwar durch die für seinen Todesfall testamentarisch angeordnete Niederlegung seiner Königsinsignien in Aachen, deren dauernde Aufbewahrung unter genauen Vorschriften das Münsterstift, die Schöffen und die Bürgerschaft Aachens in einer Art Vertrag dem Könige offenbar gerne gleichzeitig gelobten. Bei dieser löblichen Absicht ist es indessen geblieben, und die Stadt Aachen hat von diesem Vermächtnis, soweit sich feststellen läßt, nie mehr als die noch im Archiv der Stadt ruhende Verbriefung dieser Abmachungen gesehen. Die erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zuerst durch den Erforscher der deutschen Reichskleinodien, Franz Bock, einsetzenden Bemühungen, das bisher entgegen seinem klaren Wortlaut stets irrig als Schenkung angesehene Vermächtnis in einzelnen Schatzstücken des Aachener Münsters, insbesondere in der Krone der Karlsbüste, einem Sängerstab, einem Chormantel und einer Truhe, als noch vorhanden nachzuweisen, müssen end-

[93] J. Neuwirth, Prag (Berühmte Kunststätten 8), 2. A. 1912, 41.

[94] So führt Rauschen, a. a. O. 135, unter Berufung auf Clemen die Stiftung der Büste und des Turmreliquiars auf Karl IV. zurück, und auch Beissel, Aachenfahrt, a. a. O. 96, meint, daß in dieser Annahme „ein wahrer Kern" enthalten sein könne, weil Karl IV. nach Nürnberger Chroniken aus Freude über die Geburt seines Sohnes Wenzel dem Aachener Münster soviel Gold schickte, als das Kind wog, nämlich 16 Mark.

Digitized by Google

gültig als gescheitert und aussichtslos aufgegeben werden. Bei richtiger Deutung als Vermächtnis dient die Urkunde Richards auch nicht länger als Stütze für die Behauptung, daß die Insignien Richards 1262 in Aachener Verwahrung gegeben wurden und daher im Schatz des Aachener Münsters zu suchen seien. Ist das Ergebnis der Untersuchung auch im wesentlichen negativ, so ist doch jetzt der Weg frei für eine vorurteilslose Einschätzung der lange mit König Richard in Verbindung gebrachten Schatzstücke. Für die Entwicklung des deutschen Krönungsrechts aber bleibt auch der nicht verwirklichte Plan Richards als Episode interessant, wenn auch schwerlich selbst bei seiner Ausführung die Insignien des schwachen englischen Königtums gegenüber den alten durch eine lange Tradition geheiligten ehrwürdigen Insignien sich durchgesetzt hätten.

## Urkundenbeilage.

König Richard bestimmt, daß nach seinem Tode eine Krone, königliche Gewänder, Zepter und Apfel in der Aachener Marienkirche für die Krönung der deutschen Könige niedergelegt werden und von dem Stift dieser Kirche, den Schöffen und der Bürgerschaft unter ihren Siegeln verwahrt und gehütet werden sollen. Stift, Schöffen und Bürgerschaft aber verpflichten sich, die Insignien nach den Vorschriften des Königs treu zu bewahren.

Aachen 1262.

Hic est modus et forma, sub quibus illustris Ricardus rex Alemannie filius regis Anglie, et qui ortum produxit ab Anglia, in bona prosperitate Aquis constitutus, de mera voluntate sua legavit capelle beate Marie de Aquis unam coronam auream cum rubinis, smaragdis, saffiris, margaritis et aliis preciosissimis lapidibus pulcherrime ornatam et unum par regalium vestium de armis suis cum uno sceptro et uno pomo deauratis, imperpetuum ibidem custodienda sub hac forma videlicet, quod predicta omnia signa regalia reponantur in thesauro ibidem sub custodia et sigillis prepositi, decani et capituli eiusdem loci. Statuit eciam idem rex et ordinavit, quod predicta corona et alia signa regalia sint in eadem capella sub custodia et sigillis scabinorum et sigillo communi civitatis eiusdem imperpetuum, ita quod corona predicta et alia signa regalia sint parata et prompta ad coronandum, tantummodo ibidem, omnes reges Alemannie, qui processu temporis eidem regi

Digitized by Google

succedent imperpetuum in eodem regno, et post ipsorum regum coronacionem statim ipsa corona et alia signa regalia loco reponantur quo prius imperpetuum ibidem custodienda. Statuit eciam idem rex et ordinavit de corona et aliis signis regalibus, quod ab eodem loco seu capella predicta non amoveantur nec vendantur pro aliqua necessitate urgente seu casu contingente vel alio modo quocumque pro necessitate alicuius vel aliquorum ecclesie seu civitatis eiusdem pro guerra aliqua sustinenda, nec pro rege seu aliquo de mundo alio. Quicumque autem contra hoc venerit seu ordinacionem istam vel legatum istud violare vel aliquo modo interrumpere presumpserit, maledictionem divinam, beate virginis et omnium sanctorum noscat se incursurum. In cuius rei testimonium idem rex presenti scripto sigillum suum fecit apponi. Datum Aquis anno domini millesimo ducentesimo sexagesimo secundo, regni vero nostri sexto.

Universis Christi et imperii fidelibus, ad quos presens scriptum pervenerit, prepositus, decanus et capitulum Aquenses, scabini et tota communitas civitatis eiusdem salutem in domino. Universitati vestre notum facimus per presentes nos predictos prepositum, decanum et capitulum de communi assensu nostro et nos predictos scabinos et totam communitatem civitatis bona fide et sub fidelitate, qua deo sumus astricti et imperio, pro nobis, successoribus et heredibus nostris recepisse custodiam corone, regalium sceptri et pomi, que illustris Ricardus rex Alemannie, filius regis Anglie, legavit regno Alemannie ad coronandum apud Aquis omnes reges Alemannie ei processu temporis in eodem regno succedentes, ita quod ipsis regibus coronatis statim predicta corona et alia signa regalia predicta in thesauro in predicta ecclesia de Aquis reponantur imperpetuum sub nostra successorum et heredum nostrorum custodia secundum ordinacionem ipsius regis fideliter, sicut superius scriptum est, conservanda, sic deus nos adiuvet et sancta evangelia et in fide, qua deo et beate Marie tenemur et imperio. In cuius rei testimonium tam nos prepositus, decanus et capitulum quam predicti scabini et communitas sigillum capituli nostri et sigillum communitatis civitatis eiusdem presenti scripto, ubi sigillum ipsius regis domini nostri appendet, duximus bona fide apponendum una cum sigillis nostris. Datum Aquis anno domini millesimo ducentesimo sexagesimo secundo, regni vero nostri sexto.

Ausf., Perg., Aachen: Stadtarchiv, Urkunde A. I. 9. Von den

Digitized by Google

fünf Siegeln drei in rotem Wachs an Pergamentstreifen erhalten, von denen der Stadt (3) und des Propstes (5) nur noch die Pergamentstriffel vorhanden. Das kaiserliche Siegel (1) mit der Umschrift Ricardus : dei : gracia : Romanorum : rex : semper : augustus. Das des Kapitels (2) mit der Umschrift »Sancta Mar... Aquensis, das des Dekans (4) mit der Umschrift: (S.) Garsilii dei gracia decani Aquensis. Auf der Rückseite ein Ringsiegel. Auf den 5 Pergamentstriffeln die Bezeichnungen der Siegler in folgender, der wirklichen Besiegelung nicht entsprechender Reihenfolge: Regis, capituli, civitatis, prepositi, decani.

Auf dem oberen Rande Vermerk von einer Hand des 15. Jahrhunderts: ubicumque habentur signa ponantur ornamenta.

Auf der Rückseite von einer Hand des 15. Jahrhunderts: Ex parte domini Richardi de Anglia de corona aurea et aliis preciosis pertinentes (!) ad coronacionem. Desgl.: Copiata et collacionata. —

Gedr.: Lünig, Reichsarchiv 13 ( = Pars spec. Continuacio IV, 1), p. 58, nr. 4. Quix, Geschichte der Stadt Aachen, Aachen 1840 f. (Codex diplomaticus Aquensis. p. 129, nr. 192).

Digitized by Google

# Die Feier der Hochfeste in der Stiftskirche zu Gerresheim.

Von

**Arnold Dresen.**

„Ein ungemein anschauliches Bild von der Wirklichkeitsfülle, die den mittelalterlichen Menschen umgab, eine deutliche Vorstellung von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit mittelalterlichen Lebens, vorab spezifisch religiösen Lebens, gibt — wie sonst vielleicht nur noch die Betrachtung mittelalterlicher Kunst — eine Beschäftigung mit der Liturgie dieser Zeit. Wenn wir die mittelalterliche Liturgie mit der heutigen vergleichen, so erscheint sie uns wie eine üppige Wiese in der Frühlingsblüte gegenüber einem wohlgepflegten Garten"[1]. Das gilt namentlich von jenem Teil der Liturgie, der das Kirchenjahr umfaßt. Die Zahl der kirchlichen Feste, die auch als bürgerliche Ruhetage zu gelten hatten, war während des Hochmittelalters in einzelnen deutschen Diözesen so groß, daß sie die der 52 Sonntage überstieg. Mannigfaltig und bunt, lebensvoll und volkstümlich zugleich war die Art ihrer Feier. Am glänzendsten wurden sie naturgemäß in Kathedral-, Kloster- und Stiftskirchen begangen.

Über die gottesdienstlichen Verhältnisse in der Stiftskirche zu Gerresheim sind wir ziemlich genau unterrichtet durch die liturgischen Bücher, die sich erhalten haben. Das Düsseldorfer Staatsarchiv bewahrt einen Kodex[2], den der Gerresheimer Stiftskanonikus Johannes Knipping (1445—1490) zusammengebunden und zum kleinen Teil selbst geschrieben hat. An liturgischen Stücken enthält dieser Sammelband außer zwei Kalendarien[3] des 14. Jahrhunderts (fol. 2—7r und 83—94) und einem Martyrologium (fol. 8 bis 54) vor allem zwei Ordinarien des 14. Jahrhunderts. Der eine (fol. 133—159) gibt in möglichster Kürze unter Bezeichnung der Anfangsworte aller liturgischen Texte die Messe und das Offizium

[1] Robert Stroppel, Liturgie und geistliche Dichtung zwischen 1050 u. 1300. Mit besonderer Berücksichtigung der Messe und Tagzeitenliturgie. Deutsche Forschungen, Frankfurt 1927, 5.

[2] Stift Gerresheim. Rep. u. Hs. Nr. 3.

[3] Das erste Kalendarium ist gedruckt in: Georg Zilliken, Der Kölner Festkalender. Bonner Jahrbücher, Heft 119.

[4] Gedruckt in: Kessel, Der selige Gerrich, Düsseldorf 1877, 197—210.

Digitized by Google

für die Tage des Kirchenjahres an; der andere Ordinarius[4] (fol. 160 bis 164) beschreibt der Hauptsache nach in ausführlicher Weise die Prozessionsordnung von Lichtmeß bis zum St.-Michaels-Feste.

Die zweite liturgische Quelle fließt in einem von demselben Kanonikus Knipping dem Gerresheimer Stift geschenkten Kodex des 15. Jahrhunderts, der in der Landes- und Stadtbibliothek zu Düsseldorf aufbewahrt wird (C 50). Neben dem Kölner Meßordinarius (fol. 2—39) kommen hier folgende Stücke in Betracht: De modo thurificandi et in quibus festis thurificetur in saeculari ecclesia Gerishemensi (fol. 55—64); de ordinatione et celebratione aliquarum missarum (fol. 64r—66); in quibus festis ministratur ad altare (fol. 66r) und ordo ad levandam crucem in nocte Paschae secundum ordinem ecclesiae Gerisheimensis (fol. 73—73r).

Geben uns die bisher angeführten Quellen die Richtlinien für den stiftischen Gottesdienst während des Spätmittelalters (13.—16. Jahrhundert) an die Hand, so führen uns drei neuere, fast gleichlautende Ordinarien in die nachmittelalterliche Zeit bis in die Tage der Aufhebung des Stiftes Gerresheim (17.—19. Jahrhundert). Der erste[5] umfaßt 25 Seiten in Quartformat und ist geschrieben zwischen 1685 und 1692; der zweite trägt die Aufschrift: Direktorium, Nachricht über den Ritus hiesiger Stiftskirchen wie auch über die Memorien und Anniversarien[6]. Er ist eine Abschrift des vorgenannten Ordo und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Ein drittes, dem zweiten gleichalteriges Direktorium (Gottesdienstordnung) befindet sich im Besitz der Pfarrkirche zu Gerresheim.

Über die Zahl der gebotenen Feiertage im Stift zu Gerresheim geben uns die Kalendarien Auskunft. Das älteste, allem Anschein nach im Anfang des 14. Jahrhunderts geschrieben, weist deren 44 auf, eingeschlossen 2 Lokalfeste. Nach Monaten geordnet, sind es folgende. Im Januar: Beschneidung des Herrn, Epiphanie, Agnes, Pauli Bekehrung; im Februar: Lichtmeß, Petri Stuhlfeier, Matthias; im März: Mariä Verkündigung; im April: Letania maior am Markustage; im Mai: Philippus und Jakobus, Kreuz Erfindung; im Juni: Geburt des Johannes, Peter und Paul; im Juli: Jakobus; im August: Petri Kettenfeier, Laurentius, Hippolytus (Patron), Mariä Himmelfahrt, Bartholomäus, Johannes' Enthauptung; im September: Mariä Geburt,

[5] Düsseldorfer Staatsarchiv, Stift Gerresheim, Rep. u. Hs. 4d, 1—25.
[6] Düsseldorfer Staatsarchiv, Stift Gerresheim, Rep. u. Hs. 4e.

Digitized by Google

Kreuzerhöhung, Lambertus, Matthäus, Mauritius, Kosmas und Damianus, Michael; im Oktober: Gereon, Ankunft von Reliquien des hl. Gereon in Gerresheim, 11 000 Jungfrauen, Severin, Simon und Juda; im November: Allerheiligen, Martinus, Kunibert, Cäcilia, Katharina, Andreas; im Dezember: Nikolaus, Thomas, Weihnachten, Stephanus, Johannes Ev., Unschuldige Kinder.

Die Zahl der Festtage ist im zweiten Kalendarium, dessen Entstehung wohl um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzen ist, auf 47 gestiegen. Neu hinzugekommen sind im Juli: Margareta, Magdalena und Pantaleon, im Oktober Lukas. Ausgeschieden ist das Lokalfest: Ankunft der Gereonsreliquien.

Das Verzeichnis der Feste deckt sich übrigens genau mit dem, das die Provinzialsynode von 1308 für die Erzdiözese Köln aufgestellt hat[7]. Noch zahlreicher waren in der Stiftskirche zu Gerresheim die Festtage, die durch Beweihräucherung (Thurifikation) in den beiden Vespern während des gemeinsamen Chorgebetes ausgezeichnet wurden. Sie zählten im 15. Jahrhundert fünfzig, worunter sich allerdings vier Sonntage befanden.

Eine besonders große Feierlichkeit, die einem Kirchenfeste in der Liturgie zuteil werden kann, ist die Ministration beim Hochamte. Levitenämter wurden in der Stiftskirche zu Gerresheim an folgenden 24 Tagen gehalten[8]: Weihnachten, Johannes Ev., Beschneidung, Epiphanie, Lichtmeß, Palmsonntag, Karfreitag, Ostern, Osteroktav, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Pfingstoktav, Fronleichnam, Dreifaltigkeit, Mariä Heimsuchung, Hippolytus, Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt, Michael, Gereon und Viktor, 11 000 Jungfrauen, Allerheiligen, Katharina und Mariä Empfängnis.

Aus der Reihe dieser Feste seien für eine ausführliche Beschreibung diejenigen ausgewählt, die nicht nur mit möglichst glanzvollem Gottesdienst in der Stiftskirche begangen wurden, sondern auch von sinnigen Gewohnheiten und Gebräuchen und festlichen Feiern im Stift selbst begleitet waren. Es sind dies: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Gottestracht, St. Hippolytus (Patrozinium) und St. Michael (Kirchweihfest).

[7] Heinrich Kellner, Heortologie[2], Freiburg 1911, 18.

[8] Vergleichshalber sei erwähnt, daß für den Dom zu Münster im Jahre 1302 fünfzehn Feste hervorgehoben werden, bei denen größere kirchliche Pracht entfaltet werden sollte. Vgl. Richard Stapper, Die Feier des Kirchenjahres an der Kathedrale von Münster im hohen Mittelalter, Münster 1916, 34.

Digitized by Google

## Weihnachten.

Um ½3 Uhr läuten die Glocken zur Mette. Der Konvent zieht mit brennenden Kerzen ins Münster. Die Matutin beginnt. Die Stiftsfrauen singen sie heute in festlicher Weise. Vor dem Tedeum wird vom ältesten Kanoniker das erste Weihnachtshochamt unter Begleitung des Chores gehalten. Es schließt sich der Gesang des Geschlechtsregisters Jesu nach Matthäus[9] unmittelbar an. Vier Kanoniker, die an der Evangelienseite stehen, wechseln ab. Dabei hält der Küster eine dreiarmige brennende Kerze. Jetzt erst wird von der Vorsängerin[10] das Tedeum feierlich angestimmt, während die Orgel einsetzt und alle Glocken läuten. Es folgen die Laudes. Inzwischen zelebriert der eine oder andere Priester seine Weihnachtsmesse. Bei anbrechender Morgenröte oder, wie der Ordo des 14. Jahrhunderts sagt, in ortu diei beginnt das zweite Hochamt. Der Hebdomadar hält es. Während der Messe wird die Kommunion ausgeteilt. Es folgen die Horen. Nach der Sext liest ein Vikar auf dem Jungfernchor eine heilige Messe.

Das dritte Hochamt (summum sacrum) wird mit Ministration besonders feierlich gehalten. Ihm geht, wenn Weihnachten auf einen Sonntag fällt, eine Reliquienprozession vorauf, die unter Absingung weihnachtlicher Gesänge um den Kirchhof zieht.

Beim Eintritt in das Münster wird das Responsorium „Verbum factum est ..." angestimmt. Während man das Finale „Et vidimus ..." wiederholt, betritt man das Chor.

Der Eingang des dritten Hochamtes zeichnet sich dadurch besonders aus, daß, wie der Ordo des 14. Jahrhunderts kündet, ein Weihnachtstropus, d. h. ein Einschaltungssatz, in den Introitus eingefügt ist[11]. Sechs weibliche Scholaren oder Kanonissen haben sich in die Rollen geteilt. Vier beginnen: „Hodie cantandus est ..."

[9] Dieser Brauch, bereits für das 11. Jahrhundert bezeugt, fand sich, wie in andern deutschen Kirchen, so auch in der Kathedrale zu Münster. Vgl. Stapper, a. a. O. 68.

[10] Nur in der ersten liturgischen Periode von Stift Gerresheim, also bis zum 16. Jahrhundert, tritt die Vorsängerin (cantrix) auf, eine Kanonisse oder Scholarin.

[11] Es ist der berühmte Tropus des Tuotilo von St. Gallen († 898). Sein ganzer Wortlaut heißt: Hodie cantandus est nobis puer, quem gignebat ineffabiliter ante tempora pater et eundem sub tempore generavit inclita mater. (Interrogatio.) Quis est iste puer quem magnis praeconiis dignum vociferatis? Dicite nobis, ut collaudatores esse possimus. (Responsio:) Hic enim est quem praesagus et electus symmista (hymnista) dei ad terras venturum praevidens longe ante praenotavit sicque praedixit. Puer natus est nobis et filius datus est nobis absque nascentium ordine

Digitized by Google

Zwei andere, die am Lesepult stehen, setzen fragend ein: „Quis est iste puer ..." Jene vier antworten: „Hic enim est ..." Die andern zwei fahren fort: „Quem ..." So wird der Weihnachtsfestgedanke in einer Form, die ein wirklich dramatisches Gepräge trägt, durch Wechselgesang zum Ausdruck gebracht. Hier liegen wohl die Anfänge der mittelalterlichen Weihnachts- und Krippenspiele.

Auch die Nachmittagsvesper am Christtage wird feierlich gehalten. Die Beräucherung beim Magnifikat geschieht folgendermaßen: Der Priester inzensiert zuerst den Hochaltar, dann die Reliquien zur rechten, linken Seite und bei den Chorstühlen, darauf das Grab des seligen Gerrich[12]. Schließlich begibt er sich zum Jungfernchor[12a], inzensiert den dort befindlichen Altar St. Johann Baptist, alsdann die Stiftsfrauen, die Äbtissin in dreimaligem, die Kanonissen in zweimaligem Zuge. Nach dem Magnifikat und der folgenden Oration des Priesters steigen die Stiftsdamen von ihrem Chor herunter und stellen sich vor dem Gerrikusgrab auf. Sie singen die Antiphon des hl. Stephanus. Währenddessen begibt sich der Priester von der Mitte zum Petrusaltar, der an der Epistelseite des Münsters steht. Er singt die Oration des hl. Stephanus. Nach dem Gesang der Antiphon „Verbum caro factum est" und der folgenden Oration folgt nun ein eigenartiger sinnvoller Weihnachtsbrauch. Der diensttuende Kanonikus legt den Chormantel ab und nimmt, während Weihnachtslieder gesungen werden, eine Verteilung von Pfefferkuchen vor. Zuerst begibt er sich zum Frauenchor und übergibt der Äbtissin ein Stück Kuchen. Der Küster bietet einen Becher Wein an. Dasselbe geschieht sodann unter dem Frauenchörchen an die dort versammelten Kanonissen, Kanoniker, Vikare, Sänger und Chorknaben. Der Gesang der Komplet

procreatus de virgine sine viri semine. Vgl. Blume, Analecta hymnica 49, Leipzig 1906, und P. Wagner, Ursprung und Entwicklung der liturgischen Gesangesformen[3], Leipzig 1911, 277. — Bis zu welcher Zeit der Tropus in Gerresheim gesungen worden ist, läßt sich leider nicht feststellen.

[12] Dieses Grab befand sich ursprünglich in der südlich von der Stiftskirche einige Meter entfernt gelegenen Pfarrkirche, die bis zum 15. Jahrhundert auch capella b. Gerici genannt wird. Im 14. Jahrhundert wurde ein neues Grabmonument in der Stiftskirche errichtet, das heute noch steht. Die Gebeine des Seligen wurden hierhin übertragen, translatio b. Gerici genannt, am 15. bzw. 23. September jährlich gefeiert. Vgl. A. Dresen, Memorien des Stiftes Gerresheim, Düsseldorfer Jahrbuch 1928, 173.

[12a] Das Jungfernchor (Kanonissen- oder Frauenchor) befand sich auf einer Empore an der Evangelienseite der Stiftskirche.



Digitized by Google

beschließt die Weihnachtsbescherung. Die Spendung von Kuchen und Wein wiederholt sich in derselben Weise an den Beifesten von Weihnachten (Stephanus, Johannes und Unschuldige Kinder). Während sie aber am letzten Tage vom Präsenzmeister bestritten wird, geht sie an den drei vorhergehenden auf Kosten der Stiftskellnerei. Diese letztere Spende trägt den Namen „die Behmvoll"[13]. Am Stephanstage gibt die Äbtissin ein Festessen für sämtliche Kapitulare[14]. Daß die Feier der Weihnachtstage im Stift zu Gerresheim eine recht eindrucksvolle gewesen ist, scheint der Satz anzudeuten, der in deutschen Worten den lateinischen Text der Gottesdienstordnung des 17. Jahrhunderts beschließt. Er sagt mit einem gewissen wehmutsvollen Unterton: „Es seynd die Feyertäg umb."

## Ostern.

Der Ostergottesdienst beginnt in aller Frühe. Um 2 Uhr wecken die Juden, d. h. die Gerresheimer Leute, die in der Rolle der Juden das heilige Grab bewacht haben[15], den Küster. Dieser weckt ½3 Uhr die Stiftsinsassen. Um 3 Uhr ist der ganze Konvent versammelt. Alle erhalten eine Kerze. Jede Kerze ist eine Elle lang. Die Kerze der Äbtissin wiegt ¼ Pfund. Mit Kreuz, Weihrauchfässern, zwei Fähnlein und Lichtern setzt sich der Zug in Bewegung. Man begibt sich zum heiligen Grab und erhebt nach Beräucherung und Besprengung das dort ruhende Kreuz. Man betet dabei mit gedämpfter Stimme: „Christus resurgens ...", „Christus, von den Toten auferstanden, stirbt nicht mehr." Nun zieht man mit dem

[13] Allem Anschein nach ist „Behmvoll" eine im Volksmund verdorbene Form des lateinischen Wortes „benevolentia" = Wohlwollen. Auch im Dom zu Münster gab es, wie Prof. Dr. Stapper gütigst mitteilt, manche Bezeichnungen, die aus verdorbenem Deutsch-Latein gebildet waren.

[14] Die Äbtissin war verpflichtet, sechsmal im Jahre ein Kapitularessen zu geben, und zwar an folgenden Tagen: Ostermontag, Pfingstmontag, Fronleichnam, Mariä Himmelfahrt, St. Hippolytus und Stephanus. In der Zeit vor 1590 soll es, wie in den Visitationsprotokollen 1669 behauptet wird, sechzehn sog. Küchenfeste gegeben haben. In den Direktorien des 17. u. 18. Jahrhunderts werden die Küchenfeste an fünf Stellen „Schnarckfeste" genannt. Die Deutung dieses Wortes widersetzt sich bisher allen Erklärungsversuchen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine scherzhafte Gelegenheitsbildung.

[15] Noch zur Zeit der Aufhebung des Stiftes Gerresheim bestand dieser Brauch, wie folgender Ausgabeposten in der Kellnereirechnung des Jahres 1804/05 fol. 7 beweist: „Den sogenannten 17 Juden, jedem ein gestrichen Becher Erbsen, so das Ostergrab bewachen."

Digitized by Google

Kreuze in feierlicher Prozession dreimal um das Grab und dann um die Stiftskirche und singt dabei die Antiphon, die des trostvollen Hinabsteigens Christi in die Vorhölle gedenkt. „Cum rex gloriae ...", „Als Christus, der König der Herrlichkeit, siegreich in die Unterwelt einzog ..". Sobald man auf dem Chor ankommt, wird das Kreuz, mit einem purpurnen Tuch bedeckt, vor dem Hochaltar aufgestellt[16]. Hierauf wird von den Kanonissen die Matutin gesungen.

Vor dem Tedeum findet in höchst dramatischer Weise die visitatio sepulchri, der Besuch des heiligen Grabes, statt[17]. Zunächst begeben sich zwei Kleriker, angetan mit den Dalmatikgewändern der Diakone, die die Engel darstellen sollen, zum Grabe und lassen sich dort nieder, der eine zu Häupten, der andere zu Füßen. Zwei andere Kleriker in der Rolle der beiden Apostel Petrus und Johannes stellen sich auf der rechten Seite vor das Chorgestühl. Die Kanonissen haben sich inzwischen unter dem Frauenchor versammelt. Von hier zieht zuerst die jugendliche Schar der weiblichen Scholaren und angehenden Stiftsfräulein in langsamem Schritt zum Kreuze hin. Sie singen die Antiphon: „Angelus autem ...", „Ein Engel des Herrn stieg vom Himmel, trat hinzu, wälzte den Stein vom Grabe und setzte sich darauf ..." Sie stellen sich auf die andere Seite, den Klerikern gegenüber. Währenddessen ziehen die Reihen der Stiftsfräulein durch die nordwärts gelegene St.-Severins-Tür ins Münster ein. Unter dem Gesang: „Erat autem ..." „Sein Aussehen war wie der Blitz und sein Gewand wie der Schnee ..." nähern sie sich ebenfalls dem Grabe. Zwei Kanonissen, denen die Rolle der frommen Frauen zugewiesen ist, sind beim Eintritt ins Münster unter dem Nikolauschörchen zurückgeblieben und warten hier. Jetzt singen die Kanoniker: „Et valde mane ...", „Und in aller Frühe, am ersten Tage nach dem Sabbathe, da eben die Sonne aufgegangen, kommen sie zum Grabe ..." Die Stiftsdamen sind unterdessen am Grabe angelangt. Eine von

[16] Im 17. Jahrhundert auf das Grab des seligen Gerrikus gelegt.

[17] G. Milchsack, Die Oster- und Passionsspiele, Wolfenbüttel 1880, 127—135, hat einige Ordines der visitatio sepulchri und elevatio crucis gedruckt. Andere vom 11. Jahrhundert an, die noch die ursprüngliche einfache Form zeigen, finden sich bei C. Lange, Die lateinischen Osterfeiern, München 1887, 20—75. Seite 35 ist eine kölnische des 13. Jahrhunderts und Seite 36 zwei kölnische aus Antiphonarien des 18. Jahrhunderts gedruckt. Vgl. auch E. Michael, Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert an bis zum Ausgang des Mittelalters, Freiburg 1906, 4, 400 ff.

Digitized by Google

ihnen stimmt, während die übrigen einsetzen, die Antiphon an: „Maria Magdalena ...", „Maria Magdalena und die andere Maria kamen zur Morgendämmerung mit Spezereien und suchten den Herrn im Grab." Noch ist ihr Gesang nicht verklungen, da nahen sich jene beiden Frauen in langsamem Schritt. Sie tragen Weihrauchfässer in den Händen. Ehe sie sich anschicken, zum heiligen Grabe hinzutreten, beginnen sie leise: „Quis revolvet nobis lapidem ...", „Wer wird den Stein uns von der Öffnung wälzen, den wir das heilige Grab hier decken sehen?" Als Antwort erschallt aus dem Grabe die Stimme der Engel: „Quem quaeritis ...", „Wen sucht ihr, o Frauen, in diesem Grabeshügel unter Zittern und Weinen?" „Jesum crucifixum ...", „Jesum, der gekreuzigt war, den suchen wir", lautet als Entgegnung der Gesang der Marien. „Non est hic ...", „Nicht hier ist, den ihr sucht", ertönt es aus dem Grabe. „Geht hurtig und kündet den Jüngern und zumal dem Petrus, daß Jesus auferstanden." Nun treten die beiden Marien einzeln zum Grabe hin, beweihräuchern es und gehen zur Mitte zurück. Währenddessen singt der Chor der Frauen: „Ad monumentum venimus gementes ...", „Wir kamen zum Grabe, doch da haben wir des Herrn Engel sitzen sehen, der uns verkündet, daß Jesus auferstanden sei." Schon vorher haben sich die beiden Kanoniker, die Petrus und Johannes darstellen, still unter das Nikolauschörchen zurückgezogen. Sie kommen jetzt bis zur Mitte des Münsters. Der Chor singt: „Currebant duo similiter ...", „Es liefen beide zugleich, doch jener andere Jünger eilte voraus und kam zuerst zum Grabe." Voran schreitet Johannes, Petrus folgt langsamer, so daß Johannes früher beim Grabe eintrifft. Doch er bleibt stehen, Petrus geht zuerst hinein. Da halten die Engel das Schweißtuch und die Leinentücher empor und singen dabei: „Venite et videte ...", „Kommt und seht den Ort, wo der Herr gelegen war. Alleluja[18]."

[18] Im 17. Jahrhundert ist hier folgende Änderung des Ritus eingetreten: Es wird das Schweißtuch von einem Engel den beiden Aposteln gereicht. Diese halten es in den Händen, während die heute noch gebräuchliche Ostersequenz „Victimae paschali laudes ...", „Dem Osterlamm mögen die Christen ...", angestimmt und bis zu den Worten gesungen wird: „Dic nobis Maria ...", „Sag uns Maria ...". Darauf geben die beiden Apostel als Antwort: „Sepulchrum Christi ...", „Das Grabmal Christi ..." Zum zweiten Male geschieht die Aufforderung: „Dic nobis Maria ...", und es erfolgt die Antwort: „Angelicos textes sudarium et vestes". „Engel als Zeugen, sein Schweißtuch und Linnen". Hierbei wird das Tuch dem Volke gezeigt. Darauf folgt die Prozession zum Hauptaltar, wo mit Tedeum die Feier geschlossen wird.

Digitized by Google

Nun stellen sich alle Kanonissen vor dem Hauptaltare auf. Die Kleriker aber heben das Kruzifix empor, entblößen es von dem purpurenen Tuche bis an die Brust und singen dreimal die Antiphon: „Christus dominus surrexit", „Christus der Herr ist erstanden", erst mit tiefer Stimme, dann höher und zuletzt ganz hoch. Die Kanonissen antworten jedesmal in gleicher Tonlage: „Deo gratias." Und wie das letzte Deo gratias im Munde der Stiftsfrauen verklungen, kommt das anwesende Volk an die Reihe, seiner Osterfreude Ausdruck zu verleihen. Das alte deutsche kräftige Auferstehungslied: „Christ is instanden van der doit", „Christ ist erstanden von dem Tod", braust alsbald mächtig durch die weiten Hallen des Münsters. Ein freudiges Tedeum aus dem Munde der Kanoniker und Kanonissen beschließt die Auferstehungsfeier. Es läuten die Morgenglocken.

Der Meßopferdienst am Ostertage ist ebenfalls von vielen Feierlichkeiten umgeben. Auf dem Jungfernchor wird heute eine heilige Messe gelesen. Die Frühmesse findet zu gewohnter Zeit am Primeßaltar statt. Nach der Non beginnt das Hochamt mit der Austeilung des Weihwassers unter dem Gesang des österlichen „Vidi aquam ..." Hieran schließt sich unmittelbar eine Prozession zur Pfarrkirche[19] an. Beim Auszuge aus der Stiftskirche stimmt die Sängerin die Antiphon „Cum rex gloriae ..." an. Es folgt der bekannte Festhymnus des Venantius Fortunatus: „Salve festa dies, toto venerabilis aevo, Qua deus infernum vicit et astra tenet"[20]. In der Pfarrkirche angekommen, stellen sich zwei Kanonissen zur Mitte und singen aus einem Buche, das ihnen die Vorleserin (lectrix) hält, die letzten Verse. Alsdann zieht die Prozession über den Marktplatz zurück und betritt die Vorhalle (paradysus) der Stiftskirche[21]. Sie macht vor dem Kreuze halt. Wie zur Erinnerung an die Visitatio sepulchri vom frühen Morgen singt man: „Sedit angelus ad sepulchrum Domini stola claritatis coopertus.

[19] Die Pfarrkirche, 1142 eingeweiht, trug ursprünglich den Namen des seligen Gerrich. Seit dessen Übertragung in die Stiftskirche (14. Jahrhundert) nahm sie das Patronat der hl. Margareta an. 1892 wurde sie abgerissen. Näheres: A. Dresen, Grab und Kapelle des sel. Gerrikus in Gerresheim. Bergisch-Jülichsche Geschichtsblätter. 1929, 9—10.

[20] Dreves-Blume, Analecta hymnica 50, 79.

[21] Eine im Jahre 1676 abgefaßte Beschreibung sagt von der Gerresheimer Stiftskirche: Die Basilika hatte in alter Zeit ein Atrium oder Vestibulum, das aus Bogen und Säulengängen bestand. München, Staatsbibliothek, Redinghovensche Sammlung, Band 20, fol. 38 ff.

Digitized by Google

Videntes eum mulieres nimio terrore perterritae astiterunt a longe. Tunc locutus est angelus et dixit eis: Nolite metuere; dico vobis quia ille, quem quaeritis mortuum iam vivit et vita hominum cum eo surrexit. Alleluja." Die Stiftsfrauen fahren fort: „Crucifixum in carne laudate et sepultum vos glorificate, resurgentemque a morte adorate." Die Kanoniker schließen mit dem Verse: „Recordamini, quoniam praedixit, quia oportet filium hominis crucifigi et tertia die a morte suscitari. Alleluja"[22].

Die Prozession findet in derselben Weise und mit fast den nämlichen Gesängen noch im 18. Jahrhundert statt, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie jetzt eine sakramentale geworden ist. Nunmehr wird viermal der Segen mit dem Hochwürdigsten gegeben, und zwar zunächst in der Stiftskirche vor dem Auszuge, sodann bei der Ankunft in der Pfarrkirche, weiterhin bei der Rückkehr am Kreuzaltar der Stiftskirche und zuletzt am Hauptaltar zum Schluß des Hochamtes.

Während des Evangeliums beim feierlichen levitierten Hochamte hält der Küster eine doppelarmige brennende Kerze. Nach dem Evangelium bietet der Diakon zuerst dem Zelebranten das Missale zum Kusse an. Dann nimmt er das alte silberbeschlagene Buch vom Hochaltar, steigt hinauf zum Jungfernchor und reicht es den einzelnen Kanonissen in der Reihenfolge ihres Alters zum Kusse hin.

Die Vesper[23] am Ostersonntage hat die Eigenart, daß sie auf drei Stationen verteilt wird[24]. Es werden zunächst von den Kanonissen auf dem Jungfernchor nur die drei ersten Psalmen: „Dixit Dominus," „Confitebor" und „Beatus vir" gesungen. Dann folgt die Antiphon „Ecce haec dies" und das Magnifikat mit feierlicher Inzensation. Der Priester singt die erste Kollekte und „Benedicamus Domino Alleluja" vor dem Hochaltar. Nun steigen die Kanonissen von ihrem Chor herunter, stellen sich beim Grabmonument des sel. Gerrikus auf. Sie stimmen hier den vierten Psalm „Laudate pueri", die Antiphon „Ecce haec dies ..." und zum zweiten Male

[22] Text nach Stapper, a. a. O. 89.

[23] Im 17. Jahrhundert fand um 1 Uhr eine Festpredigt und um 2 Uhr die Vesper statt.

[24] Die eigentümliche Art stammt aus römischem Brauch, ist mit dem Gregorianum fast in allen Kirchen des Frankenreiches eingeführt und hat sich hier länger als in Rom selbst erhalten. „Sie sollte die Erinnerung an die Taufgnade unter den Gläubigen wachhalten und insbesondere die Neugetauften zu Gebeten der Danksagung versammeln." Vgl. Stapper 90.

Digitized by Google

das Magnifikat an. Beim Inzens werden auch sie diesmal beräuchert. Nachdem der Priester die zweite Kollekte gesungen, ziehen die Kanonissen hinter dem Priester mit Kreuz und Kerze[25] zur Pfarrkirche und stellen sich vor dem Taufbrunnen auf. Es folgt hier der Gesang des 5. Psalmes „In exitu", und dann wird zum drittenmal das Magnifikat angestimmt. Der Priester inzensiert der Reihe nach den Hauptaltar, das Allerheiligste[26], den Taufbrunnen, die Kanonissen und den Klerus und singt vor dem Taufbrunnen die dritte Kollekte.

Nun kehrt die Prozession unter dem Gesang des „Recordamini"[27] zur Stiftskirche zurück und macht vor dem Kreuzaltar halt. Der Priester beschließt mit der Kollekte vom heiligen Kreuz, „Gregem tuum", und dem „Benedicamus domino, alleluja" die Feier.

Diese Art[28] der Vesper wird die ganze Osterwoche hindurch bis zum Samstag ausschließlich beibehalten[29].

## Pfingsten.

Pfingsten, das dritte Hochfest des Kirchenjahres, kann an Reichtum kirchlicher Zeremonien und volkstümlicher Bräuche mit den beiden ersten nicht konkurrieren. Das liegt in seinem Gegenstand selbst begründet. Seine Liturgie ist daher weniger mannigfaltig.

Am Vigiltage singen die Kanonissen um 8 Uhr sämtliche Horen. Danach tritt der Priester im Chormantel zum Altare. Es beginnt die Lesung der Prophetien, in die sich Kanoniker und Vikare teilen. Alsdann zieht eine Prozession unter dem Gesang der gereimten Litanei „Rex sanctorum angelorum" zur Taufwasserweihe in die Pfarrkirche. Nach der Weihe kehrt man ohne Gesang in die Stiftskirche zurück. Hier beginnt das Hochamt mit dem Kyrie paschale.

Bei der ersten Vesper des Pfingstfestes wird der noch heute

[25] Ursprünglich beteiligten sich an dieser Prozession die Neugetauften bzw. ihre Paten mit brennenden Kerzen.

[26] Nach dem Ordo des 17. Jahrhunderts wird zuerst das Allerheiligste und dann der Altar inzensiert.

[27] Im 17. Jahrhundert wurde das Responsorium „Christus resurgens" gesungen, das bei der Erhebung des Kreuzes aus dem Grabe rezitiert worden war.

[28] Noch im 17. Jahrhundert ist sie geübt, nur hat man jetzt anstatt der Dreiteilung eine Zweiteilung der Vesper.

[29] In jüngerer Zeit fand während der drei Ostertage die Feier des 40stündigen Gebetes statt (Ordo des 17. Jahrhunderts).

Digitized by Google

übliche, von Rabanus Maurus verfaßte Hymnus „Veni creator Spiritus" gesungen. Am Festtage selbst liest nach der Sext der Vikar des Altars auf dem Jungfernchor eine stille heilige Messe. Während derselben gehen Äbtissin und Kanonissen zur heiligen Kommunion[30].

Vor dem Hochamt findet die Austeilung des Weihwassers statt. Es werden zuerst die Stellen besprengt, die auch beweihräuchert zu werden pflegen, sodann die Kanonissen, darauf die gewöhnlichen Leute und zuletzt die Äbtissin in ihrer Kapelle. Hieran schließt sich eine Prozession an, die unter Absingung der Osterantiphon „Cum rex gloriae" und des Hymnus „Salve festa dies" um den Kirchhof in die Pfarrkirche einzieht und über den Markt zur Stiftskirche zurückkehrt. Es folgt das feierliche Levitenhochamt[31].

Bemerkenswert ist, daß auch am Oktavtag von Pfingsten Messe und Offizium vom ersten Pfingsttage wiederholt wurde. Das Dreifaltigkeitsfest wurde in Gerresheim bis mindestens ins 15. Jahrhundert hinein nicht wie heute am ersten, sondern am zweiten Sonntage nach Pfingsten gefeiert[32].

## Fronleichnam und Gottestracht.

Das Fronleichnamsfest, das erst im 13. Jahrhundert aufkam, hat in der Stiftskirche zu Gerresheim früh Eingang gefunden. Der Ordo des 14. Jahrhunderts erwähnt schon die Sakramentsprozession, die damals um den Markt stattfand. In späterer Zeit, etwa vom 16. Jahrhundert an, wurde die feierliche Verehrung des Sakraments bereits zur Vesper des Vorabends begonnen. Es wird das Allerheiligste ausgesetzt, unter dem Gesang des „Tantum ergo" der Segen gegeben, die Vesper gesungen und zum Schluß unter Ab-

[30] Die gemeinschaftliche heilige Kommunion der Äbtissin und Kanonissen geschah fünfmal im Jahre und zwar an folgenden Tagen: St. Stephanus, Gründonnerstag, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen. „Der Empfang der heiligen Kommunion beschränkte sich auch in Frauenklöstern auf die heiligen Zeiten; die Kanonissen des Stiftes Weihenberg (Bistum Augsburg) gingen 1340 zo den vier hochziten zo gottes tisch." S. Fr. Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte. I, Freiburg 1928, 548.

[31] Im 17. Jahrhundert mit Aussetzung des hochwürdigsten Gutes.

[32] Noch im 15. Jahrhundert heißt es: „Am Sonntag nach Fronleichnam wird das Fest Trinitatis gehalten." Auf die Eigenart der Feier des Dreifaltigkeitsfestes in der Kölner Kirchenprovinz hat m. W. zuerst Stapper aufmerksam gemacht. Vgl. Stapper 24 u. 95.

Digitized by Google

singung von „Genitori genitoque" nochmals der Segen erteilt. Diese Ordnung galt für die ganze Oktav.

Das Fronleichnamsfest selbst wird mit sakramentalem Segen vor den Horen um 8 Uhr eröffnet. Nach der Non zieht die Prozession mit dem Allerheiligsten durch die Stadt. Nach der Rückkehr beginnt in der Stiftskirche das levitierte Hochamt. Während der Sequenz „Lauda Sion" intoniert der Celebrans mit seinen Leviten dreimal den Vers „Ecce panis angelorum" und gibt den Segen, der zum Schluß des Hochamtes wiederholt wird.

Die glanzvolle Entfaltung der Fronleichnamsprozession wurde dadurch behindert, daß in Gerresheim wie auch anderswo die sog. Gottestracht unmittelbar folgte, die wegen ihrer lokalen Eigenart meist mit viel größerer Anteilnahme und Pracht gefeiert wurde[33]. In Gerresheim wurde die Gottestracht, weithin als Blutkirmes bekannt, am Sonntag nach Fronleichnam gehalten. Viele fromme Wallfahrer, einzelne und in Prozessionen[34], fanden sich an diesem Tage ein. In aller Frühe, zwischen 4 und 5 Uhr, wird das Münster geöffnet, ½6 Uhr den Gläubigen vom diensttuenden Priester die Blutreliquie[35] zum Kusse gereicht, um 8 Uhr der erste Segen erteilt. Die große feierliche Prozession[36] findet an diesem Tage nach dem levitierten Segenshochamt statt. Man zieht durch das sog. „steinerne Tor" bis zur Kapelle. Dort singt der Diakon den Anfang des Johannesevangeliums. Es folgt eine Predigt[37], währenddessen eine Messe gelesen wird. Nach der Predigt wird der Segen nach den vier Himmelsrichtungen erteilt. Auf dem Weiterzuge singt man den Hymnus „Lauda Sion". Sobald man an der Station „bei den

[33] Erst in unserer jüngsten Zeit ist die Gottestracht gegenüber der Fronleichnamsprozession zurückgetreten, seitdem Fronleichnam mehr den offiziellen Charakter eines allgemeinen eucharistischen Festes angenommen hat.

[34] Dechantin Maria Guda von Spies hat 1709 von weltlicher und geistlicher Behörde und dem Kapitel B. M. V. zu Düsseldorf die Erlaubnis erbeten und erhalten, daß auf dominica infra octavam corporis eine Prozession aus Düsseldorf nach Gerresheim zieht.

[35] „Das konsekrierte heilige Blut, das sich bei Ausgießung durch einen Priester aus dem Kelche als wunderbar erwiesen" (laut erzbischöflicher Visitation 1669), wurde und wird heute noch in der Blutsmonstranz zur Verehrung ausgestellt.

[36] Dechantin M. G. von Spies († 4. Februar 1725) schenkte testamentarisch 200 Rtlr. mit der Bestimmung, daß die Zinsen unter die Kapitulare geteilt werden sollten, die auf Heiligblutkirmestag in ihrem Habit das Hochwürdigste in der Prozession begleiten würden.

[37] Es war in der Regel eine Kontroverspredigt. In Ratingen hielt Pfarrer Joh. Ferdinand Heubes aus Benrath die letzte dieser Art im Jahre 1818. Vgl. Kessel, Geschichte der Stadt Ratingen. Urkundenbuch 347, Anmerkung 4.

Digitized by Google

Creutzern" angekommen, stimmt der Priester, der das Sanctissimum trägt, dreimal den Vers „Ecce panis angelorum" an und gibt den Segen. Zum vierten Male wird dieser nach dem dreimaligen Gesang „Defensor noster aspice" in der Stiftskirche erteilt. Unter den Wallfahrern, die zur Blutkirmes nach Gerresheim kamen, wurde den Kaiserswerthern, wie der Ordo eigens erwähnt, eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen[38]. Sie erhielten vor der Nachmittagsvesper den Segen mit dem Allerheiligsten.

## Patroziniums- und Kirchweihfest.

Der römische Märtyrer Hippolytus war seit den Tagen der Gründung Patron[39] des Stiftes Gerresheim. Seine Reliquien nahmen die Schwestern mit, als sie zu Anfang des 10. Jahrhunderts vor den Ungarn nach Köln flüchteten. Dort verblieben sie bis heute in der St.-Ursula-Kirche. Als einen kleinen Ersatz erhielt das Stift Gerresheim einen Arm des Heiligen, der in einem Armreliquiar auf der Evangelienseite des Hauptchores der Stiftskirche aufbewahrt wurde[40]. Das Patrozinium des hl. Hippolytus am 13. August beging man seit jeher in Gerresheim aufs festlichste. Am Vigiltage wird zweimal die Vesper gehalten, das erstemal von den Stiftsfrauen, das zweitemal von den Kanonikern und Vikaren, die, mit Rochet und Stola bekleidet, in den hohen Chorstühlen[41] Platz genommen haben. Beim Magnifikat beräuchert der Zelebrans der Reihe nach das Altarssakrament, den Hochaltar, die Kanoniker, das Gerrikusgrab, die Vikare und die andern Choristen. Nach der Vesper gibt es einen gemeinschaftlichen Trunk Weins in der Sakristei[42]. Der Festtag selbst wird um 5 Uhr mit der vom Klerus

[38] Es mag dies auf die seit den ältesten Zeiten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den christlichen Glaubenszentren Kaiserswerth und Gerresheim zurückzuführen sein.

[39] Anfangs dreifaches Patrozinium: Salvator — Maria — Hippolytus. Die beiden ersten Patronnamen treten allmählich zurück. Vgl. Kessel, Der selige Gerrich, 110.

[40] Nach dem registrum ornamentorum vom 5. August 1598 befindet es sich in einem Schrank beim Sakramentshäuschen (Akten des Stiftes Gerresheim im Düsseldorfer Staatsarchiv).

[41] Die subsellia maiora standen auf dem hohen Chore zu seiten des Hauptaltares, die subsellia minora zu seiten des Primeß- oder Kreuzaltars vor dem hohen Chore.

[42] Noch in der letzten Kellnereirechnung des Stiftes Gerresheim vom Jahre 1804/05 steht unter den Ausgabeposten: In festo Hypoliti 1805 die große Bemm Wein 1 Rtlr. 40 Stbr.

Digitized by Google

gesungenen Matutin begonnen. An die Horen schließt sich das feierliche Levitenamt an. Mittags vereinigt ein Festmahl das gesamte Stiftskapitel im großen Abteisaale[43].

Zum Patroziniumsfest in Gerresheim fanden sich wenigstens bis ins 14. Jahrhundert hinein „nach uralter guter und schöner Sitte" die Stiftsherren von Kaiserswerth alljährlich ein. Nach der Feier wurden sie im Hause des Gerresheimer Pastors von ihrem Vilicus entsprechend bewirtet[44].

Ähnlich wie das Patrozinium ward am Michaelistage (29. September) das Kirchweihfest[45] gefeiert. Bereits am vorhergehenden Mittag läutet die größte Glocke das Fest ein, und dann beginnt der Kapitelsdiener das „Jubilieren der Glocken" oder, wie der Volksmund sagt: „Es wird gebeiert: Morgen ist es Kirmes"[46]. Die beiden Vespern am Nachmittage, der Weintrunk in der Sakristei[47], die feierliche Matutin um 5 Uhr am Morgen des Kirmestages, das ministrierte Hochamt: alles wiederholt sich wie beim Patrozinium. In alter Zeit (wenigstens bis zum 15. Jahrhundert) zog der Hebdomedar, mit dem Chormantel bekleidet, in Prozession mit vorangetragenem Kreuz und zwei Kerzen in die Michaelskapelle. Dort sang man unter Inzensation des Altares und des Konventes die Schlußgesänge der Vesper.

[43] Nach Aufzeichnung des Äbtissinnenhauptbuches 1764 wurden zu den Essen die Kapitulare, Vikare (und Fronleichnam auch Bürgermeister und Jungrat, letztere beide, weil sie bei den theophor. Prozessionen vom Palmsonntag bis Blutkirmes die Chorkappe des Priesters hielten, eingeladen). Rektor, Küster, Organist und Stabträger wurden ebenfalls zu den Kapitelsessen eingeladen, aber im Gesindehaus „im Tacken" bewirtet.

[44] Im Ordo des 17. Jahrhunderts ist die Sitte nicht mehr erwähnt. Damals aber erschienen die Kaiserswerther, wie oben ausgeführt, zur Blutkirmes und erhielten einen besonderen Segen.

[45] Am Michaelistage wurde nicht nur die Weihe des Münsters, sondern auch die des Hochaltars, des St.-Petrus-Altars, des Altars auf dem Jungfernchor und die des Primeß- oder Kreuzaltars begangen. S. A. Dresen, Memorien des Stiftes Gerresheim. Düsseldorfer Jahrbuch 1928, 173.

[46] Das im Rheinlande sehr beliebte „Beiern" geschieht, indem man mit dem Klöpfel nach einem bestimmten Rhythmus an die ruhenden Glocken schlägt. Vgl. A. Wrede, Rheinische Volkskunde, 1919, 78 u. 201.

[47] Kellnereirechnung des Stiftes Gerresheim 1804/05 unter Ausgabe: 1804 in festo dedicationis St. Michaelis eine Bemm Wein 1 Rthlr. 40 Stbr.

Digitized by Google

# Zur niederrheinischen Kirchenpolitik im späteren Mittelalter.

Von
**Justus Hashagen.**

Die kirchenpolitischen Verhältnisse des späteren Mittelalters sind durch die neuere Forschung in mancher Richtung tiefer als früher gewürdigt worden. Als Hauptergebnis dieser Forschungen darf man bezeichnen, daß durch sie der Laieneinfluß auf die Kirche in helleres Licht gesetzt worden ist. Vergleichende Untersuchungen waren ferner darum bemüht, den zumal von den Landesherren auf die Kirche ausgeübten Einfluß auch allgemeiner zu charakterisieren und darin insbesondere für Deutschland durchgehende Züge aufzuzeigen, die typische Geltung gewinnen können, weil sie sich an mehr als einem Beispiele beobachten lassen.

Ohne den Wert einer solchen typisierenden Darstellung spätmittelalterlicher, besonders landesherrlicher Kirchenpolitik verkleinern zu wollen, wird man bei einer vollständigeren und möglichst allseitigen Würdigung jenes von den Landesherren auf die Kirche ausgeübten Einflusses doch auch allerlei Schattierungen und Unterschiede zu beachten haben. Für die deutschen Territorien des späteren Mittelalters gewinnt der Nachweis solcher Verschiedenheiten auch deshalb allgemeineres Interesse, weil diese Verschiedenheiten mit dem allgemeinen und oft geschilderten Unterschiede zwischen den mutterländischen und den kolonialen Teilen des deutschen Stammesbereichs zusammenhängen. Denn aus der größeren räumlichen und sachlichen Gewalt der Landesherren des Kolonialgebiets erklärt es sich (wenn man von den Einwirkungen der lokal jeweils verschiedenen kirchenpolitischen Lage absieht) vor allem, wenn die Landesherren hier nun auch auf die Kirche einen stärkeren Einfluß ausüben als durchweg im Mutterlande. Im selben Verhältnisse erfuhren von seiten der kolonialen Landesherren auch die Beziehungen zum Heiligen Stuhle eine besonders eifrige Pflege. Denn als ein weiteres Ergebnis jener neueren Forschung hat sich herausgestellt, daß die Beeinflussung der Kirche durch die Landesherren vielfach im Einvernehmen mit dem Papsttume erfolgte, so daß kaum noch etwas im Wege steht, von einem gewohnheits-

Digitized by Google

mäßigen Kurialismus dieser landesherrlichen Kirchenpolitik zu sprechen.

Während nun aber auf dem Boden des kolonialen Ostens die Bundesgenossenschaft zwischen Fürstentum und Papsttum am Vorabend der Reformation durchweg sehr kräftig entwickelt ist, ohne jedoch in ihren entscheidenden Äußerungen von der konziliaren Periode erheblich zurückzuweichen, haben sich auf mutterländischem Boden die Beziehungen zwischen Fürstentum und Papsttum zwar nie so eng und ausgreifend entwickelt und entwickeln können wie im kolonialen Osten. Sie zeigen auch nur in seltenen Ausnahmefällen eine solche zeitliche und grundsätzliche Geschlossenheit wie im Osten. Um so weiter lassen sie sich aber zeitlich zurückverfolgen. Besonders während des Großen Schismas gestalteten sie sich schon recht eng. Den westdeutschen mutterländischen Territorien kam dabei ihre Lage auf dem Grenzsaume der beiden Obödienzen, der römischen und der avignonesischen, besonders zustatten.

Für den Niederrhein haben namentlich die ergebnisreichen Forschungen Hansens, Redlichs und Sauerlands einen tieferen Einblick in die ersten Anfänge einer kirchenpolitischen Bundesgenossenschaft zwischen den Landesfürsten und den Päpsten gewährt, einer Bundesgenossenschaft, die je länger je mehr die Steigerung des landesherrlichen Einflusses auf die Kirche befördern konnte.

Schon am 13. Februar 1376 hatte der letzte universale avignonesische Papst Gregor XI. die Berechtigung eines vom Kölner Erzbischof Friedrich von Saarwerden über den Grafen Wilhelm von Berg wegen seines Vorgehens gegen die geistliche Gerichtsbarkeit verhängten Interdiktes untersuchen lassen. Zur Zeit des Großen Schismas gelang es dann der avignonesischen Obödienz, am Niederrhein wertvolle Eroberungen zu machen, die jedoch ohne gewisse kirchenpolitische Zugeständnisse an das Machtstreben der zu gewinnenden Landesherren nicht zu erzielen waren. Herzog Wilhelm VI. von Jülich war seit 1379/80 Pensionär und sogar Lehnsmann der Krone Frankreichs und konnte schon als solcher für den Gegenpapst Clemens VII. gewonnen werden. In derselben engen Beziehung zu Frankreich stand schon seit 1375 Graf Engelbert III. von der Mark. Er wurde am 9. Oktober 1380 bei Clemens VII. mit Erfolg gegen päpstliche Provisionen vorstellig. Auch sonst war ja die landesherrliche Beeinflussung der päpstlichen Provisionspolitik

Digitized by Google

ein beliebtes Mittel, um den Laieneinfluß auf die Kirche auszudehnen. Weitere Vorteile hatte Graf Engelbert aus der Verbindung mit dem Gegenpapste jedoch zunächst noch nicht ziehen können; denn noch im nächsten Jahre, am 14. Februar 1381, mußte er sich der geistlichen Jurisdiktion des zur Gegenpartei gehörigen urbanistischen Kölner Ordinarius wieder völlig unterwerfen. Aber diese Unterwerfung war nur vorübergehend; denn schon im folgenden Jahre konnte sie diesmal mit Hilfe des römischen Papstes Bonifaz IX. wieder rückgängig gemacht werden. Ein Zeugnis für das gute Einvernehmen desselben Papstes mit dem Herzoge Reinald von Jülich und Geldern ist sein Schreiben an diesen vom 28. Oktober 1403, in dem der Papst dem Herzoge am Schlusse mitteilt, daß er fast alle seine Bitten gnädigst bewilligt habe.

Aber auch abgesehen vom Schisma und den durch das Schisma namentlich den niederrheinischen Landesherren gebotenen machtpolitischen Möglichkeiten blieben die Beziehungen zur Kurie im allgemeinen befriedigend. Jedenfalls treten Reibungen zwischen den Päpsten und den Laienfürsten am Niederrhein durchweg seltener auf als solche zwischen Päpsten und Pfaffenfürsten. Allerdings mußte die Kurie bei kirchenpolitischer Begünstigung der Laienfürsten gerade am Niederrheine auf die mächtigen Pfaffenfürsten immerhin eine gewisse Rücksicht nehmen und konnte deshalb schon im Hinblick auf die rheinischen Erzbischöfe in der Begünstigung und Förderung landesherrlicher Kirchenpolitik hier im allgemeinen nicht in so weitgehendem Maße durchgreifen wie im kolonialen Osten, wo der Einfluß der Ordinarien ohnehin schwächer war und die kurialen Entschließungen weniger zu bestimmen brauchte. Was für den Niederrhein gilt, ist durchweg auch für die Pfalz richtig, wie die umsichtigen und tief eindringenden Untersuchungen Lossens zur Genüge bewiesen haben. Immerhin gestalteten sich die römischen Beziehungen auch der Pfalzgrafen, von territorialpolitisch bedingten Konflikten abgesehen, meistens ganz befriedigend. Weitere Beispiele dafür ließen sich auch aus Württemberg beibringen.

Jedenfalls hatten Papsttum und Fürstentum in gemeinsamer kirchenpolitischer Verständigungsarbeit auch am Niederrhein schon gewisse Erfahrungen gesammelt, als das spätere Baseler Schisma in mancher Hinsicht die für die Erfüllung kirchenpolitischer Wünsche der Landesherren so förderliche Konstellation des Großen Schismas

Digitized by Google

erneuerte. Sie wurde bekanntlich von dem tatkräftigen Herzoge Adolf IV. von Kleve dazu benutzt, um sich von dem zeitweise in schwerer Bedrängnis befindlichen Papste Eugen IV. im Jahre 1445 weitgehende Konzessionen zu sichern, die auf eine Exemption des klevischen Herzogtums von der Jurisdiktion sowohl des Kölner wie des Münsterer Ordinarius hinausliefen, freilich nur bis 1449, d. h. bis zur Beendigung des Baseler Schismas von Bestand blieben. Daß eine derartige Begünstigung eines Laienfürsten gegenüber den geistlichen Ordinarien durch den Papst, wofür es auch sonst Beispiele gibt, nicht auf die förmliche Gründung eines „klevischen Landesbistums" zielte, haben Scholten und Hansen unter Zurückweisung der späteren übertreibenden kurbrandenburgischen staatskirchlichen Geschichtsklitterung nachgewiesen. Die päpstliche Konzession war zweifellos viel kleiner, als sie den späteren Vertretern eines nachreformatorischen landesherrlichen Kirchenregimentes erscheinen mochte. Aber in ihrem bloßen Dasein kann sie durch alle Abstriche nicht erschüttert werden. Und grundsätzlich war sie gewiß nichts Neues. Sie stand vielmehr im Zusammenhange mit älteren Präzedenzfällen.

Wenn nicht schließlich auch am Niederrhein die Landesfürsten schon während des späteren Mittelalters mit oder ohne Duldung und Begünstigung durch den Heiligen Stuhl so oft in die Kirche hineinregiert hätten, würde man es sich nicht erklären können, daß die Kirchenpolitik des niederrheinischen „Großstaates" Jülich-Kleve-Berg im Reformationszeitalter einen so hohen Grad von Initiative an den Tag legte. Diese Initiative fußte auf einer längeren, wenigstens bis zum Großen Schisma zurückreichenden Überlieferung. Sie war früher meistens im Einvernehmen mit der Kurie ausgestaltet worden. Aber im Reformationszeitalter konnte sie sich unter dem Eindrucke der schweren Krise, in die das Papsttum geraten war, natürlich auch selbständig auswirken.

Die niederrheinische kirchenpolitische Entwicklung trug auch während des späteren Mittelalters ihre besonderen, letztlich nur aus den rheinischen Verhältnissen heraus begreiflichen Züge. Aber von den allgemeinen Strömungen blieb auch sie nicht unberührt. Auch am Niederrhein machte sich der Laieneinfluß auf die Kirche schon während des späteren Mittelalters vielfach bemerkbar. Obwohl er durch kuriale Genehmigung vielfach legalisiert und durch kuriale Begünstigung vielfach erweitert wurde, so konnten durch

Digitized by Google

ihn doch auch die Interessen der Kirche geschädigt werden. Die kirchenpolitischen Machtverhältnisse waren am Vorabend der Reformation auch am Niederrhein in einer Umbildung begriffen, die schon im Hinblick auf die dann folgende Reformationsperiode stets eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Wenn das große Regestenwerk der Kölner Erzbischöfe erst bis in diese spätere Zeit vorgedrungen und vor allem durch die dringend erforderlichen weltlich territorialen Regesten ergänzt sein wird, ist zu erwarten, daß auch auf jene folgenschwere Umbildung noch manch neues Licht fällt.

Digitized by Google

# Die Stellung der Universität Köln im großen Schisma und zu den Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts.

Von
**Hermann Keussen.**

## 1. Die Haltung der Universität Köln im großen Schisma.

Die Gründung der Universität Köln war während des großen Schismas durch Papst Urban VI. erfolgt. Urbans Nachfolger Bonifaz IX. verdankte sie ihre grundlegenden Privilegien. Obwohl die Universität Paris zur Oboedienz des Gegenpapstes Klemens VII. gehörte, waren ihre Verfassung und ihre Privilegien der jungen Kölner Hochschule als Muster bestimmt worden. Auch waren 15, drei Viertel, ihrer ersten Lehrer Meister der Pariser Mutter[1]. Es ist daher begreiflich, daß die zu Anfang 1394 einsetzenden Bemühungen der französischen Hochschule um Wiederherstellung der kirchlichen Einheit gerade in Köln mit lebhafter Sympathie verfolgt wurden. In einem Schreiben an ihren König am 6. Juni legte die Pariser Universität die drei Wege klar, auf denen man zur kirchlichen Einigung kommen könne: den freiwilligen Rücktritt beider Päpste, die Entscheidung durch eine von den beiden Päpsten zu bestimmende Kommission oder durch ein allgemeines Konzil[2]. Als die Nachricht von diesen Bestrebungen gerüchtweise nach Köln gelangte, berief der Rektor Jakob Berneri von Nimwegen auf den 5. Juli eine Versammlung seiner Hochschule in das Minoritenkloster. Diese beschloß, freudig bewegt durch den aus der Finsternis des unheilvollen Schismas aufleuchtenden Lichtstrahl, von der Pariser Mutter nähere Nachricht zu erbitten. In ihrer Anfrage betonte sie allerdings, daß sie von der Rechtmäßigkeit Bonifaz' IX. überzeugt sei, aber wisse, daß man in Paris eine andere Ansicht habe[3]. Der Kölner Bedell fand als Überbringer des Schreibens bei der englischen Nation, zu der die deutschen Studenten gehörten, eine gute Aufnahme; ihm zu Ehren veranstaltete sie ein Fest[4].

[1] Vgl. die Angaben in der Kölner Matrikel[2] I, 3—7.
[2] Chartularium univ. Paris. III, n. 1683, Sp. 617—625; vgl. Sp. 603 ff.
[3] A. a. O. III, n. 1687, Sp. 627—629.
[4] Auct. chartularii univ. Paris. I, 692/3.



Digitized by Google

Aber weniger befriedigend war die offizielle Antwort der Universität selbst, welche Nikolaus von Clémanges[5] verfaßt hatte. Äußerlich höflich, ließ sie schon in der Form, in der die scholastischen Redewendungen der Kölner in elegantem Latein beantwortet wurden[6], eine gewisse Ironie erkennen. Die Pariser lobten die Mahnung Kölns, auf dem königlichen Wege zur kirchlichen Einheit voranzuschreiten; aber sie verlangten ihrerseits, Köln solle ebenso die benachbarten Universitäten und ihre Fürsten und Prälaten in gleichem Sinne zu beeinflussen suchen, wie sie es mit ihrem Könige mache. Im übrigen wunderten sie sich, daß die Kölner so stark die gerechte Sache ihres Papstes Bonifaz betonten; von ihrem Klemens könnten sie dasselbe sagen[7]. Die Episode fand ein unerwartetes Ende; denn unmittelbar nach diesem Briefwechsel verbot der Kanzler der Universität Paris weiter für die Union tätig zu sein; zum Protest stellte diese darauf eine Zeitlang die Vorlesungen ein[8].

## 2. Die Stellung der Universität Köln zum Pisaner Konzil (1409).

Die Universität Köln verblieb in der Oboedienz Bonifaz' IX. und schloß sich demgemäß auch 1404 dem nach dessen Tode gewählten Papste Innozenz VII. an, an den sie einen Rotulus sandte[9]. Als Innozenz bereits am 6. November 1406 gestorben war, ging aus der Neuwahl der Kardinal Angelus hervor, der sich Gregor XII. nannte. Sowohl das Kardinalskollegium[10] wie der neue Papst[11] zeigten der Universität die Wahl an und versprachen Bemühungen um die Einigung der Kirche; Gregor gelobte Verzicht auf die eben erlangte Würde, wenn der gegnerische Papst Benedikt XIII. ebenfalls zurücktrete; ein Brief an diesen war beigefügt. In ihren Antwortschreiben gab die Universität ihrem Dank für die ihr widerfahrene große Ehre und ihrer Freude über die nahe Reform der Kirche Ausdruck. Die Kardinäle ermahnte sie, bei dem Vorhaben der Einigung

[5] Derselbe, der sieben Jahre später das berühmte Buch vom Verderben der Kirche schrieb: Schwab, Johannes Gerson 128. 493; Pastor, Geschichte der Päpste, I$^{5-7}$, 151 A. 2.

[6] Vgl. die Nebeneinanderstellung im Chartularium.

[7] Chartularium III, n. 1688, Sp. 629/630.

[8] A. a. O., n. 1691, Sp. 634. — Vgl. noch unten S. 253/54.

[9] Kölner Mitteil. 36/7, n. 100—103.

[10] N. 117. [11] N. 118.

Digitized by Google

zu beharren[12]. Als Gesandter Gregors erschien am 25. Mai 1407 der Minoritenordensgeneral Antonius de Pireto in Köln; er erteilte in feierlicher Versammlung der Universität den päpstlichen Segen und erklärte die Bereitwilligkeit Gregors, für das Heil der Kirche selbst in Kerker und Tod zu gehen. Die Universität hinwieder versprach, wenn es nötig sein sollte, ihre Vertreter „ad locum unionis" zu senden[13]. Aber, da der neue Papst unter dem Einfluß seiner Verwandten schon bald seine Stellung gegenüber den Einigungsbestrebungen änderte[14], so verließ ihn ein Teil der Kardinäle. Diese erließen am 16. Juli 1408 von Livorno aus eine Einladung zu einem Konzil in Pisa am 25. März 1409 behufs Beilegung des Schismas[15]. Da kurz vorher im Mai Frankreich Benedikt XIII. die Oboedienz entzogen hatte und sich für neutral erklärte[16], so erschienen die Aussichten des geplanten Konzils nicht ungünstig. Nach Köln überbrachte die Einladung zum Konzil der Abt von St. Justina in Padua Dr. decr. Johann de Soleria[17]. Jedoch hielt die Universität eine besondere Vertretung für unnötig, da einige ihrer hervorragenden Mitglieder bereits durch den Erzbischof zum Konzil abgeordnet waren[18], unter ihnen der Legist Christian von Erpel[19]. Das Konzil setzte beide Päpste, Gregor und Benedikt, ab und wählte als neuen Papst Alexander V. Diesem erklärte die Universität Köln ihre Oboedienz, wie es dem Gutachten entsprach, welches sie dem Erzbischof auf Befragen zugunsten des Konzils abgegeben hatte. Da damals in Köln die Pest herrschte, so erfolgte die übliche Sendung eines Rotulus erst im folgenden Jahre[20]. Dieser konnte aber wegen des inzwischen erfolgten Todes des Papstes nicht mehr präsentiert werden. Es mußte eine Neuschrift des Rotulus erfolgen, die an den von Köln anerkannten neuen Papst Johann XXIII. abging[21]. An diesen ließ die Universität auch die Bitte richten[22], er möge das Statut des Pisaner Konzils bestätigen, wonach der, welcher vor der Absetzung der beiden Päpste in unangefochtenem Besitz eines Beneficiums gewesen sei, darin zu belassen sei, oder eine andere gerechte Entscheidung treffen, damit nicht die Anhänger der Union schlechter gestellt seien als ihre Gegner.

[12] N. 120—122.
[13] N. 124. [14] Pastor I$^{5-7}$, 186/8.
[15] Mitteil. 36/7, n. 133. [16] Pastor I$^{5-7}$, 188/9. [17] Mitteil. 36/7, n. 135.
[18] N. 137. [19] Vgl. über ihn Kölner Matrikel $^{2}$I, 65:12,3.
[20] Mitteil. 36/7, n. 145. [21] N. 164—166. [22] N. 172.

Digitized by Google

### 3. Die Universität Köln auf dem Konstanzer Konzil.

Erst durch das Konstanzer Konzil wurde die kirchliche Einheit wiederhergestellt. Es ist bekannt, wie Papst Johann XXIII. trotz seines Widerstrebens durch König Sigismund zur Einberufung des Konzils veranlaßt wurde[23]. Auch an die Universität Köln erging im Einverständnis mit König Sigismund eine besondere Einladung des Papstes; sie ist datiert vom 12. Dezember 1413[24]. Am 1. November des folgenden Jahres sollte die wichtige Kirchenversammlung in Konstanz zusammentreten. Die Universität war sich der Bedeutung der bevorstehenden Tagung vollauf bewußt. Am 9. August 1414 richtete sie an den Papst, die Kardinäle und an den Legaten Peter von Ailly besondere Schreiben, in denen sie zusagte, vier Gesandte als Vertreter aller Fakultäten nach Konstanz zu senden[25]. Als Peter von Ailly am 8. Oktober persönlich in Köln war[26], wiederholte er nochmals mit Nachdruck die Einladung. Noch größeren Eindruck machte natürlich die Anwesenheit des Königs selbst in Köln, der nach der Krönung in Aachen am 19. November in einer Versammlung der Universität erschien und zur Entsendung von Gesandten aufforderte[27]. Am 14. Dezember wurden diese bestellt. Es waren der Theologieprofessor Dietrich Kerkering von Münster, der Professor des kanonischen Rechts Johann von Vorburg[28], der Mediziner Anton von Velme und der Artist Gottfried Heege von Dorsten[29]. Die Stadt Köln gewährte mehrfach einen Zuschuß zu den Kosten[30], da die Gesandten zugleich auch die städtische Verwaltung und den Erzbischof mitvertreten sollten. Ein besonderer Eid verpflichtete sie, keine Vertretung für andere zu besorgen[31]. Die besonderen Interessen der Stadt wurden in der ersten Zeit des Konzils außerdem noch durch den gewandten Diplomaten Johann vom Neuenstein wahrgenommen, der drei Tage nach der Hauptgesandtschaft in Konstanz eintraf[32].

Die Gesandten gehörten zu den angesehensten Lehrern der Hoch-

[23] Pastor I$^{5-7}$, 206/7. [24] Mitteil. 36/7, n. 187. [25] N. 195—197.
[26] I Matr. Bl. 67b. [27] A. a. O. 68a.
[28] Er ließ sich durch Dr. Joh. de Caminata in den Vorlesungen in Köln vertreten: n. 416.
[29] Mitteil. 36/7, n. 201—204.
[30] Matr. I, 68a (200 Gl.); Mitteil. 36/7, n. 220 (weitere 100 Gl.)
[31] Mitteil. 36/7, n. 277; eine Ausnahme wurde gemacht für den Abt von St. Martin in Köln, da er der Universität stets wohlwollend gewesen sei.
[32] N. 213.

Digitized by Google

schule. Heege war ihr Rektor zur Zeit, als sie sich zur Beschickung des Konzils entschloß; die drei anderen hatten schon früher diese hohe Würde bekleidet[33]. Ihr geistiger Führer war unzweifelhaft Dietrich von Münster. Er war damals ein Mann in vorgerücktem Alter. Denn er hatte schon um das Jahr 1380 sein Studium in Prag begonnen, wo er Magister in artibus wurde. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Heidelberg war er zur Eröffnung der Kölner Universität als einer ihrer ersten Lehrer erschienen. Im Jahre 1400 hatte er in Köln die theologische Doktorwürde erhalten. Oft war er Dekan der theologischen Fakultät, viermal Rektor der Hochschule, 1410 Vizekanzler. Die Universitätspfründe an St. Aposteln war ihm zuteil geworden und die große Pfarre St.-Johann-Baptist, in deren Pfarrhaus er seine Wohnung hatte. Dort befand sich seine ansehnliche Büchersammlung, die er später der Artistenfakultät vermachte[34]. Er war auch selbst schriftstellerisch tätig. Schon seit Jahren lag ihm das Einigungswerk sehr am Herzen[35]. In der nicht unbegründeten Hoffnung, erfolgreich an der großen Aufgabe mitarbeiten zu können, verließ er am Tage nach der Wahl, am 15. Dezember[36], zusammen mit den anderen Gesandten Köln. Die Briefe, welche er von Konstanz aus über drei Jahre lang regelmäßig an seine Auftraggeber sandte[37], sind eine wichtige Quelle zur Geschichte des Konzils und geben natürlich besonders eingehende Auskunft über seine eigene Tätigkeit und die Stimmung der Konzilsteilnehmer[37a].

[33] Vgl. das Rektorenverzeichnis in Matr.[2] I, 42*—45*.

[34] Regest n. 324. [35] Vgl. über ihn Kölner Matrikel[2] I 6: I 16.

[36] Matr. I, 68a. [37] Sie sind gedruckt bei Martène et Durand, Thes. nov. anecd. II, 1609 ff., nach dem alten Briefbuch des Pedells der Universität (jetzt Paris Lat. 5237; vgl. Mitteil. 36/7, V—VII).

[37a] Aus einem Gutachten über die Erlaubtheit des Rentenkaufs, welches in einer Wiener Handschrift eingeleitet wird mit der Überschrift Casus decisus in concilio Constantiensi per doctores XIIII könnte man erschließen, daß außer den Gesandten und Dr. Joh. de Novo lapide noch folgende Kölner Professoren in Konstanz anwesend gewesen seien: der Dominikaner Jakob v. Soest, der Karmeliter Nicolaus v. Speier, die Legisten Johannes de Cervo und Johannes Bau und die Kanonisten Heinrich v. Duren und Heinrich Sticker von Bonn (Finke, Acta conc. Const. 4, 708—710). Aber dasselbe Gutachten derselben Professoren findet sich ohne Erwähnung von Konstanz in dem Böddeker Kopiar in Schloß Erpernburg bei Brenken (Inventare des Kreises Büren S. 113). Die sechs Kölner Gelehrten und zwei andere dr. utr. jur. Nicolaus Fordis und Ardicinus de Novaria haben offenbar dem in Konstanz verfaßten Gutachten nachträglich zugestimmt, denn von einer Anwesenheit der sechs Professoren beim Konzil würden wir durch die Briefe Dietrichs von Münster unterrichtet worden sein.

Digitized by Google

Die Kölner Gesandten trafen als die ersten Gesandten aus der Kölner Kirchenprovinz am 2. Januar 1415 am Ort der Tagung ein. Am 7. Januar waren sie in der Messe des Papstes und wurden ihm hinterher durch den Kardinal Otto Colonna vorgestellt, der selbst später vom Konzil zum Papst gewählt wurde. Auf die Ansprache Münsters erwiderte der Papst mit kurzen Worten[38]. Auch die anderen deutschen Universitäten waren in Konstanz vertreten und ebenso etwa sieben aus Frankreich und England. Nicht ohne Selbstgefühl betonten die Kölner in ihren Briefen nach Hause, daß sie nicht für die geringsten gehalten werden und ihr Brot nicht umsonst essen[39]. Jedenfalls genoß Münster von vornherein ein großes Ansehen in der Versammlung; er gehörte zu den Deputierten der deutschen Nation, die sich Mitte Februar um die Abdankung Johanns' XXIII. bemühten[40].

In diese Zeit[41] fällt das bekannte Gutachten Münsters über die Frage, ob die streitende Kirche, welche durch das Konzil dargestellt werde, in Sachen der Reform an Haupt und Gliedern eine größere Autorität und Urteilsgewalt habe als der Papst. In eingehenden Ausführungen erklärt er sich nachdrücklich für die Superiorität des Konzils, das einen Papst nicht nur wegen Ketzerei absetzen könne, sondern auch wenn er seine Macht mißbrauche und der Einigung und der frommen Sitte widerstrebe[42]. Auf Münsters Standpunkt stellte sich das Konzil, als es ein Vierteljahr später Johann XXIII. absetzte.

Man hatte von seiten der Kölner auf eine Dauer von etwa drei Monaten für das Konzil gerechnet[43]. Als sich aber die Verhandlungen endlos hinzogen, beschloß der Gesandte Johann von Vorburg schon Anfang März nach Köln zurückzukehren, und auch die anderen Gesandten trugen sich mit derselben Absicht, da das Geld zu Ende ging, und man kaum vor fünf Monaten den Schluß erwartete. Aber Münster schrieb der Universität, diese Fahnenflucht würde ihr nicht zur Ehre gereichen[44]. Am 17. April erging ein amtliches Schreiben des Konzils an die Kölner Universität, in dem über die Flucht Johann XXIII. berichtet wurde, um Beschönigungsver-

[38] Finke, Acta conc. Const. 2, 393. [39] Mitteil. 36/7, n. 215.
[40] N. 219.
[41] Kurz nach dem 21. Februar: Mitteil. 36/7, n. 247.
[42] Teilweise gedr.: Finke, Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils, S. 301—303; ganz: Acta conc. Const. 3, 116—122.
[43] N. 214. [44] N. 221.

Digitized by Google

suchen vorzubeugen; Gottfried von Dorsten nahm es bei seiner Heimreise behufs mündlicher Erläuterung mit[45].

Nach dessen Abreise scheint Münster allein die Kölner Interessen vertreten zu haben; er war wo möglich noch eifriger als vorher an den Verhandlungen des Konzils beteiligt. Er nahm insbesondere Fühlung mit den Pariser Gesandten und verschaffte sich Abschriften der Briefe der Universität Paris an ihre Vertreter in Konstanz, die er dann nach Hause sandte[46]; man wird in Köln zufrieden gewesen sein mit der Übermittlung der Konstanzer Neuigkeiten durch den Gesandten. Münster gehörte zu der Deputation, die zu Huß geschickt wurde, und war an der Auseinandersetzung mit Hieronymus von Prag im Franziskanerkloster beteiligt; dessen Schlagfertigkeit soll ihn verblüfft haben[47]. Am 29. Mai wurde Johann XXIII. abgesetzt[48]. Als sodann am 4. Juli Karl Malatesta im Namen Gregors XII. dessen freiwillige Abdankung bekannt gegeben hatte[49], wurde Münster die Ehre zuteil, in dem mit der Verzichtleistung verbundenen Hochamt die Predigt in Gegenwart des Kaisers zu halten. Indem er den Text zugrunde legte: „Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis", stimmte er ein Loblied an auf die Hauptförderer des kirchlichen Friedens, den Kaiser, den Pfalzgrafen Ludwig und Karl Malatesta, und betonte die Autorität des Konzils[50]; er selbst behauptete im Brief nach Hause, wegen der großen Hitze sei die Predigt nicht nach Wunsch ausgefallen. Zwei Tage später wurde Huß verbrannt[51]. Während nun der König die Reise nach Narbonne antrat, um den hartnäckigen letzten Papst Benedikt XIII. zum Rücktritt zu bewegen[52], wandten die Väter des Konzils sich ihrer Hauptaufgabe zu, der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Münster wurde in die maßgebende Kommission gewählt[53], welche sich mit diesem wichtigsten Gegenstande zu beschäftigen hatte. Endlos zogen sich die Verhandlungen hin. Am 16. Februar 1416 hielt Münster auf dem Konzil wieder eine Predigt: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg", in welcher er die Laster der Geistlichkeit geißelte[54]. Schon näherte sich das zweite Jahr des Konzils dem Ende; dennoch hielt Münster es für notwendig auszuhalten, da von allen Universitäten Deutschlands außer

[45] N. 225. [46] N. 223 und 226.
[47] N. 231. [48] Pastor I[5–7], 212; Mitteil. 36/7, n. 232.
[49] N. 238. [50] Vgl. Finke, Acta conc. Const. 2, 412/3.
[51] Pastor I[5–7], 213. [52] Mitteil. 36/7, n. 239, 242. [53] N. 240.
[54] Vgl. Finke, Acta conc. Const. 2, 430.

Digitized by Google

Erfurt die Vertreter zugegen waren; er bat aber dringend um Unterstützung, da er sich mit seinen geringen Einkünften nicht länger unterhalten könne[55]. Doch trug die Universität für die Beschaffung weiterer Mittel Sorge; Gottfried von Dorsten kehrte mit solchen nach Konstanz zurück[56].

Unter den Fragen, welche damals die auf dem Konzil vertretenen Universitäten lebhaft beschäftigten, stand die Frage der Übertragung der Benefizien im Vordergrunde. Sie bildete den Gegenstand eines regen Meinungsaustausches zwischen der Universität Köln und ihrem Gesandten. Am 31. August 1417 schrieb Münster an den Rektor[57]: die Prälaten und der König wollten die Kollation den Ordinarien zuweisen. Die Gesandten der deutschen Nation seien unentschlossen; sie würden einwilligen, daß wenigstens der sechste Teil aller Benefizien Graduierten vorbehalten würde. Der König wolle sich für die Gelehrten bemühen. Er wolle Vermittler sein, wenn zwischen den Prälaten und den Gesandten der Universitäten ein Streit ausbreche. Letztere suchen nicht sich, sondern den Vorteil ihrer Universitäten. Die Pariser sind besonders gegen die Ordinarien; aber er dürfe ihnen nicht ausdrücklich beistimmen. Münster bat in dieser schwierigen Lage um Rat, da es vielleicht so rasch nicht zum Beschlusse komme. Die Universität antwortete[58], die Ansicht aller sei, daß die Übertragung der Benefizien in der Hand des Papstes bleiben müsse; denn die Ordinarien können darüber nicht zum Nutzen der Kirche verfügen, weil sie den bewaffneten Bitten der Landesherren, Adeligen und Ritter keinen Widerstand leisten könnten. Münster solle daher mit den Gesandten der Universität Paris dahin arbeiten, daß die Ordinarien in ihren Landesteilen nicht die Kollation erhalten. Sollte er damit nicht durchdringen, so solle er sich bemühen, daß das Konzil und der künftige Papst den Regenten, Graduierten und Studenten der Universität Köln ein Vorzugsrecht gewähren. In dieser wichtigen Frage standen sich die Ansichten von Oxford und Paris gegenüber[59]. Sie wurde daher nicht unter die Reformdekrete aufgenommen, welche am 9. Oktober vor der Papstwahl verkündet wurden[60]. Erst im Jahre 1418 erfolgte ein Avisamentum über die Vergebung der Benefizien[61]; sie war sodann Gegenstand des zwischen

[55] Mitteil. 36/7, N. 270. [56] N. 277, 278. [57] N. 289.
[58] N. 290. [59] N. 291. [60] Pastor I[5–7], 218.
[61] Mitteil. 36/7, n. 316.

Digitized by Google

Papst Martin V. und der Natio Germanica geschlossenen Konkordates[62].

Die Wahl Papst Martins V. erfolgte am 11. November 1417. 10 Tage später wurde sie sowohl vom Kardinalskollegium[63] wie vom neuen Papste selbst[64] der Universität Köln mitgeteilt. Beide Schreiben überreichte der von Heidelberg kommende Gesandte Dr. med. Ludwig de Mutliana in einer feierlichen Versammlung der Hochschule am 22. Dezember. Der Bedell Simon von Oudorp verlas die Schreiben. Der Theologieprofessor Jakob von Soest, ein Dominikaner, sprach den Dank der Universität aus und erklärte ihre Oboedienz[65].

Da das Konzil einstweilen noch zusammenblieb, forderte Münster neuerdings zur Sendung eines Rotulus auf; der Papst habe schon einige Rotuli für Spanien und Frankreich gezeichnet, seines Wissens aber noch nicht für Deutschland[66]. Schon zu Beginn des Konzils hatte man in Köln die Sendung eines Rotulus ins Auge gefaßt[67]; aber bereits in seinem ersten Briefe aus Konstanz hatte Münster davon abgeraten; es werde der Universität nicht zur Ehre gereichen, sich von vornherein um solche persönliche Vorteile zu bemühen[68]. Erst im September 1417 mahnte Münster wieder an den Rotulus, den man mit besonderen Gesandten übermitteln solle[69]. In der Tat bestimmte die Universität zu diesem Behufe nicht weniger als 6 Gesandte außer Münster[70]. Ob sie aber in so großer Zahl abgegangen sind, erscheint zweifelhaft; denn am 18. Januar 1418 schrieb Münster, daß nach seiner Meinung zwei Gesandte genügten[71]. Ein umfangreicher Rotulus kam tatsächlich zustande und scheint Erfolg gehabt zu haben[72].

Dagegen ging ein anderer Wunsch der Hochschule nicht in Erfüllung. Nach dem Vorbilde anderer Universitäten[73] erbat sie die Inkorporation der ganzen Stiftskirche S. Andreas, so daß bei Vakanzen an dieser nur Graduierte einrücken sollten[74]. Münster scheint die Bitte als zu unbescheiden gar nicht dem Konzil unter-

[62] N. 320: Auf Wunsch der Kölner Gesandten übersandte der Kardinalbischof Joh. v. Ostia am 3. Mai der Universität eine Abschrift des Konkordats.
[63] N. 296. [64] N. 297. [65] N. 306. [66] N. 318.
[67] Vgl. über diesen Rotulus Mitteil. 20, 5—7.
[68] Mitteil. 36/7, n. 213. [69] N. 291. [70] N. 304. [71] N. 316.
[72] N. 301/2, 304/5.
[73] In Heidelberg die Hl. Geistkirche: Thorbecke, Die älteste Zeit der Univ. Heidelberg S. 24. [74] Mitteil. 36/7, n. 292.

Digitized by Google

breitet zu haben. Denn auf diesem machte sich ein großes Murren gegen die weitgehenden Privilegien der Hochschulen geltend, insbesondere gegen die Konservatorien, welche die ordentliche Gerichtsbarkeit durchbrachen; wie Münster schrieb, beschwerten sich viele Fürsten, Grafen und Adlige darüber[75].

Am 22. April 1418 wurde das Konzil geschlossen[76]. Um diese Zeit wird Dietrich von Münster heimgekehrt sein. Näheres ist aber nicht darüber bekannt.

## 4. Die Universität Köln und das Baseler Konzil.

In Konstanz war bestimmt worden, daß in gewissen Zeiträumen ein neues Konzil zu berufen sei[77]. Trotz seines Hasses gegen die konziliare Bewegung sah sich daher Papst Martin V. genötigt, im Jahre 1423 ein Konzil nach Pavia zu berufen, das im April begann, aber im Juni wegen der Pest nach Siena verlegt wurde[78]. Von einer Einladung der Universität Köln verlautet nichts. In Siena wurde die Abhaltung eines weiteren Konzils in Basel beschlossen, womit der Papst sich einverstanden erklärte. Da die Versammlung im März 1424 auseinanderging[79], so mußte gemäß den Konstanzer Beschlüssen im Jahre 1431 das neue Konzil zusammentreten.

Inzwischen war nach dem im November 1424 erfolgten Tode des Gegenpapstes Benedikt XIII. die Gefahr eines dauernden Schismas, welche infolge der Haltung des Königs Alfons von Aragon zu befürchten war, nach mehrjährigen Verhandlungen beseitigt worden[80]. Die Universität Köln, welche durch den Verdener Elekten Joh. v. Zazel als Gesandten des Papstes über die schismatischen Bestrebungen Alfons' unterrichtet worden war[81], hatte ihre Gegnerschaft gegen diese am 20. Oktober 1426 dem Papste mitgeteilt[82]. Um so fester hielt sie an den Konstanzer Beschlüssen fest, wonach der Papst eine durchgreifende Reform der kirchlichen Verhältnisse hätte vornehmen müssen. Diese aber erfolgte durch Papst Martin V. nicht[83]; er starb am 20. Februar 1431, ehe noch das nach Basel berufene Konzil zusammentrat. Mit der Leitung hatte der Papst den Kardinal Cesarini beauftragt, allerdings auch in einer weiteren Bulle mit der etwaigen Auflösung oder Verlegung des Konzils[84].

[75] N. 315. [76] Pastor I$^{5-7}$, 226, Anm. 2. [77] Pastor I$^{5-7}$, 218.
[78] A. a. O. 252. [79] Ebenda. [80] 288—290. [81] II Matr. 5 b.
[82] Regesten n. 443. [83] Pastor I$^{5-7}$, 224. [84] I$^{5-7}$, 293.

Digitized by Google

Ehe noch das Konzil zusammentrat, kamen bereits am 30. März, einem Karfreitag, Gesandte der Universität Paris auf der Durchreise nach Basel durch Köln und wurden dort ehrenvoll aufgenommen. Sie erörterten mit dem Rektor Johann Schuckink von Coesfeld, den Dekanen und anderen Vertretern der Fakultäten die Fragen des kommenden Konzils und nahmen hinterher im Hause des Rektors noch an einer Besprechung im engeren Kreise teil, zu dem auch der Vizekanzler und spätere Gesandte Heimericus de Campo gehörte[85]. Jedoch ließ sich die Universität Köln offenbar mit Rücksicht auf den am 3. März gewählten Papst Eugen IV. bestimmen, vorläufig mit ihrer Gesandtschaft noch hintanzuhalten. Sie hoffte nämlich, daß der neue Papst ihren Angehörigen durch einen Rotulus Benefizien und andere Gnaden bewilligen werde; sie wollte aber die Sendung des Rotulus nicht beschleunigen, bevor man wisse, ob der Papst das allgemeine Konzil in einem nicht zu weit entfernten Orte halten werde[86]. Bestärkt wurde die Universität in ihrem Vorhaben durch den damals in Köln anwesenden Legaten Cesarini. Namens der Universität hielt Heimericus de Campo an ihn eine Ansprache. Der Legat riet zur Sendung eines Rotulus und wies darauf hin, daß bereits andere Hochschulen Gesandte an die Kurie geschickt hätten; der Papst sei von Jugend auf den Armen und den Graduierten wohlwollend gesinnt. Am 10. Mai wurde daher die Sendung des Rotulus beschlossen[87]. Aber wegen der gefährlichen Zeitläufte hielt man ihn zurück. Noch am 20. Oktober war er nicht abgegangen[88], und es scheint, daß er infolge der sich überstürzenden Ereignisse überhaupt nicht abgesandt worden ist.

Unmittelbar nachdem die Kölner den Beschluß zur Absendung des Rotulus gefaßt hatten, traf ein früherer Angehöriger der Universität ein, Dr. med. Heinrich Stater, und überbrachte ein Schreiben der Pariser Gesandten aus Basel vom 9. Mai. Darin schilderten sie die Anfänge des Konzils und forderten dringend zur Besendung desselben auf[89]. Aber da erst am 23. Juli das Konzil tatsächlich eröffnet wurde[90], hatte man es in Köln nicht eilig mit weiterem Handeln. Man wartete die offizielle Einladung durch den päpstlichen Legaten Cesarini ab, welche am 17. September erfolgte und am 7. Oktober in Köln eintraf[91]. Am 20. Oktober nahm die Kölner Universität die Einladung an und entschuldigte sich gleichzeitig bei

[85] II Matr. 17 b. [86] II Matr. 18 a. [87] II Matr. 18 a. [88] Regesten n. 486.
[89] N. 479. [90] Pastor I$^{5-7}$, 299. [91] Regesten n. 484.

Digitized by Google

den Pariser Gesandten, daß sie erst jetzt das endgültige Patent des Legaten über das Stattfinden des Konzils erhalten habe[92]. Sowohl dem Legaten wie den Parisern versicherte sie, daß sie nunmehr die Wahl der Gesandten vorzunehmen beabsichtige. Aber wieder schob man die Wahl hinaus. Wahrscheinlich weil inzwischen der verhängnisvolle Bruch zwischen Konzil und Papst eintrat, der diesen veranlaßte, das Konzil aufzulösen und nach Bologna zu verlegen, wo es erst nach $1^1/_2$ Jahren zusammentreten sollte[93]. Vergebens suchte Cesarini den Papst umzustimmen[94]. Die päpstlichen Maßnahmen blieben wirkungslos. Das Konzil entzog sich der Verlesung der Auflösungsbulle. Die Konzilsväter blieben zusammen und verkündeten am 21. Januar 1432 durch Rundschreiben allen Christgläubigen ihre Entschlossenheit, das Konzil fortzusetzen. An die Universität Köln erging am 23. Januar nochmals vom Konzil selbst die Aufforderung, angesehene Gesandte zu schicken. Der Pariser Gesandte Nicolaus Amici überreichte sie persönlich am 10. Februar in einer Versammlung der Universität im Umgang des Dominikanerklosters. Es wurde beschlossen, jede Fakultät solle drei Deputierte zur Wahl der Gesandten abordnen[95]. Am 28. Februar wiederholte das Konzil mit dringenden Worten unter dem Siegel des Bischofs Philibert von Coutances die Einladung[96]; sie kann allerdings erst viel später nach Köln gekommen sein, da das Konzil ihr ein Schreiben beifügte, welches die Böhmen am 27. Februar an die in Nürnberg weilenden Konzilsgesandten gerichtet hatten[97]. Um dieselbe Zeit forderte die Universität Paris das Konzil zur Beharrlichkeit auf, indem sie betonte, der Papst dürfe das Konzil nicht auflösen vor Erledigung der begonnenen wichtigen Artikel, der Zurückführung der Griechen und Böhmen. Eine Abschrift dieses Schreibens nahmen Rektor und Dekane der Kölner Universität am 6. April zur Kenntnis[98].

Wieder verging über ein Monat, bis man zur Wahl der Gesandten schritt, welche, wie das Protokoll sich vorsichtig ausdrückte, zu geeigneter Zeit[99] nach Basel gehen sollten. Gewählt wurden[100] der Theologe Heimericus de Campo[101] aus Zon bei Hertogenbosch und der angesehene Kanonist Lambert Langenhove von Rees[102]. Campo,

[92] N. 487. [93] Pastor $I^{5-7}$, 299. [94] $I^{5-7}$, 300.
[95] Regesten n. 494. [96] N. 497. [97] Bianco, Urk.-Anhang I, 162, 3.
[98] Regesten n. 498. [99] suo tempore. [100] Am 11. Mai 1432.
[101] Vgl. die Nachrichten über ihn Matrikel[3] I unter 132, 124.
[102] Ebenda unter 92, 13.

Digitized by Google

der seine philosophischen Studien in Paris abgeschlossen hatte, war im Jahre 1422 nach Köln gekommen und hier 1428 zum Dr. theol. promoviert worden. Für seine Wahl war wohl bestimmend, daß er sich besonders mit den hussitischen Irrlehren beschäftigt hatte[103]; er war zweifellos der bedeutendere der beiden Gesandten. Für die Kosten der Gesandtschaft bewilligte man 100 Gulden, in welche sich der Fiskus der Universität mit den Fakultäten teilte. Rechnet man die Kosten der Reise ab, so mochte dieser Betrag für etwa vier Monate reichen. Aber die Gesandten hatten es mit der Abreise nicht eilig. Daher erschienen drei Wochen nach der Wahl[105] wiederum mahnende Gesandte des Konzils unter Führung des humanistischen Bischofs von Lodi Gerardo Landriani, des späteren Kardinals[106], in Köln, wo der Bischof in einer Versammlung der Universität eine Ansprache hielt. Aber noch am 28. Juni waren die Gesandten nicht abgereist, als man dem Kölner Erzbischof versprach, sie würden sich mit den erzbischöflichen Gesandten in Basel in Fühlung halten[107]. Gleichzeitig wurde eine größere Beisteuer für alle Universitätsangehörigen festgesetzt, deren Höhe sich zwischen einer Mark und einem Gulden bewegte, also bei richtigem Eingang eine ziemlich beträchtliche Summe hätte ausmachen müssen; ihre erste Hälfte sollte bis zum 22. Juli entrichtet werden[108]. Als man im November mit der Gesandtschaft Ernst machte, mußte man gegen die säumigen Zahler strenge vorgehen; am 26. November waren nur etwas über 79 Gulden aus der Kollekte eingegangen[109].

Den ganzen Sommer hindurch zögerte man mit dem Abgang der Gesandten, so daß man in Basel höchst unwirsch wurde. Am 8. Oktober wurden dort die Gesandten der Hussiten erwartet, und die Baseler wußten der Kölner Universität wenig Dank, daß sie ihre sachverständigen Theologen noch nicht geschickt hatte[110]. Aber so wenig kümmerten sich damals die Kölner Professoren um die Belange des Konzils, daß sie noch Tags darauf, am 9. Oktober, den einen Gesandten Heimericus de Campo zum Rektor wählten[111]. Plötzlich aber änderte die Universität ihr Verschleppungsverfahren.

[103] Wir besitzen von ihm eine disputatio de incomposito ecclesie statu et de heresi Bohemorum ad Martinum V papam: Cod. Monac. lat. 14346, 51—58 (Katal. IV, 2, 160).

[104] II Matr. 26 a. [105] A. a. O.: am 4. Juni. [106] Vgl. über ihn Pastor I$^{5-7}$, 316. [107] II Matr. 26 a. [108] A. a. O. [109] II Matr. 28 a. [110] Regesten n. 502. [111] II Matr. 27 a.

Digitized by Google

Unzweifelhaft war dafür die Rücksicht auf den Erzbischof maßgebend. Dieser hatte auf dem gleichzeitig stattfindenden Fürstentage zu Frankfurt[112] in Aussicht gestellt, persönlich nach Basel zu gehen[113]. Die in Frankfurt anwesenden Gesandten des Baseler Konzils waren dort mit dem erzbischöflichen Offizial Dr. Albert Varentrap[114] zusammengetroffen und hatten ihm berichtet, daß man auf dem Konzil mit großer Verwunderung, Entrüstung und Murren bemerke, daß die Kölner die so oft schriftlich und mündlich gegebene Zusage nicht einhalten. Im Auftrage des Offizials machten die beiden juristischen Professoren Johann Spul, Vater[115] und Sohn[116], von diesen Vorgängen Mitteilung gelegentlich der am Lukastage, 18. Oktober, stattfindenden Seelenmesse der Artistenfakultät[117]. Nun wurde auf einmal Eile beliebt. Bereits am folgenden Tage berief der Rektor die Universität: die schon längst bestellten Deputierten wurden zur Beschleunigung der Angelegenheit innerhalb 2—3 Wochen angehalten. Die Provisoren und der Rat sollten um eine Beihilfe angegangen werden[118]. Die Stadt war auch zu einem Zuschuß von 50 Gulden bereit und, wenn nötig, auch zu einer größeren Beihilfe, um eine vorzeitige Rückkehr der Gesandten wegen Geldmangels zu verhüten; sie gab schließlich 75 Gulden[119]. Aus dem Kreise der Provisoren wurde dazu noch die Sendung eines weiteren Theologen in Anregung gebracht, der wegen der Verhandlungen mit den Hussiten in Glaubenssachen erwünscht sein könne. Allgemein dachte man dabei an den Professor Bernard de Reida[120], der auch nicht abgeneigt war. Aber da die Mittel nicht ausreichten, mußte man sich mit den beiden früher gewählten Gesandten begnügen.

Zwei Kanonisten, Tilman Joel von Linz und der jüngere Johann Spul[121], mußten ein Prokuratorium für die Gesandten ausarbeiten. In diesem wurde die mögliche Verlegung des Konzils berücksichtigt; als die drei Hauptpunkte der Tätigkeit des Konzils wurden bezeichnet „die Ausrottung der Ketzerei, die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens im Gebiete aller Gläubigen und die Reformation und sittliche Besserung der leider vielfach zerrütteten kirch-

[112] Okt. 4—9: Deutsche Reichstagsakten X 515—534. [113] A. a. O. 523.
[114] Vgl. über ihn Matrikel² I unter 139, 128.
[115/116] A. a. O. unter 60, 9 und 99, 20. [117] II Matr. 27 a. [118] A. a. O.
[119] II Matr. 27 b.
[120] Vgl. über ihn Matrikel² I unter 115, 7; er war i. J. 1446 Gesandter der Universität in Frankfurt: Regesten n. 953. [121] II Matr. 27 a.

Digitized by Google

lichen Zustände". Dieses Prokuratorium wurde vom 10. November datiert[122]. Am gleichen Tage richtete die Universität ein nichtssagendes Entschuldigungsschreiben wegen der Verspätung der Gesandtschaft an das Konzil[123]. Wiederum schob man wegen der unbestätigten Gerüchte über eine Einigung zwischen König und Papst und eine völlige oder teilweise Verlegung des Konzils die Abreise der Gesandten um 10—12 Tage hinaus[124]. Als dann aber wegen neuer Gerüchte nochmals ein Aufschub angeregt wurde, beschloß die Mehrheit, daß die Abreise vor Ende des Monats erfolgen solle. Am Vorabend von S. Andreas (29. November) wurde infolgedessen an Stelle des abreisenden Heimericus de Campo Jacob Savarijs zum neuen Rektor gewählt[125], in dessen Gegenwart die Gesandten ihren Eid ablegten; sie nahmen etwas über 255 ½ Gulden mit[126].

Erst am 1. Dezember begaben sich die Gesandten tatsächlich auf den Weg nach Basel. Seit der Eröffnung des Konzils waren damals über ein Jahr und vier Monate verflossen. Fast zur selben Zeit, wo sie in Basel anlangten, erschien nochmals am 20. Dezember der Theologieprofessor Hugo, ein Dominikaner, als Bote des Konzils in Köln, um die Gesandtschaft zu beschleunigen[127], ein Beweis für den Wert, welchen man in Basel auf die Beteiligung der Kölner Universität legte. Die in Basel weilenden ehemaligen Angehörigen der Universität wurden um Unterstützung der Gesandten gebeten[128]. Offenbar waren die Gesandten des Erzbischofs gleichzeitig gereist; denn diese, der Offizial Christ. v. Erpel, ein Legist, und der Kanonist Tilman v. Linz, wurden zusammen mit den Universitätsgesandten am 19. Dezember dem Konzil inkorporiert. Letztere hielten bei diesem Anlaß eine Ansprache über das Wort: „Die Sterne haben ihr Licht in ihren Standorten gegeben und sich gefreut; sie sind gerufen worden und haben gesprochen: Siehe, wir sind da" (Baruch 3, 34—35). Darauf wurden ihre Beglaubigungsschreiben gelesen[129]. Ihr verspätetes Eintreffen mochte es verschulden, daß die Kölner Gesandten in Basel nicht in derselben Weise in den Vordergrund traten, wie Professor Dietrich von Münster in Konstanz. Wir hören nur, daß einer von ihnen am Lichtmeßtage nach der vom Erzbischof von Lyon gelesenen Messe die

[122] Regesten n. 505. [123] n. 506. [124] II Matr. 27 b.
[125] 29 a. [126] 28 a. [127] 30 b. [128] Regesten n. 507.
[129] N. 508 b.

Digitized by Google

Predigt hielt[130]. Sie pflogen näheren Verkehr mit den Gesandten der Wiener Hochschule; mit einem von diesen zog Heimericus de Campo nach der Abreise seines Kollegen im Oktober zusammen[131]. In den Anfang des Jahres 1433 fallen die Versuche des Papstes Eugen IV. zur Aussöhnung mit dem Konzil, obwohl dieses mit der größten Schroffheit gegen ihn vorgegangen war. Am 14. Februar erklärte er sich einverstanden damit, daß das von ihm nach Bologna berufene Konzil nach drei Monaten in Basel abgehalten werde. Formell aber nahm er die am 18. Dezember 1431 ausgesprochene Auflösung des Konzils nicht zurück. Dieser Auffassung entsprach es, daß er am 16. Februar eine besondere neue Einladung an die Universität Köln erließ, der die allgemeine Bulle beigefügt war. Am 17. April wurde diese Einladung in einer Versammlung der Universität bekanntgegeben[132]; aber sie unternahm keine weiteren Schritte, da sie die Bulle nur als eine Bestätigung des Konzils auffaßte.

Erst am 14. April[133] schickten die Gesandten, als deren Wortführer Heimericus de Campo erscheint, einen ausführlichen Bericht nach Hause, der sich hauptsächlich über die Lehrstreitigkeiten mit den Hussiten und deren Verlangen auf Zulassung des Kelches verbreitete. Daß es der erste Brief war, scheint aus der Schlußbemerkung hervorzugehen, daß die Gesandten seit ihrer Abreise aus Köln am 1. Dezember 1432 bis Ostern (12. April 1433), also in $4^1/_2$ Monaten, $132^1/_2$ Gulden ausgegeben hatten, was für den Monat etwa 35 Gulden ausmacht; darin waren allerdings die Reisekosten einbegriffen. Am 1. Mai[134] schrieben sie wiederum; den Anlaß dazu gab ein Brief der Universität über die Ausführung der großen Stiftung des Kurialen Hermann Dwerg[135], den die Gesandten am 27. April erhalten hatten. Mit ihrer Antwort übermittelten sie die am 25. April veröffentlichten antipäpstlichen Beschlüsse des Konzils „Quoniam frequens" für die Festigung und die Autorität der allgemeinen Konzilien sowie den am folgenden Tage (26. April) publizierten Brief des Königs Sigmund über seine Übereinkunft mit dem Papste, wonach er am 15. Juni von diesem die Kaiserkrone erhalten sollte. Als Kaiser veranlaßte Sigmund den Papst zu einer ganz veränderten Stellungnahme gegenüber dem Konzil, indem

[130] N. 508 b. [131] N. 515 a. [132] N. 533. [133] N. 517. [134] N. 524.
[135] N. 526. — Vgl. über diese Stiftung vorläufig Westdeutsche Zeitschrift 9, 361/2.

Digitized by Google

dieser mit Rat der Kardinäle nunmehr die ununterbrochene Fortdauer des Konzils seit seiner Eröffnung anerkannte. Die bedrohliche Lage in Italien und die Unzufriedenheit der Kardinäle waren allerdings für diese Neuorientierung des Papstes mitbestimmend[136]. Selbstredend war das Konzil mit seiner Rehabilitierung durch den Papst sehr zufrieden.

Da die Verhandlungen des Konzils sich in die Länge zogen, reiste Lambert von Rees bald nach Mitte September ab[137], sodaß Campo als alleiniger Vertreter der Kölner Universität in Basel zurückblieb. In seinen Briefen vom 12.[138] und 21.[139] Oktober, vom 7.[140] und 26.[141] November berichtete er über die wichtigeren Vorgänge auf dem Konzil, über die Unterwerfung seines Hauptgegners, des Minoritengenerals, sowie namentlich auch über das Eingreifen des Kaisers, der erklärte, daß er mit dem Konzil zusammenarbeiten wolle, so daß vor einem halben Jahre das glückliche Ende zu erwarten sei; seinem letzten Briefe legte Campo Abschrift der Beschlüsse über die Abhaltung von Provinzial- und Synodalkonzilien sowie von Kapiteln bei.

An Stelle des abgereisten Vertreters trat vorübergehend der auch in Basel anwesende Dekan der Juristenfakultät Heinrich Klant von Groningen[142], ein Kanonist, jedoch ohne amtlichen Auftrag, wenn er auch um einen solchen bemüht war. In einem Briefe vom 21. Januar 1434[143] berichtete er über das Konzil und über die Ereignisse in Böhmen; besonders betonte er, daß sich der Papst einfach dem Konzil angeschlossen haben solle (ut dicitur, simpliciter adhaesit). Doch erhielt Klant den gewünschten Auftrag nicht; man scheute offenbar die Kosten. Die Universität hatte zwar bereits am 24. März 1433[144] eine neue Kollekte für die Gesandten beschlossen und Deputierte für die Erhebung des Geldes gewählt; aber über den Erfolg hören wir nichts. Vielmehr sah sich Campo am 7. Februar 1434[145] genötigt, dringend um weiteres Geld zu bitten. Seit der Abreise des Kollegen vor etwa 20 Wochen hatte er ungefähr 50 Gulden gebraucht, davon im ersten Monat 10 Gulden. Er selbst legte Wert darauf, zu bleiben, da gerade jetzt das Konzil wieder aufblühe; die Kosten der Hin- und Rückreise nach und von Köln ständen nicht im Verhältnis zu denen des Aufenthalts in Basel.

[136] Vgl. Pastor I[5–7], 303. [137] N. 533. [138] N. 532. [139] N. 533. [140] N. 534. [141] N. 535 und 537. [142] Vgl. über ihn Matrikel[2] I unter 21,14. [143] Regesten n. 540. [144] II Matr. 29 a. [145] Regesten n. 541.



Digitized by Google

Auch werde er in den Augen der Wiener Kollegen, mit denen er zusammenlebe, bloßgestellt. Nach drei Tagen[146] wiederholte er seine Bitte; er erklärte sich bereit, besondere Wünsche der Universität in Basel zu fördern. Außerdem schrieb er noch besonders an den Professor Heinrich Bemel von Xanten[147] und übersandte ihm das ‚Summarium adhaesionis domini nostri'. Acht Tage[148] später dankte er für die Verlängerung seiner Gesandtschaft; jedoch betonte er nochmals, daß die Mittel zum Aufenthalt zur Neige gingen. Eine besondere Vergünstigung für seine Universität wagte er nicht beim Konzil zu beantragen, da die Wiener und Erfurter Hochschulen die Verlängerung ihrer Konservatorialprivilegien noch nicht erlangt hatten.

Inzwischen brachte die Universität zusammen mit den einzelnen Fakultäten einige weitere Kollekten auf, deren Gesamtbetrag nicht genau ermittelt werden kann; es scheinen aber nur etwas über 40 Gulden gewesen zu sein[149]. Von der Stadt Köln gingen noch 50 Gulden[150] ein. Da Campo monatlich 10—11 Gulden nötig hatte, so konnte er bis in den Anfang des nächsten Jahres reichen.

Tatsächlich blieb er bis Mitte Februar 1435[151] in Basel. Etwas mehr als zwei Jahre hatte er beim Konzil zugebracht. Seinen Fortgang begründete er mit der Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten. Das ist wohl glaublich; aber ebenso auch, daß die endlosen Verhandlungen ihn verdrossen; möglich auch, daß ihn der Mangel an Geld zur Abreise zwang. Offenbar noch in Basel hatte die Universität Löwen mit ihm angeknüpft und abgeschlossen. Bei seiner Übersiedlung dorthin rechnete er in Köln ab und erhielt 14 Gulden 4 Albus, welche ihm noch zustanden[152]. Seinen Klaustralhof bei S. Aposteln vermietete das Stift an den erzbischöflichen Rat Johann von Krefeld[153]. Am 24. April war Campo bereits in Löwen. Er gehörte dort zu den einflußreichsten Professoren; sechsmal wurde er zum Rektor gewählt[154]. Der Universität Köln vermachte er im Jahre 1460 die Bücher, welche er in ihrem Dienst in Basel

[146] Am 10. Febr.: n. 542.

[147] Matrikel[2] I unter 33, 5; er schrieb im selben Jahre einen Traktat gegen die Hussiten.

[148] Am 18. Febr.: n. 544. [149] II Matr. 34 b, 35 a.

[150] Am 3. Mai spricht Campo von 40, am 8. Juni von 50 Gl.: Regesten n. 546 und 548.

[151] Vgl. n. 557. [152] II Matr. 37 b. [153] Regesten n. 564: 1436 Jan. 31.

[154] Vgl. die Angaben Matrikel[2] I unter 132, 124.

Digitized by Google

geschrieben hatte[155]. Seinen Standpunkt gegenüber dem Baseler Konzil hatte er in Löwen gründlich geändert. Als am 8.—10. Oktober 1440 in Köln ein Provinzialkonzil stattfand, war er mit dem Kölner Suffragan, dem Bischof von Lüttich Johann von Heinsberg, als dessen theologischer Berater erschienen und geriet, weil er den Satz verfocht, daß der Papst über dem Konzil stehe und selbst nur von Christus gerichtet werden könne, mit der Kölner Universität und deren Rektor Johann Tinctoris in einen heftigen Wortwechsel, da dieser namens seiner Universität Campos Behauptung als mit der Wahrheit im Widerspruch stehend entschieden ablehnte[156].

Noch ehe Campo Basel verließ, wandten die dort anwesenden Gesandten der Universität Paris, 7 an der Zahl, unter ihnen Nicolaus Amici, der im Februar 1432 in Köln gewesen war[157], sich an die Universität Köln und ersuchten sie um nochmalige Sendung Campos oder eines anderen geeigneten Mitgliedes zum Konzil[158]; der bevorstehende Fortgang Campos nach Löwen war ihnen offenbar nicht bekannt. Aber obwohl die Universität Köln in den späteren Stadien des Konzils mit größerem Eifer auf dessen Seite stand wie in seinen Anfängen, so brachte sie doch die Mittel zur Unterhaltung eines eigenen Gesandten nicht mehr auf; seit Campos Weggang war die Universität als solche beim Konzil nicht mehr vertreten. Als zu Anfang 1436 sich der damalige Rektor Winmar v. Wachtendonk nach Basel begab, tat er es nur, um seine privaten Interessen zu betreiben[159].

Erst nach dem Weggang Campos von Basel erfolgten die einschneidenden Dekrete des Konzils, welche die oft beklagten kirchlichen Steuern der Annaten, Palliumsgelder und Taxen aufhoben[160], dadurch aber auch eine für die Bedürfnisse der päpstlichen Kurie notwendige Einnahmequelle beseitigten. Umgekehrt erhielt der Papst einen Trumpf gegen das Konzil in die Hand, als er mit der Zustimmung von dessen Minderheit zu den Unionsverhandlungen mit den Griechen eine italienische Stadt bestimmte und Ende 1437 das Konzil nach Ferrara verlegte, wo es am 8. Januar 1438 zusammentrat[161]. Diese Zeit des schärfsten Konflikts zwischen Konzil und Papst nutzte die Universität Köln, hinter welcher der Stadtrat stand, aus, um sich eine neue große Pfründenverleihung von Eu-

[155] Testament vom 10. Juli 1460: Regesten n. 1243. [156] Regesten n. 854 c.
[157] II Matr. 24 a. [158] Regesten n. 557: 1435 Febr. 17.
[159] II Matr. 39 a. [160] Pastor I$^{5-7}$, 323. [161] A. a. O. I$^{5-7}$, 323.

Digitized by Google

gen IV. bewilligen zu lassen, die sog. secunda gratia[162], die in allerkürzester Frist zugestanden wurde. Erst nach Mitte April 1437[163] ging der Dominikaner Nicolaus v. Duiveland im Auftrage der Universität nach Italien, und am 9. Juni[164] war die weitgehende Pfründenbewilligung bereits erfolgt. Der Papst lud die Universität sodann am 20. September[165] ein zur Besendung des von ihm nach Ferrara verlegten Konzils. Die Universität ließ dem Überbringer der Einladung eine kleine Verehrung zukommen[166], dachte aber keineswegs daran, ihr Folge zu leisten. Aber ebensowenig sandte sie nochmals Gesandte nach Basel, obwohl sie am 6. Februar 1438[167] vom Konzil dringend dazu aufgefordert wurde. Durch die Mitteilung von zwei Beschlüssen über die Übertragung von Benefizien unter Abschaffung der Expektanzen sollte Kölns Eifer angeregt werden. Nach diesen Beschlüssen sollte an jeder Domkirche eine Theologenpfründe vorhanden sein und an jeder Stiftskirche ein Drittel der Pfründen für Graduierte vorbehalten werden[168]. Im Jahre 1440 machte die Universität von dieser Vergünstigung Gebrauch[169]. Das Konzil teilte der Universität gleichzeitig die von ihm vorgenommene Suspension des Papstes wegen der Berufung des Gegenkonzils nach Ferrara mit und forderte für die Zeit der Suspension Aufgabe der Oboedienz. Umgekehrt schleuderte der Papst am 15. Februar 1438 aus Ferrara den Bannspruch gegen das Baseler Konzil[170]. Diese Bulle wurde am 17. Mai dem Rektor und den Dekanen durch den Wormser Propst Heinrich Maishem überreicht, der zugleich eine neuerliche, vom 9. April[171] datierte Einladung nach Ferrara überbracht zu haben scheint. Nur eine kleine Weinspende wurde dem päpstlichen Gesandten zuteil[172]. Als dagegen am 9. und 10. August drei Gesandte des Baseler Konzils unter Führung des Bischofs Ludwig von Viseu in Köln erschienen, um die Sache des Konzils zu verfechten, wurde eine Versammlung der ganzen Universität in das Kapitelshaus des Domes einberufen, in der die Angelegenheiten eingehend verhandelt wurden[173]; die Gesandten wurden reichlich bewirtet[174]. Anscheinend waren sie auch in Löwen gewesen; denn am 18. November[175] berichtete der Kardinal d'Aleman von Arles aus Basel an den Deutschordens-

[162] Meine Ausführungen in der Westdeutschen Zeitschrift 9, 394.
[163] Regesten n. 586. [164] N. 587. [165] N. 595. [166] II Matr. 46 b.
[167] Regesten n. 657. [168] N. 658. [169] II Matr. 57 b.
[170] Regesten n. 659. [171] N. 662. [172] II Matr. 48 a.
[173] Regesten n. 668. [174] II Matr. 49 b. [175] Regesten n. 670.

Digitized by Google

Hochmeister, daß sich beide Universitäten feierlich für die gerechte Sache des Konzils ausgesprochen hätten.

Allerdings brach die Universität Köln die Brücke nach der anderen Seite nicht völlig ab, sondern gewährte noch am 11. November einem Gesandten des Papstes eine Verehrung[176]. Im nächsten Jahre wurde ebenso eine solche dem Bischof von Viseu als Gesandten des Konzils zuteil[177]. Es war die Zeit, in der Enea Silvio von Basel aus die Universität dringend zum Verharren beim Konzil aufforderte[178]. Andererseits beglaubigte Papst Eugen IV. von Florenz aus, wohin er sein Konzil aus Ferrara verlegt hatte, seinen Kämmerer Jacob de Oratoribus und wünschte, daß die Universität wegen der Einigung mit den Orientalen feierliche Dankprozessionen abhalte[179]. Sowohl diesem Gesandten[180] wie einem Boten[181], der die Bulla reductionis Armenorum (Vertrag vom 22. November 1439)[182] überbrachte, wurden Spenden gegeben. Dieses unentschiedene Verhalten der Kölner Universität gegenüber Papst und Konzil entsprach dem gleichzeitigen Vorgehen der Kurfürsten, welche nach Kaiser Sigmunds Tode zu Frankfurt ihre Neutralität erklärt und 1439 zu Mainz erneuert hatten[183].

Einen entschiedenen Wendepunkt in der Stellungnahme der Hochschule stellt das Kölner Provinzialkonzil am 8.—10. Oktober 1440[184] dar. Zeitig vorher[185] ersuchte der Erzbischof die Universität um die Bestellung von sechs Gelehrten, welche die Angelegenheit des Schismas prüfen und ihm raten sollten, damit er seinerseits dem Könige guten Rat geben könne. Auch auf dem Konzil sollten sie zugegen sein behufs Beratung mit anderen gebildeten Männern seiner Kirchenprovinz. Auch das Baseler Konzil und der von ihm nach Absetzung Eugens IV. gewählte Gegenpapst Felix V. schickten ihrerseits Gesandte zu dieser Tagung, den schottischen Abt Thomas von Dundrainan und den französischen Propst Michael Balduini von S. Paul-trois-Châteaux, und empfahlen sie der Universität[186]. In drei Sätzen[187] faßten die Kölner Gelehrten ihren Ratschlag zusammen, den sie am 10. Oktober dem Erzbischof im

[176] II Matr. 50 a. [177] 51 b. [178] Regesten n. 677.
[179] N. 779: 1439 Nov. 23. [180] II Matr. 56 b. [181] 57 a.
[182] Vgl. Pastor I$^{5-7}$, 343-4.
[183] Pückert, Die kurfürstliche Neutralität während des Baseler Conzils (Leipzig 1858), 61 ff.
[184] Vgl. die Akten in D. R. T. A. 15, 452—475. [185] Regesten n. 837: Sept. 5.
[186] N. 839, 840. [187] N. 854.

Digitized by Google

Kapitelhause des Domes überreichten: 1. Die im allgemeinen Konzil versammelte Kirche hat die oberste Gerichtsbarkeit auf Erden; auch der Papst muß ihr gehorchen; niemand darf das Konzil ohne dessen eigene Einwilligung auflösen oder verlegen. 2. Die kurfürstliche Neutralität ist sobald wie möglich aufzuheben. 3. Da die Kurfürsten zweifeln, ob das Baseler Konzil sich selbst verlegt habe, so möge der König auf einer Tagung mit den Kurfürsten sich darüber zu unterrichten suchen. Bei den Beratungen platzten die Geister heftig aufeinander. Der Bischof von Lüttich war mit sechs Gelehrten erschienen, welche entschieden für das Recht Papst Eugens IV. eintraten. Ihr Wortführer war der Löwener Professor Heimericus de Campo[188], ein Freund des Dr. Nicolaus de Cusa[189], der ehemalige Gesandte Kölns in Basel, der in einer eingehenden Denkschrift[190] seinen nunmehrigen Standpunkt darlegte. Ihm gegenüber vertrat die Kölner Hochschule durch ihren Rektor Johann Tinctoris, der Schüler Campos gewesen war, das Recht des Konzils und dessen Papstes Felix. Wäre Campo nicht durch das Geleit der Stadt Köln geschützt worden[191], so hätte die Universität die Festnahme ihres unbequemen Gegners veranlaßt. Der dritte Kölner Leitsatz ist offenbar absichtlich unklar gehalten[192]; er stellt anscheinend ein Kompromiß zwischen den verschiedenen Auffassungen dar. Enea Silvio, damals Sekretär des Gegenpapstes Felix, suchte sofort durch seine Dialoge die Universität zu belehren, daß das Konzil noch ohne Bedingung und Bedenken in Basel sei[193]. Dort war man auf Grund der Berichte des Gesandten Michael Balduini von der Anhänglichkeit der Kölner überzeugt. Das Konzil und Felix V. spendeten ihnen warmes Lob und mahnten sie zum Ausharren[194]. Einen äußeren Beweis für die Anerkennung des Baseler Papstes Felix V. durch die Kölner Universität liefert eine Eintragung im artistischen Dekanatsbuche, bei der der Dekan Gerhard Haghinc v. Delft sich in einer Datierung der Formel bedient: Felicis anno electionis sue primo[195].

[188] S. o. unter 154. [189] Marx, Handschriften des Hospitals zu Kues 105, 6; dort sind die Werke Campos, darunter die Collatio de potestate ecclesie in conc Bas. collecta: Hs. n. 106, 7.

[190] Gedr.: D. R. T. A. 15, 468/470.

[191] D. R. T. A. 15, 468 (Zusatz zu Campos Denkschrift).

[192] Bressler 51/2; Voigt, Enea Silvio 1, 238/9.

[193] Regesten n. 854 d. [194] N. 856/7. [195] Art. Dek.-Buch 1, 44a (1440 $^{26}/_{2}$).

Digitized by Google

Die ersten 1440er Jahre sind ausgefüllt mit zahlreichen erfolglosen Tagungen in der brennenden Kirchenfrage. Der neue König Friedrich III. suchte ihre Lösung von Reichs wegen herbeizuführen. Ein Tag in Mainz vom Februar bis April 1441[196] blieb ohne Ergebnis. Zu einem neuen Tage in Frankfurt am 11. November lud der König auch die Universität Köln ein; sie sollte ihre Theologen und Juristen senden, nicht nur zur Teilnahme an den Beratungen, sondern auch an den Beschlüssen[197]. Am 5. und 6. September ersuchten durch den Erzbischof von Trier das Baseler Konzil und Papst Felix die Universität, auf deren Anhänglichkeit sie rechnen durften, dringend um ihre Beteiligung am Frankfurter Tage[198]. Ebenso mahnten beide am 7. bzw. 11. April 1442 die Kölner zur Teilnahme an dem bevorstehenden neuen Frankfurter Tage, um dort das Konzil zu verteidigen[199]. Auf diese Mahnung hin bestellte die Universität am 3. Mai[200] drei Theologen und den Kanonisten Heinrich v. Bemel zu ihren Vertretern und bewilligte 70 Gulden als Reisekosten; hinterher zahlte man noch 13 Gulden[201]. Im Zusammenhang mit dieser Sendung stand jedenfalls der Aufenthalt des Kardinals d'Aleman im Sommer in Köln, dem die Universität eine Verehrung spendete[202]. Wieder berief der König von Konstanz aus am 22. November einen Reichstag auf Lichtmeß 1443 nach Nürnberg zur Ausrottung des Schismas und zur Herstellung der kirchlichen Einheit[203]. Im Sommer 1443 weilte ein Auditor des Konzils in Köln, dem eine Weinspende zuteil ward[204].

Am 10. August 1443 erging eine Einladung des Königs an den Kölner Erzbischof Dietrich auf Martini nach Nürnberg; er solle die Prälaten seiner Kirchenprovinz und möglichst viele Gelehrte mitbringen[205]. Die Universität war auf Ersuchen des Erzbischofs bereit, sich an dem vom Könige erstrebten Einigungswerke nach Kräften zu beteiligen, und überließ dem Erzbischof, der die Kosten zu tragen bereit war, die Bestimmung der Zahl und die Auswahl der Personen[206]. Am 14. November erklärte der Erzbischof sich damit einverstanden[207] und erbat bereits Tags darauf[208] die Teilnahme der Theologieprofessoren Johann v. Mecheln und Johann

[196] D. R. T. A. 15, 925 ff. [197] Regesten n. 863 (1441 $^{22}/_{7}$).
[198] N. 865/6; n. 865 gedr.: Bianco, Univ. Köln 1, Anl. XLIX S. 214—216.
[199] N. 881/2 [200] II Matr. 66 a. [201] 69 a.
[202] 66 b. [203] Regesten n. 885: die Einladung wurde am 27. Dez. verlesen.
[204] II Matr. 70 b. [205] Regesten n. 898. [206] N. 906/7.
[207] N. 910. [208] N. 911.

Digitized by Google

Tinctoris, welchen die Universität alsbald die Vollmacht zu ihrer Vertretung ausstellte[209]. Am 21. November sollten die Gesandten mit den Prälaten und Räten des Erzbischofs das Schiff zur Fahrt rheinaufwärts besteigen[210]. Da der König nicht nach Nürnberg kam[211], so verlief der Tag wieder ohne Ergebnis. Daher sollte am Himmelfahrtstage des nächsten Jahres (21. Mai) nochmals eine Erörterung der kirchlichen Frage in Nürnberg erfolgen, wozu sich der Erzbischof wieder die Mitwirkung der Universität erbat[212]; vier Professoren sollten sich auf seine Kosten beteiligen. Am 24. Mai drückte er den Wunsch aus, statt vier möchten mindestens zwölf Professoren ihn bei den wichtigen Verhandlungen unterstützen. Außer den beiden Professoren Mecheln und Tinctoris bezeichnete er selbst fünf weitere Theologen, darunter einen Dominikaner und den Karmeliterprovinzial Peter v. Geldern, sowie fünf Juristen, von denen zwei Legisten und drei Kanonisten waren[213], unter letzteren der damalige Rektor Jakob Klant v. Groningen[214]. Nur wenige von den auserkorenen Professoren weigerten sich aus triftigen Gründen; auch bestimmte die Universität, daß zwei Drittel der aktiven Professoren zurückbleiben mußten[215]. Außer den vom Erzbischof erbetenen Gelehrten waren zehn weitere Professoren in Nürnberg zugegen und ersuchten durch ein Gutachten[216] den Erzbischof, sich für das Baseler Konzil und eventuell für Felix V. und gegen Eugen IV. zu erklären. Die Mehrzahl trat ausdrücklich für Felix ein. Nur die Juristen Johann v. Alkmaar und Heinrich v. Bemel fehlen unter der Nürnberger Erklärung; doch mögen sie zufällig abwesend gewesen sein. Dagegen war die Erklärung u. a. unterzeichnet von den Karthäuserprioren von Roermonde und Köln, von Propst und Dechant von S. Severin in Köln und dem Propst von S. Florin in Koblenz.

Soviel wir sehen können, waren alle angesehenen Professoren der theologischen und juristischen Fakultät gleichen Sinnes und Anhänger des Konzils. Von keinem Professor dieser Fakultäten ist die entgegengesetzte Stellungnahme bekannt; nur der Minorit Heinrich v. Werl verfocht die Superiorität des Papstes über das

[209] N. 912. [210] N. 913. [211] Voigt, Enea Silvio 1, 330/1.
[212] Am 8. Mai: Regesten n. 922. [213] N. 924.
[214] Vgl. über ihn Matrikel[2] I unter 121, 9; Klant war 1434—38 beim Baseler Konzil und 1438 dessen Gesandter zum König von England gewesen.
[215] Regesten n. 925. [216] N. 927 (9., bzw. 15. Sept.); gedr.: Lacomblet, Urk.-Buch 4, 263.

Digitized by Google

Konzil[217]. Von den ehemaligen Professoren hatten allerdings Heimericus de Campo, der frühere Gesandte zum Konzil, und der Dominikaner Heinrich Kaltiser v. Koblenz[218], der im Anfang auf dem Konzil im Auftrage des Erzbischofs von Mainz gewesen war, die Sache desselben verlassen, waren sogar beide seine erbitterten Gegner geworden. Nur einmal melden die Akten der Universität von einem Widerspruch innerhalb ihres Lehrkörpers. Bei einer Quodlibet-Disputation im Dezember 1441 bekämpfte der Dominikaner Ludolf Hanen die Autorität der allgemeinen Konzilien, aber die Universität zwang ihn zum öffentlichen Widerruf[219]. Der Stellung der Kölner entsprach es, daß sie in Pfründestreitigkeiten 1442[220] und noch 1445[221] den Beistand des Kardinals Louis d'Aleman anriefen, der die Seele der Konzilsfanatiker war[222]. Ebenso spendete die Universität im Frühjahr 1444 dem Archidiakon von Metz, Dr. leg. Wilhelm Huyn, Kaplan Felix' V., eine Verehrung[223].

Zu dem im Juni 1445 bei Frankfurt gehaltenen Fürstentage[224] scheint die Kölner Universität keine Einladung erhalten zu haben. Dagegen suchte das Baseler Konzil sie durch ihre Gesandten Nicolaus Amici und den Propst von Oldenzaal, Johann de Rene, zur Besendung des auf die Fastenzeit 1446 nach Nürnberg einberufenen Tages zu bewegen. Die Universität empfing die Gesandten ehrenvoll und erklärte ihnen, sie wolle nach Kräften für die künftige Einigung mitarbeiten[225]. Am 26. Februar 1446 wiederholte das Konzil seine Einladung schriftlich und teilte mit, daß es sich durch Kardinal Louis d'Aleman und zwölf Doktoren vertreten lassen werde[226]. Der Tag fand dann nicht in Nürnberg, sondern in Frankfurt statt. Die Universität sandte außer dem Theologen Bernhard de Reida drei Juristen, welche die bestimmte Anweisung erhielten, die von der Universität gebilligten Beschlüsse über die Autorität der allgemeinen Konzilien zu bekunden. Trotz ihrer geringen Mittel erklärten sich die Kölner zu einer Sondergesandtschaft bereit, da sie wie bisher so auch fernerhin bemüht sein würden, daß

[217] Vgl. seine Handschrift (GB. $4^0$, n. 240 im Kölner Stadtarchiv): Collectio ex diversis de potestate apostolica super ecclesiam per totum orbem dispersam; vgl. über ihn Matrikel² I unter 167, 1; über die Handschrift: Hartzheim, Bibl. Col. 130/1.

[218] Matrikel² I unter 139, 24. [219] Bianco I, Urk.-Anh. 219.

[220] Regesten n. 876. [221] N. 940. [222] So nennt ihn Pastor $1^{5-7}$, 317.

[223] II Matr. 74 b. [224] Voigt, Enea Silvio 1, 345.

[225] Regesten n. 947/8. [226] N. 952.

Digitized by Google

die Konzilsautorität nicht niedergetreten werde[227]. Daher lobte noch im Sommer 1446 Papst Felix die feste Haltung der Kölner Hochschule; sein Gesandter Nicolaus Amici überreichte die Bulle am 24. August und erhielt dabei eine Verehrung[228]. Veranlaßt war die Gesandtschaft offenbar durch die schwierige Lage, in welche das Baseler Konzil und sein Papst Felix durch die sich für sie ungünstig entwickelnden Ereignisse versetzt wurden. Der Vertrauensmann des Konzils in Köln war der Bedell Sebastian de Viseto. Dieser schrieb an den Kardinal Johann v. Segovia, den bekannten Geschichtsschreiber des Konzils, über die neue Lage, welche durch die Machinationen der Gegner entstanden sei. Der Kardinal suchte ihn zu trösten: die Wahrheit des christlichen Glaubens, für welche das Konzil seit fünfzehn Jahren kämpfe, werde die Umtriebe der Gegner zunichte machen; er werde traurig sein, wenn durch diese der Universität Übles widerfahren würde[229].

Einen Hinweis darauf, daß auch unter den angeseheneren Mitgliedern der Kölner Universität sich die Lage für die Konzilsfreunde verschlechtert hatte, möchte ich in einer Schenkung erblicken, die dem späteren Kardinal Nicolaus von Kues am 17. November 1445 zuteil wurde. Der Bacc. iur. Gottfried Milter v. Roermonde[230], Rektor des neu begründeten Kollegs S. Hieronymus, der am 9. Oktober zum Dekan der Artistenfakultät gewählt worden war, schenkte dem bekannten Konzilsgegner einen Traktat ‚de potestate pape et concilii generalis', der für Papst Eugen IV. und gegen das Konzil Stellung nahm[231].

Damals waren nach dem Abfall Enea Silvios von der Sache des Konzils die Verhandlungen in Fluß gekommen, welche im Februar 1447 zu den Fürstenkonkordaten führten, durch deren Abschluß die kirchenpolitische Lage eine grundlegende Änderung zugunsten Eugens IV. erfuhr. Gleich darauf starb dieser am 23. Februar[232]. Seinem Nachfolger Nicolaus V. blieb es vorbehalten, die Früchte der eingetretenen Wendung zu ernten. Er teilte am 21. März[233]

[227] N. 953. [228] N. 958. [229] N. 959.

[230] Vgl. über ihn Matrikel[2] I 353 unter 175, 17.

[231] Marx, Handschriftensammlung zu Kues 255/6, n. 263. — Kues hatte damals seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Koblenz: Vansteenberghe, Le card. Nic. de Cues S. 477.

[232] Voigt, Enea Silvio 1, 381—399; Pastor 1[5—7], 386.

[233] Regesten n. 965/6.

Digitized by Google

der Universität Köln seine Wahl zum Papste mit, wobei er nicht unterließ, die Fülle der päpstlichen Gewalt besonders zu betonen; er forderte sie zu einer feierlichen Bittmesse zum Heiligen Geist nach voraufgehender Prozession auf; seinen Gesandten wurde am 10. Juli eine größere Verehrung zuteil[234]. Aber auch zwei Gesandte des Baseler Konzils erhielten eine solche[235], als sie Ratschläge für die Erhaltung der Autorität der allgemeinen Konzilien und gegen den Eintritt eines Schismas überreichten[236]. Nunmehr häuften sich die Versuche, die Universität von der Sache des Konzils abzubringen. An den Rektor, den Mediziner Jordan Mallant von Geertruidenberg, richtete Enea Silvio am 13. August den bekannten Retraktationsbrief[237]. Am 18. August forderte der Dominikaner Heinrich Kaltiser von Rom aus die Kölner zur Oboedienz für Papst Nicolaus auf, den er nicht genug rühmen konnte. Als Lockspeise stellte er seine Verwendung für die Gewährung eines Rotulus in Aussicht, den sie direkt an den Papst senden sollten. Den demnächst nach Deutschland kommenden päpstlichen Legaten Kardinal Johann Carvajal möge man ehrenvoll aufnehmen[238]. Im nächsten Jahre schickte der Papst Kaltiser selbst nach Deutschland.

Im Anfang September 1448 war Kaltiser in Köln. Hier vollzog sich unter dramatischen Zwischenfällen der Übergang der Universität zur Oboedienz Nicolaus' V., den sie für unvermeidbar hielt, nachdem der Erzbischof seine Unterwerfung schon vorher vorgenommen hatte. Wir besitzen über die damaligen Vorgänge einen eingehenden Bericht[239] des Bedells Sebastian de Viseto, der als unentwegter Anhänger des Konzils mit bitterm Schmerz den Schlußakt des Dramas durchlebte. Kaltiser versammelte zunächst den Klerus bei verschlossenen Türen; hierauf hielt er eine Ansprache an die Universität, in welcher er jeden für einen Ketzer erklärte, der nicht an die Papstwürde Nicolaus' glaube; ein solcher verdiene zwischen zwei Hunden aufgehängt und verbrannt zu werden. Der Bedell verlangte Abschrift der Predigt, da man nach akademischem Brauch mit dem Legaten disputieren wolle, was derselbe aber ablehnte; wer zweifele, solle zu ihm kommen. Die Lizentiaten und Baccalare der Theologie waren über die Ausführungen Kaltisers so

[234] II Matr. 85 b. [235] 84 b.
[236] Regesten n. 968.
[237] N. 970. [238] N. 971.
[239] Gedr. bei Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten 2, 581/4.

Digitized by Google

empört, daß sie ihn ihrer Eidespflicht entsprechend[240] dem theologischen Dekan anzeigen wollten; auch einige Doktoren waren nicht milder gestimmt. Mit dem Bedell geriet der Legat in einen erbitterten Wortstreit, so daß jener ihn des Mangels an christlicher Liebe gegenüber einem verirrten Schafe beschuldigte, worauf der Legat entgegnete, zu einem so boshaften Schafe wie der Bedell würde auch Christus nicht gekommen sein.

Während dieser Streitigkeiten traf ein Gesandter der polnischen Universität Krakau in Köln ein mit der dringlichen Anfrage, wie sich die dortige Hochschule zu Papst Nicolaus stelle. Obwohl König Kasimir von Polen Nicolaus die Oboedienz geleistet hatte, sträubte sich die Universität dessen Legaten Baptist de Enriciis[241] als Gesandten des rechtmäßigen Papstes aufzunehmen. Krakau hielt dessen Behauptung, daß alle christlichen Könige und Universitäten, unter ihnen auch Köln, sich für Nicolaus erklärt hätten, für sehr unglaubwürdig und bat um Auskunft und bejahendenfalls um Angabe der Beweggründe für die Sinnesänderung[242]. In Köln geriet man durch diese Gewissensfrage in nicht geringe Verlegenheit; in einer stürmischen Versammlung beriet man über die Antwort. Zwei Fassungen wurden vorgelegt. Die Angehörigen der Bettelorden und die Inhaber von Benefizien, welche diese zu verlieren fürchteten und Betteln für ein Übel erklärten, setzten eine Fassung durch, in der gesagt wurde: Der König und die Fürsten hätten dem Papste Nicolaus die Oboedienz geleistet in der Hoffnung, dadurch die Einigung der Christenheit herbeizuführen. Da die Universität über die Tatsachen, aus denen meist das Recht hervorgehe, zu wenig unterrichtet sei, so habe sie dieser Oboedienz nicht widersprochen[243]. Dagegen bezeichnete der andere Entwurf die Autorität der allgemeinen Konzilien als eine überaus heilsame Wahrheit; aber kleinlaut schob er die Verantwortung für die veränderte Stellungnahme den Fürsten zu; es sei nicht geraten, gegen den Strom zu schwimmen. Mit dem Könige Ezechias solle man den Herrn bitten, er möge Frieden und Wahrheit in unseren Tagen erscheinen

[240] Die theologischen Baccalare mußten schwören, dem Kanzler oder dem Erzbischof Anzeige zu machen, ‚si quisquam huius studii aliquam falsitatem hereticam vel male in fide sonantem aut etiam rite dampnatam asserere perceperit': Erfurt, Amplon. Handschr. 4°, n. 99, 153 b.

[241] Eubel, Hierarchia 2, 129.

[242] Brief von Krakau vom 16. Juli (Regesten n. 986).

[243] Brief der Universität Köln vom 17. Sept. (Regesten n. 990).

Digitized by Google

lassen[244]. Indem der Bedell dem Krakauer Boten die offizielle Antwort der Universität mitgab, fügte er auch den abgelehnten schärferen Entwurf der Minderheit bei; in einem Begleitschreiben an die Krakauer Bedelle schilderte er drastisch den Verlauf der Angelegenheit und gab seiner Trauer über den unerwünschten Ausgang unverhohlen scharfen Ausdruck. Krakau blieb standhafter. Erst nach der endgültigen Auflösung des Konzils leistete es am 3. Juli 1449 dem Papste Nicolaus seine Oboedienz[245].

Man kann nicht behaupten, daß sich die Universität Köln in den Wirren der Konzilszeit mit Ruhm bedeckt habe. Obwohl die große Mehrheit ihrer Angehörigen von Anfang an Anhänger der konziliaren Theorie war, dauerte es weit über ein Jahr, bis sie auf vielfaches Drängen Gesandte nach Basel schickte, und zwar verschuldete den Aufschub die egoistische Hoffnung auf Gewährung eines Rotulus durch Papst Eugen IV., der, wie man wußte, dem Konzil nicht gewogen war. Die beschränkten Geldmittel ließen eine längere Dauer der verspäteten Gesandtschaft nicht zu. Als später Eugen IV. in seinem Zwist mit dem Konzil in eine Zwangslage geriet, erpreßte man von ihm die Verleihung von elf Dauerpfründen der sog. zweiten Gratie. Als die Universität hinterher im Jahre 1440 mit ihrem Ratschlag für die Autorität des Konzils eintrat, behielt sie sich doch mit ihrem absichtlich unklar gehaltenen dritten Leitsatz eine Hinterpforte zum Übertritt auf die andere Seite vor. Unrühmlich ist schließlich der Hergang der Unterwerfung, bei der sie die Verantwortung den Fürsten zuschob, während doch für viele ihrer Angehörigen die Rücksicht auf den Brotkorb die entscheidende Rolle gespielt hat.

*

Zu S. 226: Elf Jahre später, als Innocenz VII. in Rom zur päpstlichen Würde gelangt war, suchte die Pariser Hochschule den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. In einer Versammlung der Kölner Universität am 5. Juli 1405 erschienen zwei Gesandte aus Paris, um wegen der kirchlichen Einigung zu verhandeln: der Theologe Petrus Perlow und der Kanonist Pierre le Roy (Regis),

[244] Regesten n. 987; Worte des Ezechias an den Propheten Isaias: fiat tantum pax et veritas in diebus meis (Is. 39, 8).

[245] Breßler S. 79.

Digitized by Google

Abt von Mont S. Michel[246]. Der letztere war des Lobes voll über die Kölner Hochschule, an der, wie er behauptete, die berühmtesten Männer der theologischen Wissenschaft der ganzen Welt wirkten[247]. Die Universität ließ den Gesandten eine größere Verehrung zukommen[248]; aber von einem greifbaren Erfolg der Sendung hören wir nichts. — Zu S. 234: Über die nordwestdeutschen Diözesen und das Baseler Konzil 1431—1441 handelt eingehend ein Aufsatz von Heinr. Stutt im Niedersächsischen Jahrbuch V, 1—97 (Hildesheim 1928); er wurde mir leider erst nach Drucklegung der vorliegenden Abhandlung zugänglich. Da Stutt die mir zur Verfügung stehenden Quellen nur teilweise kannte und über die handelnden Personen, namentlich über Heimericus de Campo, nur mangelhaft unterrichtet war, so ist leider seine Darstellung über die Haltung der Universität Köln in wesentlichen Punkten unrichtig oder schief, wie ich in einer Anzeige des Aufsatzes im XI. Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins nachweise.

[246] Über Petrus Regis vgl. die Nachrichten im Chartularium Univers. Paris. III. p. 250 n. i. — Er hielt auf dem französischen Nationalkonzil am 9. November 1406 eine viel bemerkte Rede über die Superiorität der allgemeinen Konzilien: Lenfant, Histoire du concile de Pise, I, 148.

[247] Ubi sunt famosiores viri in scientia theologica totius mundi: Chartularium Univers. Paris. III, XIV, n. 4 (Anführung aus Arch. Vat., arm. 54, n. 27, fol. 125).

[248] I Matr. 44b (Schmitz im Programm des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums zu Köln, XV, 1883), S. 65.

Digitized by Google

# Die Vogtei Kleves und Brandenburg-Preußens über das Reichsstift Elten.

Von
**Bernhard Vollmer.**

Die reichsrechtliche Stellung der königlichen Abteien und die damit in engstem Zusammenhang stehenden Fragen des Königsschutzes, der Immunität und der Vogtei sowie der Entwicklung dieser geistlichen Grundherrschaften zur Landeshoheit sind neuerdings vielfach erörtert worden[1]. Als Eigenkirche aus der Gründung eines Dynastengeschlechtes wie die meisten Kanonissenstifter erwachsen[2], verdankt Elten der Politik der Ottonen, die durch weitgehende Ausstattung der höheren Kirchen mit Königsgut Stützpunkte der Reichsgewalt zu schaffen suchten[3], seine Erhebung zum Reichsstift. Die Äbtissin führte den Fürstentitel[4]. Neben der Königsmunt genoß das Stift auch den Papstschutz. Im Besitz der

[1] Vgl. K. Hörger, Die reichsrechtliche Stellung der Fürstäbtissinnen. Archiv für Urkundenforschung. IX, 195 ff. H. Th. Hoederath, Die Landeshoheit der Fürstäbtissinnen von Essen, ihre Entstehung und Entwicklung bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Beiträge z. Gesch. von Stadt und Stift Essen. Heft 43, 145 ff. A. Cohausz, Herford als Reichsstadt und papstunmittelbares Stift am Ausgang des Mittelalters. Ein Beitrag zur Geschichte der Landeshoheit in den westfälischen Reichsstiftsstädten. 42. Jahresbericht d. Hist. Vereins f. d. Grafschaft Ravensberg. 1 ff. G. Kallen, Das Gandersheimer Vogtweistum von 1188. Histor. Aufsätze Aloys Schulte zum 70. Geburtstag gewidmet. Düsseldorf 1927. Ferner J. Ficker-P. Puntschart, Vom Reichsfürstenstande. G. Blondel, De advocatis ecclesiasticis in rhenanis praesertim regionibus a nono usque ad tredecim seculum. Paris 1892. E. E. Stenzel, Diplomatik der deutschen Immunitätsprivilegien vom 9. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Innsbruck 1910. A. Waas, Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit. Basel 1919 und 1923. H. Aubin, Die Entstehung der Landeshoheit nach niederrheinischen Quellen. Studien über Grafschaft, Immunität und Vogtei. Bonn 1920. H. Hirsch, Die hohe Gerichtsbarkeit im deutschen Mittelalter. Prag 1922.

[2] K. H. Schäfer, Die Kanonissenstifter im deutschen Mittelalter. Kirchenrechtl. Abhandlungen. hrsg. v. U. Stutz. 43. und 44. Heft, 241 f. Aubin, a. a. O. 127 f.

[3] A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, III, 65. A. Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. 2. Aufl., 54 ff.

[4] A. Fahne, Das fürstliche Stift Elten, Bonn 1850, 20. O. Schmithals, Drei freiherrliche Stifter am Niederrhein. AHVN. 84, 142. Vgl. auch Staatsarchiv Düsseldorf: Stift Elten (zitiert St. E.), Akten nr. 1k, 1l, 123 u. s. w. Auch seitens Preußens: princesse abbesse. Vgl. a. a. O. Kleve-Mark XXVI, Verhältnisse zum zum Stift Elten (zitiert Kl.-M.), nr. 5, Vol. III, fol. 31.

Digitized by Google

hohen Gerichtsbarkeit und eines ausgedehnten Grundbesitzes erlangte Elten wie Gandersheim, Quedlinburg, Essen und Herford die Reichsstandschaft, geriet jedoch hinsichtlich seiner Landeshoheit in gewisse Abhängigkeit der weltlichen Nachbarterritorien. Diese aus der Schirmvogtei herrührende Minderung seiner Freiheit sei einer Untersuchung unterzogen.

Auf dem Eltenberg in der westfriesischen Grafschaft Hamalant hatte Graf Wichmann um die Mitte des 10. Jahrhunderts ein dem Salvator und dem sächsischen Stammesheiligen Vitus[5] geweihtes Frauenstift errichtet und mit seinem Allodial- und Lehnsbesitz in den Grafschaften Hamalant, Sallant und Nerdincklant bewidmet. Zur Äbtissin wurde von ihm seine älteste Tochter Lutgard eingesetzt. Die Gründungsurkunde ist offenbar dem großen Brande, der die Abtei während des Niederländischen Krieges im Jahre 1585 einäscherte[6], zum Opfer gefallen. Kaiser Otto I. genehmigte dann von Pistoja aus in der allerdings nur abschriftlich überlieferten Urkunde des Jahres 968 die Übereignung des fraglichen Reichsgutes an die Äbtissin[7]. Man darf in diesem Akt der Besitzbestätigung schon die Aufnahme des Stifts ins Königsrecht sehen[8]. Wie Werden, Essen und Vilich wurde Elten vor der Erteilung eines Immunitätsprivilegs dem König aufgelassen[9]. Eine neue Bestätigung des Besitzes unter namentlicher Benennung der sich jetzt auf vier Grafschaften erstreckenden Stiftsgüter erfolgte durch den Kaiser auf Bitte des Gründers im Jahre 970 von Apulien aus[10]. Der Schwerpunkt des Grundbesitzes lag auf heute niederländischem Boden[11]. Auf Veranlassung Graf Wichmanns und der Äbtissin Lutgard bestätigte darauf Kaiser Otto II. im Jahre 973 in Nymwegen diese Urkunde seines Vaters und nahm die Abtei unter seinen Schutz, und zwar verlieh er der jüngeren Stiftung dieselben Rechte, wie sie die älteren Stifter Quedlinburg, Essen und Gandersheim genossen. Das Stift erhält das Recht der Äbtissinnenwahl, zu der

[5] E. Brasse, Die Gründung der Abtei Gladbach. AHVN. 93, 145.

[6] Th. J. Lacomblet, Urkundenbuch für die Gesch. d. Niederrheins, I, 65, A. 1. Fahne, a. a. O. 38 f.

[7] M.G. D.O.I, 358. Lacomblet, I, 110.

[8] Über die Besitzbestätigungen als Ausdruck des Königsschutzes vgl. Stengel, a. a. O. 560 ff.

[9] Aubin 127 f.

[10] D.O. I, 358, Lacomblet, I, 110.

[11] Fahne 17.

Digitized by Google

allerdings der Bischof von Utrecht seine Zustimmung zu geben hat. Das Introitusverbot für den öffentlichen Richter und Beamten findet in der Verleihung des Rechtes der Vogtsernennung durch die Äbtissin seine Ergänzung[12]. Die Immunität des Stiftes, seine Befreiung von gewissen öffentlichen Lasten, und die Vogtei, die Entlassung seines Gebietes aus dem Grafschaftsverband unter Ausübung der hohen Gerichtsbarkeit durch den von der Äbtissin gewählten Vogt, kommt darin zum Ausdruck.

Eine schwere Probe ihrer Existenz hatte die junge Stiftung bald nach dem Tode ihres Gründers zu bestehen. Adela, die jüngere Tochter Graf Wichmanns und dämonische Schwester der ersten Äbtissin, erhob auf Grund des sächsischen Erbrechtes gegen die Schenkung ihres Vaters Einspruch und forderte die Hälfte des übereigneten Gebietes zurück[13]. Nach Lutgards Tode schlichtete Kaiser Otto III. in der Pfalz zu Nimwegen im Jahre 996[14] den von Adele und ihrem Gatten Graf Balderich von Kleve rücksichtslos geführten Kampf, in dessen Verlauf das Stift in Flammen aufging. Die Urkunde umschreibt von neuem und in eingehender Weise die Immunität des Stifts und stellt den ausschließlichen Gerichtsstand aller ihrer Grundherrschaft persönlich oder dinglich Zugehörigen[15], in welcher Grafschaft sich auch ihr Wohnsitz befindet, vor dem von der Äbtissin ernannten Vogt fest. Auch der in dieser Urkunde wiederkehrende Hinweis auf Essen, Quedlinburg und Gandersheim zeigt, daß die Steigerung vom Introitusverbot zur Hochgerichts-

[12] D.O. II, 67, Lacomblet, I, 115. Über die Abhängigkeit der Urkunde von dem Paderborner Diplom vgl. Stengel 321. Aubin, a. a. O. 133 übersieht die das Introitusverbot ergänzende Klausel: nisi advocatus quem abbatissa elegerit. ... Über die Bedeutung der nisi-Formel in den Immunitätsurkunden vgl. Stengel 533 f.

[13] Fahne 18 f. Schmithals 144.

[14] DO. II, 235. Lacomblet, I, 127. Über die Abhängigkeit der Urkunde vgl. Stengel, Immunitätsurkunden, 212.

[15] Nicht nur der Unfreien, wie die Formulierung: nullus dux comes vel vicecomes nullus marchio vel quislibet schuldacio vel alia iudiciaria persona ullum habeat placitum nec parafredas vel paratas faciendas nec aliquid exigatur servile servicium. Preterea eiusdem abbatisse servus in cuiuscumque habitet comitatu, alterius comitis non eat ad placitum, sed ad eius solummodo quemcumque abbatissa sibi eligere velit advocatum vermuten ließe. Der Ausdruck servus ist in Beziehung zu servitium gesetzt und bezeichnet nicht das Standesverhältnis, sondern die dingliche Verpflichtung. Vgl. E. Stengel, Grundherrschaft und Immunität: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanist.-Abt., 25, 308 f.



Digitized by Google

barkeit erfolgt ist[16]. Außerdem wird das Recht der Äbtissinnenwahl unter Zustimmung des Bischofs von Utrecht bestätigt.

Eine wesentliche, neue Beziehung weist dann diese Schiedsurkunde in der Anerkennung der durch Graf Wichmann festgesetzten Zahlung einer Mark Silber ad limina sancti Petri auf. Wenn auch kein Akt der Kommendation des Stifts durch den Eigenkirchenherrn an die päpstliche Kurie überliefert ist[17], so ist seine Stellung unter päpstlichen Schutz doch hieraus ersichtlich, denn die Zinszahlung hat ihren Ursprung in der Tradition[18]. Graf Wichmann hatte seiner Gründung wohl in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse eine weitere Sicherung verschaffen wollen. In einem verlorenen Privileg Papst Silvesters II. (999—1003) haben diese Beziehungen zum päpstlichen Stuhl weiteren Niederschlag gefunden[19]. Eine Erneuerung des Papstschutzes ist dann durch Viktor II. erfolgt[20]. Auch in der Bestätigungsurkunde Lothars III. vom Jahre 1129 kommt er zum Ausdruck.[21] Nur in der Abhängigkeit der Äbtissinnenwahl von der Zustimmung des Bischofs von Utrecht fand die kirchliche Unmittelbarkeit des Stiftes ihre Beschränkung. Durch die Aufhebung der Utrechter Diözese infolge der Glaubenstrennung erlangte Elten dann die volle Exemtion[22].

[16] Aubin 135. Über die Hoch- und Blutgerichtsbarkeit des Essener Vogts vgl. Hoederath 163.

[17] Vgl. die sonst üblichen Formeln bei G. Schreiber, Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert. Kirchenrechtl. Abhandlungen, hrsg. v. U. Stutz, 65. u. 66. I, 15.

[18] Schreiber 32. Auch Quedlinburg entrichtete ein Pfund Silber. Vgl. ebenda 35. Hörger, 225, dem die älteren Belege für den Papstschutz Eltens entgangen sind, äußert auf Grund der Privilegienbestätigung vom Jahre 1129 (vgl. S. 259) die merkwürdige Vermutung, Lothar III. habe „dem königlichen, bis dahin nie päpstlich geschützten Kloster Zinszahlung an den Apostelfürsten auferlegt", um „dadurch für die Sünde Heinrichs IV., der das Stift an einen Häretiker gab", — gemeint ist die Vergabung Eltens durch Heinrich IV. an seinen Parteigänger Erzbischof Liemar von Hamburg-Bremen — zu büßen.

[19] Von W. Erben, Exkurse zu den Diplomen Otto III. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XIII, 571 ff.) aus der Berührung der Privilegien für Kloster Seeon (Jaffé-Loewenfeld 3900) und für Kloster Helmarshausen (Jaffé-Loewenfeld 3924) nachgewiesen.

[20] In einer undatierten Abschrift des 15. Jahrhunderts überliefert: St. E., Akten nr. 15, fol. 14.

[21] Lacomblet, I, nr. 306. Stumpf-Brentano, Die Reichskanzler, II, nr. 3243.

[22] Durch die Bulle Papst Clemens X. vom 6. Februar 1675 anerkannt. Der Streit des Stiftes mit dem vicarius apostolicus in Hollandia, der die früheren Rechte des Bischofs von Utrecht in Anspruch nahm, ist einer besonderen Untersuchung vorbehalten.

Digitized by Google

Im 11. Jahrhundert schied das Stift vorübergehend aus dem Reichsrecht aus. Kaiser Heinrich IV. schenkte im Jahre 1083 die Abtei dem Erzbischof Liemar von Hamburg-Bremen zum Dank für dessen treue Dienste[23]. Der Zusammenhang mit dem nordischen Bistum muß jedoch bald wieder gelöst worden sein, denn in der erwähnten Bestätigungsurkunde Lothars III. vom Jahre 1129 erscheint Elten bereits wieder als Reichsstift.

Von entscheidendem Einfluß für die Entstehung der Landeshoheit wurde in den geistlichen Territorien neben der Grundherrschaft die hohe Gerichtsbarkeit[24], d. h. ihre Ausübung durch den Vogt. Bei Eigenkirchen wird die Vogtei in den meisten Fällen in den Händen der Gründerfamilie gelegen haben[25]. In Elten war der Äbtissin vom König als Inhaber der Muntgewalt das Recht der Vogtswahl verliehen worden. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die junge Abtei ihren Stifter mit der Wahrnehmung ihrer Vogteigeschäfte betraut hat. Leider fehlen aus den folgenden Jahrhunderten alle Nachrichten über die Weiterentwicklung der Eltener Vogtei. Wir wissen nur, daß im 15. Jahrhundert die Herzöge von Geldern den Anspruch auf die Vogtei über das Stift erhoben. Ob Graf Wichmann als Vorfahr der Grafen von Zutphen, deren Erbe die Grafen von Geldern antraten, in Anspruch zu nehmen ist[26], sei dahingestellt. Das bekannte Streben der benachbarten Grafen und Herren, sich durch die Erwerbung von Vogteirechten über die geistlichen Besitzungen Machtzuwachs zu sichern, kam jedenfalls auch hier zur Geltung. Es war die Entwicklung zur Umkehr der beabsichtigten Einrichtung, denn durch das Erblichwerden der Vogteien und durch den Wandel vom Beamtenvogt zum Herrenvogt gelangte die Gerichtshoheit in den geistlichen Territorien wieder in die Hände der Grafen, aus deren Gewalt sie die Immunität grade befreien sollte. Der Kampf gegen das rechts-

[23] Lünig, Reichsarchiv, XVIb, 90. Schaten, Ann. Paderborn, I, 422 f. Bondam, Charterboek der Hertogen van Gelderland, I, 2, nr. 6. Binterim und Mooren, Die alte Erzdiözese Köln, 3, 66. Die Verleihung wurde im Jahre 1085 nochmals bestätigt. Vgl. Lünig 91; Schaten 430; Bondam nr. 8; Binterim und Mooren 3, 68.

[24] Vgl. zu der bekannten Kontroverse zwischen Karl Lamprecht und Georg v. Below die bei Hoederath 184 angegebene Literatur.

[25] Hörger 208, Waas 33 ff.

[26] Dederich, I, AHVN. I, 67. Über diese auf geldernscher Seite herrschende Anschauung vgl. auch das Schreiben des Rates von Gelderland vom 28. Mai 1669: Kl.-M., nr. 123.

Digitized by Google

widrige Vorgehen der Vögte und die Wiedererwerbung der Vogteien durch die Kirchen kennzeichnet das 12. und 13. Jahrhundert[27]. Der Ausgang dieser Auseinandersetzung war für die staatsrechtliche Stellung der Reichskirchen von maßgebender Bedeutung. Wie lagen nun die Verhältnisse in Elten? Hatten die Herzöge von Geldern die Gerichtsvogtei inne oder übten sie nur eine reine Schirmvogtei aus?

Die Beziehungen des Herzogshauses zum Stift haben nur geringe Niederschläge hinterlassen. Lediglich eine Memorienstiftung Graf Reinolds vom Jahre 1335[28] und die im Landfriedensvertrag zwischen Geldern und Kleve vom 25. Juni 1359 auf das Stift fallende Verpflichtung, gegebenenfalls sechs Mann für die geldernsche Seite zu stellen[29], ließen sich außer dem Austausch von Gütern und Eigenbauten ermitteln[30]. Nachrichten über die Gerichtsverhältnisse liegen erst aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts vor. Am 8. Januar 1432 beauftragte Herzog Arnold von Geldern Herrn Wilhelm von dem Berg, Byland und Hedel, seine Vogtei Elten mit allen hoeren rechten hoge ende lege in seinem Namen zu verwalten, jedoch unter Vorbehalt aller ihm darin zustehenden, jährlichen gueden ende renten. Die Kündigung des Vertrages sollte gegebenenfalls ein Vierteljahr zuvor erfolgen[31]. Am 1. November des folgenden Jahres erfolgte dann gegen ein Darlehn von 600 rheinischen Goldgulden die Verpfändung des Marktzolls mit dem Gericht am St.-Vitus-Markt zu Elten seitens Gelderns an denselben Empfänger, jedoch unter Vorbehalt der Rechte, die Friedrich von Ulft genösse[32]. Wie aus späterem Material zu entnehmen ist, handelte es sich bei der geldernschen Vogtei lediglich um die Erhebung des Marktzolls und die Ausübung der Gerichtshoheit während des von

[27] Werminghoff 80 f.; Aubin 385; Schreiber 19; Hörger 209; Hoederath 165.

[28] Nijhoff, Gedenkwaardigheden uit de geschiedenis van Gelderland. I, 343.

[29] A. a. O. II, 129.

[30] St. E., Urkk. passim.

[31] Archief Huis Berg, A II, nr. 25. Die zur Zeit im Reichsarchiv Arnheim befindlichen Archivalien der Herren von dem Berg wurden mir durch die freundliche Vermittlung meines verehrten Kollegen Ihr. Mr. Martens van Sevenhoven, Reichsarchivars von Gelderland, zur Verfügung gestellt.

[32] Kl.-M., Urkk. nr. 1485. Abschriften: Akten nr. 5, Vol. I, fol. 58 und nr. 6 f. Ein Transsumpt in einer Urk. von Bürgermeister, Schöffen und Rat der Stadt Arnheim vom 4. Juni 1662 im Archief Huis Bergh, A II, nr. 334. Regest: Nijhoff, IV, nr. 114.

Digitized by Google

Odulphi-Abend (12. Juni) bis zu Johanni-Mittag (24. Juni) dauernden Vitimarktes, und zwar nur soweit sich die strafbaren Handlungen auf Schlägereien und Scheltworte bezogen. Die hohe Gerichtsbarkeit während des Marktes und die gesamte Gerichtsherrlichkeit außerhalb der Markttage lag in der Hand der Fürstäbtissin. Die Friedrich von Ulfft zustehenden Rechte bestanden offenbar in der Hälfte der Gefälle, denn die Herren von dem Berg hatten, wie sich aus der Folge ergibt, nur den Anspruch auf die Hälfte der Einnahmen. Aus dem Ganzen ist zu entnehmen, daß es den Herzögen von Geldern nur gelungen war, ein verhältnismäßig belangloses Gerichtsrecht im Stiftsgebiet selbst zu erwerben. Lediglich von den innerhalb ihres Landes, in der Veluwe, gelegenen Stiftsgütern standen ihnen, wie wir aus späteren Quellen wissen, Vogteiabgaben zu. Auf die Wahlen der Äbtissin besaßen sie keinen Einfluß[33]. Es handelt sich somit bei ihnen nur um die Ausübung einer Schirmvogtei, während die territoriale Selbständigkeit des Stifts, das wie die übrigen höheren Reichskirchen inzwischen die Entwicklung vom Amtsfürstentum zum Reichsfürstentum mitgemacht hatte[34], im wesentlichen gewahrt blieb.

## 1. Die Vogtei Kleves 1473—1609.

Der während des Burgundischen Krieges erfolgte Übergang der Vogteirechte von Geldern an Kleve sollte in neue Wege einleiten. Dem sich selbst zerstörenden geldernschen Herzogshause stand hier der zielbewußte Wille eines aufstrebenden Territorialstaates gegenüber[35]. In geschickter Ausnutzung des Haders zwischen Vater und Sohn war es dem auf Erweiterung seines Machtbereichs bedachten Herzog Johann I. in Kleve gelungen, für seine Unterstützung des alten Herzogs eine Erneuerung der Pfandschaft der Düffel, der Niersschlösser Kalbeck und Nergena und der Stadt und des Landes

[33] Vgl. die Akten über die einzelnen Äbtissinnenwahlen unter St. E., Akten nr. 1.

[34] Werminghoff 77. Sein Charakter als Reichslehen ist auch durch die Neubelehnung der im Jahre 1402 erwählten Äbtissin Lucia im Auftrage Königs Ruprecht durch Graf Adolf von Kleve vom 16. November 1403 belegt. Vgl. Kl.-M., Urkk. nr. 939.

[35] Gegen die vielfach übliche Schematisierung dieser höchst individuellen Territorialherren wendet sich treffend Karl Weimann, Der deutsche Staat des Mittelalters. Crimmitschau 1925, besonders 8 ff.

Digitized by Google

Wachtendonk zu erreichen[36]. Bei der Besitzergreifung Gelderns durch Karl den Kühnen stellte sich Johann I. dann auf die Seite des ihm schon durch Verwandtschaft und Erziehung nahestehenden Burgunders[37]. Stadt und Amt Goch, Haus und Zoll Lobith waren die Früchte dieser Politik[38]. Sein weiteres Ziel bildete jetzt die Vogtei über das sein Gebiet trennende Stift Elten. In seinem Amtmann der jenseits des Stiftsgebietes gelegenen, heute niederländischen Liemers, dem Ritter Johann van de Loe, stand ihm hierbei ein verständnisvoller Helfer zur Seite. Am 29. Juli 1473 teilte der Amtmann dem Herzog mit, daß die burgundische Flagge auf den Häusern Berg und Diedam wehe. Karl der Kühne könne die Dinge nach seinem Willen gestalten. Es sei jetzt an der Zeit, den Burgunder daran zu erinnern, wieviel Unkosten und Schaden Kleve in den Kämpfen erlitten habe. Durch Vermittlung von Bernt von Ravenstorp und Peter von Hagenbach sei als Schadenersatz der Anspruch auf die Vogtei Elten geltend zu machen. Smedet dat ysen, die wile dat id heit, schließt das Schreiben[39]. Der daraufhin erfolgte Schritt hatte Erfolg. Am 7. August d. J. übertrug Karl der Kühne dem Herzog für die treuen Dienste und für die Hilfe, die er ihm in der Geldernschen Fehde geleistet habe, und für die ihm dabei erwachsenen Unkosten die Vogtei und alle Gerechtigkeit, die ihm im Stifte Elten zustände. Außerdem wurde Kleve die Landeshoheit über das Kirchspiel Angerlo und einen näher beschriebenen Bezirk von Emmerich bis zur alten Yssel übertragen[40]. Der Umfang der verliehenen Vogteirechte war in der Urkunde nicht näher umschrieben worden. Bei der Verworrenheit der damaligen politischen Lage bestanden infolgedessen für Herzog Johann günstige Voraussetzungen dafür, das Stift in stärkere Abhängigkeit von Kleve zu bringen.

[36] Lacomblet, IV, nr. 354 f. Nijhoff, IV, nr. 511.

[37] Seine Mutter war Maria von Burgund, Tochter Johanns des Unerschrockenen. Zur Gattin hatte er Elisabeth, Tochter Johanns von Burgund, Grafen von Etampes. Vgl. Harleß, Allgemeine deutsche Biographie, XIV, 208, und v. Haeften, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte d. Großen Kurfürsten, V, 7.

[38] Lacomblet, IV, nr. 369. Nijhoff, V, nr. 11.

[39] Kl.-M. nr. 4a.

[40] Lacomblet, IV, nr. 370 mit falschem Tagesdatum. Nijhoff, V, nr. 17 Über die noch wesentlich weiter gehenden Ziele des ehrgeizigen Fürsten, die sich auf die Erwerbung Arnheims richteten, vgl. B. Vollmer, Die Belagerung Arnheims und seine Verpfändung an Kleve 1467—1483. Bijdragen en Mededeelingen der Vereeniging „Gebre", deel XXVII, 129 ff.

Digitized by Google

Ein förmlicher Akt leitete die Übernahme der Vogtei ein. Am 2. September wurde der Herzog im Dorfe Niederelten von der Äbtissin Agnes von Bronckhorst als des Stiftes Vogt, Beschützer und Beschirmer empfangen[41]. Durch seinen Amtmann Johann van de Loe ließ der Fürst dann am 2. Oktober einen Anschlag an den Kirchen veröffentlichen, laut dessen sämtliche bisherigen Lehnsträger des Herzogtums in den Kleve übertragenen Gebieten binnen sechs Wochen den Huldigungseid zu leisten hätten[42]. Allerdings stieß man hinsichtlich Angerlos, Heßhausens und Kemnades beim Quartier Zutphen auf Schwierigkeiten, das seinerseits hier nach wie vor den Anspruch auf die Rentenerhebung vertrat[43]. Im Jahre 1474 finden wir dann Johann van de Loe bei der Ausübung des St.-Viti-Marktgerichts[44].

Die wesentlichste Einnahme, die mit der Vogtei verbunden war, bestand in den Renten der zahlreichen Stiftsgüter in der Veluwe. Sie brachten 500 Gulden ein. Am 10. September 1473 wies der Herzog die Gerichtsboten (peynder) zu Bernenvelt, Nijkerk, Putten und Brummen[45] an, die Abgaben der vollschuldigen Leute der Abtei zu erheben und an den Rentmeister der Liemers Wynant Bitters abzuliefern. Da jene sich jedoch weigerten, darauf einzugehen, wendete sich der Herzog an die Äbtissin. Diese erwiderte, es handele sich bei den Gütern der Veluwe um zwei Renten. Die eine, der sogenannte tins ende stedicheit stehe dem Stift zu und gehöre zu den großen Renten, über die der Herzog von Geldern von Vogtei wegen kein Anrecht gehabt habe. Dagegen sei die sogenannte brievinge off harffsbede[46], die je nach Größe des Guts mit blauen Gulden bezahlt werde, vom Vogt zu erheben. Die Gerichtsboten seien nicht unterrichtet gewesen. Man bat nun von Kleve aus den Herzog von Burgund um die letzten Abrechnungen, die dann von der Kammer zu Arnheim übersandt wurden[47].

[41] Kl.-M. nr. 5, fol. 3. Vgl. auch St. A. Düsseldorf: Hs. A III, nr. 24, fol. 72v.
[42] Kl.-M. nr. 4d, fol. 16.
[43] A. a. O. fol. 6.
[44] Im Jahre 1478 erfolgten Belehnungen mit den Häusern Kemnade und Heßhausen und im Jahre 1486 eine Verschreibung des Zehnten zu Angerlo durch Kleve. Von 1487 gelang es Kleve jedoch nicht mehr, seine Ansprüche hier durchzusetzen, Vgl. Kl.-M. nr. 4d, fol. 35 ff., ferner den Schriftwechsel von 1548 unter nr. 4a fol. 3, 7 und 36, sowie Ilgen, Herzogtum Kleve, I. Ämter und Gerichte, II, 2, 440.
[45] Vorlage hat Brymmen.
[46] Vermutlich für Herbstbede.
[47] Kl.-M. nr. 3b.

Digitized by Google

Von den eltenschen Gütern auf klevischem Boden leistete das Stift nur die Reichssteuern. So teilte am 13. Januar 1530 Herzog Johann III. dem Amtmann Wessel von Loe mit, die Äbtissin bezöge 225 Goldgulden aus dem Amt Liemers und 25 Goldgulden aus dem Amt Hetter, von denen sie den Zehnten als Türkensteuer an den klevischen Rentmeister entrichten möchte[48]. Gegen eine Schatzung der Stiftsgüter in der Liemers seitens Kleves erhob die Äbtissin im Jahre 1564 Einspruch mit dem Hinweis, daß die Güter immer schatzfrei gewesen seien[49].

Der Tod der Äbtissin Agnes von Bronckhorst im Jahre 1475 bot dann Herzog Johann die erwünschte Gelegenheit, vogteiliche Ansprüche auf eine Mitwirkung bei der Neuwahl zu erheben. Am 26. Juni teilte er dem Amtmann der Liemers mit, der Kaiser, ein Teil der Kurfürsten, Herzog Karl von Burgund und der päpstliche Gesandte im Lager vor Neuß hätten ihn gebeten, sich für die Wahl der Dechantin Meyne von Daun-Oberstein einzusetzen. Nach den überlieferten Schriftstücken hätten die Herzöge von Geldern bei den Wahlen der Äbtissinnen ein Stimmrecht ausgeübt. Einer der Bannerherren hätte sich zu diesem Zweck am Tage der Wahl nach Elten begeben. Nach erfolgtem Wahlakt sei dann die neue Äbtissin durch ihn vom Kapitelshause erewerdeliken an den Hochaltar der Stiftskirche geleitet worden, wo sie ihren Eid abgelegt hätte. Von dort habe sie der Gesandte des Herzogs an die vorderste Pforte der Abtei geführt, wo er ihr die Schlüssel der Vogtei als Zeichen der wairliker besyttynge überreicht habe unter Übergabe aller Stiftsgüter und unter gleichzeitiger Ermahnung der Lehnsmannen und Untersassen, ihr fortan Gehorsam zu leisten. Durch die Legung des Torringes in ihre Hand sei ihr dann vom Vertreter des Vogtes dat regiment übergeben worden. Darauf habe dieser die Neuerwählte in die Kirche zu ihrem bisherigen Chorgestühl zurückgeleitet, oer eyne stemme in den capitel gevende. Beim Weihwasserausteilen habe er die neue Äbtissin in der Prozession geführt, um sie zu ihrem neuen, für sie eerwerdelick bereiteten Gestühl zu geleiten, in dem sie bis zum Schluß des Gottesdienstes verharrte, um dann als gewählte Äbtissin anerkannt zu werden. Durch die Abtretung der Vogtei an Kleve sei dies Recht jetzt an ihn übergangen. Da er von der ver-

[48] A. a. O. nr. 6b.
[49] A. a. O. fol. 6.

Digitized by Google

storbenen Äbtissin und dem ganzen Kapitel als Vogt angenommen worden sei, fordere er Johann van de Loe als Amtmann der Liemers und beveelre aver onse vaighdye van Elten auf, sich am folgenden Tage beim Kapitelshause in Elten einzufinden, dort im Namen des Herzogs seine Stimme abzugeben und die mit dem Kapitel gemeinsam Erwählte in ihr Amt einzuführen. Der ganze Vorgang solle notariell aufgenommen werden[50].

Eine Rechtsgrundlage für die gesamte Anweisung bestand offenbar nicht, denn in dem überlieferten Material ist, wie schon betont, nirgends eine Mitwirkung der Herzöge von Geldern bei der Wahl festzustellen. Nur der Erzbischof von Utrecht, der bekanntlich die Wahl zu bestätigen hatte, entsandte auf Bitten des Kapitels jeweils einen Kommissar[51]. Die klevische Kandidatin erreichte im übrigen nicht die ausreichende Stimmenzahl. Der andere Teil des Kapitels wählte die Rheingräfin Elsa von Daun. Da somit die Nachfolge noch nicht geregelt war, erhob Kleve gegen die Ausübung der Gerichtsbarkeit durch den eltenschen Drosten Seger von Voirst Einspruch und forderte die Untersassen des Stifts in der Liemers auf, weder den gen. Drosten noch den eltenschen Rentmeister Johann von Bransenborgh anzuerkennen, sondern alle Abgaben und Zinsen an den klevischen Rentmeister der Liemers zu leisten. Auch die Küsterin suchte man an den interimistischen Verwaltungsmaßnahmen zu hindern[52]. Der als Kommissar und Richter in der Streitsache vom Utrechter Erzbischof David von Burgund entsandte Dr. Theoderich Uterweer, Propst zu Elst und Kanonikus zu Utrecht, entschied den aus der Doppelwahl entstandenen Prozeß zugunsten der Gegenkandidatin Elsa von Daun[53]. Das freie Wahlrecht des Kapitels blieb gewahrt.

Eine gewisse Mitwirkung Kleves beim Wahlvorgang ist jedoch in der Folgezeit festzustellen. Über die Einzelheiten der Wahlen

[50] A. a. O. nr. 5, Vol. I.

[51] St. E., Akten nr. 1. Das Wahlverfahren wurde im Jahre 1365 beim Tode der Äbtissin Irmgard von dem Berg schriftlich festgelegt. Kommissar des Erzbischofs von Utrecht war damals der Magister Lic. Gerardus Foec, Dechant von S. Salvator zu Utrecht. Vgl. a. a. O. nr. 1a. Dort auch die Eidesformel der Äbtissin. Für die Wahl von 1443 vgl. Kl.-M., nr. 5, fol. 141 ff. und St. E., Akten nr. 1c.

[52] Kl.-M. nr. 6a, c und d, ferner 4d und 5, Vol. I, fol. 15. Diese klevischen Maßnahmen sind in den späteren Zusammenstellungen der Kanzlei in irriger Weise vielfach schon dem Jahre 1473 zugeschrieben worden.

[53] St. E., Urkk. nr. 174. Abschrift: Kl.-M. nr. 5, Vol. I, fol. 135. Die Urkunde ist zugleich aufschlußreich für den Wahlvorgang an sich.

Digitized by Google

von 1513 und 1544 sind wir nicht unterrichtet, wenn auch die Gräfin Magdalena von Wied im Jahre 1544 nach der Überlieferung iuxta consuetudinem ecclesie gewählt worden ist[54]. Bei der Wahl der Gräfin Margareta von Manderscheid-Blankenheim im Jahre 1572 waren Dr. Heinrich von Weze, Dr. Andreas Masius und Amtmann Heinrich von der Reckh als klevische Kommissare zugegen[55]. Der Wahlvorschlag war von Kleve erfolgt, denn die Stiftsuntertanen baten Senior und Kapitel, dem entsprechenden Wunsche des Herzogs, dessen Schutz sie genössen, zu folgen[56]. Da das Kapitel jedoch erklärte, daß die Wahl ihm allein zustände, baten die Untertanen, Nachbarn und Kirchmeister des Stifts den Herzog, sie das nicht entgelten zu lassen[57]. Durch das Wahlprotokoll sind wir über den Wahlvorgang näher unterrichtet. Zum Kommissar war von der Dechantin und der Majorität des Kapitels der Kölner Universitätsprofessor Dr. Bernhard von Thongeren ernannt. Die klevischen Gesandten werden nicht erwähnt. Nach Abhaltung der missa de Spiritu Sancto begab man sich per ... dominum Guilhelmum, ducem Clivensem et ecclesie nostrae advocatum et protectorem, verum etiam per provisores, praefectum, totamque communitatem Eltensem zur Wahl aufgefordert ins Kapitelshaus. Nach der Ernennung der scrutatores gab zunächst die Dechantin ihre Stimme ab, dann folgten die übrigen Stiftsdamen und die Kanoniker. Das Ergebnis wurde durch die scrutatores alta et intelligibili voce bekanntgegeben. Der Senior des Kapitels fragte darauf die Erwählte, ob sie die Wahl annehme und verkündigte dann solemniter die Zusage. Es folgte dann die übliche Prozession zum Hochaltar, bei der die Erwählte von den Kapitularen geführt wurde, darauf der Eid auf die Evangelien, das Geleit zum Äbtissinnensitz, das Tedeum mit Orgel- und Glockenklang, der Gang zum Äbtissinnenhaus, die Übergabe der Schlüssel des ersten Tores und der Abtei, sowie des zweiten Tores. Daran schloß sich der Weg zur Heizung im Wohngebäude, wo die Neuerwählte von den Realien Besitz ergriff. Zum Schluß stellten die scrutatores und die neue Äbtissin gemeinsam beim Erzbischof von Utrecht den Antrag auf

[54] Kl.-M. nr. 5, Vol. I, fol. 143.
[55] A. a. O. nr. 5, Vol. I, fol. 23, 28, 42v.
[56] A. a. O. fol. 8.
[57] A. a. O. fol. 26.

Digitized by Google

Bestätigung der Wahl[58]. Auch Kleve setzte sich in Utrecht für die Neuerwählte ein mit dem Hinweis, daß die Äbtissin in voller Freiheit gewählt worden sei[59]. In einem Dankschreiben gedachte diese der Stützung ihrer Wahl durch den Herzog und empfahl das Stift seinem weiteren Wohlwollen[60]. Der Einspruch der Küsterin Gräfin Elisabeth von Sayn und eines Teiles der Kanonissen unter dem Hinweis, daß die Wahl nicht frei, sondern durch weltliche Gewalt erfolgt sei, fand keine Anerkennung[61].

In gleicher Weise ist im Jahre 1603 die Wahl der Gräfin Agnes von Limburg-Bronckhorst und Styrum auf Vorschlag der klevischen Kommissare Marschall Johann von der Horst und Dr. Amandt von Ryßwick hin erfolgt. Die Führung der Neuerwählten zum Hochaltar wurde auch hier von zwei Stiftsdamen vorgenommen[62].

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß die Herzöge von Kleve bei verschiedenen Äbtissinnenwahlen ein Vorschlagsrecht ausgeübt haben. Ihre Kommissare waren jedoch bei der Wahl selbst nicht zugegen. Diese stand nach wie vor dem Kapitel allein zu.

Das St.-Viti-Marktgericht wurde seit dem Übergang der Vogtei an Kleve von den klevischen und bergischen Beamten gemeinsam besetzt. Das Stift stellte zwei Gerichtsleute. Die Brüchten wurden zwischen Kleve und Berg geteilt. Die gemeinsame Ausübung der Gerichtsbarkeit führte im Jahre 1485 zu Auseinandersetzungen. Als die Beamten Herrn Oswalds von dem Berg im Jahre zuvor zu Hoch- und Niederelten die Kreuze aufgerichtet hatten, um den Markt zu freien, waren sie von dem klevischen Richter der Liemers Wessel van de Loe daran gehindert worden. Die Brüchten waren von dem mit den Verhältnissen nicht vertrauten Sohn und Amtsnachfolger Johannes van de Loe allein erhoben worden, der Marktzoll jedoch nicht. Durch Verhandlungen zu Kleve wurden die Rechte Bergs von neuem festgelegt[63].

In einem von klevischer Seite verzeichneten Weistum vom Ende des 15. Jahrhunderts sind die Rechte der Äbtissin, des Herzogs von Kleve und der im Jahre 1486 in den Grafenstand erhobenen Herren von dem Berg näher umschrieben. Die Fürstäbtissin blieb

[58] A. a. O. fol. 145 ff.
[59] A. a. O. fol. 29 ff., 110 f.
[60] A. a. O. fol. 19.
[61] A. a. O. fol. 42 v f.
[62] A. a. O. fol. 13.
[63] A. a. O. nr. 6 f., Vol. I.

Digitized by Google

auch während des Marktes Herrin des Stifts. Kleve und Berg hatten nur die Berechtigung, den Markt zu freien und die von ihnen für die oben angegebenen Vergehen verhängten Strafen einzuziehen. Vergehen, durch die das Leben verwirkt war, waren dagegen der Äbtissin als Inhaberin der Hochgerichtsbarkeit zur Aburteilung zu überweisen. Im Jahre 1494 setzten Bernt van Hoevell und Rentmeister Aelbert Kloick, Gerichtsleute der Äbtissin, Derick van Eyll, Richter der Liemers und Vertreter des Herzogs von Kleve, sowie Wilhelm Hoesynckvelt, Beauftragter des Grafen Oswald von dem Berg, als upsienre des Freimarktes das auf die einzelnen Vergehen zu verhängende Strafmaß fest[64]. Der während des Marktes erhobene Marktzoll stand dem Grafen von dem Berg allein zu[65]. Das Standgeld von den Krambuden erhob die Äbtissin[66].

Eine neue Prüfung des Rechtsverhältnisses Kleves zum Reichsstift erfolgte unter Herzog Wilhelm dem Reichen. Im Jahre 1544 verfaßte der Richter in der Liemers Theis upten Haitzhoevell einen eingehenden Bericht über den damaligen Stand der klevischen Gerechtsame. Es ergibt sich daraus, daß sich die Vogteirechte lediglich auf den St.-Vitus-Markt beschränkten, bei dem der klevische Richter die Kreuze anzuschlagen und am Johannisabend die Brüchten einzufordern hatte. Der Zoll und das Weggeld ständen während dieser Tage dem Junker von dem Berg zu. Ebenso genösse dieser die Hälfte der Akzise. Die Stiftsbevölkerung sei ehemals akzisefrei gewesen und hätte sich gegen die Einführung der Akzise durch die Äbtissin Agnes von Bronckhorst (1443—1475) gesträubt. Für die Unterstützung der Äbtissin bei diesem Vorgehen sei dem Junker dann die halbe Akzise verschrieben worden[67]. Von den Gerichtsgefällen ständen der Äbtissin die für die Leibesstrafen, dem Drosten als Dienstentschädigung die für Schlägereien zu. Von den Stiftsgütern in der Veluwe lasse der Fürst von Geldern je einen blauen Gulden, den sogenannten Vogteigulden, erheben, wofür er das Stift zu schützen habe. Da der Herzog von Kleve jedoch die Vogtei innehabe, komme nach Ansicht

[64] Ilgen 437 f. Die dort erwähnte Abschrift befindet sich jetzt unter Kl.-M. a. a. O. nr. 61.

[65] Vgl. die Verpfändung vom Jahre 1433 oben S. 260.

[66] N. C. Kist, Het Necrologium en het Tynsboek van het adelijk Jufferenstift te Hoog-Elten. Leyden 1853, 160.

[67] Die Grundlage bildete die Urkunde von 1432 Februar 5. Vgl. oben S. 272.

Digitized by Google

des Richters diese Einnahme diesem zu. Er schließt seine Ausführungen über Elten mit den Worten, die Vogtei sei zwar klein, werde aber besser gehalten als aufgegeben[68]. Auffallend ist, daß Kleve damals die Vogteirente von den Stiftsgütern der Veluwe nicht mehr bezog. Wie in der Grafschaft Zutphen dem Rentmeister von Doesburg[69] war es in der Velau dem Statthalter von Arnheim gelungen, die ehemaligen Geldernschen Rechte wieder durchzusetzen. Bei einer Streitsache zweier Einwohner zu Nijkerk, in der der kaiserliche Statthalter von Geldern und Zutphen Johannes von Lalaing, Graf von Hochstraaten, irrtümlich zur Entscheidung angerufen worden war, vertrat dieser im Jahre 1548 sogar den Standpunkt der gesamten Vogteirechte des Kaisers über das Stift Elten, ohne allerdings damit durchzudringen[70]. Den Anspruch auf die Vogteirenten in der Veluwe und auf die Einkünfte aus dem übereigneten zutphenschen Gebiet hielt man jedoch immerhin in Kleve aufrecht[71].

Die vom Vogt zu leistende Schutzpflicht wurde von Kleve in den kriegerischen Wirren des 15. und 16. Jahrhunderts häufig erfüllt. So stellte im Jahre 1494 König Maximilian dem Stift auf Bitten des Herzogs einen Schutzbrief aus. Man wisse niemand als den Herzog anzurufen, lautete der Hilferuf der Äbtissin[72]. Auch in den Jahren 1544—1548 und 1564—1567 schützte Kleve das Stift gegen feindliche Gewalt. In gleicher Weise verwendete sich der Herzog im Jahre 1588 bei dem Heerführer Schenk von Nideggen[73]. Auch eine von der Statthalterin der Niederlande bzw. dem Herzog Erich von Braunschweig im Jahre 1546 geplante Musterung im Stiftsgebiet wußte Kleve zu verhindern[74].

Die Landeshoheit der Äbtissin wurde auf gewissen Gebieten seitens des Vogtes geachtet. Als die klevischen Richter Johann von Huessen und später Conrad Louwermann die Deichschau von Emmerich bis an die Wilt, einem Rheinarm im Stiftsgebiet, ausgedehnt hatten, sicherte der Kanzler Olysleger im Jahre 1558 der Äbtissin Abhilfe durch den Drosten von Sevenaer zu. Auch das

[68] Ilgen 439 f.
[69] Vgl. oben S. 263.
[70] Kl.-M. nr. 3d.
[71] A. a. O. nr. 4a, fol. 4, nr. 5, fol. 17v
[72] A. a. O. nr. 4b und c.
[73] A. a. O. nr. 4c; nr. 5, fol. 5, 8.
[74] A. a. O. nr. 4d, fol. 2, nr. 5, fol. 16 f.

Digitized by Google

eltensche Jagdrecht in der Herrlichkeit Wehl wurde anerkannt[75]. Die enge Verbundenheit zwischen Stift und Vogt kommt darin zum Ausdruck, daß das Stift im Jahre 1607 das klevische Gefängnis in Emmerich gegen Erstattung der Kosten mitbenutzte[76].

Als Ergebnis ist somit hinsichtlich der Beziehungen Kleves zu Elten folgendes zu sagen. Das anfängliche Streben der Herzöge, weiteren Einfluß auf die inneren Verhältnisse des Stifts zu gewinnen, war ohne Erfolg geblieben. Das Vogteirecht über die Stiftsgüter in der Veluwe war sogar an den Kaiser bzw. an die Staaten von Gelderland verloren gegangen.

## 2. Die Vogtei Brandenburg-Preußens 1614—1806.

Das Erbe des im Jahre 1609 erlöschenden klevischen Herzogshauses trat in Kleve-Mark auf Grund des zwischen den beiden Erbberechtigten, Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg, im Jahre 1614 zu Xanten geschlossenen Vertrags Brandenburg an. Damit ging auch die Vogteigerechtsame über das Stift Elten an die Hohenzollern über. Dem stärkeren Ausdehnungswillen des aufsteigenden preußischen Staates entsprechend, suchte die Regierung in Kleve jetzt das Reichsstift in stärkere Abhängigkeit zu bringen.

Die bisherigen guten Beziehungen zwischen Vogt und Stift waren während der gemeinsamen Verwaltung der klevischen Erbschaft durch Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg dadurch zum Ausdruck gekommen, daß der St.-Vitus-Markt im Jahre 1610 infolge der Kriegsgefahr auf klevischem Boden abgehalten worden war[77]. Eine erste Spannung ist dann aus dem Jahre 1647 überliefert. Der eltensche Drost Hartger de Blois hatte einige bisherige Pächter der Propstei Emmerich, die auf das Stiftsgebiet übergesiedelt waren, zu Diensten und Sachleistungen herangezogen und der Äbtissin huldigen lassen. Die klevische Regierung beauftragte die Geheimräte Archivar Dr. Johann Portmann und Dr. Johann Steinberger mit der Untersuchung und lud die jetzigen Stiftsuntersassen vor das klevische Gericht. Die Äbtissin erhob unter Hinweis auf ihre reichsunmittelbare Stellung dagegen Protest. Die klevische Regierung belegte darauf die Stiftsgüter im Amte Emmerich mit

[75] St. E., Akten nr. 19.
[76] Kl.-M. nr. 6i.
[77] A. a. O. Akten nr. 6l.

Digitized by Google

Arrest und lud die Äbtissin selbst unter Androhung weiterer Beschlagnahme vor das Gericht Emmerich. Der Ausgang der Streitsache ist nicht bekannt[78].

Das nächste Ziel der klevischen Regierung zur Stärkung ihrer Stellung im Stift mußte die Abfindung des Anteils der Grafen von dem Berg am St.-Viti-Marktgericht sein. Das Interesse an der Pfandschaft war auf der bergischen Seite nur noch gering, denn die Einnahmen wogen die Zehrungskosten des entsandten Beamten kaum auf. Die Gräfin Magdalena von dem Berg war darum zu einer Aufgabe der Pfandschaft bereit. Schon im Jahre 1663 hatte Dr. Heinrich Temminck als Vertreter der Äbtissin Marie Sophie und Johann Gosemans als Bevollmächtigter der Gräfin über einen Aufkauf des bergischen Anteils durch das Stift verhandelt[79]. Es war jedoch nicht zur Ausführung des bereits aufgesetzten Vertrages gekommen. Übergriffe der gräflichen Beamten, die die Stiftsbeamten vom Gericht ausschließen wollten und außerdem Pfändungen in Zivilsachen vorgenommen hatten, boten dem klevischen Statthalter Moritz von Nassau im Jahre 1665 Gelegenheit zum Eingreifen. Als Erbschutz- und Schirmherr des Stifts wies er seinen Rentmeister in der Liemers Hermann Heckingh an, die Beamten Bergs zur Ordnung anzuhalten. Auch die Jagd war durch den gräflichen Förster Dietrich Pallandt widerrechtlich in der eltenschen Wildbahn ausgeübt worden. Einer Einlösung der bergischen Pfandschaft durch Kleve standen jedoch die Staaten von Geldern und Zutphen ablehnend gegenüber, die ihrerseits als Beamte auftraten. Im Jahre 1669 erhob der Hof von Geldernland von Arnheim aus Kleve gegenüber Anspruch auf das Einlösungsrecht. Unter dem Hinweis auf den Übergang der Erbvogtei an Kleve wurde jedoch der Versuch von der klevischen Regierung zurückgewiesen[80]. Am 30. Mai/9. Juni bzw. 5./15. Juni 1683 kam es dann auf Grund einer Zahlung von 600 Dukaten seitens Kleves an den gräflich bergischen Fiskal Dr. Otto Heinrich Hoevel zur Vollziehung des Vertrages[81]. Das St.-Viti-Marktgericht ging damit völlig an Brandenburg über.

Eine weitere von der klevischen Regierung erstrebte Kompetenz

[78] A. a. O. nr. 3g.

[79] Archief Huis Berg: Geschillen met abdie van Elten 1642—1663.

[80] A. a. O.: Stukken in sake aflossing pandschap Elten 1665—1683.

[81] Kl.-M., Urkk. nr. 1485. Rückvermerk des Pfandbriefs von 1433 November 1.

Digitized by Google

war die Kessel- und die Mollakzise. Nach einem Vertrag von 5. Februar 1432 bezog die Äbtissin die Hälfte der Grutbierabgabe, während dem Junker die andere Hälfte zustand. Von jeder sonstigen Tonne Bier erhielt dagegen die Äbtissin allein einen flämischen Groschen[82]. Im Bericht des Richters Theis upten Haitzhoevell vom Jahre 1544 hören wir dann von einer je zur Hälfte von der Äbtissin und dem Junker von dem Berg erhobenen Akzise. Es ist offenbar die alte Berechtigung vom Jahre 1432. Im Jahre 1686 gaben Eingriffe der klevischen Regierung dem Stift Veranlassung, dies Recht zu verteidigen. Damals beschwerte sich der Stiftsamtmann Johann Jakob Schultz bei der Äbtissin über den klevischen Rentmeister Heckingh zu Sevenaer, der sich unterstanden habe, die Kesselakzise, die zur Hälfte der Äbtissin und zur anderen Hälfte mit 12 Talern dem gräflichen Kapitel zustände, d. h. in Pachtung von den Grafen von dem Berg, seinerseits zu verpachten[83]. Zu einem notariellen Protest der Äbtissin kam es am 26. Juni 1688. Der klevische Kommissar Dr. Leeuwen und der Rentmeister Heckingh hätten während des St.-Viti-Marktgerichts den eltenschen Amtmann und seine Gerichtsschöffen, die nach bisherigem Brauch ihre Zivilsachen dort hätten verhandeln wollen, nicht nur vom Gericht verwiesen, sondern ihnen bei Wiedererscheinen Strafen von 25 bzw. 10 Gulden angedroht. Gleichzeitig hätten sie die Kesselakzise, deren eine Hälfte seit unvordenklichen Zeiten der Äbtissin gehörte, während die andere Hälfte dem Grafen von dem Berg zustände, von diesem jedoch den gräflichen Kapitularen verpachtet worden sei, auf ein Jahr für 48 Taler an Robert Cornelissen verpachtet, ja dem eltenschen Pächter Johann Ahlartz einen Goldgulden Strafe auferlegt. Von den eltenschen Mollzapfern hätten sie die rückständigen 100 Reichstaler Mollakzise des verflossenen Jahres, die der Abtei allein zuständen, pfänden lassen und gleiches für dieses Jahr ankündigen lassen. Wegen der Exemtion des Gutes de Warth von der Mollakzise hätten sie nach Ablauf des Marktgerichts auf den 3. Juli einen Termin angesetzt. Auch durch Verhandlungen von Zivilsachen, die der Äbtissin allein zuständen, durch Ausübung der Jagd, Belastung der Stiftsuntertanen mit Spanndiensten, Fourage- und Quartiergeldern hätten sie ihre Kompetenzen weiter überschritten. Einen Erfolg hatte jedoch

[82] St. E., Urkk. nr. 92.
[83] St. E., Akten nr. 21.

Digitized by Google

der Einspruch der Äbtissin nicht, denn am 3. Juli 1702 und am 24. Juni 1707 erfolgten neue Proteste der Äbtissin wegen derselben Übergriffe[84]. Auch im Jahre 1722 wurde die Kesselakzise von den klevischen Kommissaren verpachtet und ebenfalls die von der Äbtissin anmaßlich auf die frembde Biere gesetzte(n) hundert Reichsthaler vereinnahmt[85]. Vermutlich betrachtete sich die klevische Regierung auch hinsichtlich der Kesselakzise als Erbe der Grafen von dem Berg, obwohl der Pfandbrief hierauf keinen Bezug hatte, keinesfalls aber zur völligen Beschlagnahme der Kessel- und Mollakzise berechtigte[86]. Beide Gerechtsame blieben fortan in klevischer Hand. Im Jahre 1792 wurde in einem Erbpachtkontrakt die eltensche Kessel- und Mollakzise unter Einschluß des elftägigen Marktzolls, wofür bisher zusammen 144 Reichstaler bezahlt worden waren, um 20 Reichstaler erhöht. Ebenfalls wurden jährlich 40—45 Reichstaler Weggeld durch einen preußischen Weggeldempfänger erhoben. Die Einnahmen aus der Akzise wurden zur Bestreitung der Tagegelder für das St.-Viti-Marktgericht verwendet[87].

Ein weiteres Gebiet, das zum Ausdruck der fortschreitenden Minderung der Landeshoheit der Äbtissin wurde, war das Verhältnis des Stifts zum Vogt in militärischer Hinsicht. Im Jahre 1656 erließ der klevische Statthalter Fürst Moritz von Nassau allerdings die Anweisung, das freie, kaiserliche, fürstliche Stift mit keiner Einquartierung oder sonstigen Lasten zu beschweren[88]. Dagegen mußte sich das Stift am 1. Februar 1666 gegen brandenburgische Einquartierung und die dadurch bedingte große Belastung der Bevölkerung verwahren. Es sei sich selbst Schutz genug und von allen Seiten mit Schutzbriefen ausgestattet. Es müsse befürchten, daß es durch Annahme der Reiter von anderer Seite Ungelegenheit bekomme, denn der Hof von Gelderland erhebe gleichfalls Anspruch auf das ius advocati, obwohl es sich in jedem Falle nur auf die elf Tage des St.-Viti-Marktgerichts erstrecke. In gleicher Weise wurden im Jahre 1682 vom Stift Quartiergelder gefordert mit dem

[84] A. a. O. nr. 123 f.

[85] Kl.-M., nr. 6 f., Vol. I. Vgl. für 1757 a. a. O. Vol. II.

[86] Ob die Kesselakzise nach dem Erlöschen der Grutbierherstellung entsprechend dem sonstigen Sprachgebrauch vom Branntwein erhoben wurde, ließ sich nicht ermitteln. Die Mollbrauerei stellte offenbar eine besondere Bierart her.

[87] St. E., Akten nr. 21.

[88] Kl.-M., nr. 5, fol. 50.



Digitized by Google

Bemerken, die klevische Territorialhoheit über das Stift sei leicht zu erreichen, wenn auch zur Zeit davon abgesehen werden solle[89]. Erhob damals die Äbtissin, gestützt von Entscheidungen des Reichskammergerichts und Reichshofrats, noch Einspruch gegen die Beeinträchtigung seiner Selbständigkeit[90], so finden wir in der Folgezeit eine seitens des Stifts widerspruchslos entgegengenommene Umlage von Fourage- und Quartiergeldern durch Brandenburg-Preußen nebst Rekrutierungen und Zahlungen zum Reichskontingent[91].

Die Eingriffe der klevischen Regierung in die der Äbtissin als Landesherrin zustehende Jagdgerechtigkeit im Jahre 1683 wurde schon gestreift[92]. Wie auf dem Gebiete der Polizei, des Schulwesens und der Forstwirtschaft war im übrigen in der Justiz und Verwaltung ihre Territorialhoheit unbestritten. Mit gewissen Rechten ausgestattet, standen ihr die Stiftsinsassen auf den Erbentagen zur Seite[93].

Die Vogtei über die Stiftsgüter in der Veluwe blieb in der Hand der Staaten von Gelderland. Sie fand in einem alle 30 Jahre zahlbaren sogenannten Collateral ihren Ausdruck. Im Jahre 1732 wurde der dafür erforderliche Betrag von 2042 Gulden durch eine Hypothek auf die Velauschen Güter gedeckt[94]. Als jedoch im Jahre 1797 das Quartier Zutphen als Kriegssteuer die dreifache Grundsteuer von den eltenschen Gütern verlangte, wendete sich die Äbtissin um Hilfe an die klevische Regierung. In ihrem Bericht nach Berlin betonte dann diese, Preußen besäße die Landeshoheit über das Stiftsgebiet. Das Stift sei zwar im Besitz der Exemtion geblieben. Darum sei ein Unterschied in der Qualität des Schutzes zu machen. Daraufhin bescheinigte das Departement des Auswärtigen, das Stift stehe unter dem Schutz und Schirm Preußens und seine Untertanen seien als klevische Eingesessene zu betrachten, die nach dem kleve-geldernschen Konkordat nicht zur Steuer herangezogen werden könnten[95].

Der Haupthebel, den die klevische Regierung zur Stärkung ihrer

[89] A. a. O. fol. 207.
[90] St. E., Akten nr. 123.
[91] A. a. O. Akten nr. 22; Kl.-M., nr. 6 f., Vol. III, fol. 14 ff.
[92] Vgl. oben S. 272.
[93] St. E., Akten nr. 107.
[94] A. a. O. nr. 17.
[95] Kl.-M., nr. 6 f., Vol. III, fol. 8 ff.

Digitized by Google

Einflußsphäre im Reichsstift ansetzte, waren die Äbtissinnenwahlen. Die durch den Tod der Äbtissin Maria Sophie, Altgräfin von Salm-Reifferscheid, im Jahre 1674 notwendig gewordene Neuwahl sollte hierzu die Veranlassung bieten. Die klevischen Kommissare, Freiherr Johann Sigismund von Willich zu Lothum, Amtmann der Liemers, und Dr. Wilhelm Borbeck, hatten Anspruch auf ein Stimmrecht bei der Wahl erhoben und waren dabei auf starken Widerstand des Kapitels gestoßen.

Der Vorgang war nach ihrem Bericht vom 17. Februar in der Weise erfolgt, daß die Fürstäbtissin von Essen als Inhaberin eines Kanonikats die beiden Kommissare in Emmerich ersucht hatte, bei Stimmengleichheit ihrem Votum den Ausschlag zu geben. In gleicher Weise sei die Wahlkandidatin Gräfin Maria Franziska von Manderscheid-Blankenheim durch ihren Bevollmächtigten Dr. Wilbrenninck an sie herangetreten. Und schließlich hätte der Schöffe N. Jungbluett als Vertreter der Gemeinde Elten ihnen denselben Wunsch unterbreitet. Bei ihrer Ankunft in der Abtei habe man sie zunächst auf dem Vorplatz stehen lassen und erst auf ihr besonderes Ersuchen in ein Zimmer geführt. Darauf hätten sie sich dem Kapitel melden lassen, das ihnen dann durch seinen Sekretär die Beglaubigungsschreiben habe abfordern lassen. Zur Kapitularversammlung eingeladen, hätten sie dann erklärt, daß sie sich auf Befehl der kurfürstlichen Regierung eingefunden hätten, um auf Grund der Verschreibung des Jahres 1473 ihre Stimme abzugeben. Das damals Kleve übertragene Recht sei bei den Wahlen von 1475, 1572 und 1603 in steter Observanz gehalten. Darauf seien sie abgetreten. Durch seinen Syndikus Lic. Lawermann, Stadtsekretär zu Emmerich, habe das Kapitel dann erklären lassen, das votum et directorium des Fürsten von Kleve als Erbvogt sei ihm unbekannt. Da das Stiftsarchiv nach Köln geflüchtet sei, könne man sich nicht darüber informieren, bitte jedoch, die Wahl dadurch nicht aufzuhalten. Von den Kommissaren seien daraufhin die Dokumente der genannten Jahre vorgelegt worden. Der Stiftssyndikus sei jedoch nicht darauf eingegangen, sondern habe betont, das Kapitel sei im Besitz der freien Wahl secundum canones regulares. Sie hätten darauf erklärt, lediglich bei der Wahl des Jahres 1645 sei das landesfürstliche Regal nicht ausgeübt worden, doch sei daraus keine Verjährung abzuleiten. Beide Teile seien so bei ihren Ansichten geblieben. Das Kapitel sei wohl be-

Digitized by Google

reit gewesen, die Äbtissin nach ihrer Wahl zur Bestätigung zu präsentieren, keinesfalls aber eine Beteiligung an der Wahl nebst deren Leitung zuzugestehen. Während dann die Kommissare des hereinbrechenden Abends wegen zu einem Imbiß die Abtei verlassen hätten, in der Annahme, daß die Wahl auf den folgenden Tag vertagt würde, sei diese vom Kapitel vorgenommen und die Gräfin von Manderscheid-Blankenheim gegen die Vorschrift nach Sonnenuntergang gewählt worden. Sie seien dadurch aufs höchste alteriert gewesen und hätten den Lic. Lawermann zu sich gebeten, um gegen die Wahl zu protestieren. Die Kapitelsmitglieder hätten darauf ihre Wagen bestiegen, ohne sich von ihnen zu verabschieden[96].

Die klevische Regierung erhob darauf am 16. Februar gegen dieses Vorgehen Einspruch. Am 28./18. Februar wurden sie durch kurfürstlichen Befehl angewiesen, eine neue Wahl vornehmen und dabei die Äbtissin von Essen wählen zu lassen, ein Ansinnen, das von dieser abgelehnt wurde. Sollte Widerstand geleistet werden, so sollte dieser durch Einquartierung von Reiterei in die Stiftsgüter überwunden werden[97]. Gegen den Lic. Lawermann und gegen die Kanoniker Gerhard van den Bongart, Georg von Lennep und Johannes Thomae, Pastor zu Niel, leitete man Strafverfahren wegen Respektsverletzung ein, während man gegen die aus standesherrlichen Geschlechtern kommenden Stiftsdamen aus naheliegenden Gründen entsprechende Schritte vermied. Nicht weniger als 54, durchweg auf falschen Voraussetzungen beruhende Punkte hatte der Beschuldigte zu beantworten. Erneut wurde dabei auf das Wahlprotokoll des Jahres 1475 hingewiesen, laut dessen die Herzöge von Geldern ein Stimmrecht bei der Äbtissinnenwahl besessen hätten. Ebenso sei bei den Wahlen von 1572 und 1603 durch die klevischen Kommissare das Wahlrecht ausgeübt worden. Nur im Jahre 1645 sei dies nicht geschehen.

Von eltenscher Seite wurde alles verneint. Die Äbtissin sei stets frei secundum canones gewählt worden. Grade die von Kleve geförderte Wahl des Jahres 1475 sei annulliert worden. Nur der Kriegszeiten wegen habe man seine Zuflucht zu den Herzögen von Kleve genommen mit der Bitte, als Protektoren zur Sicherung der Wahl zu wirken. Darauf sei kein Recht abzuleiten. Eine Emp-

[96] A. a. O. nr. 5, Vol. I, fol. 249 ff.
[97] A. a. O. 265.

Digitized by Google

fehlung bzw. ein Vorschlag stehe jedem frei und bedeute nichts. Der Wahltag sei Kleve weder angezeigt worden, noch hätten die Kommissare Kleves bei der Wahl ein Votum besessen bzw. bei Stimmengleichheit den Ausschlag gegeben, noch die erwählte Äbtissin proklamiert, installiert und introduziert[98].

In einer Denkschrift wendete man sich eingehend gegen die klevischen Ansprüche. Die Annahme, daß Kleve nicht nur die Schutzvogtei, sondern auch die Territorialsuperiorität über das Stift zustehe, sei eine irrige Folgerung aus der Urkunde von 1473. Einmal sei es überhaupt fraglich, ob eine Vogtei zediert werden könne, dann sei aus ihrer Zession keine Landeshoheit mit Einquartierungs- und sonstigen Rechten abzuleiten. Bei den Verleihungen Herzogs Karl des Kühnen von Burgund sei zwischen der Vogtei über das Stift Elten und den als Eigentum übertragenen Gebieten sehr unterschieden worden. Die Herzöge von Geldern hätten lediglich das noch mit den Grafen von dem Berg geteilte Anrecht auf das St.-Viti-Marktgericht innegehabt, dessen Bankspannung und Besetzung mit Gerichtsleuten außerdem der Äbtissin zustände. Das Stift unterstände unmittelbar dem Reich, ein staatsrechtliches Verhältnis, das vom Fürsten Moritz von Nassau als Statthalter Kleves im Jahre 1656 anerkannt worden sei[99]. Die Erbvogtei besitze allein der Kaiser. Geldern und Kleve übten nur die Vogtei aus, die, wie mehrmals geschehen sei, jederzeit gekündigt werden könne[100].

Inzwischen erfolgte am 28. März von Düsseldorf aus eine Intervention des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm mit dem Hinweis, daß die von Brandenburg vertretene Ausdehnung der Vogtei gegen das geistliche Recht verstoße. Ein Eingriff in das Wahlrecht des Stifts wende sich auch gegen den Westfälischen Friedensvertrag, sowie gegen den zwischen Pfalz-Neuburg und Kleve errichteten Religionsvergleich. Auch Fürst Franz Bernhard von Nassau verwendete sich am 5. April zugunsten der Äbtissin. Und da man in Berlin erkannte, daß sich die klevische Regierung auf unsicheren Boden begeben habe, erfolgte am 20. April die Bestätigung der Wahl durch den Kurfürsten unter dem Vorbehalt aller Rechte des kurfürstlichen Hauses und der Verpflichtung der Äbtissin, innerhalb von sechs bis

[98] Kl.-M., a. a. O. fol. 54 ff., 66 ff., 165 ff.
[99] Vgl. oben S. 273.
[100] Casus seu facti species: Kl.-M. nr. 5, Vol. I, fol. 48v ff.

Digitized by Google

acht Monaten einen Revers auszustellen, in dem alle dem Herzog von Kleve zustehenden Rechte, die aus den Akten ermittelt wurden, anerkannt würden. Die klevische Regierung erhielt eine entsprechende Anweisung[101].

Im September fanden dann gütliche Verhandlungen zur Beilegung der Irrungen statt, bei denen als Vertreter des Stifts Dr. Eberhard Duiffhuis und Dr. Heinrich Wilbrenninck erschienen. Die Formulierung führte jedoch zu neuen Schwierigkeiten. Von der klevischen Regierung wurden am 29. Juni 1678 für künftige Wahlen die folgenden Forderungen erhoben: 1. Notifikation des Wahltags. 2. Ermahnung der Kapitulare zu einer zweckmäßigen Wahl durch die klevischen Kommissare. 3. Bei Stimmengleichheit das Ausschlagsrecht der Kommissare. 4. Proklamation, Installation und Introduktion der erwählten Äbtissin durch die Kommissare. Die Vertreter des Stifts erwiderten, daß sämtliche Forderungen dem bisherigen Brauch entgegenständen. Zwar seien gelegentlich die Kommissare am Wahltag zugegen gewesen, jedoch stets vor dem Wahlakt entlassen worden. Immerhin sei man bereit, vor der Wahl einige Erinnerungen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht oder der klevischen Regierung entgegenzunehmen[102].

Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, beschlagnahmte die klevische Regierung nun die Stiftsgüter in der Liemers. Am 25. November kam dann der Vergleich zustande. Gegen Zahlung von 600 Reichstalern ad pias causas seitens der Äbtissin, die jedoch bloeß Friedt liebens gezahlt werden, verzichtet der Kurfürst auf alle Ansprüche. Bei künftigen Wahlen ist der Wahltag Seiner Durchlaucht oder der klevischen Regierung anzuzeigen. Dem Kurfürsten steht es frei, auf eigene Kosten einen oder mehrere Kommissare zur Wahl zu entsenden, die das Kapitel ermahnen dürfen, nach bestem Wissen und Gewissen zu wählen. Auch dürfen sie die eine oder andere Person vorschlagen. Im übrigen haben sie als Vertreter des Schutz- und Schirmherrn nur dafür zu sorgen, daß keine Gewalt, Störung oder Hinderung bei der Wahl entstände. Die Wahl selbst, sowie die Proklamation, Installation und Introduktion steht allein dem Kapitel zu. Schließlich wird der von

[101] A. a. O. fol. 122 f.

[102] A. a. O. fol. 186 ff. Vgl. auch den Bericht des Richters zu Sevenaer Michael Henrich Wunder vom 22. Februar 1678, a. a. O. nr. 3b.

Digitized by Google

Brandenburg über die eltenschen Gefälle und Renten in der Liemers verhängte Arrest aufgehoben[103].

Die Wahlen erfolgten von jetzt ab auf Grund dieser Vereinbarung. So wurde auf Vorschlag Preußens im Jahre 1701 die Gräfin Anna Juliana Helena von Manderscheid-Blankenheim zunächst zur Koadjutrix und dann zur Äbtissin gewählt. Als Kommissare der klevischen Regierung waren Freiherr von Spaen und der Regierungs- und Jagdrat von Motzfeld entsandt. König Friedrich I. stellte als Bedingung, daß das Stift den bisherigen Beitrag wenigstens auf denselben Fuß kontinuiere. Offenbar handelt es sich um die zur Regel gewordenen Kriegskontributionen.

Bei der Wahl der Gräfin Maria Eugenia von Manderscheid-Blankenheim im Jahre 1717 waren der Vizekanzler Hymmen und Geh. Regierungsrat Rickers zugegen[104]. Ebenso war die klevische Regierung bei der Wahl ihrer Schwester Maria Eleonora im Jahre 1727 und bei der Wahl der Gräfin Maria Franziska von Manderscheid-Blankenheim vertreten. Im letzten Fall war das Vorschlagsrecht jedoch nicht von der klevischen Regierung ausgeübt worden. Man beanstandete ihr gegenüber von Berlin aus den zu kurz angesetzten Wahltermin, der den Vorschlag einer Kandidatin aus preußischem Geschlecht unmöglich gemacht habe[105]. Ihr wurde im Jahre 1772 ihre Nichte Johanna Felizitas als Koadjutrix zur Seite gestellt[106]. Die durch deren Heirat mit dem Grafen von Nesselrode-Reichenstein notwendig gewordene Neuwahl erweckt wieder stärkeres Interesse.

Die durch den Vertrag vom Jahre 1678 bei der Äbtissinnenwahl der klevischen Regierung zugestandenen Rechte wurden von Preußen auch auf die Wahlen der Koadjutorinnen ausgedehnt. Ein Widerstand des Kapitels gegen diese Erweiterung des Vertrags ist nicht überliefert. Dagegen ergaben sich bei der bevorstehenden Neuwahl der Äbtissin dadurch Schwierigkeiten für die klevische Regierung, daß man von Berlin aus drei Kandidatinnen die Zusicherung auf die klevische Unterstützung gegeben hatte. Am 8. Mai 1777 hatte Friedrich d. Gr. den Regierungspräsidenten von

[103] A. a. O. nr. 5, Vol. I, fol. 208 ff.

[104] A. a. O. Vol. III, fol. 38 ff.

[105] A. a. O. fol. 65.

[106] A. a. O. III, fol. 117.

Digitized by Google

Danckelmann in Kleve angewiesen, sich in seinem Namen für d. Gräfin Christine von Harrach, Chanoinessin zu Essen und Thor soviel von Mir geschehen kan, zu verwenden[107]. Gleichzeitig ging in Berlin ein Empfehlungsschreiben des Kurfürsten Maximilian Friedrich von Köln ein, in dem sich dieser für seine Nichte die Gräfin Maria Walburga zu Zeil-Wurzach, einsetzte. Auch ihre Bewerbung hatte man Befürwortung zugesichert. Das Staatsministerium suchte nun diesen Widerspruch dadurch zu lösen, daß es die klevische Regierung mit einer zuverlässigen Erkundigung betraute, welche der beiden Kandidatinnen die günstigeren Aussichten bei der Wahl hätte. Ihr sollte dann der klevische Vorschlag gelten. Die Lage war nun die: mit der Gräfin Truchseß hatte Preußen schon bei der Empfehlung zur Koadjutorinnenwahl im Jahre 1772 schlechte Erfahrungen gemacht. Statt ihrer war die bereits erwähnte Gräfin von Manderscheid-Blankenheim erwählt worden. Die Gräfin von Harrach hatte dagegen überhaupt noch kein Kanonikat inne. Sie hoffte, den erledigten Manderscheid-Blankenheimschen Sitz zu erhalten oder aber postuliert zu werden. Außer von Preußen wurde sie durch den Minister beim Niederrheinischen Kreise, Graf von Metternich, vom kaiserlichen Hofe empfohlen, sowie vom Kurfürsten Klemens Wenzeslaus von Trier und dessen Schwester, Prinzessin Kunigunde von Sachsen, Äbtissin von Essen, gestützt. Nachdem ermittelt worden war, daß die Gräfin Harrach wesentlich mehr Stimmen für sich habe, wurde die Regierung in Kleve angewiesen, nur sie vorzuschlagen. Am 10. Juni 1777 empfahl daraufhin von Danckelmann dem Kapitel die Gräfin im Namen des Königs zur Wahl, da kein Zweifel sei, daß die würkliche Wahl zum Vergnügen Seiner Königlichen Majestät ausschlagen werde. Die ganzen Bemühungen wurden jedoch dadurch hinfällig, daß die Fürstäbtissin im Hinblick auf die Mißstimmung des Kapitels gegen die Gräfin Truchseß die Wahl einer neuen Koadjutorin ablehnte[108].

Das hohe Alter der Äbtissin hielt jedoch die Frage der Nachfolge wach. Nachdem die Gräfin Harrach, deren Herkunft aus landständischer Familie vom Kapitel beanstandet worden war, im Jahre 1783 auf ihre Bewerbung verzichtet hatte[109], blieb die Gräfin

[107] A. a. O. II, fol. 2.

[108] A. a. O. III, fol. 99.

[109] A. a. O. fol. 125.

Digitized by Google

Truchseß als einzige Kandidatin Preußens übrig. Durch Reskript vom 23. Mai 1783 wurde der Regierungspräsident Freiherr von der Reck angewiesen, für den Fall des Ablebens der Äbtissin die Gräfin Truchseß vorzuschlagen[110]. Nach dem am 11. März 1784 erfolgten Tode der Äbtissin erhielt von der Reck erneut entsprechende Anweisung, jedoch mit dem besonderen Hinweis, keine Drohungen oder irgendwelchen Zwang dabei zu verwenden und nur Mittel zu gebrauchen, die mit der völligen Wahlfreiheit zu vereinigen seien. Wenn auch dem Kapitel der dringende Wunsch ausgesprochen werden solle, im Interesse der Huld und Gnade des Schutzherrn dessen Kandidatin die Stimme zu geben, so solle doch der Freiheit der Wahl nicht im mindesten Gewalt angetan werden[111]. Infolge der mangelnden Eignung der Gräfin Truchseß trat jedoch ein Teil des Kapitels für die von der Fürstäbtissin von Essen empfohlene Dechantin Gräfin von Solms ein, so daß es bei der Wahl zu Stimmengleichheit kam. Auch eine von Preußen beantragte Wiederholung der Wahl ergab kein anderes Resultat. Die Entscheidung stand nun dem Papst zu[112]. Man benutzte jetzt den Umweg über Rom und erreichte durch Vermittlung des preußischen Agenten Abt Ciofari die Entscheidung der strittigen Wahl zugunsten der Gräfin von Truchseß[113].

Die weiteren Wahlen zeigen ebenfalls den preußischen Einfluß. Im Jahre 1789 wurde die schon zur Koadjutorin von Preußen empfohlene Gräfin Maria Josepha von Salm-Reifferscheid gewählt. In gleicher Weise folgte ihr im Jahre 1796 die Gräfin Maximiliane aus demselben Geschlecht.

In die Regierung dieser Äbtissin fiel der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803. Das langjährige Streben Kleves und Brandenburg-Preußens fand jetzt Verwirklichung. Die schon sehr geminderte Landeshoheit der Äbtissin fand damit ihr Ende. Das Stiftsgebiet fiel an Preußen. Das St.-Viti-Marktgericht wurde im Jahre 1803 noch einmal abgehalten, um im folgenden Jahre trotz Einspruchs der eltenschen Amtsdeputierten aufgehoben und mit dem Gericht Emmerich vereinigt zu werden. Die preußische Interimsverwaltung und Organisationskommission wies die Re-

[110] A. a. O. fol. 134.

[111] A. a. O. fol. 157 f.

[112] A. a. O. II, fol. 127, 211.

[113] A. a. O. fol. 127, 211, 216 f., Vol. III, fol. 178.

Digitized by Google

gierung in Emmerich an, durch vorsichtiges Vorgehen die eltenschen Untertanen zu gewinnen[114]. Das Stift als solches blieb bestehen. Den veränderten Verhältnissen entsprechend wandelte sich jetzt auch das bisherige Wahlrecht des Kapitels. Preußen erhob den Anspruch auf das Besetzungsrecht des Äbtissinnenstuhls. Unter Protest des Kapitels wurde im Jahre 1805 durch Kabinettsordre die Prinzessin Luise Wilhelmine Friederike von Ratzivil zur Äbtissin erhoben[115].

Stärkere Gewalt ließ die Prinzessin jedoch nicht in den Besitz ihrer Würde gelangen. Die französische Fremdherrschaft brach über das Stift herein. Am 4. November 1806 wurde sein kleines Territorium zum Großherzogtum Berg geschlagen. Ein kaiserliches Dekret ernannte im Jahre 1808 die Prinzessin Laetitia Murats Tochter, zur Äbtissin. Im Jahre 1811 folgte die Aufhebung des Stifts. Durch den Wiener Kongreß wurde sein Gebiet jedoch im Jahre 1815 wieder dem preußischen Staatsverband eingegliedert. Der ehemalige Vogt wurde jetzt endgültig Landesherr.

[114] A. a. O. nr. 6 f., Vol. III, fol. 34; St. E. nr. 123.

[115] St. E. nr. 1 v.

Digitized by Google

# Die Ignatius-Verehrung in der niederrheinischen Jesuitenprovinz.

Von

**Andreas Schüller.**

Köln erhielt schon im Jahre 1544 eine Jesuitenniederlassung, die erste in Deutschland. Von hier breitete sich nach und nach der Orden aus. Köln wurde Sitz des Provinzials, zunächst der rheinischen, seit 1626 der niederrheinischen Provinz. Diese erstreckte sich schließlich von St. Goar bis in Dänemark und Norwegen hinein, von Aachen und Trier bis über Hildesheim hinaus. Schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts begannen nordische Missionsstationen ins Leben zu treten: zuerst Hamburg-Altona, dann Glückstadt, Lübeck, Bremen, Holstein, Kopenhagen in Dänemark, Fridericia in Jütland, Friedrichstadt in Norwegen u. a. Nach dem Dreißigjährigen Kriege baute sich in der Provinz nach und nach bis ins erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hinein das Netz der großen Volksmissionsbezirke (12) aus. Sofort nach der Teilung der rheinischen Provinz 1626 zählte die niederrheinische 406 Mitglieder in 10 Kollegien, 8 Residenzen und 8 Missionsstationen. Bis zum Jahre 1698 war die niederrheinische Provinz auf 700 Mitglieder gewachsen[1]. Diese waren verteilt auf 17 Kollegien, 2 Probationshäuser, 7 Residenzen und 27 Missionsstationen (hierin sind die nordischen Missionen und die Volksmissionen einbegriffen). Die Zahl der Kollegien, Probationshäuser und Residenzen ist bis zur Aufhebung des Ordens (1773) dieselbe geblieben; dagegen vermehrte sich die Zahl der Missionsstationen auf rund 36[2]. Die Zahl der Mitglieder betrug 1750 772 Personen (398 Priester); gegen Schluß war sie auf etwa 800 gestiegen (1772 = 799, davon waren 434 Priester).

[1] B. Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Freiburg 1907 ff., III, 18, IV, 1, 16.

[2] Die Zahl schwankt um einige Ziffern, weil bald einige Militärseelsorgsstationen bestehen, bald nicht, ferner weil Missionsstationen, die gleichzeitig einen Volksmissionsbezirk halten, bald einfach, bald doppelt gezählt werden, auch einige Stationen eingingen.

Digitized by Google

Einer der ersten Novizen des Ignatius, der spätere Pater Pe Ribadeneira[3], bezeichnete die Kleidung des Ordensstifters als „ar vernachlässigt, aber rein". „Die Armut gefiel ihm immer, nie a Schmutz." — Mit schwärmerischer Liebe hing die Kölner Nied lassung an ihrem Generaloberen; bei ihrem in dieser Richtu überhaupt sensibelen Rektor Leonard Kessel steigerte sie sich sog einmal zu einer nächtlichen Vision[4]. Nun wurde 1553 (Igna starb 1556) dem Kölner Kolleg als kostbarster Schatz ein Tal des P. Ignatius überbracht. Kurz vorher, am 29. Mai 1553, ha P. Franz Koster seinem Kölner Mitbruder Leonard Kessel üb Ignatius folgendermaßen aus Rom geschrieben[5]: „Ich sah vo gestern zum ersten Male den ehrwürdigen Vater Ignatius: d Freude und Begierde, ihn zu sehen, kann ich nicht beschreiben: i konnte mich an ihm nicht satt sehen. So ist nämlich sein Antlit daß man niemals genug hinschauen kann. Ein Greis wandelte i Garten dahin auf einen Stock gestützt. Wahrlich, es leuchtet au seinem Antlitz Frömmigkeit; es ist süß, milde, freundlich, ob er m mit einem ungelehrten oder einem gelehrten, mit einem schlichte oder einem großen Manne spricht." Im Sommer desselben Jahr 1553 reiste nun P. Bernhard Oliverius aus Sizilien über Rom und über Köln nach Belgien. Er langte im November in Köln an und überbrachte der dortigen Niederlassung einen Talar des Ordensstifters[6]. Schon seit 1544 besaßen die Kölner Jesuiten sechs Schädel von Genossinnen der hl. Ursula[7]. Das Kleid nun war ein intimes Stück des eigenen Ordensstifters. Man muß sich die Gier der Zeit nach Reliquien und den ungebrochenen naiven Glauben an ihre Wunderkraft sowie insbesondere die Liebe der Kölner Jesuiten zu ihrem Stifter vorstellen, um ihre Freude recht verstehen zu können. Ein Ärmel wurde sofort abgetrennt, und dem ungestümen Drängen konnte der Pater Vorsteher (Leonard Kessel) die Erlaubnis nicht versagen, ihn in viele Teilchen für die einzelnen Hausbewohner zu zerschneiden. Solche Partikel scheinen lange in Ehren gehalten worden zu sein; vielleicht aber wurden später noch weitere abgetrennt. Jedenfalls wurde dem Herzog Wilhelm von Bayern, als er

[3] Vita P. Ignatii Lololae, Köln 1602, 530.

[4] Wir werden später Näheres über sie hören.

[5] Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens, 1542—1582. Bonn 1896, 242.

[6] Hansen a. a. O.

[7] Kölner Stadtarchiv, Jes. I. A. 7 u. 9. Auch für die folgenden Nachrichten

Digitized by Google

609 das Kolleg besuchte, eine Partikel geschenkt. Zufällig erahren wir zum Jahre 1622, daß auch eine Kölner Bürgerfamilie ein stückchen ehrenvoll aufbewahrte. — Der Talar wird als alt, abenutzt und zerrissen[8] bezeichnet, von rötlicher Farbe[9]. Als Pater . Reiffenberg, der Historiker seiner Ordensprovinz, ihn um 1764 ah, hatte sich die Farbe inzwischen abgeblaßt; sie erschien ihm ämlich mehr aschgrau als schwärzlich[10]. — Vor der Bergung des Talars in einem kostbaren Reliquienschrein (1642) scheint man nicht llzu sorgsam mit ihm verfahren zu sein, konnten doch Kranke und Gebärende ihn berühren, ja manchmal wurde er solchen sogar umgehangen. Bei der prunkvollen Prozession zur Heiligsprechung des Ignatius 1622 wurde der Talar an einem Bügel von zwei Jesuiten durch die Stadt getragen; er war von einer goldgewirkten Kasel überdeckt, jedoch so, daß ein Zipfel zur frommen Verehrung dem Volke sichtbar war. Wahrscheinlich wurde so das Kleidungsstück auch aufbewahrt. Nach dem Brande der Kölner Jesuitenkirche (1621) erhielt der 1629 vollendete Neubau nach und nach seine herrliche Barockausstattung. Für die Ignatiuskapelle darin fertigte der Laienbruder Theodor Silling auf Kosten der Kölner Jungfrau Caecilia de Wedigh, die auch sonst am Schmuck der Kapelle reich beteiligt war, einen kunstvollen, silbermontierten, mit reichen Reliefbildern gezierten Reliquienschrein, in dem seit 1642 die Toga sancti Ignatii ruht[11]. Seit dieser Zeit wurde das Heiligtum nicht mehr von Kranken oder Gebärenden berührt; es wurde ihnen nicht mehr auf- oder umgelegt. Nur noch indirekte Berührungen (durch angerührte Gürtel und Bilder) fanden statt. Nur bei ganz außergewöhnlichen Anlässen wurde das Kleid aus dem Kasten genommen, so als es 1643 dem Kölner Kurfürsten, dem Fürsten von Neuburg und dem Bischofe von Osnabrück zum Kusse gereicht wurde. Auch den Kurfürsten von Sachsen, der 1714 als Gast im Kolleg weilte, führte man vor die Toga „unseres heiligen Vaters“[12].

[8] Kölner Stadtarchiv, Jes. I. H. 7 u. 9.

[9] Kölner Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, A II 63. Zum Jahre 1628.

[10] F. Reiffenberg, Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem, Coloniae Agr., 1764. „Schwärzlich“, weil Reiffenberg in dem Vorurteil befangen scheint, der Talar sei ursprünglich schwarz gewesen.

[11] Kölner Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt, A II 63. — I. Braun, Eine Kölner Goldschmiedewerkstatt des 17. Jahrhunderts: Stimmen aus Maria Laach, 1905, 524 ff.

[12] Für das Folgende gelte: Alle Nachrichten, die sich auf Köln beziehen, sind bis 1680 entnommen: Kölner Stadtarchiv, Jes. I. H. 7 u. 9 und Pfarrarchiv Mariae

Digitized by Google

Gleichzeitig mit dem Gewande (1553) schenkte Thomas, der Begleiter des P. Oliverius, dem Kölner Kolleg Haare des Ignatius. In einem kleinen Kristallgefäße wurden sie aufbewahrt. Beim Brande der Kirche aber wurden sie ein Raub der Flammen.

Sodann brachte 1565 P. Franz Koster, als er Provinzial in Belgien geworden war und von Rom über Köln dorthin reiste, einen Teil der Kerze nach Köln, die Ignatius sterbend in der Hand getragen hatte. Späterhin ist von dieser Reliquie nie mehr die Rede.

Von dem schwärmerischen Geiste des Hauptes der Kölner Jesuiten, des P. Leonard Kessel, haben wir bereits gehört. Sehnsüchtig verlangte er[13], nach Rom reisen zu dürfen, um den Ordensstifter zu sehen. Ignatius aber ließ ihm durch P. Johann de Polanco am 24. Juli 1550 die Anweisung aussprechen, er möge nicht nach Rom kommen, denn seine Anwesenheit sei in Köln notwendig. Die Sehnsucht Kessels steigerte sich nun (wahrscheinlich noch im Jahre 1550) zu einer nächtlichen Vision: Ignatius erschien ihm und unterhielt sich lange mit ihm.

Über die in der Ordensprovinz befindlichen Handschriften des hl. Ignatius hat schon 1657 P. Kritzraet in Köln Nachforschungen angestellt[14]. Es waren deren damals acht vorhanden. 1. Ignatius an Daniel Paybrock in Köln, Rom, 9. Cal. Jan. 1545. Es wird über die Ausführung einiger Punkte der Regel Anweisung erteilt. Das Original war schon 1657 verloren. 2. Ignatius an P. Leonard Kessel in Köln, Rom den 6. Juni 1546. Päpstliche Fakultäten werden übertragen. Das Autograph wurde 1630 in einen silbernen vergoldeten Schrein eingeschlossen, der das Bild des hl. Ignatius trug mit der Inschrift: Hl. Vater Ignatius bitte für uns. Es diente den gebärenden Frauen[15]. Heute ist das Original verloren. 3. Ignatius an den Prior der Kölner Kartause P. Gerhard Hamon-

Himmelfahrt, A II 63. Es sind dies chronikalische Niederschriften. Die Koblenzer Nachrichten bis 1680 stammen aus: Kölner Stadtarchiv, I. H. 685 u. 684. Es sind das Chroniken des Koblenzer Kollegs und der dortigen Studentensodalität. Alle Nachrichten über jeden Ort der Provinz von 1680 bis 1772 sind den Literae annuae entnommen: Kölner Stadtarchiv, Jes. I. H. 642—656. Stammen Nachrichten aus anderen Quellen, so wird dies besonders vermerkt werden.

[13] Hansen 160; Reiffenberg 32. Zuerst wird die Erscheinung von Ribadeneira berichtet.

[14] Kölner Stadtarchiv, I. A. 17. — Hansen 57, 172, 267.

[15] Hierüber später Näheres.

Digitized by Google

tanus, einen Freund und Wohltäter der Jesuiten, Rom, 10. Cal. Aprilis 1549. Er dankt und schickt 12 vom Papste gesegnete Körner[16] sowie sein Exerzitienbuch. Der Brief war von P. Johann von Polanco geschrieben, von Ignatius nur unterschrieben. Er fand sich 1657 im Kolleg zu Hildesheim, wohin die Kölner Kartause ihn geschenkt hatte. 4. Ignatius an P. Anton Vinck, Rom, den 22. Mai 1551. Es handelt sich um Vollmachten, von der Häresie zu absolvieren. Die Handschrift wurde 1638 in den obengenannten vergoldeten Silberschrein der Kölner Jesuitenkirche zum Gebrauche der Gebärenden eingeschlossen. 5. Von demselben Datum an P. Leonard Kessel in Köln. Ignatius erteilt Kessel alle Fakultäten der Gesellschaft. Das Original besaß 1657 die Kölner Familie Hermann Mylius. Es wurde von ihr sorgfältig aufbewahrt und diente dem Gebrauche der Familie, besonders bei Gebärenden. Der Vater des Hausherrn soll die Handschrift von einer protestantisch gewordenen Kölner Familie erhalten und dafür ein Autogramm Luthers gegeben haben. Es fand sich darauf über dem Siegel eine durch aufgeklebten Papierstreifen verdeckte Stelle mit der Bemerkung: „Von den Gebeinen des hl. Vaters Ignatius, des Gründers der Gesellschaft Jesu." 6. Ignatius an die Mitglieder der Gesellschaft in Köln, Rom, 7. Cal. Junii 1552. Unter den Deutschen ist wegen der Häresie die Seelsorge besonders notwendig; jeder Jesuitenpriester soll monatlich eine Messe für Deutschland lesen. Das Original wurde 1657 (mit den beiden obengenannten) im Ignatiusaltar der Jesuitenkirche aufbewahrt. 7. Ignatius an P. Johann Rhetius, Rom, den 4. Mai 1556. Erteilung von Fakultäten. Das Original befand sich 1657 im Kolleg zu Emmerich. 8. Vom selben Datum an P. Franz Koster. Derselbe Inhalt. Das Original befand sich 1657 in der Jesuitenkirche zu Trier und diente den gebärenden Frauen. — In welch hoher Verehrung die drei dem Kölner Kolleg gehörenden Handschriften standen, geht aus ihrer Aufbewahrung in der Ignatiuskapelle hervor, ferner aus der ständigen Anwendung für Kranke, besonders aber für gebärende Frauen. Als im Jahre 1659 der Apostolische Nuntius Josef Maria Sanfelice auf dem Ignatiusaltare zelebriert hatte, küßte er ehrfurchtsvoll auch die Handschrift des Heiligen.

In den Kölner Katechismusspielen, die in der Ignatiusoktav all-

[16] Über Natur und Gebrauch der Körner ist uns leider nichts bekannt.

Digitized by Google

jährlich in vielen Kirchen, wo Jesuiten das Jahr über die Ka-chesen hielten, aufgeführt wurden, wird zuweilen auch d- Ignatiuserinnerungen gedacht. So heißt es[17] in dem l- zum hundertjährigen Bestehen des Ordens zu St. Georg auf-führten Stück: Die acht aus den Buchstaben des Namens Ignat- entnommenen Tugenden:

„Dir Köllen am Rhein — Ignatius — / Mit Freuden thut diene- Weil Du alldort erschienen.

Zu Kölln am Rhein — Ignatius — / Hat die Karthaus em-fangen / Von Dir Brief mit Verlangen.

Zu Kölln Dein Rock — Ignatius — / Thut man wie Golt b- wahren / Schier bey die 100 Jahren.

Durch Deine Handschrift — Ignatius — / Dem Weib hilfs l- gebären, / Wan sie Dich thut verehren."

Sonst scheinen wenig Ignatiusreliquien in der Provinz ver-breitet gewesen zu sein[18]. Die jülich-bergische Mission führte im 18. Jahrhundert neben einer Kreuzpartikel Reliquien des hl. Ign-tius und Xaverius mit sich, über deren Art aber nichts bekannt i- Ferner erhielt 1751 die Jesuitenniederlassung zu Schwerin durch Vermittlung des (Jesuiten-) Beichtvaters der Kaiserin Mar- Theresia auf deren Befehl aus dem Reliquienschatz des Haus- Österreich u. a. auch „Knochen des hl. Vaters Ignatius".

*

Ignatius wurde durch Papst Paul V. im Jahre 1609 selig ge-sprochen. Leonard Kessel hatte 1566 an den Provinzial Fran- Koster berichtet[19]: Man hat im Kölner Kolleg keine besonde- Patrone außer der allerseligsten Jungfrau und der Kölner Heiligen Mit der Seligsprechung des Ignatius beginnt die Reihe der Jesuiten-heiligen. Bei der Festfeier im Jahre 1609 sang[20] der Provinzial n- Köln in Gegenwart des Herzogs Wilhelm von Bayern das erste Am- vom Formular des neuen Seligen. Die allgemeine Feier für di- Stadt wurde auf Ignatiustag (31. Juli) 1610 begangen: Die Jesuiten-

[17] Stadtarchiv Köln, Jes. I. A. 30.

[18] Öfter ist zwar in den Archivalien an den verschiedensten Orten von „Reli-quien" des hl. Ignatius die Rede. Es handelt sich dann aber um, wenn man es so nennen will, indirekte Reliquien, d. h. um Ignatiuswasser, angerührte Gurte- Bilder.

[19] Hansen 523.

[20] Zu den obengenannten Quellen: Reiffenberg I, 466.

Digitized by Google

kirche glänzte im Schmuck. Die Taten des Seligen wurden in Bildern dargestellt. Kostbare Tapeten (Teppiche) bedeckten die Wände. Alle Glocken der Stadt läuteten dreimal den Ehrentag ein. Der kurfürstliche Hof und die Stadt liehen ihre Künstler her zu feierlicher Musik. Der Koadjutor Ferdinand nahm an der ersten Vesper teil und kommunizierte am folgenden Tage in der Jesuitenkirche. Er wohnte und speiste im Kolleg. Nach Tisch führte die Gymnasialjugend ein Spiel auf, das den Seligen und seine ersten Genossen verherrlichte. An zwei Tagen empfingen zu Köln in der Jesuitenkirche 1800 Personen die heilige Kommunion. — Zu Trier wohnte der Apostolische Nuntius Attilio Amalteo, der dort die Abtei Maximin visitierte, der Feier bei. — Zu Koblenz hielten die Jesuiten, sobald die Seligsprechung bekannt wurde, ein musikalisches Amt ab und anschließend ein 40stündiges Gebet; 400 Personen kommunizierten an diesem Tage. — Ähnliches bringen die Berichte aller Jesuitenniederlassungen der Ordensprovinz.

Mit ungeheurem Jubel und mit nie gesehener Pracht wurde 1622 die Heiligsprechung des Ignatius begangen. Nur einige Punkte seien aus der Kölner Festoktav herausgestellt: St. Andreas, wo die Jesuiten damals ihren Dienst vollzogen, weil ihre eigene Kirche abgebrannt war, hatte ein wundervolles Festkleid angelegt. Eine eigene große und reiche Bühne war darin für Altar, Pontifikalthron und Kanzel errichtet. Der Dom lieh seinen Silberschatz. Der Nuntius Marchio de Montorio beteiligte sich eingehend und liebevoll an allen Vorbereitungen. Kurfürst Ferdinand schickte aus Bonn seinen Musikchor und seine Tubabläser. Unter ungewöhnlicher Pracht entfaltete sich am 25. Juli die große Prozession; sie dauerte von 7 bis ½2 Uhr. Überall Altäre, Teppiche, Triumphbögen, Blumen. Der glänzendste Altar war der des Gerhard Piel auf dem Heumarkte. Die Stadtsoldaten schossen und böllerten, Kinder streuten Blumen und gaben Weihrauch auf die Pfannen. Besondere Beachtung fanden die Jesuitenkatechismusschulen der Stadtkirchen mit ihren Direktricen. Die Kinder trugen Lilien, Rosenkränze, Büchlein, Bilder, Fähnchen; jedes hatte irgendein Zeichen, das sich auf den neuen Heiligen bezog. Der Nuntius trug das Sanktissimum, sang das Amt, wie er auch die ganze Oktav hindurch die Vesper hielt. Es zogen in der Prozession: der Dom, 7 Stifte, 9 Orden, der Weltklerus, der Magistrat. Von den Jesuiten ging jeder Priester im Pluviale, die Kleriker im Röckel, die Laienbrüder im Talar. Vier



Digitized by Google

Jesuiten trugen auf ihren Schultern die Statue des neuen Heiligen[21]. Auch die Toga des hl. Ignatius wurde (wie oben schon beschrieben) mitgeführt. Die bedeutendsten Prediger traten auf, acht Tage hindurch, an jedem Tage ein anderer. Der erste war der Generalvikar Dr. Adolf Schulchenius. Am Oktavtage veranstaltete das Andreasstift eine besondere Prozession der Jesuitenkatechismuskinder und der Gymnasialsodalitäten durch die Pauluspfarrei. Danach zog jeder Katechismus in die Andreaskirche und opferte dort unter rhythmischen Deklamationen und Darstellungen Ignatio eine Kerze. Über 1200 Kerzen kamen ein, manche acht Pfund schwer. Das Kerzenopfer geschah „mit solcher Pracht und solchem Geschick, daß man (die Herleitung der Sitte wird angedeutet) mit Rom hätte wetteifern können". Erzbischof Ferdinand forderte durch ein Edikt die Pfarrer der Diözese zur Verehrung des neuen Heiligen in ihren Gemeinden auf. — Ähnlich verlief die Feier zu Koblenz. Dort veranstalteten die Sodalitäten zu Ehren der neuen Heiligen Ignatius und Xaverius[22] eine Wallfahrt nach Bornhofen. Um 3 Uhr morgens fuhren 1000 Menschen in Schiffen ab. Die älteren Sodalen trugen Kerzen. Auf Mariae Himmelfahrt spielte die Bürgersodalität das Drama: Ignatii Bekehrung aus dem Soldatenstande. Nur einige Punkte seien aus der Feier des Kollegs hervorgehoben: Die Xaveriusstatue in der Prozession war von Kindern umgeben, die in die Trachten der heidnischen Völker gekleidet waren und Szenen aus der Missionstätigkeit des Heiligen aufführten. Aber auch die Tugenden, die Laster u. dgl. wurden dargestellt. Auch schaute man (auf des Ignatius Weltstand sich beziehend) drei heilige Ritter zu Roß: Georg, Mauritius und Achatius. Während die Prozession in der Pfarrkirche Liebfrauen Station machte, wurden dort zur Erinnerung an den Tag drei Kinder getauft und sieben Paare getraut. Der alte und kranke Kurfürst Lothar von Metternich war in der Prozession durch den Chorbischof Karl von Metternich vertreten. Der Abt von Maria ad martyres in Trier, der geschäftehalber gerade in Koblenz weilte, trug das Allerheiligste. Das Landvolk war aus den entlegensten (Jesuitenkatechismus-) Dörfern herbeigeströmt. Etwa 500 Personen hatten am Morgen in der Jesuiten-

[21] In Köln war es Sitte, auch bei den Fronleichnamsprozessionen Reliquien der Heiligen und ihre Statuen zu tragen. (Jahresbericht des Kölner Jesuitenkollegs 1565/66; Hansen 527.)

[22] Xaverius wurde auch im Jahre 1622 heilig gesprochen, die Bulle der Heiligsprechung aber erst am 6. August 1623 veröffentlicht.

Digitized by Google

kirche die heilige Kommunion empfangen. — Ähnliches ließe sich von allen Jesuitenstädten der Ordensprovinz sagen.

*

In allen Jesuitenniederlassungen wurde nun künftighin der Ignatiustag als hoher Ordensfesttag begangen. — Schon zwei Jahre nach dem Tode des Ignatius hören wir, daß die Kölner Brüder den Sterbetag heilig hielten. Man schrieb es damals schon seiner Fürsorge zu, daß bei einem Mauereinsturz im Kölner Kolleg an diesem Tage von der Schar spielender Knaben keiner verletzt wurde; auch habe Ignatius die feindlichen Pläne anderer Kölner Gymnasialrektoren vernichtet. — Eine kirchliche Feier trat natürlich erst nach der Selig- und besonders nach der Heiligsprechung in die Erscheinung. In allen Niederlassungen fanden nun alljährlich statt: feierliches „musikalisches" Amt, Predigt, Festtafel mit hohen Gästen, Vesper, Schulaktus mit lateinischer Rede eines Magisters, Deklamationen und zuweilen auch Schauspiel. — Um einige Beispiele herauszugreifen: Die Kölner Kurfürsten pflegten zu Bonn den Jesuitenfesten beizuwohnen auf Ignatius-, Xaverius- und Neujahrstag (Bonn 1719). Als Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln im Jahre 1658 zur Wahl Kaiser Leopolds I. in Frankfurt weilte, wollte er auch hier das Ignatiusfest nicht missen. Er veranlaßte den Prokanzler, einen Erzbischof von Ungarn, ein musikalisches Amt zu halten, dem er mit seinem Hofe beiwohnte. Das Schauspiel lockte aus der protestantischen Stadt eine große Menge Volkes an. Der Fürstbischof von Münster, Maximilian Friedrich Graf von Königsegg-Rothenfels, zelebrierte 1763 am Ignatiustage in der Jesuitenkirche zu Münster. In Koblenz hielt 1688 der Weihbischof Johann Matthias von Eyß in der Jesuitenkirche das Pontifikalamt, dem der Trierer Kurfürst Johann Hugo von Orsbeck, der vorher am Muttergottesgnadenaltar zelebriert hatte, beiwohnte, ebenso der (durch die Jesuiten konvertierte) Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (St. Goar); nachher saßen sie mit Domherren und anderem Adel im Kolleg bei Tisch. In Koblenz veranstalteten die Jesuiten im Jahre 1673 (Franzosenkriege) in der Liebfrauenkirche auf Ignatiustag einen besonderen Militärgottesdienst, dem auch der Oberst und die Hauptleute beiwohnten. — Den Ignatiustag pflegte man so feierlich wie möglich zu gestalten, wenn auch nicht überall hohe kirchliche Würdenträger zur Verfügung standen. Wie an

Digitized by Google

der Vigil anderer hoher Feste, so gelobte sich auch an der [illegible] Ignatius zu Ehren vor dem Dreißigjährigen Kriege (bis ca. 1631) die Gymnasialsodalität in öffentlicher Schaustellung[33]. An Feste selbst pflegten viele Bruder- und Jesuitenkirchen zu gestalten. Zu Koblenz waren es 1674 deren 15. Wie groß die Beteiligung der Jugend am Ignatiusfeste war, zeigt der Umstand, daß z. B. zu Köln 1634 am 31. Juli in der Jesuitenkirche 1100 Personen kommunizierten, zu Siegen waren es 1765 1400, zu St. Gallen 1770 1000. Zu Koblenz wird schon 1615 hervorgehoben, daß außer den Kommunizierenden eine große Schar Schüler befand. Hier waren es allerdings 1633 Werktag nur 170 Personen. Im 31. Juli bedeutete für die Jesuiten und ihre große Anhängerschaft einen hohen Feiertag. So verstehen wir es, daß 1680 die Handwerkerbruderschaft zu Siegen darauf bestand, sogar schon an der Vigil nicht zu arbeiten. Oder begegnen uns in der Bürgerschaft Vorsätze und Gelübde, den Ignatiustag als Feiertag zu begehen (z. B. Hildesheim schon 1619, Köln 1639, Koblenz 1706). Zu Hadamar, wo überhaupt der Ignatiuskult sehr gepflegt wurde, feierten 1682 am 31. Juli viele Pfarrer der Umgegend ihr Volk geschlossen zur Jesuitenkirche. — In einigen Jesuitenstädten (z. B. Köln, Bonn, Aachen) fand alljährlich am Oktavtage des Ignatiusfestes eine Prozession der verschiedenen von den Jesuiten geleiteten Katechismusschulen (in Köln gab es deren 10 bis 12) von ihren Stammkirchen zur Jesuitenkirche statt. Dort wurden unter szenischen Darstellungen und wechselseitigen Deklamationen von den Kindern vor dem Ignatiusaltare Kerzen dargebracht. Um ein Beispiel anzuführen: Bonn 1682: Die Mädchenjugend brachte in unserer Kirche wie auf dem Theater unserm Patriarchen ein rhythmisches Lob dar und opferte 100 „jungfräuliche" Kerzen. — Von der Jesuitenkirche pflegte jede Katechese in ihre eigene Kirche zurückzukehren und dort ein Katechismusdrama aufzuführen. Oft agierten 50 und mehr Kinder in mehreren Akten und vielen Szenen. Die Ausstattung der Kinder war prächtig. Das Spiel trug rein didaktischen Charakter mit Beziehungen auf Ignatius und seinen Orden. Eine Reihe solcher hochinteressanter Ignatiuskatechismusspiele aus Köln (1636—1650, besonders solche auf das Jubelfest des hundertjährigen Bestehens des Ordens [1640]) sind uns er-

[33] A. Schüller, Geißelungen der Koblenzer Gymnasiasten-Sodalität. Zeitschrift für Heimatkunde von Koblenz, 1920, III, 33 ff.

Digitized by Google

halten[24]. Zu Köln und Aachen bestanden auch französische Katechismusschulen, in denen die Ignatiusspiele in französischer Sprache in der Kirche vor sich gingen. — Zu diesen Veranstaltungen der Kinder des Volkes kamen auf Ignatiustag die Aufführungen von Deklamationen, manchmal auch Dramen, der Gymnasialjugend im Kolleg. So ging bei der Jahrhundertfeier des Ordens zu Köln ein Disput des hl. Ignatius mit Luther und Kalvin über die Bühne, zu Koblenz hören wir 1629 von „einem kurzen und feinen Drama"; wo aber kein Gymnasium bestand, ist wenigstens von panegyrischen Gedichten (Geist 1693) und musikalischen Genüssen (Geist 1707) die Rede. — Überall waren die Jesuiten auf die Hebung des Ignatiuskultes bedacht. Was die St. Goarer Residenz 1686 berichtete, hat allgemeine Geltung: Die Neigung zu Ignatius nimmt so zu, daß im Volke mit ganz besonderem Affekte über ihn gesprochen und solche Reden über ihn angehört werden.

*

Schon bald nach der Seligsprechung rüsteten sich die Jesuitenniederlassungen, ihre Kirchen mit Bildern und Statuen ihres Stifters zu schmücken. Sie bilden eine besondere Note in dem prangenden und wogenden Barock. Auch im Altarwechselrahmen war das Gemälde beliebt. Meist wurde das Geld für die natürlich verschiedenwertigen Stücke von Freunden des Hauses gestiftet. Sie werden als „mit kunstvollem Pinsel gemalt" oder „herrlich geschnitzt" oder als statua, imago „elegans" bezeichnet. Einige Ignatiusstandbilder waren von Silber, z. B. ein solches zu Bonn (1684) im Werte von 400 Taler. Eine silberne Ignatiusstatue aus Köln, 22 Pfund schwer, wahrscheinlich ein Werk des Bruders Theodor Silling, wurde zur Zeit der Fremdherrschaft von den Franzosen geraubt und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Befehl der preußischen Regierung in Berlin eingeschmolzen[25]. Vor manchen Ignatiusstatuen brannten das ganze Jahr über Votivkerzen (z. B. 1623 zu Köln); es waren Weihegeschenke (anathema) daran aufgehängt (z. B. Köln 1632; in Ravenstein wurde 1724 für eine Wunderheilung ein silberner Arm gestiftet); davor schwebte (Köln 1649) eine silberne ewige Lampe. Das Koblenzer Kolleg ließ sich schon 1608 (also vor der Seligsprechung) für 110 Rtlr. eine „goldene"

[24] Kölner Stadtarchiv, Jes. I. A. 30.
[25] Braun a. a. O.

Digitized by Google

Statue des Ignatius fertigen „für seine Reliquie". Das Geld rü
aus einem Vermächtnisse (von 500 Rtlr.) des 1607 verstorbe
Stiftsdekans von St. Kastor, Martin Gillenfeld, her und war a
drücklich zu diesem Zwecke bestimmt. Im 18. Jahrhundert wur
zuweilen Ignatiusstatuen gekrönt, wie 1765 zu Osnabrück, wo
gleichzeitig mit dem Crucifixus eine silberne Krone erhielt. Gr
Kollegien, wie Köln, Trier, Düsseldorf, Aachen, hatten in d
Kirche ihre eigene pracht- und kunstvoll ausgestattete Ignatiu
und als Pendant dazu ihre Xaveriuskapelle. Schon 1635 konnte d
Ignatiuskapelle in Köln durch einen phrygischen Vorhang, d
220 Taler gekostet hatte, von der übrigen Kirche abgeschlos
werden. Köln erhielt bereits 1611 ein wertvolles Meßgewand m
den eingewebten Bildern der seligen Ignatius und Xaverius. I
uns schon bekannte Bruder Theodor Silling[26] in Köln fertig
1651/52 für das Kolleg zu Hildesheim eine Monstranz an, die un
der Bogenöffnung der Seitenteile je eine Statue des hl. Ignatiu
und des hl. Xaverius trug. Selten kommt Ignatius jedoch al
Kirchenpatron (wie 1710 in Koesfeld, in Jülich 1772) oder al
Glockenheiliger (wie 1752 in Aachen) vor. Ein Ignatiusbild hin
(wenigstens im 18. Jahrhundert) in eines jeden Paters Zimmer
vielfach stand eine Statue im Klostergang (wie zu Köln) oder im
Garten (z. B. zu Koblenz 1758). Solche Hervorkehrung der Jesu
tenheiligen stieß auch auf Gegner. So hatte (1710) im Horstmar
schen ein Pfarrer Statuen des hl. Ignatius und Xaverius auf einen
neuen, prächtigen, auf seine Kosten errichteten Altar stellen lassen
Sofort erhoben Bettelmönche Protest dagegen. Es scheint, so
sagten sie, als ob es außer Ignatius und Xaverius keine andern
Heiligen im Himmel gäbe. — Schon 1621 hatte ein Koblenzer
Bürger sich ein Ignatiusbild über seiner Haustüre anbringen lassen;
dasselbe wird 1636 von einem Kölner Buchhändler gemeldet. Der
Bericht über die Kölner Heiligsprechungsfeier (1622) hebt hervor,
daß viele Bürger sich ein Bild des hl. Ignatius zum Schmucke ihrer
Wohnung anschafften. In jeder Schulklasse des Bonner Gymna-
siums wurde 1684 ein Ignatiusbild aufgehängt; dies wurde im
18. Jahrhundert in den Jesuitengymnasien allgemeine Sitte. Auf
uns zufällig erhaltenen lateinischen Schülerarbeiten des 18. Jahr-
hunderts (1747) haben die Koblenzer Gymnasiasten zu Anfang, am

[26] Braun a. a. O.

Digitized by Google

Schluß und hie und da am Rand fromme Invocationen angebracht, von denen sich auch einige auf Ignatius beziehen[27]. In den Volksmissionsbezirken, die sich seit rund 1650 bildeten, pflegten die Jesuitenmissionare überall im Lande Ignatiusbilder zu verteilen, wenn auch selbstverständlich auf der Wanderseelsorge die Ignatiana nicht so intensiv zur Geltung kommen konnten wie in den Niederlassungen. Die Ignatiusverehrung ging natürlich auf die Jesuitenklienten über. Dafür ist typisch folgender Fall: Pastor Johann Baptist Molitor († 1744) in Clüsserath an der Mosel[28], ein besonderer Freund und Wohltäter des Trierer Kollegs, hatte nicht nur ein Ignatiusbild zur öffentlichen Verehrung in seiner Pfarrkirche aufgestellt, sondern er hing auch in jedem Zimmer seines Pfarrhauses ein solches auf. Ferner pflegte er in jedes Buch, das er benutzte, ein Ignatiusbildchen hineinzustecken. Er betrachtete Ignatius als den Erneuerer des Urgeistes in der Kirche. — Und doch ist der Heilige des Verstandes, der große Organisator, nicht sehr erheblich und nicht dauernd ins Volk eingedrungen. Am stärksten wirkte sich in unserer Ordensprovinz der Jesuiteneinfluß in der Erzdiözese Trier aus. Trotzdem ist hier von den vielen Pfarr- und Vikarieneugründungen zur Zeit der Gegenreformation keine einzige dem hl. Ignatius von Loyola geweiht[29]. In den Kirchen der Eifeldekanate Bitburg, Prüm, Daun, wo die Jesuiten-Exkurstätigkeit, besonders aber im 18. Jahrhundert die Volksmissionen stark sich auswirkten, haben sich keine beachtenswerten Bilder oder Statuen unseres Heiligen erhalten[30]. Nur selten kam und kommt bei uns, auch in den Jesuitenstädten und ihrer näheren Umgegend (im Gegensatz zu Bayern), der Vorname Ignatius vor.

*

Erst im 18. Jahrhundert, besonders in dessen zweiter Hälfte, bildete sich eine feste Form der Ignatiusverehrung heraus, die „Devotio Ignatiana". Sie wurde nachgebildet der schon bestehenden „Devotio Aloysiana" (sechs Sonntage) und der „Devotio Xaveriana" (zehn Freitage). In größeren Kollegien war mit diesen Devotiones ein eigener Pater betraut. Die Devotio Ignatiana be-

[27] Koblenzer Staatsarchiv 117/591.

[28] Vgl. meinen Aufsatz in Pastor bonus 1928, 189 ff.

[29] Handbuch der Diözese Trier 1927.

[30] E. Wackenroder, Die Kunstdenkmäler der Kreise Bitburg, Prüm, Daun; Düsseldorf 1927 u. 1928.

Digitized by Google

stand darin, daß an zehn Sonntagen (eigentlich Dienstagen; aus praktischen Gründen aber nahm man den Sonntag) hintereinander (gewöhnlich schließend mit dem Ignatiusfeste) zu Ehren des hl. Ignatius die Kommunion empfangen und Abendpredigt mit Andacht gehalten wurde. Im Jahre 1767 verlieh Clemens XIII. der Devotio Ignatiana einen vollkommenen Ablaß. Die Devotio Ignatiana trat hie und da schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf, z. B. zu St. Goar, wo sie 1738 als blühend bezeichnet wird. Allgemeinere Verbreitung fand sie aber erst in den sechziger Jahren. Sie wurde z. B. eingeführt in Trier, Koblenz, Osnabrück, Essen, Schüttdorf 1767. Ein Koblenzer Jesuit ließ in diesem Jahre ein Büchlein über die Andacht drucken. Frau Anna Maria de Wispler zu Aachen stiftete 1768 zu einer französischen Predigt und zur Devotio Ignatiana 2000 Taler. 1770 fand die Andacht Eingang in das von der Fürstin Christine von Pfalz-Sulzbach gestiftete und von Jesuiten geleitete Waisenhaus zu Steele. Von einigen Orten wird berichtet, daß auch das Landvolk (Katechismusdörfer!) von drei Stunden weit zu der neuen Andacht hinströmte. Zu Warendorf war der dort 1759 gestorbene Missionar P. Anton Terbeck ein besonderer Förderer der Devotio Ignatiana. Koblenz zeichnete sich in der ganzen Provinz in den sechziger Jahren durch seine großangelegten Katechismusunternehmungen (eine Art Katechismusmissionen) aus[31]. Hier wurde (1767) mit der Devotio Ignatiana eine besondere Katechismusperiode, dann aber auch die noch junge Herz Jesu-Andacht verknüpft. An den Tagen der Devotio Ignatiana zeigte ein Altarwechselbild den hl. Ignatius mit den übrigen Heiligen der Gesellschaft, wie sie das Herz Jesu (!) anbeten. — Eine größere Bedeutung hat die Devotio Ignatiana in der niederrheinischen Ordensprovinz nicht erlangt.

*

Der okkultistische Zug, mit dem wir uns nun zu befassen haben, ist eine allgemeine Erscheinung der Zeit. Er nimmt im großen Apparate des Jesuitenordens nur einen kleinen, nebensächlichen Platz ein. Der Orden war modern in tridentinischem Sinne. Er hat an der kirchlichen Erneuerung des Rheinlandes den hervorragendsten Anteil. Ja, in einzelnen Gebieten hat er die katholische

[31] Vgl. meine Aufsätze in Pastor bonus 1926, 119 ff. u. 348 ff.

Digitized by Google

Religion geradezu gerettet. Seine Wirksamkeit erstreckte sich vom akademischen Katheder und von der Beratung der Fürstenhöfe bis zum Verbrecher unter dem Galgen. Kernpunkte der umfassenden Seelsorge bildeten das reichgegliederte Sodalitätennetz, die Volkskatechesen, die Kanzel, der Beichtstuhl, Gymnasium und Universität, die Besorgung der Volksmissionsbezirke. Die Seelsorge gestaltete sich nach neuesten und anregendsten Methoden. Aber selbstverständlich konnte auch der Jesuit nicht aus der Haut seiner Zeit. Ganz allgemein, bei Katholiken und Protestanten, auch in den Augen der Gebildeten, z. B. der Mediziner und Juristen, war die Welt voll Teufel, Hexen und Gespenster, und Wunder galten fast als eine alltägliche Erscheinung. Die „Amuletta sacra" — ein in den Jesuitenakten oft gebrauchter Ausdruck — bildeten keine Besonderheit des Jesuitenordens. Solche fanden sich in ähnlicher Form und Anwendung bei allen Orden und beim Weltklerus. Es galt, mit ihrer Hilfe die Macht des Dämonischen auf die Kreatur zu brechen. Ziemlich allgemeine Geltung hatte diese Denkungsart bis zur Aufklärung, die bei uns im Rheinlande um das Jahr 1780 sich durchgesetzt hatte.

*

Früh schon tritt das Ignatiuswasser auf. Später kam hinzu Xaveriuswasser, dann Aloysiuswasser, dann das häufig gebrauchte Franz-de-Hieronymo-Wasser[32], seltener das Donatuswasser[33]. Zu Köln wurde das Ignatiuswasser geweiht, indem die Ignatiusreliquie (der Talar) über das Wasser gehalten wurde; in der Provinz aber tauchte man an den Kölner Talar angerührte Ignatiusbildchen in das Wasser[34]. — Das Ignatiuswasser wird mit der Heiligsprechung aufgekommen sein. Uns begegnet es erstmalig zu Köln 1628, und zwar wurde es damals zur Verscheuchung nächtlicher Spukerscheinungen angewandt. Es tritt von nun an bis zur Aufhebung

[32] Italienischer Jesuit und Volksmissionar, 1642—1716; 1758 ehrwürdig, aber erst 1806 selig und 1839 heilig gesprochen.

[33] Urchristlicher römischer Martyrer, dessen Gebeine 1652 in die neugebaute Jesuitenkirche zu Münstereifel übertragen wurden.

[34] Hier und da verwenden Jesuiten auch nicht ihrem Orden eigentümliche Amuletta, z. B. Johanniswasser (Mainz 1570/71), Quirinuswasser (Neuß 1770); mehrmals kommt Antoniuswasser vor, ferner finden wir „Schrecksteinchen" (Essen 1693), Manna des hl. Nikolaus (Büren 1710), Johanniswein (Koblenz 1628), Walpurgisöl (öfter seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts). In Köln fand sich 1556 eine „Quelle" gegen Aussatz und Blindheit; in Büren gelobte man einem Kruzifix gegen Kopfschmerzen eine Krone (1723), u. dgl.

Digitized by Google

des Ordens ständig auf, in allen Niederlassungen und auf a
Missionszügen. Das Wasser wurde getrunken, Speisen beigemi
aufgestrichen (z. B. kranke Ohren damit betupft, die Augen da
ausgewaschen u. dgl.). Viele hundert „Wunder" werden berich
Um ein Beispiel anzuführen: 1639 waren im Kölner Kolleg
Jesuiten lange Zeit hindurch an einer Art Kolik erkrankt. Men
liche Hilfe hatte sich als wirkungslos erwiesen. Ignatiusw
aber, den Speisen beigemischt, brachte Heilung. Gegen physi
und psychische Leiden wurde Ignatiuswasser gebraucht, se
gegen moralische Anfechtungen, z. B. zu Köln 1654 gegen u
keusche Gedanken. Oft wurde mit Ignatiuswasser in älterer Z
gleichzeitig eine gesegnete Kerze oder ein Agnus Dei gebrau
in späterer Zeit aber fast ausschließlich eine von Papst Innocenz X
(1676—1689) gesegnete Kerze; so wurde in Falkenhagen l
gegen Fallsucht Ignatiuswasser getrunken und die Innocenzke
am Halse herabhängend getragen; zu Solingen wurde 1709 neb
dem Wasser Wachs der Innocenzkerze in Brot eingebacken u
einem rasenden Gaul zu fressen gegeben, zu Lübeck soff l
behextes Vieh mit dem Wasser ein Stückchen der Innocenzker
herunter. Oft (z. B. Geist 1687) kommt Ignatiuswasser in Verb
dung mit angerührten Ignatiusbildern vor; manchmal tritt es gleic
zeitig mit Xaverius- oder mit Franz-de-Hieronymo-Wasser au
Einmal (Hadamar 1684) wird ein Ignatiustrank aus Wasser un
Wein hergestellt. Auch von Protestanten wird das Ignatiusw
oft begehrt, besonders bei Vieherkrankungen (so noch in Schwe
1772), obschon ihre Religionsdiener dagegen auftraten. Hier u
da raten aber auch protestantische Pfarrer dazu an. Einige be
sonders hervorstechende Fälle seien mitgeteilt: In Weilerswist i
Gebiete der Eifelmission begossen 1736 Bauern mit Ignatius- un
Xaveriuswasser ihre Gärten gegen die Raupenplage. Ähnlich a
der jülich-bergischen Mission 1751 und 1757. Zuweilen wurd
die Mutterbrust mit Ignatiuswasser bestrichen, wenn das Kind s
nicht annehmen wollte (z. B. Solingen 1703, Friedrichstadt 172
ein Mann benutzte es, weil seine Frau kurz nach der Trauung de
Beischlaf ablehnte (jülich-bergische Mission 1731). — In große
Mengen wurde überall, wo Jesuiten wirkten, Ignatiuswasser ge
segnet. Auf dem Missionszuge des P. Löferer[35] zur Einführung der
Segneri-Methode in die jülich-bergische Volksmission 1715 herrschte

[35] Kölner Stadtarchiv, Jes. I. H. 719.

Digitized by Google

. B. eine ungeheure Begierde nach Ignatiuswasser; zu Düsseldorf nußte das Militär beim Wasserholen Ordnung halten; viele tranken s schon in der Kirche; zu Heinsberg hatte man nicht genug Fässer um Segnen; die ersten Familien der Stadt liehen solche her. Ganze Karren voll Krüge wurden aus der Kirche gefahren. Bei der Emsländer Mission (1729) wurden zu den einzelnen Stationen von fünf Stunden im Umkreise her die Gefäße herbeigebracht. Die jülich-bergische Mission weihte 1735 auf einer Station 7 Fuder Ignatiuswasser. Zu Essen wurde es (1760) von Pfarrkindern und Auswärtigen täglich massenhaft und begierig aus der Residenz getragen. Von Xanten aus pflegte es (1764) von den Jesuiten in großen Mengen weithin verschickt zu werden. — Auch unwissentlich getrunkenes Ignatiuswasser half. So hatte 1710 zu Essen ein kranker lutherischer Soldat von seinem Wirte „Hungarnwasser" verlangt. Aus Versehen wurde ihm aber Ignatiuswasser vorgesetzt. Er trank, ohne zu wissen, was, schlief und war gesund. — Hier und da wird ein Seitenblick auf geistliche Mittel anderer Orden geworfen. So segneten zu Meppen 1745 Bettelmönche gegen die Rinderpest Brot und Salz. Aber es half nichts. Die Jesuiten besprengten nun die Ställe mit Ignatiuswasser. Sofort ging die Pest zurück.

Überhaupt tritt Ignatiuswasser häufig bei Viehkrankheiten auf. Das Vieh war der kostbarste, aber auch der gefährdetste Besitz. Eine wissenschaftliche Vieharzneikunde gab es noch nicht. Bei Erkrankungen wurden dämonische Einflüsse vermutet; oft wird dies ausdrücklich betont, oft unterstellt. Es wird zuweilen auch hervorgehoben, daß die Ignatiusmittel den vielen abergläubischen Mitteln entgegenwirken sollten. Es wurden durch die Anrührung an die Kölner Sutane geweihte Ignatiusbilder an die Stalltüre genagelt, ferner wurden Stall und Vieh mit Ignatiuswasser (zuweilen dazu noch mit Xaveriuswasser) besprengt und solches zum Saufen gegeben. Hundert Fälle ließen sich anführen. Manchmal (wie zu Paderborn 1754) wurde eine magere Kuh (die infolge magischer Einflüsse nicht fressen wollte) mit Hilfe von Ignatius fett. Gerade bei Vieherkrankungen griffen oft auch Protestanten zu den ignatianischen Mitteln (z. B. Bentheim 1684, Burgsteinfurt 1694, Essen 1719). Begünstigt waren diejenigen, die gleichzeitig täglich mit der Familie die Litanei vom hl. Ignatius beteten (Essen 1769). Zuweilen wurden nichtjesuitische Mittel gleichzeitig angewandt (z. B. wurden zu Xanten 1682 wächserne Agnus Dei in

Digitized by Google

die Hörner und in die Stalltürpfosten eingeschlossen), zuweilen aber auch solche (z. B. Exorzismen und Weihwasser auf der Emmission 1765) als unwirksam erklärt. Auch die Jesuiten selbst benutzten bei Viehseuchen in ihren eigenen Ställen die Ignatiusmittel, z. B. zu Xanten 1748, zu Essen 1750: die ganze Stadt war viehverseucht, die Jesuitenstallung aber blieb frei. Noch in eigentlichen Aufklärungszeit wurden große Gefäße mit Ignatiuswasser gegen eine Viehseuche (Jülich 1771) ausgeschöpft und angerührte Ignatiusbilder an die Stalltüre genagelt (Eifelmission 1772). Bei allen Leiden und Nöten, bei denen die Ignatiusmittel Verwendung fanden, ist immer unterstellt, das Übel beruht auf dämonischen Einflüssen.

Abgesehen von seiner Hilfe gegen Gespenster und bei Geburten (worüber wir in eigenen Abschnitten handeln werden) wurde Ignatius besondere Macht zugesprochen bei allen besonders schwierigen Krankheiten, vor allem bei Geschwüren und bei Schwindsucht[36]. Einmal (St. Goar 1706) wird hervorgehoben, daß Ignatius besonders gerne kranken Kindern helfe. Tatsächlich aber wurden die Ignatiana bei allen Leiden angewandt. — Aus den vielen Fällen, daß sterbende Jesuiten sich an ihren „Patriarchen" wandten, nur einige Beispiele: P. Johann Rutgerus in Köln hatte früher vom General in Rom das Bild des Ignatius zum Geschenk erhalten. „Wenn er predigen sollte, pflegte er sich dasselbe vorher auf den Kopf zu legen, um die Kraft, wirksam zu reden und die Tugend der Demut zu erlangen, damit Menschenlob ihn nicht erhebe." Sterbend ließ sich P. Rutgerus im Jahre 1609 dies Ignatiusbild an sein Bett nageln. Der an der Pest erkrankte P. Gerhard Otmarsensis legte sich (Köln im Pestjahr 1611) sterbend die Sutane des Seligen auf den Kopf und um die Schultern. P. Heinrich Huiskenius wurde (Köln 1644) gegen seine rasenden Leibschmerzen kurz vor dem Tode das Ignatiusbild, wie der Ordensvater ihm es im Traume befohlen hatte, auf den Leib gelegt. Einem sterbenden Laienbruder wurde (Köln 1743) das angerührte Bild aufgelegt; sofort schwanden die Schmerzen. In dem eben erwähnten Pestjahre 1611 werden zu Köln mehrere Personen genannt, denen die Ignatiushandschrift aufgelegt wurde; zwei von den Ärzten aufgegebene Bürger, Matthias Langenberg und Ägidius Koch, brachten

[36] Kölner Stadtarchiv, I. H. 637, Reiffenberg II, Köln 1639.

em Seligen für ihre Rettung Votivkerzen dar. Der Dank wurde uf mannigfache Weise abgestattet. Einmal begegnet uns zu Köln 1750) das Dankesgelübde, eine Zeitlang die Jugend zu unterichten. Einige Beispiele der verschiedenartigsten Leiden: Verrannte Hände wurden (Köln 1636) durch einen Trunk vor dem gnatiusaltare geheilt; silberne Hände bildeten das Votivgeschenk. Die Ignatiusmittel wurden angewandt gegen Magenschmerzen Köln 1610, 1645), gegen Kopfschmerzen (Wasser getrunken, Handschrift aufgelegt: Köln 1611, 1628), oft gegen Fieber (z. B. Köln 1611: die Handschrift auf den Kopf), gegen Epilepsie (Köln 1603 also vor der Seligsprechung!]: Ignatiusbild geküßt), gegen Blindheit (Bremen 1756), gegen Taubheit (Köln 1622: ein Student, Sodale, der neben sich die Glocken nicht läuten hörte, berührte das Ohr mit einer zu Hause aufbewahrten Partikel der Sutane[37]), gegen Lähmung (Haltern 1771), gegen einen Giftanschlag (Osnabrück 1684), gegen Irrsinn (Paderborn 1761). Noch 1772 wurden (Schüttdorf) eiternde Geschwüre mit Ignatiusbild und -wasser behandelt. Den Untergrund bildete stets der biblische Gedanke, daß die Krankheit durch die Sünde, d. h. im Grunde genommen durch den Teufel, in die Welt kam. Dessen Macht aber sollte durch die Ignatiussakramentale gebrochen werden. — Große pastorelle Gründlichkeit und Sorgfalt verrät der Bericht der Emsländer Mission vom Jahre 1696: Das von vielen begehrte Ignatiuswasser segneten wir erst, nachdem wir vor der dichtgedrängten Menge eine Stunde Unterricht über die Zeremonien und Riten der Kirche gehalten hatten. Das Segnen, besonders des Wassers, beruht auf apostolischer Überlieferung. Wir zerstörten die falschen Meinungen des Volkes, das bei jeder beliebigen Krankheit des Viehes und der Menschen, bei Nachstellungen der Hexen, bei feindlichen Geistererscheinungen auf das Wasser vertraut. Auch wird das Volk beirrt durch die Unklugheit gewisser Priester, die wie Marktschreier umherschweifen, Exorzismen mißbrauchen, sie wie käuflich anbieten u. dgl. Dadurch kommen sie bei den benachbarten protestantischen Friesen in schlechten Ruf und werden von ihnen als Zauberer verschrien; ja, durch ihr Treiben wächst die Zahl der Hexen und Seher[38].

*

[37] Reiffenberg I, 534.

[38] Einmal hören wir von Bohnen des hl. Ignatius. Zu Anholt nahmen nämlich die Patres während einer Seuche bei Krankenbesuchen als Präservativmittel diese Bohnen in den Mund. Weiteres ist darüber nicht bekannt.

Digitized by Google

Wir haben die Ignatiana schon als Mittel gegen dämonische Einflüsse kennengelernt. Eine große Rolle nun spielte Ignatius direkt als Patron gegen Hexen und Gespenster.

Der Hexenglaube begann erst in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts häufiger zu werden und erschreckende Formen anzunehmen. In den achtziger Jahren, der Zeit der tiefsten allgemeinen Verelendung des Volkes, wurde er herrschend. In den älteren Jesuitenakten unserer Provinz[39] treten Dämonen äußerst selten, fast nie, auf. Erst nach 1570 finden wir sie auch hier häufiger. Der Orden wandte gegen sie zuerst nur die allgemeinen Mittel der Kirche an: Beicht, Kommunion, Exorzismus, Agnus Dei, Weihwasser, gesegnetes Salz, die Kelchablutio[40]. Der Jesuitenorden war inzwischen das tüchtigste und wirkungsvollste Organ der Gegenreformation geworden. Die Beatification des Stifters bahnte sich an. Wie im Leben Luthers so trat auch in dem des hl. Ignatius der Teufel angeblich sichtbar in die Erscheinung. So stellten sich nachts, als Ignatius in einem Spital wohnte, der Teufel und andere böse Geister vor ihn hin. Er warf sich auf die Knie und berief sich auf die Macht, die er (als Priester) besitze. Ein anderes Mal (1541) suchte ihm der Teufel die Kehle zuzuhalten[41]. Besonders häufig aber finden sich in seinem Leben Visionen, auch diabolischer Art, und Verzückungen in der Periode seines Lebens zwischen Bekehrung und Beginn seiner Studien. In dieser Zeit sah er u. a. ein „Etwas" mit vielen Augen, das ihm schön dünkte. Bald erkannte er aber, daß dieses Etwas der böse Geist sei. Noch lange Zeit hindurch pflegte dieses Etwas sich ihm zu zeigen. Er aber vertrieb es, um ihm seine Verachtung zu bezeigen, jedesmal mit dem Pilgerstab, den er gewöhnlich in der Hand trug[41a]. Hier liegt der Hauptanknüpfungspunkt für den Glauben seiner Macht über die Dämonen. Deshalb war auch später auf angerührten antidämonischen Ignatiusbildchen diese Szene oft dargestellt. Bedenkt man die furchtbare allseitige Not des Volkes, besonders seinen traurigen Hexenwahn, die Bedeutung des jungen, tatkräftigen Ordens, die Anhaltspunkte im Leben seines Stifters,

[39] Hansen a. a. O.

[40] Hansen a. a. O. 224, 511, 651, 702. — F. Reiffenberg I, 423.

[41] P. Ribadeneira a. a. O. 617, 619.

[41a] Lebenserinnerungen des hl. Ignatius von Loyola, übersetzt von A. Feder, Regensburg 1922, 49.

Digitized by Google

lag, da die Seligsprechung heranrückte, der Gedanke nahe, gede ihn zum Patron gegen das vermeinte Übel der Zeit, gegen exen und Gespenster, zu stempeln.

Schon lange vor der Seligsprechung, im Jahre 1601, nahmen die ölner Jesuiten in dieser Richtung ihren Vater in Anspruch. Einem ädchen, das der Teufel in menschlicher, aber auch in monströser estalt zur Unzucht reizen wollte, wurde ein Ignatiusbrief mit genhändiger Unterschrift übergeben. Das Mädchen küßte den rief. Der Teufel entriß ihn ihr aber und warf ihn ins Feuer. Aber r verbrannte nicht[42]. Das Mädchen wurde nun angeleitet, in die llerheiligenlitanei, die es beten sollte, den Namen Ignatius einufügen. In demselben Jahre heftete z. B. ein Kölner Bürger gegen Geistertumult in seinem Schlafzimmer ein Ignatiusbild an die Wand, das an die eigene Unterschrift des Ordensstifters angerührt war.

Aus der Zeit zwischen Selig- und Heiligsprechung (1609—1622) iegen ebenfalls mehrere Berichte vor. Nur einer sei mitgeteilt: Ein vornehmes besessenes Weib warf sich zu Köln, um den Teufel los zu werden, auf die „abgenutzte und zerrissene" Sutane des Seligen und wurde darin eingehüllt. Der vorher lärmende und geschwätzige Teufel fühlte sich nun „wie in einen Sack gesteckt" und verstummte.

Nach der Heiligsprechung tritt Ignatius viele hundertmal, ja tausendmal als Patron gegen Hexen und Gespenster auf, und zwar in allen Niederlassungen der Provinz. In Köln legte man die Handschrift auf oder man berührte die Sutane, wenigstens bis 1642, bis sie in dem Prunkschreine ruhte. Danach benutzte man, wie es in der Provinz immer geschah, an die Sutane angerührte Ignatiusbildchen. Solche heftete man in behexten Häusern an die Zimmerwände, an das Bett, an die innere Türe. Einmal erfahren wir zufällig (Essen 1768), daß auf einem solchen angerührten Ignatiusbildchen der Heilige dargestellt war, wie er mit einem Stecken den Teufel in die Flucht trieb. — Selten wurden die oben genannten allgemein kirchlichen Mittel noch allein gebraucht (z. B. zu Hadamar 1683), oft aber geschah es in Verbindung mit den Ignatiusspezifika. Gelegentlich kommt auch Xaveriuswasser gegen Hexen vor, einmal

[42] Zu Arnsberg versuchte 1683 der Teufel im Stalle eines Adeligen ein Ignatiusbild zu zerreißen. Es gelang ihm dies aber nur so, daß die Gestalt des Heiligen ganz blieb.

Digitized by Google

Trier [illegible] das Bild des im Rufe der Heiligkeit [illegible] verstorbenen P. Leonard Lessius[43]. [illegible] Verstorbenen.

[illegible] Köln 1654 [illegible] Paderborn 17[illegible], ein Mann [illegible] und konnte das Bein nicht bewegen (Geist 17[illegible]); [illegible] Trier 17[illegible] usw. usw. Öfter wird betont, daß vorher andere (Nichtjesuiten) Priester vergeblich sich mit der Austreibung abgemüht, daß andere geistliche Mittel versagt hatten; erst als das angerührte Ignatiusbild am Halse hing (Trier 1705), war die Macht des Teufels gebrochen. Manchmal nehmen auch Protestanten zum Staunen ihrer Glaubensgenossen die Ignatiusmittel gegen Hexen erfolgreich in Anspruch (z. B. Bentheim 1654, Solingen 1699, Burgsteinfurt 1700, Hildes-

[43] Im Reliquienschrein des hl. Ignatius zu Köln wurden auch Erinnerungen an P. Lessius und solche an P. Leonard Kessel aufbewahrt (Köln 1657). Gelegentlich wurden sie zu Heilwirkungen mitbenutzt.

[44] Ein Beispiel: Zu Solingen wurden 1693 in der Kirche Gebete über eine behexte Frau (maleficium) gesprochen, sie wusch sich die Brüste mit Weihwasser und hängte sich das angerührte Bild des hl. Ignatius um. Sofort, noch in der Kirche, nahm das Kind die Brust an.

Digitized by Google

eim 1717, Falkenhagen 1721, Lübeck 1748, Bremen 1756 — hier eschah es gegen Geister, die die Decken und Kopfkissen wegzogen, ogar auf den Rat protestantischer Pfarrer hin — usw.). Bis zur uflösung des Ordens, also bis in die Zeit der Aufklärung hinein, ssen sich die Ignatiusamulette gegen Hexen und Gespenster verolgen, wenn auch bereits seit Anfang des 18. Jahrhunderts ein ückgang bemerkbar ist. Noch 1771 wurden von der Trierer Mission m Kamberger Bezirke angerührte Ignatiusbilder und -wasser gegen Dämonen angewandt, zu Bentheim noch 1772.

Ein Fall verdient besonderes Interesse: Zu Trier herrschte 1680 n den Reunionskriegen Ludwigs XIV. fieberhafte Kriegserregung. Die Stadt wurde durch nächtlichen Spuk im Dom mit Entsetzen rfüllt. Jede Nacht vernahm man im Dom furchtbares Krachen, die Hallen und die Altäre waren hell erleuchtet, merkwürdige Lichter schwebten durch den Raum, man hörte Stimmen in fremden Sprachen, längst verstorbene Priester standen in heiligen Gewändern an den Altären u. dgl. Die Exorzismen zweier Kapuziner blieben wirkungslos. Nun aber hefteten zwei Jesuiten die angerührten Ignatiusbilder an die Wände und an die Tore des Doms. Sofort verschwanden die dämonischen Erscheinungen und kehrten nicht wieder. „Wie auch immer die Sache sich verhalten mag", so schließt der Bericht, „Gott möge dem (Trierer) Vaterlande und ganz Deutschland gnädig sein; auch ein schrecklicher Komet scheint seit kurzem Unheil zu drohen."

*

Eine wichtige Funktion des „Thaumaturgen" Ignatius bestand sodann in seiner Geburtshilfe. Im Leben des Heiligen scheint sich dafür kein Anknüpfungspunkt zu finden. Die Erklärung mag in folgendem liegen: Nach allgemeiner Volksauffassung machten sich im Menschenleben dämonische Einflüsse am stärksten geltend bei der Geburt und beim Tode. Es wird sich also wohl die Geburtshilfe des hl. Ignatius als ein Einzelgebiet seiner Eigenschaft als Dämonenbekämpfer darstellen.

Die Geburtshilfe des hl. Ignatius findet sich jährlich in allen Niederlassungen der Ordensprovinz. In Münstereifel — um einige Beispiele anzuführen — erbaten 1639 38 Schwangere die Hilfe des hl. Ignatius; in Köln waren es 1644 in einem Monat 25, 1760 (die Aufklärung scheint schon wirksam zu sein) im ganzen Jahr 30.



Digitized by Google

In Koblenz [illegible] Ignatius [illegible] Heiligen [illegible] allgemeiner [illegible] geworden.

[illegible]

Woraus bestand nun die Anwendung der Ignatiusmittel? In Köln, [illegible] in Trier, Emmerich und Hildesheim benutzte man die Originalunterschrift des hl. Ignatius. Man hängte diese der Schwangeren an den Hals oder legte sie ihr auf die Brust. Zuweilen hören wir, daß Jesuiten zu diesem Zweck die Handschrift in die Häuser brachten. Es kam auch vor, daß der Brief mit der Unterschrift von einem Pater [illegible] an die Brust der Schwangeren bewegt wurde[43]. In anderen Gegenden der Provinz aber benutzte man sehr früh (in Koblenz z. B. schon [illegible]) einen an die Kölner Sutane angerührten Ignatiusgürtel[44], der umgebunden und oft die ganze Schwangerschaft hindurch getragen wurde, und ein angerührtes Ignatiusbild, das kurz vor der Geburt an den Hals gehängt oder auf die Brust gelegt wurde. Oft wird in den Jahresberichten die allgemeine Formel angewandt: Die „Lypsana unseres Patriarchen bewiesen ihre gewohnte Kraft bei Schwangeren, besonders aber in der Geburt". Zuweilen trank die Frau zu den genannten Mitteln (Gurt und Bild) noch Ignatiuswasser. Seltener traten Abänderungen hinzu. So verteilten auf der jülich-bergischen Mission im Jahre 1761 Patres Ignatius- und Xaveriusmedaillen an schwangere

[43] F. Reiffenberg I, 534.

[44] Andere Orden hatten ähnliche Gürtel in Gebrauch. Die Franziskaner auf Kalvarienberg bei Ahrweiler z. B. umgürteten schwangere Frauen mit dem Strick des hl. Franziskus. Mehrere Fälle werden in der Chronik des Hauses berichtet, z. B. 1668. (C. v. Stramberg, Rh. Antiquarius III 10, 59.)

Digitized by Google

rauen. Im 18. Jahrhundert trat zuweilen mit den Ignatiusmitteln ranz de Hieronymo auf (schon vor der Ehrwürdigerklärung ssen 1721, Warendorf 1734) oder das Aloysiusmehl (Jülich 1758) der das Aloysiusbrot (Ravenstein 1753)[47]. Zuweilen wurden die gnatiusmittel durch Xaveriuswasser unterstützt. Wenn die Wöchnerin Fieber hatte, kam dem hl. Ignatius der Kölner Fieberpatron St. Gerold zu Hilfe (z. B. Köln 1652). — Es bleiben noch einige Sonderfälle zu erwähnen: In Bonn wurde von den Jesuiten (1621) eine Kordel aufbewahrt, mit der einstens die Cathedra S. Petri zu Rom umzäumt war. Mit dieser wurden die Bonner schwangeren Frauen zur Erzielung einer glücklichen Geburt umgürtet. Zu Osnabrück benutzte (1692) ein Pater sonderbarerweise die gesegnete Kordel des hl. Antonius zu seinen Jesuitenspezifika. In Neuß wird (1656) eine anderweitige Maßnahme zu demselben Zweck von den Jesuiten als abergläubisch gegeißelt: die Brigittenzettel (sie enthielten z. B. die Angabe, wieviele Tropfen Blut Christus vergossen habe), die u. a. durch Auflegung eine schmerzlose Geburt vermitteln sollten.

Oft war ein Jesuit als Beichtvater der Ratgeber zur Ignatiushilfe. Den Erfolg betrachtete man als Wunder. Ignatius half auch bei Unfruchtbarkeit. So war durch maleficium, „wie man glaubt", zu Koblenz (1641) eine Frau unfruchtbar. Haß, Streit, Trennungsabsicht waren die Folge. Ein Jesuit besorgte den Gürtel und das angerührte Bild. Haß und Schmerz hörten auf; nach einem Jahre war ein Sohn da. Ähnliche Fälle von Unfruchtbarkeit werden mehrfach gemeldet. Die lypsana führten auch die Abtreibung des im Mutterleibe abgestorbenen Foetus herbei (Haselune 1653). Einem totgeborenen Kinde wurde (Köln 1632) die Handschrift aufgelegt, und es begann zu atmen. Die lypsana bewirkten auch (Koblenz 1661), daß bei Hungarischem Fieber die vom Arzte geforderte Abtreibung als unnötig sich erwies und die Frau gesund wurde und ein gesundes Kind gebar. Einem Weibe wurde die Körperruhe und der Seelenfrieden geschenkt, die ein Monstrum trug (Jülich 1648). Bei Beschwerden nach der Geburt genügte gewöhnlich Ignatiuswasser.

Öfter wird die Hilfe durch Ignatiusmittel in Fällen betont, in denen Hebammen und Ärzte ratlos waren oder in denen der ver-

[47] Vgl. meine Aufsätze in Pastor bonus 1927, 272 ff. u. 351 ff.

Digitized by Google

zweifelnde Gatte weinend am Bette stand (z. B. Koblenz 16. Zuweilen heißt es: Kaum war das angerührte Bild an den B. gehangt und das Kind war da (z. B. Koblenz 1668). Oder: I Weib lag drei, fünf, acht Tage in schwersten Wehen, es schwe in Todesgefahr, und nach Anwendung der Ignatius-„Reliquie folgte sofort oder in einer Stunde u. dgl. die Geburt oder de wenigstens große Erleichterung (z. B. Köln 1613, Coesfeld 17

Hier und da benutzten auch protestantische Frauen die M (z. B. Hadamar 1658, Essen 1707 und 1769). Besonders beto wird es, wenn die Frau eine matrona, d. h. vornehm bürgerlich Herkunft, war oder wenn sie gar dem Adel angehörte. So geb unter Anwendung der Ignatiusmittel 1772 (Neuß) die Gräfin Sa in Dyck einen Sohn, den sie zum Danke Ignatius taufen ließ außerdem fertigte sie eigenhändig dem Kolleg ein kostbares Kä lein an zur Aufbewahrung der Ignatiusgürtel und -bilder.

Zuweilen werden Anlegung des Gürtels und Auflegung des a gerührten Bildes durch andere religiöse Handlungen unterstütz So kommt es öfter vor, daß Mann und Frau dann zusammen kom munizierten. Manche Eheleute gelobten die tägliche Anrufung de Heiligen während der Schwangerschaft. Andere ließen vor dem Bilde des Ignatius in der Kirche eine Kerze aufstellen (so besonder oft zu Köln; hier schon 1613) oder sie brachten ein anderes „wächsernes Weihegeschenk" (Koblenz 1650). Einmal gelobte eine Fra (Düren 1694) soviel Pfund Wachs wie das zu erwartende Kin schwer sei; es wog aber 16 (?) Pfund. Auch Messen wurden z Ehren Ignatii bestellt (zu Trier z. B. 1753 in einem Fall 50 Stück Frauen gelobten, den Ignatiustag jährlich als Feiertag zu begehe (z. B. Koblenz 1668, Hadamar 1688; eine Frau wollte zum Danke am Vigiltage fasten, am Tage selbst kommunizieren [Koblenz 1671]). Andere Frauen versprachen, die zehn Ignatiustage zu feiern (Steele 1771). Manchmal wird gelobt, das Kind, wenn es ein Knabe ist, auf den Namen Ignatius taufen zu lassen (so z. B. Köln 1610 [wenn ein Mädchen: Maria], Köln 1627, 1643, 1644, Meppen 1653, Koblenz 1665 — „ein neuer und hierzulande ungebräuchlicher Namen"). Zu Koblenz kleidete man mit des Ignatius Hilfe geborene Knaben bis zu einem gewissen Alter in die Priestertracht der Jesuiten (1753, 1761). Eine vornehme Dame (Warendorf 1721) erklärte, es sei ihr am liebsten, wenn ihr so geborener Sohn später Jesuit werde. Nur einmal wurde dem Kolleg ein Geldgeschenk ge-

Digitized by Google

acht (Koblenz 1630 — 15 Taler). Zu Köln kam es zuweilen or (z. B. 1663), daß das Kind durch einen Pater am Ignatiusaltare ufgeopfert wurde.

Mehrmals wird hervorgehoben, daß durch die Geburtshilfe Ehre nd Ruhm des hl. Ignatius bei den Frauen wuchs (z. B. Münstereifel 639, Koblenz 1656). Ein Beispiel dafür, wie das Volk an den gnatius-Lypsana hing: Eine Frau erlitt stets Totgeburten. Endlich ebar sie mit Hilfe des angerührten Bildes des hl. Ignatius, das sie on einem Jesuitenmissionar empfangen hatte, eine gesunde ochter. Sie verehrte künftighin das Bild mit der größten Andacht. Nach ihrem Tode wurde es das kostbarste Kleinod der Tochter. Als nach 18 Jahren der Missionar wieder in dieselbe Gegend kam, eigte ihm die Tochter das Bild und pries des Thaumaturgen Kraft, dem sie ihr Dasein verdanke (Jülich-Bergische Mission 1759).

*

Wir haben gesehen: Alle Ignatius-Sakramentalia und ihre Anwendung gehen im Grunde auf die Macht zurück, die man dem Heiligen über Hexen und böse Geister beilegte. Die bestehende Not in Zusammenhang mit der Propaganda des Ordens klammerten das Volk an diese mystischen Mittel. Nicht aber ist, wie einst Franz von Assissi, Ignatius deshalb in das Herz und das Gemüt des Volkes tiefer eingedrungen. Sein später nüchterner Sinn ließ den großen Organisator auch weniger zum Volksheiligen geeignet erscheinen. Heute ist im Volke kaum eine Erinnerung an ihn und an die Mystica geblieben, die sein Orden an ihn knüpfte. Die geistige Einstellung ist anders geworden. Aus diesem Grunde hat der Jesuitenorden nach seiner Erneuerung stillschweigend seine einst bedeutungsvollen ignatianischen Spezialmittel in der Seelsorge fallen gelassen.

Digitized by Google

# Franziskaner aus der Kölnischen Provinz in Heidelberg

von

Lorenz Enders

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlebte die Kölnische Provinz [illegible] durch eine [illegible] Zeit der Verfolgung zu neuer Blüte. Hauptsächlich infolge der Tätigkeit zweier hervorragender Männer, Johann Tapper[1] und Jodokus Lang[2], gelang es, Zahlreiche ausländische Klöster wieder mit tüchtigen Kräften zu versehen, neue Niederlassungen wurden gegründet. Auch mit der Provinz sogar in Mitgenossen, die ihr im Kriege gestohlen gegangen, zu ihr zurückkehrten und [illegible] neue Mitglieder gewann.

Zu dieser Leistung P. Nikolaus Tapens mehrere von ihm noch als Provinzial neu [illegible] Niederlassungen in den Niederlanden bei Franziskanern[3]. Man hatte auch Aussicht in andere deutschen Ländern, aber die Aussichten, dort festen Fuß fassen zu können, waren doch geringer als im Osten Deutschlands, wo man [illegible] Brüdern [illegible] mußte, bald in neue Klöster versetzen zu werden. Viel eher durfte man an eine Ausbreitung der Provinz nach dem Süden denken. Bereits im Jahre 1612 war es gelungen, in Mainz eine Niederlassung zu gründen[4], von dort erstreckte sich bald ein gangbarer Weg nach der Pfalz. 1620 nach Kreuznach[5] und zwei Jahre später nach Heidelberg[6].

In Heidelberg bestand schon im Mittelalter ein Franziskaner-

---

[1] Vgl. meine Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter (Köln 1904) (= SM.); meine Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Reformationszeitalter (Regensburg 1909) (= SR.).

[2] Vgl. meine Aufsätze über ihn in Historisch-Politischen Blättern CXXXVI (1905) 717—733; 802—815; Franziskanische Studien (= FS.) XV (1928) 1—24.

[3] AHVN. 82 (1907) 78—80; SR. 134, 136 f., 204 f.

[4] FS. XV 161.

[5] SR. 192—194.

[6] Vgl. meinen Aufsatz zur Geschichte der Franziskaner in der Pfalz während der Neuzeit in FS. XIV (1927) 169—188.

[7] FS. XIV 170—180.

Digitized by Google

loster. Aus Mangel an Urkunden[8] läßt sich aber die Zeit seiner ründung nicht mehr bestimmen; auf Grund alter Zeugnisse bechtet allerdings die Chronik[9], daß schon 1245 Franziskaner in Heidelberg weilten, und ihnen damals die Erlaubnis gewährt wurde, ngehindert von ihrer Wohnstätte zum Neckar hinabzugehen. Dieser Nachricht widerspricht nicht die gewöhnliche Annahme, aß sie 1248 einen Bauplatz erhalten hätten[10], da sie ja auch in nderen Städten ihre erste Wohnstätte später aufgegeben haben. Dies Grundstück, ein Geschenk des Edlen Herbrand von Neckarau, ag außerhalb der Stadt auf der rechten Seite des Neckar am Fuße ies ursprünglich dem Patriarchen Abraham geweihten „heiligen Berges". Daran erinnert das Siegel des Konvents. Es stellt Abraham in dem Augenblick dar, wo er mit gezücktem Messer seinen Sohn Isaak opfern will[11]. Mehrere Bischöfe verliehen Ablässe für die Wohltäter von Kirche und Kloster[12], und der Pfalzgraf Ludwig nahm 1286 und 1289 die Brüder unter seinen besonderen Schutz[13].

Da das Kloster infolge seiner ungeschützten Lage allen Fährlichkeiten ausgesetzt war, wurde es in der Fehde Ludwigs des Bayern gegen seinen mit Friedrich von Österreich verbündeten Bruder Rudolf wieder hart mitgenommen, und daher gab Papst Johannes XXII. 1320 in einem an den Bischof von Chur gerichteten Schreiben[14] die Erlaubnis, es in die Stadt zu verlegen, und die

[8] F. Wundt, Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg (Mannheim 1805) 181; Adolf Koch, Die frühesten Niederlassungen der Minoriten im Rheingebiete und ihre Wirkungen auf das kirchliche und politische Leben (Leipzig 1881) 24.

[9] Köln. Historisches Archiv Hs. Geistl. Abtlg. 199 (= C.): Annales Ministrorum Provincialium ordinis fratrum Minorum Prov. Coloniae a prima origine eiusdem usque ad praesens tempus cum elencho omnium conventuum 1659 a me Fr. Adamo Burvenich, Provinciae Chronographo conscripti, 623.

[10] Fortunatus Hueber, Dreyfache Cronickh von dem dreyfachen Orden des H. Seraphischen Ordens-Stiffters Francisci (München 1686) 52; Konrad Eubel, Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz (Würzburg 1886) 10, 209.

[11] C. 623. [12] C. 623 f.; Eubel 209; AHVN. 64 (1897) 337, 16, 17.

[13] Düsseldorf. Bibliotheca Binterim in der Landes- und Stadtbibliothek Hs. Fol. 2, tom. 1a: Annales Provinciae Coloniae ordinis fratrum Minorum Regularis Observantiae, nunc Recollectorum ab exordio ordinis usque ad annum 1658 per me Fr. Adamum Burvenich, Chronographum, conscripti, 43 f.; C. 629; AHVN. 64, 337, 20.

[14] Vgl. mein Necrologium Provinciae Argentinae Fratrum Minorum Observantium in Analecta Franciscana edita a Patribus Collegii S. Bonaventurae (= AF.). Ad Claras Aquas (Quaracchi) VI (1917), 266; Bullarium Franciscanum. Rom V (1898) 395.

Digitized by Google

(Trier 1648) das Bild des im Rufe der Heiligkeit 1623 zu Löwen verstorbenen P. Leonard Lessius[43]. Im 18. Jahrhundert findet hie und da auch Franz-de-Hieronymo-Wasser gegen Hexen Verwendung (in Elberfeld schon 1724, also vor der Ehrwürdigerklärung der Verstorbenen).

Mit Hilfe der Ignatiusamuletten wurden böse Geister (lemures, spectra infesta, maleficia diabolica, incubus sathanae, obsessiones usw.) von und aus Menschen, Vieh und Häusern vertrieben. Meist waren Weiber befallen, zuweilen aber auch Männer (so zu Köln 1625 ein spanischer Kaplan; 1642 ein durch Brot verhexter Knabe; 1745 zu Koblenz ein verhexter Kanonikus von St. Florin [er hatte ein Magenleiden] usw.). Die Verhexung äußerte sich in den mannigfachsten Formen. Wir können sie nur durch einige Beispiele andeuten: die Verhexte konnte nicht sprechen, das Kreuz nicht bilden, es umschlich sie der Teufel bald in Gestalt eines Hundes, bald in der eines Einhorns (Köln 1644), der Teufel will Unzucht treiben. Geister verprügeln die Familie sogar beim Essen mit unsichtbaren Stöcken und ziehen den Leuten die Kleider ab (Köln 1654), das Kind will die Brust nicht nehmen (ein häufiger Fall), die Brust gibt keine Milch (ebenso häufig)[44], das Kind fiel die Mutter an wie ein Stier (Eifelmission 1767), es war morgens schon gedroschen, gemolken, das Vieh hatte Blut in der Milch, die Milch butterte nicht (häufige Fälle), die Milchgefäße und das Futter in den Ställen, das Linnen im Schranke war verhext (Paderborn 1732), ein Mann war liebesverzaubert und konnte das Bein nicht bewegen (Geist 1731), jemanden folgte überall hin ein feindlicher Schatten (Trier 1732), usw. usw. Öfter wird betont, daß vorher andere (Nichtjesuiten-) Priester vergeblich sich mit der Austreibung abgemüht, daß andere geistliche Mittel versagt hatten; erst als das angerührte Ignatiusbild am Halse hing (Trier 1705), war die Macht des Teufels gebrochen. Manchmal nehmen auch Protestanten zum Staunen ihrer Glaubensgenossen die Ignatiusmittel gegen Hexen erfolgreich in Anspruch (z. B. Bentheim 1684, Solingen 1699, Burgsteinfurt 1700, Hildes-

[43] Im Reliquienschrein des hl. Ignatius zu Köln wurden auch Erinnerungen an P. Lessius und solche an P. Leonard Kessel aufbewahrt (Köln 1657). Gelegentlich wurden sie zu Heilwirkungen mitbenutzt.

[44] Ein Beispiel: Zu Solingen wurden 1693 in der Kirche Gebete über eine behexte Frau (maleficium) gesprochen, sie wusch sich die Brüste mit Weihwasser und hängte sich das angerührte Bild des hl. Ignatius um. Sofort, noch in der Kirche, nahm das Kind die Brust an.

Digitized by Google

heim 1717, Falkenhagen 1721, Lübeck 1748, Bremen 1756 — hier geschah es gegen Geister, die die Decken und Kopfkissen wegzogen, sogar auf den Rat protestantischer Pfarrer hin — usw.). Bis zur Auflösung des Ordens, also bis in die Zeit der Aufklärung hinein, lassen sich die Ignatiusamulette gegen Hexen und Gespenster verfolgen, wenn auch bereits seit Anfang des 18. Jahrhunderts ein Rückgang bemerkbar ist. Noch 1771 wurden von der Trierer Mission im Kamberger Bezirke angerührte Ignatiusbilder und -wasser gegen Dämonen angewandt, zu Bentheim noch 1772.

Ein Fall verdient besonderes Interesse: Zu Trier herrschte 1680 in den Reunionskriegen Ludwigs XIV. fieberhafte Kriegserregung. Die Stadt wurde durch nächtlichen Spuk im Dom mit Entsetzen erfüllt. Jede Nacht vernahm man im Dom furchtbares Krachen, die Hallen und die Altäre waren hell erleuchtet, merkwürdige Lichter schwebten durch den Raum, man hörte Stimmen in fremden Sprachen, längst verstorbene Priester standen in heiligen Gewändern an den Altären u. dgl. Die Exorzismen zweier Kapuziner blieben wirkungslos. Nun aber hefteten zwei Jesuiten die angerührten Ignatiusbilder an die Wände und an die Tore des Doms. Sofort verschwanden die dämonischen Erscheinungen und kehrten nicht wieder. „Wie auch immer die Sache sich verhalten mag", so schließt der Bericht, „Gott möge dem (Trierer) Vaterlande und ganz Deutschland gnädig sein; auch ein schrecklicher Komet scheint seit kurzem Unheil zu drohen."

*

Eine wichtige Funktion des „Thaumaturgen" Ignatius bestand sodann in seiner Geburtshilfe. Im Leben des Heiligen scheint sich dafür kein Anknüpfungspunkt zu finden. Die Erklärung mag in folgendem liegen: Nach allgemeiner Volksauffassung machten sich im Menschenleben dämonische Einflüsse am stärksten geltend bei der Geburt und beim Tode. Es wird sich also wohl die Geburtshilfe des hl. Ignatius als ein Einzelgebiet seiner Eigenschaft als Dämonenbekämpfer darstellen.

Die Geburtshilfe des hl. Ignatius findet sich jährlich in allen Niederlassungen der Ordensprovinz. In Münstereifel — um einige Beispiele anzuführen — erbaten 1639 38 Schwangere die Hilfe des hl. Ignatius; in Köln waren es 1644 in einem Monat 25, 1760 (die Aufklärung scheint schon wirksam zu sein) im ganzen Jahr 30.



Digitized by Google

In Koblenz forderte 1666 fast jede Schwangere die lypsana sancti Ignatii, in Trier gebar 1738 kein Weib ohne die „Reliquien" des Heiligen. Ignatius bei Geburten zu beanspruchen, war in der Ordensprovinz fast allgemeiner Brauch geworden.

Schon vor der Seligsprechung treten die ersten Fälle auf: Zu Bonn (hier war 1602 eine Jesuitenresidenz gegründet worden) legte 1603 eine durch Geburtsschmerzen bis zur Verzweiflung gepeinigte Frau sich die (von Köln herbeigebrachte) Handschrift des Ordensstifters auf; sofort schwanden die Schmerzen, und bald war das Kind da. In Köln führte 1608 eine Schwangere den Namenszug Ignatius (wohl den der Handschrift) in Kreuzesform über Stirn und Brust; in der folgenden Nacht gebar sie glücklich ein Kind. Seitdem reichen die Fälle ununterbrochen bis in die Zeit der Aufklärung hinein (1772 noch in Koblenz, St. Goar, Falkenhagen, Neuß usw.).

Worin bestand nun die Anwendung der Ignatiusmittel? In Köln selbst sowie in Trier, Emmerich und Hildesheim benutzte man die Originalunterschrift des hl. Ignatius. Man hängte diese der Schwangeren an den Hals oder legte sie ihr auf die Brust. Zuweilen hören wir, daß Jesuiten zu diesem Zweck die Handschrift in die Häuser brachten. Es kam auch vor, daß der Brief mit der Unterschrift von allen Seiten schnell an die Brust der Schwangeren bewegt wurde[45]. In anderen Jesuitenorten der Provinz aber benutzte man schon früh (in Koblenz z. B. schon 1622, 1623) einen an die Kölner Sutane angerührten Ignatiusgürtel[46], der umgebunden und oft die ganze Schwangerschaft hindurch getragen wurde, und ein angerührtes Ignatiusbild, das kurz vor der Geburt an den Hals gehängt oder auf die Brust gelegt wurde. Oft wird in den Jahresberichten die allgemeine Formel angewandt: Die „Lypsana unseres Patriarchen" bewiesen „ihre gewohnte Kraft bei Schwangeren, besonders aber in der Geburt". Zuweilen trank die Frau zu den genannten Mitteln (Gurt und Bild) noch Ignatiuswasser. Seltener traten Abänderungen hinzu. So verteilten auf der jülich-bergischen Mission im Jahre 1761 Patres Ignatius- und Xaveriusmedaillen an schwangere

[45] F. Reiffenberg I, 534.

[46] Andere Orden hatten ähnliche Gürtel in Gebrauch. Die Franziskaner auf Kalvarienberg bei Ahrweiler z. B. umgürteten schwangere Frauen mit dem Strick des hl. Franziskus. Mehrere Fälle werden in der Chronik des Hauses berichtet, z. B. 1668. (C. v. Stramberg, Rh. Antiquarius III 10, 59.)

Digitized by Google

Frauen. Im 18. Jahrhundert trat zuweilen mit den Ignatiusmitteln Franz de Hieronymo auf (schon vor der Ehrwürdigerklärung Essen 1721, Warendorf 1734) oder das Aloysiusmehl (Jülich 1758) oder das Aloysiusbrot (Ravenstein 1753)[47]. Zuweilen wurden die Ignatiusmittel durch Xaveriuswasser unterstützt. Wenn die Wöchnerin Fieber hatte, kam dem hl. Ignatius der Kölner Fieberpatron St. Gerold zu Hilfe (z. B. Köln 1652). — Es bleiben noch einige Sonderfälle zu erwähnen: In Bonn wurde von den Jesuiten (1621) eine Kordel aufbewahrt, mit der einstens die Cathedra S. Petri zu Rom umzäumt war. Mit dieser wurden die Bonner schwangeren Frauen zur Erzielung einer glücklichen Geburt umgürtet. Zu Osnabrück benutzte (1692) ein Pater sonderbarerweise die gesegnete Kordel des hl. Antonius zu seinen Jesuitenspezifika. In Neuß wird (1656) eine anderweitige Maßnahme zu demselben Zweck von den Jesuiten als abergläubisch gegeißelt: die Brigittenzettel (sie enthielten z. B. die Angabe, wieviele Tropfen Blut Christus vergossen habe), die u. a. durch Auflegung eine schmerzlose Geburt vermitteln sollten.

Oft war ein Jesuit als Beichtvater der Ratgeber zur Ignatiushilfe. Den Erfolg betrachtete man als Wunder. Ignatius half auch bei Unfruchtbarkeit. So war durch maleficium, „wie man glaubt", zu Koblenz (1641) eine Frau unfruchtbar. Haß, Streit, Trennungsabsicht waren die Folge. Ein Jesuit besorgte den Gürtel und das angerührte Bild. Haß und Schmerz hörten auf; nach einem Jahre war ein Sohn da. Ähnliche Fälle von Unfruchtbarkeit werden mehrfach gemeldet. Die lypsana führten auch die Abtreibung des im Mutterleibe abgestorbenen Foetus herbei (Haselune 1653). Einem totgeborenen Kinde wurde (Köln 1632) die Handschrift aufgelegt, und es begann zu atmen. Die lypsana bewirkten auch (Koblenz 1661), daß bei Hungarischem Fieber die vom Arzte geforderte Abtreibung als unnötig sich erwies und die Frau gesund wurde und ein gesundes Kind gebar. Einem Weibe wurde die Körperruhe und der Seelenfrieden geschenkt, die ein Monstrum trug (Jülich 1648). Bei Beschwerden nach der Geburt genügte gewöhnlich Ignatiuswasser.

Öfter wird die Hilfe durch Ignatiusmittel in Fällen betont, in denen Hebammen und Ärzte ratlos waren oder in denen der ver-

[47] Vgl. meine Aufsätze in Pastor bonus 1927, 272 ff. u. 351 ff.

Digitized by Google

zweifelnde Gatte weinend am Bette stand (z. B. Koblenz 1623). Zuweilen heißt es: Kaum war das angerührte Bild an den Hals gehängt, und das Kind war da (z. B. Koblenz 1668). Oder: Das Weib lag drei, fünf, acht Tage in schwersten Wehen, es schwebte in Todesgefahr, und nach Anwendung der Ignatius-„Reliquien" folgte sofort oder in einer Stunde u. dgl. die Geburt oder doch wenigstens große Erleichterung (z. B. Köln 1613, Coesfeld 1732).

Hier und da benutzten auch protestantische Frauen die Mittel (z. B. Hadamar 1688, Essen 1707 und 1769) Besonders betont wird es, wenn die Frau eine matrona, d. h. vornehm bürgerlicher Herkunft, war oder wenn sie gar dem Adel angehörte. So gebar unter Anwendung der Ignatiusmittel 1772 (Neuß) die Gräfin Salm in Dyck einen Sohn, den sie zum Danke Ignatius taufen ließ; außerdem fertigte sie eigenhändig dem Kolleg ein kostbares Kästlein an zur Aufbewahrung der Ignatiusgürtel und -bilder.

Zuweilen werden Anlegung des Gürtels und Auflegung des angerührten Bildes durch andere religiöse Handlungen unterstützt. So kommt es öfter vor, daß Mann und Frau dann zusammen kommunizierten. Manche Eheleute gelobten die tägliche Anrufung des Heiligen während der Schwangerschaft. Andere ließen vor dem Bilde des Ignatius in der Kirche eine Kerze aufstellen (so besonders oft zu Köln; hier schon 1613) oder sie brachten ein anderes „wächsernes Weihegeschenk" (Koblenz 1650). Einmal gelobte eine Frau (Düren 1694) soviel Pfund Wachs wie das zu erwartende Kind schwer sei; es wog aber 16 (?) Pfund. Auch Messen wurden zu Ehren Ignatii bestellt (zu Trier z. B. 1753 in einem Fall 50 Stück). Frauen gelobten, den Ignatiustag jährlich als Feiertag zu begehen (z. B. Koblenz 1668, Hadamar 1688; eine Frau wollte zum Danke am Vigiltage fasten, am Tage selbst kommunizieren [Koblenz 1671]). Andere Frauen versprachen, die zehn Ignatiustage zu feiern (Steele 1771). Manchmal wird gelobt, das Kind, wenn es ein Knabe ist, auf den Namen Ignatius taufen zu lassen (so z. B. Köln 1610 [wenn ein Mädchen: Maria], Köln 1627, 1643, 1644, Meppen 1653, Koblenz 1665 — „ein neuer und hierzulande ungebräuchlicher Namen"). Zu Koblenz kleidete man mit des Ignatius Hilfe geborene Knaben bis zu einem gewissen Alter in die Priestertracht der Jesuiten (1753, 1761). Eine vornehme Dame (Warendorf 1721) erklärte, es sei ihr am liebsten, wenn ihr so geborener Sohn später Jesuit werde. Nur einmal wurde dem Kolleg ein Geldgeschenk ge-

Digitized by Google

macht (Koblenz 1630 — 15 Taler). Zu Köln kam es zuweilen vor (z. B. 1663), daß das Kind durch einen Pater am Ignatiusaltare aufgeopfert wurde.

Mehrmals wird hervorgehoben, daß durch die Geburtshilfe Ehre und Ruhm des hl. Ignatius bei den Frauen wuchs (z. B. Münstereifel 1639, Koblenz 1656). Ein Beispiel dafür, wie das Volk an den Ignatius-Lypsana hing: Eine Frau erlitt stets Totgeburten. Endlich gebar sie mit Hilfe des angerührten Bildes des hl. Ignatius, das sie von einem Jesuitenmissionar empfangen hatte, eine gesunde Tochter. Sie verehrte künftighin das Bild mit der größten Andacht. Nach ihrem Tode wurde es das kostbarste Kleinod der Tochter. Als nach 18 Jahren der Missionar wieder in dieselbe Gegend kam, zeigte ihm die Tochter das Bild und pries des Thaumaturgen Kraft, dem sie ihr Dasein verdanke (Jülich-Bergische Mission 1759).

*

Wir haben gesehen: Alle Ignatius-Sakramentalia und ihre Anwendung gehen im Grunde auf die Macht zurück, die man dem Heiligen über Hexen und böse Geister beilegte. Die bestehende Not in Zusammenhang mit der Propaganda des Ordens klammerten das Volk an diese mystischen Mittel. Nicht aber ist, wie einst Franz von Assissi, Ignatius deshalb in das Herz und das Gemüt des Volkes tiefer eingedrungen. Sein später nüchterner Sinn ließ den großen Organisator auch weniger zum Volksheiligen geeignet erscheinen. Heute ist im Volke kaum eine Erinnerung an ihn und an die Mystica geblieben, die sein Orden an ihn knüpfte. Die geistige Einstellung ist anders geworden. Aus diesem Grunde hat der Jesuitenorden nach seiner Erneuerung stillschweigend seine einst bedeutungsvollen ignatianischen Spezialmittel in der Seelsorge fallen gelassen.

Digitized by Google

# Franziskaner aus der Kölnischen Provinz in Heidelberg.

Von

**Patricius Schlager.**

In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts erhob sich die Kölnische Franziskanerprovinz[1] nach einer längeren Zeit des Niedergangs zu neuer Blüte, hauptsächlich infolge der Tätigkeit zweier hervorragender Patres, Nikolaus Vigerius[2] und Josef Bergaigne[3]. Zahlreiche seeleneifrige Mitglieder schlossen sich ihr an; fast verfallene Klöster erwachten zu neuem Leben, neue Niederlassungen wurden gegründet. Bald bot sich der Provinz sogar die Möglichkeit, die ihr im Mittelalter gesteckten Grenzen zu überschreiten und früher im Gebiet anderer Provinzen gelegene Häuser zu gewinnen.

Zuerst übertrug P. Nikolaus Vigerius mehrere von ihm noch als Weltpriester ins Leben gerufene Missionsstationen in den Niederlanden den Franziskanern[4]. Man hielt auch Ausschau in anderen nordischen Ländern; aber die Aussichten, dort festen Fuß fassen zu können, waren noch geringer als im Osten Deutschlands, und man hätte mit Sicherheit damit rechnen müssen, bald in neue Kämpfe verwickelt zu werden. Viel eher durfte man an eine Ausbreitung der Provinz nach dem Süden denken. Bereits im Jahre 1612 war es gelungen, in Mainz eine Niederlassung zu gründen[5], und von dort eröffnete sich bald ein gangbarer Weg nach der Pfalz[6], 1620 nach Kreuznach[7] und zwei Jahre später nach Heidelberg.

In Heidelberg bestand schon im Mittelalter ein Franziskaner-

---

[1] Vgl. meine Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter (Köln 1904) (= SM.); meine Geschichte der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Reformationszeitalter (Regensburg 1909) (= SR.).

[2] Vgl. meine Aufsätze über ihn in Historisch-Politischen Blättern CXXXVI (1905) 717—733; 802—815; Franziskanische Studien (= FS.) XV (1928) 1—24.

[3] AHVN. 82 (1907) 78—80; SR. 194, 196 f., 204 f.

[4] FS. XV 19 f.

[5] SR. 192—194.

[6] Vgl. meinen Aufsatz zur Geschichte der Franziskaner in der Pfalz während der Neuzeit in FS. XIV (1927) 169—188.

[7] FS. XIV 170—180.

Digitized by Google

kloster. Aus Mangel an Urkunden[8] läßt sich aber die Zeit seiner Gründung nicht mehr bestimmen; auf Grund alter Zeugnisse berichtet allerdings die Chronik[9], daß schon 1245 Franziskaner in Heidelberg weilten, und ihnen damals die Erlaubnis gewährt wurde, ungehindert von ihrer Wohnstätte zum Neckar hinabzugehen. Dieser Nachricht widerspricht nicht die gewöhnliche Annahme, daß sie 1248 einen Bauplatz erhalten hätten[10], da sie ja auch in anderen Städten ihre erste Wohnstätte später aufgegeben haben. Dies Grundstück, ein Geschenk des Edlen Herbrand von Neckarau, lag außerhalb der Stadt auf der rechten Seite des Neckar am Fuße des ursprünglich dem Patriarchen Abraham geweihten „heiligen Berges". Daran erinnert das Siegel des Konvents. Es stellt Abraham in dem Augenblick dar, wo er mit gezücktem Messer seinen Sohn Isaak opfern will[11]. Mehrere Bischöfe verliehen Ablässe für die Wohltäter von Kirche und Kloster[12], und der Pfalzgraf Ludwig nahm 1286 und 1289 die Brüder unter seinen besonderen Schutz[13].

Da das Kloster infolge seiner ungeschützten Lage allen Fährlichkeiten ausgesetzt war, wurde es in der Fehde Ludwigs des Bayern gegen seinen mit Friedrich von Österreich verbündeten Bruder Rudolf wieder hart mitgenommen, und daher gab Papst Johannes XXII. 1320 in einem an den Bischof von Chur gerichteten Schreiben[14] die Erlaubnis, es in die Stadt zu verlegen, und die

[8] F. Wundt, Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg (Mannheim 1805) 181; Adolf Koch, Die frühesten Niederlassungen der Minoriten im Rheingebiete und ihre Wirkungen auf das kirchliche und politische Leben (Leipzig 1881) 24.

[9] Köln. Historisches Archiv Hs. Geistl. Abtlg. 199 (= C.): Annales Ministrorum Provincialium ordinis fratrum Minorum Prov. Coloniae a prima origine eiusdem usque ad praesens tempus cum elencho omnium conventuum 1659 a me Fr. Adamo Burvenich, Provinciae Chronographo conscripti, 623.

[10] Fortunatus Hueber, Dreyfache Cronickh von dem dreyfachen Orden des H. Seraphischen Ordens-Stiffters Francisci (München 1686) 52; Konrad Eubel, Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz (Würzburg 1886) 10, 209.

[11] C. 623. [12] C. 623 f.; Eubel 209; AHVN. 64 (1897) 337, 16, 17.

[13] Düsseldorf. Bibliotheca Binterim in der Landes- und Stadtbibliothek Hs. Fol. 2, tom. 1a: Annales Provinciae Coloniae ordinis fratrum Minorum Regularis Observantiae, nunc Recollectorum ab exordio ordinis usque ad annum 1658 per me Fr. Adamum Burvenich, Chronographum, conscripti, 43 f.; C. 629; AHVN. 64, 337, 20.

[14] Vgl. mein Necrologium Provinciae Argentinae Fratrum Minorum Observantium in Analecta Franciscana edita a Patribus Collegii S. Bonaventurae (= AF.). Ad Claras Aquas (Quaracchi) VI (1917), 266; Bullarium Franciscanum. Rom V (1898) 395.

Digitized by Google

Herzogin von Bayern, Mechtildis von Nassau, die Mutter Ruprechts I. (1353—1390), schenkte das Grundstück[15]. Bischof Siegfried erteilte nun dem Guardian Walther und dem Lektor Rudolf im Mainzer Kloster den Auftrag, das alte Haus abzubrechen und Holz und Steine davon zum Neubau zu verwenden[16]. Er lag am Fuße des Schloßberges in der Nähe des Karlsplatzes; er war aber nur klein, und erst Elisabeth von Namur, die Gemahlin Ruprechts II. (1390 bis 1398), vergrößerte und vollendete 1376 den Bau. Als sie am 29. März 1382 starb, wurde sie im Chor der Kirche beerdigt[17], ihr Wappen aber über der Pforte des Klosters angebracht[18].

Auch die Gemahlin Ludwigs III. (1410—1436) brachte den Söhnen des hl. Franziskus große Verehrung entgegen; sie hatte aber eine besondere Zuneigung zu den Observanten[19], die sie als savoyische Prinzessin am elterlichen Hofe zu Beichtvätern gehabt hatte. Da die Heidelberger Franziskaner Konventualen der Straßburger Provinz [20] waren, bewog sie ihren Gemahl, aus ihrer Heimat, der Provinz Touraine[21], Ordensmänner nach ihrem Herzen zu berufen, und wahrscheinlich trafen die ersten 1421 in der Pfalz ein[22]. Zugleich sprach der Kurfürst dem Provinzial P. Jodokus Langenberg[23] den Wunsch aus, es möchte der Heidelberger Konvent reformiert und mit Observanten besetzt werden. Dieser versprach auch, eifrige Brüder, die ein Leben in strenger Beobachtung der Regel führten, dorthin zu schicken. Doch bald zeigte es sich, daß ein Zusammenleben von reformierten und nichtreformierten Brüdern unmöglich war, und so beschlossen die Observanten, wieder zurückzukehren. Ludwig aber bestimmte sie, noch einmal einen Versuch zu machen[24]. Auf seine Bitte hin ordnete Papst

[15] AF. VI 266 f.
[16] Annales Ia 56.
[17] Annales Ia 419; Eubel 209.
[18] Düsseldorf. Bibliotheca Binterim. Hs. Fol.: Kopialbuch der kölnischen Franziskanerprovinz III Nr. 22a; C. 629.
[19] Über die Einführung der Observanz in der kölnischen Provinz vgl. SM. 75 bis 104.
[20] Vgl. Eubel 38—63.
[21] Vgl. FS. II 359—368.
[22] Annales Ia 77.
[23] Eubel 63, 165.
[24] Vgl. P. Minges, Geschichte der Franzikaner in Bayern (München 1896) 44—46, 58.

Digitized by Google

Martin V. am 11. November 1425 eine Visitation und Reformation in Heidelberg an[25]. Da der Provinzial öfters Brüder von Heidelberg versetzte, verbot er am 21. August 1426, reformierte Brüder von dort zu entfernen oder nichtreformierte dorthin zu senden[26], und schließlich gestattete er den Observanten am 8. August 1427, aus den Ihrigen eigene Vikare zu erwählen[27], und am 8. Januar 1428, einen eigenen Visitator zu ernennen[28]. Damit waren sie tatsächlich fast unabhängig vom Provinzial geworden; zur vollständigen Begründung eines Observantenvikariates fehlte nur noch die Verzichtleistung auf die festen Einnahmen. Sie leiteten sie auch sofort in die Wege. Die Besitztitel und Rentenverzeichnisse übergaben sie Ludwig III., und er übertrug, wie aus einer Urkunde vom 10. August 1428 sich ergibt[29], eine 1407 für das Franziskanerkloster gestiftete ewige heilige Messe auf das Augustinerkloster, weil jetzt nach der Reform es nicht mehr erlaubt war, jährliche Zinsen zu besitzen. Mit der vollständigen Durchführung wurde der Dekan der Heilig-Geist-Kirche in Heidelberg Heyso Krewel betraut, und am 15. Juli 1435 ließ er die Klostergüter der Kirche St. Peter und dem Augustinerkloster überweisen[30].

Das Heidelberger Kloster kam 1517 auf dem Kapitel zu München an die Kustodie Schwaben. Durch den in ihm herrschenden guten Ordensgeist war es bald Vorbild für andere geworden und gewann deren mehrere für die Reform. So bildete es gleichsam den Ausgangspunkt für die ganze bayerische und vielleicht auch für die sächsische[31] Observantenprovinz. In der Entwicklung der Observanz hatte es dadurch noch eine besondere Bedeutung erlangt, daß

[25] Bullarium VII (1904) 1679: „Admonet nos."

[26] Lucas Wadding, Annales Minorum seu trium ordinum a S. Francisco institutorum. Editio II. Rom X 96; Bullarium VII 1727: „Via fidelium"; Annales Ia 79 f. Danach erlaubte der Kardinallegat von Deutschland, Ungarn und Böhmen, Heinrich von Beaufort, am 8. Januar 1427 in Heidelberg dem Guardian des dortigen Franziskanerklosters, Kleriker und Laien zum Probekleid und zur Profession anzunehmen; vgl. AHVN. 64, 340, 66a, wo das Jahr 1425 angegeben ist.

[27] Bullarium VII 1783: „Ad statum"; Annales Ia 80.

[28] AHVN. 64, 340, 68.

[29] R. Sillib, Zur Geschichte des Augustinerklosters in Heidelberg. Urkunden und Akten herausgegeben und mit einer Einleitung versehen. O. O. und J.

[30] Kopialbuch III Nr. 22b; Eubel 275; Sillib 84, 85, 87, 88.

[31] Jedenfalls hat der päpstliche Legat Heinrich von Beaufort am 9. Januar 1428 von Heidelberg aus die Einführung der Observanz in Brandenburg a. d. Havel, dem ersten reformierten Kloster in der sächsischen Franziskanerprovinz, bestätigt; vgl. L. Lemmens, Provinzvikare in Beiträge zur Geschichte der sächsischen Ordensprovinz vom heiligen Kreuze III (1910) 69 f.

Digitized by Google

dort unter dem soeben zum Provinzvikar gewählten P. Kaspar Schatzgeyer[32] eine durchgreifende Redaktion der Observantenstatuten vorgenommen wurde. Danach sollten jeden Tag zwei Betrachtungen gehalten, strenges Stillschweigen im Schlafsaal und im „Concionatorium"[33] beobachtet, für die verstorbenen Mitbrüder am Sterbe- und Begräbnistag sowie am 7. und 30. Tag eine Seelenmesse gesungen, und die Kommunion nur mit bloßen Füßen empfangen werden. Ferner wurde verboten, ohne Zustimmung des Provinzvikars an einem Kloster bauliche Veränderungen vorzunehmen, ohne Wissen der Brüder das Konventsiegel zu gebrauchen, zinnerne Gefäße zu benutzen, kostbare Paramente und silberne oder goldene Kirchengeräte anzunehmen, neue Zeremonien einzuführen, auf der Kanzel ungewöhnliche Gesten zu machen oder Bilder vorzuzeigen[34].

Wie natürlich, stellten sich auch die Heidelberger Franziskaner in der gegen Ende des Mittelalters so viel erörterten Streitfrage inbetreff der unbefleckten Empfängnis der Muttergottes auf die Seite ihres gefeierten Ordensbruders Duns Skotus. Als sie aber für den 18. Juni 1501 zu einer Disputation darüber Einladungen hatten ergehen lassen, forderte der Kurfürst Philipp am 16. den Rektor der Universität auf, allen Studenten die Teilnahme daran unter Androhung einer Strafe von 6 Gulden zu untersagen[35]. Wenige Jahre später nahm der Heidelberger Guardian Jakob Brunlyn[36] den Kampf gegen ihren größten Gegner in dieser Frage, den Frankfurter Dominikaner Wigandus Wirt, wieder auf, und es gelang ihm, ihn zum Widerruf zu zwingen; ja, er trieb ihn so sehr in die Enge, daß er am 24. Februar 1513 während des öffentlichen Gottesdienstes in der Heilig-Geist-Kirche seine Irrtümer zurücknahm und wegen seiner heftigen Angriffe um Verzeihung bat[37].

Von anderen hervorragenden Männern, die im Heidelberger Kloster lebten und wirkten, seien genannt die beiden Provinzvikare und Vorkämpfer für die Observanz P. Nikolaus Caroli[38] und P. Johannes von Lohr[39] sowie der 1514 verstorbene P. Franz Wiler.

[32] AF. VI 290; vgl. N. Paulus, Kaspar Schatzgeyer (Freiburg 1898).
[33] „Studienssaal." [34] Annales Ia 208.
[35] Kopialbuch III 22d; AF. II 526; FS. XIV 321.
[36] AF. II 552, 554, 561; VI 267.
[37] Vgl. meinen Aufsatz: Verehrung der Unbefleckten Empfängnis in den Rheinlanden in Pastor bonus XVI (1904) 352—359.
[38] AF. VI 289; Minges 44—46, 58. [39] AF. VI 289.

Digitized by Google

„berühmt als Prediger und Gelehrter ersten Ranges", ein ausgezeichneter Kenner der Werke des hl. Augustinus[40].

Als die neue Zeit hereinbrach, kamen auch für die Heidelberger Franziskaner schwere Kämpfe. Mannhaft traten sie zwar 1522 dem schwäbischen Reformator Johannes Brens entgegen[41]; doch auf die Dauer blieb alles Kämpfen vergebens. Ihre Reihen lichteten sich immer mehr. Schon 1550 stürmten Studenten das Kloster[42], und als 1556 der Kurfürst Otto Heinrich zur Regierung gelangte, wurde es aufgehoben. Der letzte Guardian P. Johannes Baum bat schriftlich für sich und seine Ordensbrüder um die Erlaubnis, im Kloster bleiben zu dürfen bis an ihr Ende, erklärte aber zugleich auch entschieden, sie würden ihre Gelübde nicht brechen und sich nicht zu einer anderen Religion zwingen lassen. Statt aller Antwort erschien am 1. August ein Beamter, um sie mit Gewalt aus der Stadt zu vertreiben. Als der alte Guardian etwas zögerte, das Haus, in dem er Gott so lange Zeit gedient, zu verlassen, soll er schmählich mißhandelt und zum Fenster hinausgeworfen worden sein[43].

In das leer stehende Kloster wurde 1565 das wenige Jahre vorher gegründete Pädagogium verlegt[44].

Wie in andern Städten, so wählten auch in Heidelberg hervorragende Persönlichkeiten ihr Grab in der Franziskanerkirche, und manchen Wohltätern wurde ein solches als besondere Gunst, als ein Zeichen des Dankes gewährt. So ruht in der von ihm gestifteten Muttergotteskapelle Friedrich I., der Siegreiche[45]; daneben fand seine letzte Ruhestätte der am 28. Oktober 1485 verstorbene Rudolf Agricola, bekanntlich einer der ersten Vertreter des älteren Humanismus[46].

---

[40] AF. VI 267; Minges 65. [41] Annales Ia 322.

[42] Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes VII (Freiburg 1893) 199.

[43] Annales Ia 417 f.; Kopialbuch III 22c; Gaudentius (Guggenbichler), Der Protestantismus und die Franziskaner (Bozen 1882) 329.

[44] Johann Friedrich Hautz, Geschichte des Pädagogiums zu Heidelberg (Heidelberg 1855) 2.

[45] Auf dem Grabmal heißt es von ihm: „Salus patriae, praedonum fulmen, tres illustres hostes vicit, principatum auxit et pie vivis excessit"; Annales Ia 419.

[46] Auf dem Denkmal standen die bekannten Verse des Patriarchen von Venedig Hermolaus Barbarus:

„Invida clauserunt hoc marmore fata Rudolphum
Agricolam Frisii spemque decusque soli
Scilicet hoc vivo meruit Germania laudis,
Quicquid habet Latium, Graecia quicquid habet."

Annales Ia 419.

Digitized by Google

Es sollte mehr als 60 Jahre dauern, bis die Franziskaner wieder zurückkehren durften.

Am 16. September 1622 hatte Tilly Heidelberg erobert, und schon zwei Tage nachher sandte der rührige Guardian von Mainz P. Theodor Rheinfeld[47] seinen Vikar P. Heinrich Pagendarm, gewöhnlich Wiedenbrück genannt, in das bayerische Lager, um die Zurückerstattung des Klosters zu erbitten. Und wirklich führte der Feldmarschall selbst den P. Heinrich, dem sich unterdessen noch der Provinzial P. Johannes Schwering[48] und P. Hubert Ventsch[49] angeschlossen hatten, am 29. September in das alte Kloster ein. Unterdes waren aus dem Refektorium, dem Kapitelsaal, den Werkstätten Schulzimmer geworden, und in den Zellen wohnten Schüler und Professoren; doch die Neuangekommenen fanden bald ein Plätzchen. Um aber die Kirche wieder instand zu setzen, bedurften sie die Hilfe guter Menschen. Alle Altäre waren daraus entfernt, und das Chor, das zu Redeübungen und Theateraufführungen gedient, war durch eine Bretterwand abgetrennt. Das Schiff gebrauchte man für den kalvinischen Gottesdienst und die Sakristei verwendete man als kurfürstliche Registratur[50]. In ihrer Not fanden sie besonders tatkräftige Unterstützung beim Kurfürsten Maximilian I. von Bayern (1622—1651). Er sorgte nicht bloß für die notwendigen Lebensmittel, sondern schenkte auch mehrere Paramente[51]. Der Wormser Domdekan Heinrich von Metternich trug die Kosten für die Wiederherstellung des Chores und schenkte dafür zugleich einen mit einem Bild des Heilandes geschmückten Altar. Einen mächtigen Hochaltar stiftete der kur-

[47] Provinzial von 1624—1627 und 1633—1637; vgl. FS. XIV 171, 173.

[48] Provinzial 1622—1624; vgl. AHVN. 82, 78, wo jedoch die Zahlen unrichtig angegeben sind.

[49] Er war 1592 in Luxemburg geboren und 1616 in den Orden getreten, machte sich sehr verdient um die Wiedererweckung katholischen Lebens in der Pfalz.

[50] Annales 14, 420.

[51] Im Memorienbuch des Klosters (Kopialbuch III No. 22a) heißt es: „Habeatur memoria serenissimi Principis ac Domini Maximiliani utriusque Bavariae Ducis, qui ob desolatum et afflictum huius patriae et civitatis post violentam expugnationem statum, cum fratres ad sustentationem habere necessaria non possent, hoc anno 1624 suis in Heidelbergensi regimine deputatis, commissariis ac consiliariis mandavit, ut tredecim fratribus de omnibus nostris, quae per emendicationem quotidianam habere non possent, ex reditibus ecclesiasticis providerent, quod cum in hoc usque tempus liberalissime Princeps pro suo in ordinem nostrum affectu abunde praestet, iustissimum est, ut nulla ratione nostras preces et sacrificia desiderari patiamur."

Digitized by Google

fürstliche Rat Georg Friedrich Iselbach zur Erinnerung an seine am 19. Januar 1627 verstorbene Gattin Maria Magdalena Vestin. Einen dritten Altar schenkte der Rat Kaspar Stolzenkamp 1628 zu Ehren der Muttergottes, einen weiteren die Gattin des Mannheimer Gouverneurs Graf von Geraldin zu Ehren des hl. Laurentius und der fünf heiligen marokkanischen Märtyrer. In der Muttergotteskapelle standen ein Altar zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariens und ihm gegenüber ein anderer zu Ehren des heiligen Sebastian, der eine Stiftung des Heidelberger Amtmanns Joachim Sutoris war. Er wurde 1647 geistlicher Vater. Einen besonderen Schmuck der Kirche bildeten zwei 1641 von Sebastian Reuter geschenkte Statuen des Heilandes und der schmerzhaften Mutter. Sie wurden sehr viel verehrt, und zahlreiche Votivtäfelchen bei ihnen angebracht. Während des Hochamtes und der feierlichen Komplet brannten vor den Statuen vier Kerzen[52].

Schon am 17. November wurde die Residenz wieder zum Konvent erhoben, und das Generalkapitel zu Rom 1625 sprach ihn der kölnischen Provinz zu[53].

Doch bereits 1633 mußten die Franziskaner die Stadt wieder verlassen. Sie begaben sich nach Köln, aber, um nicht den heranrückenden Schweden in die Hände zu fallen, auf dem weiten Umweg über Metz. Als nach der Schlacht bei Nördlingen die Bayern die Stadt besetzten, durften sie zurückkehren und zogen im Juli 1635 wieder ein. Freilich nur für kurze Zeit, da durch den Westfälischen Frieden die Pfalz und alle Klostergüter dem Kurfürsten Karl Ludwig zufielen. In Heidelberg wurde Freiherr von Metternich, der große Wohltäter der Franziskaner, zum Kommissar des Kaisers und des Herzogs für die Durchführung der Friedensbedingungen ernannt. In aller Freundschaft bat er den Guardian zweimal, sich den Anordnungen des Kaisers und den Bestimmungen des Vertrages, daß die Ordensleute abziehen müßten, nicht zu widersetzen, damit er sie nicht mit Gewalt vertreiben müsse. Dieser zögerte anfangs; erst als er die schriftliche Erklärung erhalten, daß er nicht freiwillig das Kloster aufgebe und es auch nicht wegen eines Vergehens verlassen müsse, zog er am 15. Oktober 1649 mit

[52] Kopialbuch III 22a; C. 631 f.

[53] Düsseldorf, Bibliotheca Binterim Hs. 4: Fortunatus Herpers, Descriptio brevis ortus et progressus Provinciae Coloniae fratrum ordinis Minorum Recollectorum, 50 f.

Digitized by Google

den Seinen ab, nachdem er schon vorher einen großen Teil des Hausrates, der Bibliothek und der kirchlichen Geräte an andere Klöster geschickt hatte[54]. So erhielt Bonn eine sehr schöne silberne Monstranz, drei Gemälde, den Heiland am Kreuz, die Muttergottes und den hl. Johannes darstellend, und eine kunstvolle, kostbare Orgel nur aus Holzpfeifen, die früher im Besitze einer Kurfürstin von der Pfalz gewesen sein soll[55].

Im Jahre 1685 durften die Ordensleute wieder in die übrige Pfalz zurückkehren; nur Heidelberg blieb ihnen zunächst noch wegen des Widerstandes der Protestanten verschlossen. Als jedoch 1693 die Franzosen die Stadt zum zweiten Male erobert hatten, kamen bald einige Franziskaner mit stillschweigender Einwilligung des Kurfürsten, ohne Aufsehen zu machen, in die Stadt zurück. Zwar war der größte Teil von Kirche und Kloster bei der Belagerung in Flammen aufgegangen, aber sie richteten sich in den Mauerresten, wo auch schon vertriebene Hugenotten ein Unterkommen gesucht, mit Hilfe von Strohdächern, so gut als möglich, ein und begannen am 22. September 1698 unter dem Präses P. Mauritius Schrembgen[56] ein klösterliches Leben. Sie kauften noch einen anstoßenden Platz und fingen sogleich mit einem Neubau an. Da alle Mittel fehlten, mußte die Provinz die Kosten tragen, und auch der Kurfürst steuerte etwas bei. Zuerst wurde die Sakristei vollendet, und am 1. November 1699 konnte man darin die erste heilige Messe lesen. In den folgenden Jahren wurde das Chor ausgebaut und drei Flügel angefügt, so daß das Ganze ein Rechteck bildete. Wann die Kirche fertig wurde, läßt sich nicht mehr feststellen, sicher nicht vor 1713.

Öfters ist die Rede von zwei Kapellen, einer Anna- und einer Lorettokapelle. Diese lag im Garten nach der Straße, dem „Kalten Tale" hin. Hier fand täglich eine Muttergottesandacht statt, und hier stand auch ein viel verehrtes Muttergottesbild. Darunter war eine Gruft, die gern als letzte Ruhestätte gewählt wurde. Sie muß ziemlich groß gewesen sein, da nicht selten im Jahre sechs Beisetzungen dort erwähnt werden. Ein Totenkeller für die Ordensleute wurde 1766 an der Pforte angelegt. Der Guardian P. Joseph

[54] Annales Ia 646.

[55] Werl, Archiv der sächs. Provinz Hs.: Memorabilia Conventus Bonnensis, 10.

[56] Lektor der Philosophie und Theologie in Köln, Aachen, Mainz und Heidelberg, verfaßte mehrere aszetische Schriften.

Digitized by Google

Kuckeisen[57] ließ 1755 das Chor mit Bildern aus dem Leben des hl. Franziskus ausmalen; an dem Gewölbe wurde die Geschichte des Portiunkulaablasses dargestellt, an einer Seitenwand die Stigmatisation.

Über die letzten Schicksale des Klosters sind wir nicht unterrichtet, da von 1785 ab die Berichte an das Kapitel fehlen. Jedenfalls wurde es wie alle andern 1802 aufgehoben; doch durften die Ordensleute darin unter einem Oberen wohnen bleiben und auch in der Seelsorge aushelfen „für vorübergehende Bedürfnisfälle, welche durch Krankheiten der ordentlichen Seelsorger, besondern Zulauf an Festtagen herbeigeführt werden"[58].

Die Aufgabe der Franziskaner bestand von Anfang an, auch in Heidelberg, nebst der Selbstheiligung in der Ausübung der Seelsorge durch Predigt und Spendung des Bußsakramentes, und als die Patres der Kölnischen Provinz eingezogen waren, setzten sie diese seelsorgliche Tätigkeit fort. An Sonn- und Festtagen predigten sie morgens; nachmittags hielten sie Katechese, und da P. Heinrich Pagendarm ein hervorragender Prediger war, fanden sich bald viele Zuhörer ein.

Mit welchem Erfolge sie ihre Aufgabe sowohl in der Stadt als auch in der Umgegend erfüllten, beweisen mehrere Zeugnisse aus jener Zeit. So erklärten am 6. Juli 1627 in einem amtlichen Schriftstück im Namen des Kurfürsten und Herzogs Maximilian der Statthalter von Heidelberg Heinrich von Metternich, der Kanzleidirektor Georg Friedrich Iselbach und die beiden Regierungsräte Wilhelm Achen und Kaspar Stolzenkampf, daß die Franziskaner seit ihrer Rückkehr mit allen Kräften sich bemühten, die Bewohner von Stadt und Land in der Unterpfalz diesseits des Rheines für den wahren Glauben zu gewinnen; daß sie durch ihr vorbildliches Leben allen voranleuchteten, das Chorgebet gewissenhaft Tag und Nacht verrichteten, an Sonn- und Feiertagen das Volk durch gute Predigten erbauten. Auch hielten sie Gottesdienst in Ladenburg und Neuburg und in anderen Pfarreien, unterstützten die Pfarrer und arbeiteten ohne Unterlaß am Heile der Seelen. Sie seien unermüdlich tätig und hätten auch schon schöne Erfolge erzielt. Viele Kal-

[57] Lektor der Philosophie und Theologie in Köln und Aachen, Novizenmeister in Andernach, Guardian in Köln und Heidelberg 1754—1757 und 1760—1763.

[58] Viertes Organisations-Edikt, Karlsruhe, den 14. Februar 1803, 21.

Digitized by Google

vinisten seien zur Kirche zurückgekehrt; es sei zu hoffen, daß andere ihnen nachfolgten, und so die ganze Pfalz, so weit sie für sie in Betracht käme, den Irrtum aufgebe und sich der einen Kirche anschließe[59].

Durch ein ähnliches Zeugnis bestätigt der Kellner Christmann Huber in Schwetzingen, daß der größte Teil von Schwetzingen, Oftersheim und Plankstadt durch die Bemühungen der Franziskaner zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei[60]. Für die beiden Jahre 1627 und 1628 meldeten Schriftstücke aus Feudenheim, Neckargemünd, Ladenburg, Neckarshausen, Ziegelhausen und aus dem Amt Dilsberg von 1447 Konvertiten[61]. Aus der Zeit vom 5. bis zum 8. Juli 1638 besitzen wir Zeugnisse von der bayerischen Regierung in Heidelberg, dem Amte Dilsberg und aus Schwetzingen über die Tätigkeit der Franziskaner als Pfarrer verschiedener Gemeinden; es wird besonders hervorgehoben, daß sie sich um deren Verwaltung große Verdienste erwarben[62].

Bald nach der Rückkehr übernahmen sie wieder die Seelsorge in mehreren Gemeinden, und als das „Simultaneum" 1706 aufgehoben wurde und an manchen Orten die Katholiken ihre Kirchen verloren, sorgten sie väterlich für deren religiöse Bedürfnisse. Besonders oft begegnen sie uns in Leimen, Wieblingen, Nußloch, Sandhausen, Rohrbach und Peterstal. Im Jahre 1765 übertrug ihnen der Bischof von Würzburg die Pfarrei Wiesenbach mit zwei Filialen, und kurz vor der Aufhebung waren sie außerdem noch in Mauer tätig.

Als ein sehr wirksames Mittel zur Vertiefung des religiösen Lebens erwiesen sich auch in Heidelberg die Bruderschaften. Zuerst wurde die „Gürtelbruderschaft"[63] oder, wie sie 1748 heißt, die „Fünf-Wunden-Bruderschaft" eingeführt. Die Bruderschaft von der „Unbefleckten Empfängnis"[64] wird 1737 zum ersten Male erwähnt; fünf Jahre später wurde die „Antoniusbruderschaft" mit Genehmigung des Wormser Generalvikariates errichtet. An Bruderschaftssonntagen waren die zahlreichen Mitglieder zum Sakra-

[59] Annales Ia 473 f.; Joannes Matare, Iter quartae diei, id est: Continuatio tripartiti Dialogi chronologo-charitativi anno 1743 editi. (Coloniae 1753), 249—251.
[60] Matare 273 f.
[61] C. 629 f.
[62] Annales Ia 565.
[63] Vgl. SR. 285 f.
[64] Vgl. Pastor bonus XVI 356—359.

Digitized by Google

mentenempfang und zur Teilnahme an Prozession und Predigt verpflichtet.

Vielen Anklang fanden auch stets die Fastenpredigten an den Dienstagen und Freitagen der Fastenzeit. Im Durchschnitt wurden in der Klosterkirche jährlich 173 Predigten gehalten; dazu kamen noch etwa 50 Katechesen. Kommunionen wurden ausgeteilt 1710: 1230; 1723—1725: 16 000; 1726: 6000; 1730: 10 000; 1760: 9000; 1784: 10 500.

Besonders feierlich wurde immer Portiunkula begangen. Zur Gewinnung des Ablasses strömten meist viele Menschen zusammen, und man hatte schließlich die Erlaubnis erlangt, durch die benachbarten Straßen eine Prozession zu veranstalten. Gewöhnlich hielten fremde Geistliche Hochamt und Predigt, so 1707 der Karmeliterprior von Hirschhorn.

Im Jahre 1711 nahm der Guardian Georg Baussumer[65] die Weihe einer Glocke vor[66]. Er hatte es vorher bekanntgemacht, und da seit 200 Jahren in Heidelberg eine solche Feier nicht mehr gewesen, kamen so viele Leute zusammen, daß Soldaten die Ordnung aufrechterhalten mußten. Als Paten hatte er mehrere Wohltäter des Klosters eingeladen, so den Freiherrn Franz Kaspar von Hillersheim und die Gräfin Maria Walburgis von Wieser.

Zur Heranbildung der jungen Kleriker für die Seelsorge gab es frühzeitig in den Hauptklöstern eigene Studienanstalten, Partikularstudien. Im Anfang des 15. Jahrhunderts jedoch bestand in Heidelberg ein Generalstudium, und wir wissen, daß es auch außerhalb des Ordens nicht geringes Ansehen genoß[67].

Natürlich konnten die Patres der Kölnischen Provinz in ihrer bedrängten Lage nicht daran denken, ein solches „studium generale"

[65] Er war 1670 in Mainz geboren, von 1694—1705 Lektor in Köln, Beurig, Koblenz, Düsseldorf, dann Guardian in Heidelberg und Bischofshomburg. Unter seinen Schriften verdient besondere Erwähnung: „Catechismus oder Kurtzer Underricht algemeiner christlicher Lehr, darinnen der Reformirter Heidelberger Catechismus nach seiner eigentlichen weiß in erklär- und bestättigung der frag und andtwordtung also geprüfet wird, daß alles, waß der algemeiner christlichen Lehr gemäß, behalten, jehnes aber, waß dieser Lehr zuwider, verworfen undt ahn deßen statt die wahre Lehr Christi gesetzt und mit Zeugnuß der göttlichen H. Schrift bewiesen wird." Düsseldorf 1709.

[66] Sie war dem heiligen Michael geweiht und trug als Inschrift das Chronogramm: Pulsabo Triadi pariter Michaelis honori (1711). Eine Glocke aus dem Jahre 1445 in der Franziskanerkirche hatte die Inschrift: Rex gloriae, Christe, veni cum pace!

[67] AF. II 285.



Digitized by Google

einzurichten; aber auf ein Hausstudium wollten sie doch nicht verzichten, und bereits 1628 wurde P. Adam Bürvenich zum Lektor der Theologie in Heidelberg ernannt[68]. Nach der Rückkehr zögerte jedoch die Provinzleitung mit der Wiedereröffnung, vermutlich, weil nicht allzuweit von Heidelberg, nämlich in Beurig, Mainz und Koblenz, Studienhäuser bestanden. Erst 1728 wurden philosophische Vorlesungen gehalten von P. Joseph Kuckeisen[69] und P. Engelbert Müller[70]. Im Jahre 1743 trat dafür Unterricht in der Moral unter den beiden Lektoren P. Joseph Netzen[71] und P. Laurentius Brückmann[72], 1755 Dogmatik unter P. Joseph Hochheimer, der 1760 zugleich auch Vorlesungen über die Heilige Schrift übernahm[73].

Verhältnismäßig selten liest man von Beziehungen des Klosters zur Universität[74]. So berieten im Kloster wenige Wochen nach deren Gründung, am 22. November 1386, Rektor und Professoren über die Anlegung eines Matrikelbuches und brachten die Redaktion der Universitätsstatuten zum Abschluß[75]. Öfter fand die Wahl des Rektors bei den Franziskanern statt; aber nur in außergewöhnlichen Fällen ließen sie sich immatrikulieren, und nur sehr vereinzelt übernahmen sie eine Professur. Ohne Zweifel der berühmteste unter ihnen war der Orientalist Sebastian Münster, der 1524—1526 in der Artistenfakultät Professor der hebräischen Sprache war. Von da ging er nach Basel, wo er vom Glauben abfiel[76].

[68] Er war 1603 in Düren geboren, starb 1676 in Koblenz als Provinzchronist (seit 1654), gründete das Kloster zu Tauberbischofsheim, Oberer in Mainz, Brühl, Koblenz, Beurig, aszetischer Schriftsteller, hinterließ handschriftlich wertvolle Chroniken, so die beiden ersten Bände der Annales Provinciae Coloniae, Annales Provinciae Thuringiae (in der Binterimschen Bibliothek zu Düsseldorf), Annales Ministrorum Provincialium Provinciae Coloniae (im historischen Archiv der Stadt Köln), Annales Fratrum Minorum conventus Miltenbergensis (im Provinzarchiv der bayerischen Franziskanerprovinz zu München).

[69] Siehe oben Anm. 57.

[70] Aus Köln, Lektor der Philosophie in Heidelberg (1728—1730) und der Theologie in Bonn, Koblenz und Aachen.

[71] Provinzial 1763—1766, 1772—1775, 1781—1784.

[72] Provinzial 1766—1769, 1775—1778.

[73] Aus Flörsheim, Lektor der Philosophie und Theologie in Düsseldorf, Mainz, Heidelberg (1755—1763), Guardian in Kaiserslautern und Mainz, Professor der Exegese an der Universität in Heidelberg 1775 bis zu seinem Tode am 13. Dezember 1778.

[74] Vgl. FS. XIV 314—318.

[75] Gustav Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg I (Heidelberg 1884) V.

[76] FS. XIV 317 f.

Digitized by Google

Auch aus der kölnischen Provinz wurden nur wenige in Heidelberg immatrikuliert, und zwar erst dann, als der Kurfürst Karl Theodor bei der Vermehrung der Lehrstühle in der theologischen Fakultät 1775 neben andern Ordensleuten auch Franziskaner als Professoren an die Universität berief.

Wir begegnen folgenden Namen:

1. Fr. Arsenius Daub (1782)[77], später Lektor der Philosophie in Kempen, der orientalischen Sprachen in Heidelberg und Koblenz, 1793—1800 ordentlicher Professor der Theologie an der königlichen Akademie zu Emmerich;
2. Fr. Ilbertus Momm, Kleriker (1782), später Lektor der Philosophie und Theologie in Neuß und Köln, 1797—1802 ordentlicher Professor des Natur- und Völkerrechts an der Akademie zu Düsseldorf;
3. P. Disibodus Hermann (1783)[78], später Lektor der Humaniora in Bonn, Kaiserslautern und Düren, 1793—1802 Professor der Mathematik und Physik an der Akademie zu Emmerich;
4. P. Ivo Henn, später Lektor der Humaniora in Neuß und Bischofshomburg;
5. P. Tolentinus Müller aus Mainz;
6. P. Agricola Renneburg aus Arenberg;
7. P. Sigismund Schmitz aus Thürnich;
8. P. Alban Leyendecker aus Mainz;
9. Fr. Ezechiel Scheuren (1785)[79], später Lektor der Philosophie und Mathematik in Aachen[80], Düren, Neuß und Kempen, der Theologie in Köln und Koblenz;
10. Fr. Constantius Veith;
11. Fr. Bernhard Ackermann, später Lektor der Philosophie und Theologie in Neuß und Aachen, 1794—1802 Professor am Mariengymnasium in Aachen[81], 1821—1840 Pfarrer in Eschweiler[82];
12. P. Kaspar Schmitz aus Aachen (1786)[83];

[77] Toepke IV (1704—1807) 1903, 324.
[78] Toepke IV 332.
[79] Toepke IV 337.
[80] Vgl. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins (= ZdAGV.) XXX (1908) 85.
[81] ZdAGV. XXX 84 f., 144—146.
[82] Beiträge zur Geschichte von Eschweiler und Umgegend (Eschweiler o. J.) 466 f.
[83] Toepke IV 344.

Digitized by Google

13. P. Arnold Wagner, außerordentlicher Professor der Moraltheologie (1792)[84], vorher 1790—1792 Lektor der Philosophie in Düren.

Als erster wurde P. Joseph Hochheimer[85] zum öffentlichen ordentlichen Professor der Heiligen Schrift an der Universität ernannt; er durfte jedoch sein Lehramt erst voll und ganz ausüben, nachdem er am 19. Januar 1776 promoviert worden war. Er starb schon am 13. Dezember 1778.

Sein Nachfolger wurde P. Borromäus Theissen. Er war 1755 in den Orden getreten, war von 1760 bis 1772 Lektor der Philosophie und Theologie in Köln, Düren und Koblenz, Guardian in Heidelberg 1772—1775 und 1778—1779, in der Zwischenzeit Assessor an der Universität und von 1779 bis zu seinem Tode 1788 Professor der Exegese. Unter ihm verteidigte 1784 sein Mitbruder P. Arsenius Daub[86] Thesen aus der Heiligen Schrift.

Ihm folgte P. Hermellus Müller aus Aachen. Er war zuerst Lektor der Philosophie in Düren, wurde 1775 von Karl Theodor zum Assessor in der philosophischen Fakultät zu Heidelberg ernannt, wirkte 1779—1787 als Assessor in der theologischen Fakultät. Er schrieb 1786 zum vierten Säkularfest der Universität: „Vaticinium Danielis animadversionibus hermeneutico—criticis illustratum" und erhielt den Titel eines Ehrendoktors der theologischen Fakultät. Von 1788 bis 1791 war er ordentlicher Professor der Heiligen Schrift. Er starb 1791.

Den Titel eines Ehrendoktors der philosophischen Fakultät bekam 1786 der Guardian des Heidelberger Klosters P. Theopistus Hertwich. Er stammte aus Heidelberg, war Lektor der Philosophie und Theologie in Kempen, Kaiserslautern, Koblenz und Heidelberg im Kloster 1779—1784 und 1787—1790 und von 1781 bis 1784 Assistenz in der theologischen und von 1790 bis 1802 in der philosophischen Fakultät.

An Stelle des P. Hermellus Müller trat zuerst P. Albertinus Schott. Er war von 1766 bis 1782 Lektor der Philosophie und Theologie in Düsseldorf, Köln und Aachen[87], 1784—1787 Provinzial, 1787—1791 ordentlicher Professor des kanonischen Rechts

[84] Toepke IV 357.
[85] Siehe oben S. 322.
[86] Siehe oben S. 323.
[87] ZdAGV. XXX 128, 130, 132.

Digitized by Google

und Direktor der theologischen Fakultät in Düsseldorf. Zur Erlangung der Doktorwürde und damit auch der Professur in Heidelberg schrieb er eine Dissertation: „De virtutibus theologicis". Jedoch die beiden Fakultäten zu Würzburg und Salzburg verwarfen sie als barbarisch und scholastisch, und darum kehrte er wieder nach Düsseldorf zurück, und P. Arnold Wagner, der 1791 dessen Professur in Düsseldorf übernommen, wurde 1793 außerordentlicher Professor der Theologie in Heidelberg[88]. P. Albertinus mußte eine schwerere Last auf sich nehmen; er mußte als Provinzial von 1797 bis 1802 die Aufhebung seiner Provinz mit ansehen, ohne sie vom Untergang retten zu können!

P. Arnold Wagner starb bereits im folgenden Jahr. Außer ihm lehrte noch P. Kaspar Schmitz an der Universität, seit 1790 als Assistenz in der theologischen Fakultät; bald wurde er außerordentlicher und 1797 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte. Zu derselben Zeit übernahm P. Marcellianus Rüdel eine Professur in der Moraltheologie. Er war vorher Lektor der Philosophie und der Heiligen Schrift in Aachen[89] und Koblenz und von 1790 bis 1797 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte in Düsseldorf.

Das Kloster in Heidelberg hatte nicht bloß durch die Ausbreitung der Reform auf andere Häuser seine besondere Bedeutung erlangt; es sollte auch Ausgangspunkt zur Gründung neuer Niederlassungen werden. Zunächst verdankt das Franziskanerkloster zu Tauberbischofsheim, Diözese Mainz, den Heidelberger Franziskanern und vor allem dem unternehmenden P. Adam Bürvenich[90] sein Entstehen. Im Jahre 1628 hatte er nämlich, als er Lektor in Heidelberg war, den Auftrag erhalten, in Würzburg bei Bischof Johann Gottfried von Aschhausen die Gründung eines Klosters in Mosbach zu betreiben. Auf dem Wege rastete er in Tauberbischofsheim bei dem dortigen Pfarrer Georg Federle, einem großen Verehrer des hl. Franziskus und seines Ordens, und als ihm P. Bürvenich den Vorschlag machte, auch in Tauberbischofsheim ein Kloster zu

[88] Siehe oben S. 324.

[89] ZdAGV. XXX 85 f.

[90] Siehe oben S. 322. Auch in Tauberbischofsheim hatte er sofort mit der Chronik des Hauses begonnen: „Annales conventus Episcopiensis fratrum Minorum Recollectorum." Sie wurde von seinen Nachfolgern fortgesetzt und befindet sich jetzt im Provinzarchiv der Bayerischen Provinz in München. Vgl. außerdem FS. II (1915) 386—417 und FS. III (1916) 169—187.

Digitized by Google

gründen, ging er mit Freuden darauf ein. Auch der mainzische Oberamtmann Johann Schweickhardt von Sickingen war sofort damit einverstanden, und beide versprachen, ihren ganzen Einfluß bei Rat und Bürgerschaft aufzubieten. Der Rat erklärte auch in einem Schreiben vom 9. Februar 1629, er würde sich über ein solch gottseliges Werk freuen, „damit Gott Stadt und Amt reichlicher segnen, mit zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, mit Bereuen und Bekehrung unseres sündhaften Lebens kumulieren und erfreuen möge“[91]. Freilich seien die Untertanen ganz verarmt und müßten selbst betteln, und man wisse daher nicht, wie die Brüder sich den nötigen Lebensunterhalt verschaffen, und noch viel weniger, wie sie ein Kloster bauen könnten. Aber dennoch kam P. Bürvenich zum Ziel, nachdem er in der österlichen Zeit und an Pfingsten Aushilfe in der Seelsorge geleistet und durch seinen Eifer auch den widerstrebenden Teil der Bürgerschaft gewonnen hatte. Zunächst erbat sich der Rat vom Mainzer Dompropst Walpott von Bassenheim und vom Kurfürsten Johann Friedrich von Greifenklau Franziskaner als Kapläne zur Unterstützung des alten Pfarrers[92]. Nun wurde P. Bürvenich nach Tauberbischofsheim geschickt, um die Niederlassung zu beginnen. Mit offenen Armen nahm man ihn auf, und da die Kaplanei noch nicht frei war, luden ihn der Oberamtmann und seine Gemahlin Ursula Baronin von Dalberg ein, bei ihnen zu wohnen. Der neue Kurfürst Anselm Kasimir Wambold von Umstadt gab am 12. März 1630 seine Zustimmung, und schon am 30. Mai wurde die neue Niederlassung in den Verband der kölnischen Provinz aufgenommen[93].

Als Bürvenich in die Kaplanei einzog, fand er nur ein wenig Stroh. Doch die Einwohner brachten, was er brauchte. Für den Gottesdienst war ihm die Sebastianuskapelle zugewiesen; dort las er die heilige Messe und hielt jeden Abend die übliche Muttergottesandacht, wobei ihn der Schulrektor Rummelius mit seinen besten Sängern unterstützte[94]. In der Pfarrkirche hielt er Predigten und Katechesen und spendete die Sakramente.

Viel Mühe machte es, eine klösterliche Wohnung für mehrere Ordensleute zu erlangen; doch vor Bürvenichs Tatkraft schwanden alle Hindernisse, und als ihnen 1636 der Rat mit Zustimmung des Kurfürsten[95] einen Teil des Hospitals überließ, war eine günstige

[91] FS. II 387. [92] Annales Ia 513 f. [93] Annales Ia 517.
[94] FS. II 401. [95] Annales Ia 558.

Digitized by Google

Weiterentwicklung zu erhoffen. In diesem Gedanken erhob daher auch schon im folgenden Jahre die Provinzleitung die Niederlassung zu einem Konvente; er wurde unter den Schutz der heiligen Jungfrau Lioba gestellt. Zu gleicher Zeit wurde P. Bürvenich auf ein anderes Arbeitsfeld berufen, und an seine Stelle trat als erster Guardian P. Adam Streidt, der als erster Franziskaner 1631 in Tauberbischofsheim Primiz gefeiert hatte[96]. Man erwarb anliegende Häuser; 1649 umgab man das ganze Besitztum mit einer Mauer, und so entstand im Laufe der Zeit ein seinen Zwecken recht entsprechendes Kloster.

Im Jahre 1665 ging es an die thüringische Provinz über[97].

Nachdem 1628 P. Bürvenich in Tauberbischofsheim so unvermutet günstigen Boden für eine neue Niederlassung gefunden, setzte er seinen Weg nach Würzburg fort, um dem Auftrage seiner Oberen entsprechend die Genehmigung für eine Neugründung in Mosbach zu erbitten. Da der dortige Pfarrer die Absicht hegte, in den Dominikanerorden einzutreten, übertrug der Bischof sehr gern die zeitweilige Verwaltung der Pfarrei Mosbach den Heidelberger Franziskanern, und da auch die Heidelberger Regierung damit einverstanden war, wurde Ende November 1628 die Niederlassung eröffnet[98]. Mit allem Eifer besorgten sie nun die Pfarrgeschäfte, predigten, hielten Katechesen, spendeten die Sakramente, nicht bloß in der Stadt selbst, sondern auch in den umliegenden Ortschaften bis nach Wimpfen und im Odenwald bis nach Buchheim. Als aber ein neuer Pfarrer kam, mußten sie die bisherige Wohnung aufgeben. Da sich nirgends ein anderes Unterkommen fand, verließen sie 1630 die Stadt; der Vizeamtmann Wolfgang Weißer bezeugte ihnen, daß sie in den beiden Jahren ein frommes, erbauliches Leben geführt und mit großem Eifer an der Ausbreitung des katholischen Glaubens gearbeitet hätten[99].

Später baten Amtmann und Rat die Regierung in Heidelberg, ihnen wieder Franziskaner zu schicken, und am 3. Juni 1644 bestätigte der Bischof von Würzburg die Niederlassung, da er den unermüdlichen Eifer der Patres in der Seelsorge schon kennengelernt habe[100]. Doch infolge des Westfälischen Friedens mußten sie im Dezember 1649 die Stadt wieder verlassen; als aber 1686

[96] FS. II 404. [97] AF. VI 55. [98] Annales Ia 502 f.; C. 658 f.
[99] Annales Ia 510. [100] Annales Ia 612.

Digitized by Google

die katholischen Ordensleute zurückkehren durften, übernahm die Thüringische Provinz in Mosbach das Erbe der Kölnischen[101].

Bei seiner Anwesenheit in Würzburg bat P. Bürvenich auch den Bischof, doch die Stadt Heilbronn zur Übergabe des alten Franziskanerklosters zu bewegen[102]. Sofort erklärte er sich dazu bereit, da kurz vorher der Kaiser ihn aufgefordert hatte, für die Neubesetzung der alten Franziskanerklöster tätig zu sein; er hoffte aber auch, dadurch wieder seine bischöfliche Gewalt in dieser Stadt ausüben und die kirchlichen Stiftungen in Besitz nehmen zu können[103]. Doch seine Bemühungen blieben erfolglos.

„Als 1629 gegen Ende Juli die Unsrigen in Tauberbischofsheim eine Niederlassung gegründet", erzählt P. Bürvenich in seiner Miltenberger Chronik[104], „wurde sofort auch die Frage aufgeworfen, ob es wohl nützlich sei, sich so weit von den übrigen Klöstern der Provinz anzusiedeln, und man kam zu der Ansicht, man müsse eben zwischen Mainz und Tauberbischofsheim noch ein anderes Kloster gründen." Als er nun als Oberer von Tauberbischofsheim am 27. September 1629 nach Frankfurt zur Messe reiste, um Bücher und andere notwendige Sachen für sein Kloster anzuschaffen, kehrte er unterwegs in Miltenberg ein. Auch dort lernte er gute Freunde der Franziskaner, unter andern den Oberamtmann Johann von Gerzen, kennen, und da er ein Mann der Tat war, begab er sich sofort nach Aschaffenburg zu dem erzbischöflichen Kommissar für diesen Teil der Erzdiözese Mainz Wolfgang Sigismund Vorburg, um mit ihm die Möglichkeit einer Gründung in Miltenberg zu besprechen. Er schlug vor, sie sollten zunächst eine Kaplaneistelle in dem benachbarten Burgstadt übernehmen, und riet, in der Weihnachtszeit einen Pater zur Aushilfe in der Seelsorge nach Miltenberg zu schikken. Man sandte denn auch einen geborenen Miltenberger, P. Nikolaus Klügle, der zudem noch mit dem Bürgermeister und mehreren Ratsmitgliedern verwandt war. Er verstand es, sich durch seine Bescheidenheit und Frömmigkeit das Zutrauen der ganzen

[101] AF. 56.

[102] Gegründet 1272, reformiert 1465, aufgehoben 1555; vgl. AF. II 89, 417, 427; VI 275 f.; Eubel 10, 62.

[103] Annales Ia 502.

[104] „Annales conventus Miltenbergensis", Hs. im Provinzarchiv zu München; vgl. außerdem C.: „Conventus Miltenbergensis Mariae Auxiliatricis" 659 f.; Minges 241 f., 251.

Digitized by Google

Gemeinde zu erwerben[105], und als er am 4. Januar 1630 um eine Wohnung für sich und seinen Gefährten im Hospital bat, wurden ihm auch einige Zimmer eingeräumt. Die heilige Messe las er in einer Kapelle; am Sonntag predigte er in der Pfarrkirche. Am 28. November 1630 genehmigte dann der Mainzer Erzbischof Anselmus Kasimir die Niederlassung „in reiflicher Erwägung des großen Nutzens, der Hilfe und Beförderung, so vom Orden den im Weinberg Christi bestellten getreuen Arbeitern geleistet werden könne"[106]. Doch immer noch hatten sie kein Kloster, und sie mußten sich noch lange gedulden, und erst 1660 erteilte der Kurfürst Johann Philipp von Schönborn die Erlaubnis zum Bau, nachdem Schultheiß und Rat erklärt, daß die Franziskaner „mit Messelesen, Predigen, Christenlehre in Miltenberg und den umliegenden Ortschaften während der Abwesenheit der Pfarrer ihres Amtes treu gewaltet, ferner die Kranken und Schwachen in der Stadt und auf dem Lande, auch zur Zeit der Pest mit eigener Lebensgefahr und trotz des Verlustes von sechs oder sieben Mitbrüdern im Dienste der Nächstenliebe[107] besucht, sowie daß sie sich durch ein musterhaftes Tugendleben auszeichneten"[108].

Doch bereits fünf Jahre später trat auch in Miltenberg die Thüringische Provinz an die Stelle der Kölnischen[109].

[105] Annales Ia 514 f.
[106] Annales Ia 519.
[107] Es waren dies P. Bruno Winkens, P. Didakus Würtenberger, P. Jakob Sack, Johannes Mansvogel und noch zwei oder drei andere Laienbrüder.
[108] C. 660.
[109] AF. VI 55.

Digitized by Google

# Die Aussenpolitik Max Friedrichs von Königsegg, Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster (1761–1784).

Von
**Max Braubach.**

Am 6. Februar 1761 starb in Ehrenbreitstein der Wittelsbacher Clemens August, Kurfürst von Köln, Fürstbischof von Münster, Paderborn und Hildesheim. Noch war der Krieg, der nun schon fünf Jahre Europa verheerte, nicht beendet, noch immer standen sich Österreich und Preußen feindlich gegenüber, die eine Macht von Frankreich und Rußland, die andere von England unterstützt. Der verstorbene Fürst, einst in den Jahren vor dem Kriege schwankend zwischen der französischen und der österreichisch-seemächtlichen Partei, hatte seit 1756 im Gefolge der sich im Gegensatz gegen den großen Friedrich findenden Höfe von Versailles und Wien Preußen bekämpft; in diesen letzten Zeiten seines Lebens hatte er nicht mehr, wie früher so oft, die Welt durch plötzliche Frontwechsel überrascht[1]. Mit um so größerer Spannung sah man jetzt an allen Höfen der Wahl seines Nachfolgers entgegen. Die Machtstellung des Kölner Kurfürsten war, insbesondere wenn er noch über ein oder das andere benachbarte Bistum gebot, immerhin so bedeutend, daß auch nach dem voraussichtlich nahen Ende des Krieges seine politische Haltung für die Mächte Europas nicht völlig belanglos sein konnte. In der Frage dieser Wahl war dabei ein völlig einträchtiges Zusammengehen der zur Zeit Verbündeten kaum wahrscheinlich, zumal sich die betreffenden Bündnisse an manchen Stellen schon bedenklich gelockert hatten; vielmehr mußte jeder der an den rheinisch-westfälischen Gebieten interessierten Staaten bedacht sein, einem Kandidaten seiner politischen Auffassung zum Siege zu verhelfen.

[1] Für die Politik Clemens Augusts bis zum Jahre 1756 verweise ich auf meine Arbeit: Die österreichische Diplomatie am Hofe des Kurfürsten Clemens August von Köln 1740—1756, in AHVN. 111, 112, 114 (Schluß folgt in 116); für die Haltung Kurkölns von 1756 bis 1761 siehe C. Becker: Die Politik Kurkölns zu Beginn des Siebenjährigen Krieges und seine Vorbereitungen zum Reichskrieg (Bonn 1910); ferner von demselben Verfasser: Von Kurkölns Beziehungen zu Frankreich und seiner wirtschaftlichen Lage im Siebenjährigen Krieg (1757—1761), AHVN. 100.

Digitized by Google

Während in den westfälischen Bistümern die bis an den Rhein vorgedrungenen preußisch-hannoverschen Truppen die Vornahme von Wahlen zunächst hinderten, erkor das Kölner Domkapitel am 6. April 1761 den bisherigen Domdechanten Grafen Max Friedrich von Königsegg-Rothenfels zum Kurfürsten-Erzbischof[2]. Zum erstenmal seit fast zwei Jahrhunderten bestieg damit ein Mann den Kölner Kurstuhl, der nicht dem Hause Wittelsbach angehörte. Vergebens hatte sich der französische Gesandte Bausset bemüht, dem jüngeren Bruder Clemens Augusts, dem Kardinal Theodor von Bayern, Fürstbischof von Lüttich, Freising und Regensburg, die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen. Die Wittelsbacher in Köln hatten meist die Geschäfte des westlichen Nachbarn besorgt, der Sieg des Königsegg war zweifellos eine empfindliche Niederlage Frankreichs. Merkwürdig genug durfte dagegen das Ergebnis des Wahlkampfs Frankreichs Bundesgenossen Österreich mit Befriedigung erfüllen. Der Kardinal von Bayern, der sich in allen Lagen nach den Winken von Versailles gerichtet hatte, war in Wien wenig beliebt, der kaiserliche Hof hatte, wenn auch vorsichtig und versteckt, seiner Kandidatur entgegengearbeitet. Dagegen war Königsegg von österreichischer Seite schon in früheren Jahren als Nachfolger Clemens Augusts in Aussicht genommen worden[3]. Er habe, so hatte dann nach dem Tode des Kurfürsten der mit kaiserlicher Vollmacht nach Köln entsandte Graf Johann Anton Pergen[4] rühmend berichtet, „alle für einen Kandidaten nötigen Qualitäten und eine besondere Devotion für das durchläuchtige Erzhaus“[5].

[2] Die folgende Darstellung der Wahl und der Politik Max Friedrichs stützt sich in der Hauptsache auf die bisher unbenutzten Berichte der österreichischen Gesandten am kölnischen Hofe, und zwar des Grafen Pergen (1761—1765), des Grafen Neipperg (1766—1774) und des Grafen Metternich (1774—1784), sowie der österreichischen Residenten in Köln, Hermann Werner Bossart (1761/62), Theodor Clamor Bossart (1762—1769), Franz Josef Bossart (1769—1784). Sämtliche Berichte befinden sich im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. — Für die Wahlvorgänge von 1761 vgl. L. Ennen: Frankreich und der Niederrhein oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln II (Köln-Neuß 1856), 383 ff.; W. Stoecker: Die Wahl Maximilian Friedrichs von Königsegg-Rottenfels zum Erzbischof von Cöln und Bischof von Münster 1761/62 (Hildesheim 1910).

[3] Vgl. S. Brunner: Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts (Wien 1872) II, 355/56. Siehe auch AHVN. 114, 90 u. 107.

[4] Über Pergen (1725—1814) vgl. C. v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich XXII, 1 ff.

[5] Schema: Domkapitel zu Köln, beigelegt dem Bericht Pergens, 23. Februar 1761. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 122.

Digitized by Google

Auch von Hermann Werner Bossart, dem langjährigen österreichischen Residenten in Köln, war der Domdechant im Februar 1761 angelegentlichst „zu allerhöchster Protektion" empfohlen worden[6]. Daß der neugewählte Kurfürst für Preußen keine Neigung hatte, durfte als sicher gelten. Nun konnte man zwar bei ihm, der als ein ausgesprochener Feind Frankreichs galt, Sympathien für die Seemächte voraussetzen[7]. Indessen Pergen glaubte durch seine überaus geschickte Taktik während des Wahlkampfes das Vertrauen und die Dankbarkeit Königseggs in so hohem Maße erworben zu haben, daß er einen stramm österreichischen Kurs der kölnischen Politik in der Folgezeit für gesichert hielt. In der Tat hatte Max Friedrich vor und nach der Wahl mündlich und schriftlich seine Ergebenheit für den Kaiser und Österreich zum Ausdruck gebracht; ja ohne Mühe war es Pergen schließlich gelungen, ihn zur Unterzeichnung eines geheimen Reverses zu bewegen, durch den er als Dank für die kaiserliche Hilfe die kölnische Stimme für die Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König zusagte und sich ferner verpflichtete, keinen Koadjutor ohne Einwilligung des Wiener Hofes anzunehmen[8].

Allerdings: Max Friedrich stand bereits in hohen Jahren, Proben selbständiger Energie hatte er zudem bisher nicht gegeben; es konnte daher trotz jener Versprechungen der österreichischen Diplomatie nicht gleichgültig sein, wem er an seinem Hof sein Vertrauen schenkte, wen er mit der Leitung der Geschäfte betrauen würde. Daß der Obristhofmeister Graf Anton Hohenzollern, auch wenn er seine Hofcharge beibehielt, keinen Einfluß haben werde, stand fest: zu eifrig hatte er in seiner Eigenschaft als Vizedechant des Domkapitels der Wahl Königseggs entgegengearbeitet[9]. Trotzdem er als ein Freund Österreichs galt, fand man sich doch in Wien mit

[6] Bericht Bossarts, 14. Februar 1761. Wien: Staatskanzlei, Köln, 14. — Über H. W. Bossart siehe AHVN. 111, 30.

[7] Auch die Seemächte hatten in früheren Jahren ihn zum Koadjutor Clemens Augusts erheben wollen. Vgl. Archives ou Correspondance inédite de la Maison d'Orange-Nassau, IV. Série publ. par Th. Bussemaker IV (Leyde 1914), 344.

[8] Max Friedrich an den Kaiser, 8. April 1761; Bericht Pergens, 16. April 1761. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 122. Die Angaben Stoeckers a. a. O. über das Verhalten Österreichs während des Wahlkampfes sind zum Teil irrig. So ergibt sich aus den Berichten Pergens und Bossarts, daß man in Wien an eine Kandidatur des Herzogs Karl von Lothringen ernsthaft gar nicht gedacht hat.

[9] Bericht Bossarts, 4. März 1761. Wien: Reichskanzlei, Köln, 8. Vgl. auch Ennen II, 384.

Digitized by Google

seinem Ausscheiden aus den politischen Geschäften leicht ab[10]. Um so größeren Wert legte man auf die weitere Amtsführung des während der letzten Jahre Clemens Augusts in allen politischen Fragen maßgebenden Großkanzlers und geheimen Konferenzministers Gottfried von Raesfeld, der dem kaiserlichen Hofe in Treue ergeben war[11]. Nun schien Königsegg zwar keine besondere Neigung zu Raesfeld zu haben, er gab aber schließlich dem Drängen Pergens und Bossarts nach und übertrug ihm die Besorgung der Reichs- und Kreissachen. Die oberste Regierungsbehörde, so teilte er unmittelbar vor der Übernahme der Regierung dem ihn in Zons besuchenden Bossart mit, solle ein geheimer Rat bilden, dem außer Raesfeld der Hofratspräsident Freiherr Otto von Gymnich und der langjährige Staatssekretär Föller angehören würden[12]. Da sowohl Gymnich als auch Föller stets zur österreichischen Partei gehört hatten, war Bossart überaus zufrieden; in seinem Bericht nach Wien glaubte er versichern zu können, „daß Seine Kurfürstliche Gnaden einen rühmlichen Regenten abgeben werden". Kaum drei Wochen später jedoch, nachdem der neue Kurfürst sich in Brühl häuslich eingerichtet hatte, mischt der Resident schon etwas Wasser in den Wein seiner Zuversicht: er halte es zwar für ausgemacht, daß Seine Kurfürstliche Gnaden persönlich es niemals unterlassen würden, seine Devotion gegen beide kaiserliche Majestäten zu bezeugen und alles zum allerhöchsten Kaiserlichen Dienst beizutragen; was aber den Hof überhaupt anlange, so gebe es dort bereits verschiedene Parteien und Intrigen, welche Aufmerksamkeit erforderten[13]. Statt von einer Verbesserung konnten die österreichischen Diplomaten dann im Laufe des Jahres nur von einer

[10] „Seine Gemütseigenschaften", so heißt es in dem von Pergen nach Wien gesandten Schema der Domherren, „sind etwas violent." Siehe über Hohenzollern AHVN. 111, 20.

[11] In einem Schreiben an Pergen vom 11. Februar 1761 hatte Raesfeld für die Wahl seine guten Dienste angeboten, zugleich aber auch gebeten, daß der kaiserliche Hof „mich nunmehr, da von so vielen Jahren her zu Ihro Kaiserl. Majestäten Diensten ich mit der größten Mühe und erlittenem unbeschreiblichen Verdruß die gute Gesinnung meines gnädigsten Landesherrn auf alle nur ersinnliche Weise unterhalten habe, nicht werde zum Spott meiner dadurch erworbenen Feinde und Neider zu Grund gehen lassen, sondern die Wirklichkeit der mir versicherten Protektion dadurch empfinden lassen, daß es bei künftigem Kurfolger dahin eingeleitet werde, damit bei dem Ministerio desselben ich auf eine anständige Weise erhalten werde". Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 122.

[12] Bericht Bossarts, 2. Mai 1761. Wien: Reichskanzlei, Köln, 8.

[13] Bericht Bossarts, 24. Mai 1761. Ebenda.

Digitized by Google

Verschlechterung der anfangs so erfreulichen Lage berichten, so daß, wie Bossart Ende November klagt, „einige nicht ohne Ursache befürchteten, die kurfürstliche Regierung dürfte mit der Zeit eine der unglücklichsten werden“[14]. Waren es doch nicht jene Mitglieder des geheimen Rates, die das Ohr des Fürsten besaßen, sondern andere in Wien schlecht angeschriebene Persönlichkeiten, von denen insbesondere der Hofkammerpräsident Baron Belderbusch immer größeren Einfluß zu gewinnen schien.

Immerhin hatte die kaiserliche Regierung zunächst keinen Grund, mit der politischen Haltung Kurkölns unzufrieden zu sein. Die „patriotische“ Gesinnung Max Friedrichs betreffs des fortdauernden Krieges war über jeden Zweifel erhaben. Schwierigkeiten, die sich über die Frage der Ergänzung des als Reichskontingent im Felde stehenden kölnischen Bataillons Wildenstein ergeben hatten, waren durch den Abschluß eines sogenannten Reluitionsvertrags, der an die Stelle der Truppenlieferung eine Geldzahlung festsetzte, zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgeräumt worden[15]. Im Laufe des Jahres 1762 traten dann indessen Ereignisse ein, die zu einer tiefgehenden Entfremdung zwischen Köln und Österreich und zu enger Freundschaft zwischen Königsegg und den Seemächten führten.

Die kaiserliche Politik war an diesem raschen Umschwung, der die an Max Friedrichs Wahl geknüpften Hoffnungen fürs erste zerstörte, nicht ganz unschuldig. Aus Gründen, die wir hier nicht näher zu erörtern brauchen, hatte man in Wien beschlossen, dem Prinzen Clemens von Sachsen die westfälischen Bistümer Münster, Paderborn und Hildesheim zu verschaffen und nach Möglichkeit auch noch Max Friedrich zu bewegen, den Wettiner als Koadjutor für Köln anzunehmen. Daß dies dem Kurfürsten, der gewiß selbst Absichten auf Münster und Paderborn hatte, wenig zusagen würde, mußte man um so eher annehmen, als Prinz Clemens mehr noch

[14] Bericht Bossarts, 29. November 1761. „Es fehlet“, so schreibt der Resident schon am 21. Juli, „an gehöriger fermeté, massen es bei diesem Hofe verschiedene Parteien gibt von so vielen deutsch- und welschen, geist- und weltlichen, welche das gute Gemüt des Herrn Kurfürsten zu bemeistern trachten, mithin selbigen bald zu diesen bald zu jenen Abänderungen verleiten.“ Ebenda.

[15] Berichte H. W. Bossarts, 1. u. 21. Juli, 23. August, 15. Oktober, 1. u. 23. Dezember 1761, 26. Februar 1762; Th. C. Bossarts, 26. Mai 1762. Ebenda. Berichte Pergens, 13. u. 21. Februar 1762. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 129. Vgl. auch Rheinischer Antiquarius III, 7 (Coblenz 1860), 530; P. Kaufmann: Aus den Tagen des Kölner Kurstaats (Bonn 1904) 22.

Digitized by Google

französischer als österreichischer Schützling war. Trotzdem glaubte man auf einem eigenartigen Weg die Zustimmung Königseggs erlangen zu können. Gerade hatte der Kölner gegen eine Entscheidung des Reichskammergerichts, die das seit Jahrhunderten in kölnischem Pfandbesitz befindliche Kaiserswerth gegen Erlegung einer bestimmten Pfandsumme dem Kurfürsten von der Pfalz zusprach[16], leidenschaftlichen Protest beim Kaiser eingelegt. Nun ließ der Wiener Hof durch Pergen antworten, daß der Kaiser gegen das Kammergerichtsurteil, so ungern er es vernommen habe, nichts tun könne, es gebe aber ein Auskunftsmittel: Max Friedrich solle den Prinzen Clemens in Münster unterstützen und als Koadjutor annehmen, dann werde Sachsen gewiß bereit sein, zwischen ihm und dem Pfälzer zu vermitteln. Dieser Vorschlag, einer völligen Verkennung der Sachlage entsprungen, hatte jedoch keineswegs den erwarteten Erfolg; der Kurfürst wies vielmehr in einem ausführlichen persönlichen Schreiben an Pergen, in dem er sich bitter über die ihm, dem treuesten Diener des Erzhauses, zuteil gewordene Behandlung beklagte, die Zumutung entrüstet ab[17]. Ebenso setzte er dem Drängen des französischen Gesandten und des von Sachsen entsandten Grafen Riaucourt ein schroffes Nein entgegen[18]. Je mehr man ihm von dieser Seite zusetzte, um so entschlossener ergriff er die Hand, die ihm die Seemächte boten. Schon vor Jahresfrist hatte er durch den holländischen Diplomaten Graf Wartensleben im Haag und in London anfragen lassen, wie man sich zu seiner Bewerbung um Münster stellen werde[19]. In England war zwar

[16] Vgl. Rheinischer Antiquarius III, 7, 582.

[17] Bericht Pergens, 18. August 1762, einliegend Max Friedrich an Pergen, 13. August 1762. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 131. „Comment!", so beginnt der überaus temperamentvolle Brief des Kurfürsten, „on veut donc que je commence par payer par mon gros avec des coadjuteries à l'infinie la sottise que tout le monde reconnait avoir été fait par la chambre impériale de Wetzlar; on veut me faire souffrir une execution bien peu méritée par mon attachement à la maison d'Autriche! Non, monsieur, je me suis déjà assez expliqué là-dessus au Marquis de Bausset, et j'ai donné ordre à mon ministre à Paris, il y a déjà du temps, de dire mes sentiments à la cour de Versailles, n'y ayant pas laissé ignorer, que le premier de ma cour, qui se hazarderait à me faire une telle proposition, ne s'en retournerait sûrement pas si content de moi qu'il serait venu, de façon que j'ai tout lieu de croire qu'on ne viendra plus avec une telle proposition, qui convient si peu aux intérêts de l'Empire et de l'auguste maison."

[18] Riaucourt an Pergen, 20. August 1762. Ebenda.

[19] Vgl. J. Graf v. Wartensleben: Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben (Berlin 1858) II, 136/37.

Digitized by Google

zeitweise der Gedanke erwogen worden, Münster als Entschädigung für Schlesien einem Erzherzog zu verschaffen und auf dieser Grundlage den Frieden herbeizuführen, doch schließlich hatte man sich durch die Holländer überzeugen lassen, daß das Interesse der Seemächte die Wahl des Kölners, den man durch eifrige Unterstützung eng an sich fessele, erheische[20]. Von englischer Seite wurde sehr zum Ärger Friedrichs von Preußen[21] die Wahl in Münster nunmehr freigegeben. Im Auftrage des Kurfürsten und der Generalstaaten zugleich warb Wartensleben an Ort und Stelle um die Stimmen der Kapitularen; mit seemächtlicher Hilfe und holländischem Geld[22] wurde Max Friedrich am 16. September 1762 zum Fürstbischof von Münster gewählt[23]. Angesichts schwerster französischer Drohungen verzichtete er dann zwar darauf, seine Kandidatur auch in Paderborn aufzustellen[24], diese Drohungen mochten aber seine Feindschaft gegen Frankreich und auch seinen Unwillen gegen das mit Frankreich verbündete Österreich noch verstärkt haben. Er überließ sich nunmehr ganz der Führung Belderbuschs, der angeblich von den Seemächten abhängig war.

Wenige Monate später fand der unselige Krieg sein lang ersehntes Ende. Noch kurz vorher hatte sich der neue Kurs, den die Vorgänge bei der münsterschen Wahl in die kölnische Politik gebracht hatten, deutlich angekündigt. Als um die Jahreswende 1762/63 ein preußisches Korps unter der Führung des Oberst Bauer mit Einfall in das Erzstift drohte, hatte Max Friedrich dem nach Bonn geeilten Grafen Pergen erklärt, daß er, falls die angekündigte Hilfe von kaiserlichen und Reichstruppen nicht rechtzeitig eintreffe, „seinen Landen und Untertanen, auf was Art es immer sei, die Sicherheit verschaffen", das hieß: daß er die Neutralität im Kriege

[20] Vgl. den Briefwechsel zwischen dem in holländischen Diensten stehenden Herzog Ludwig von Braunschweig und Lord Bute vom August 1761, in Archives IV, 342—348, 361—363.

[21] Vgl. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen XXI (Berlin 1894), 438.

[22] Die Generalstaaten bewilligten dem Kurfürsten ein zinsloses Darleben von 150 000 Gulden. Vgl. Secreete Resolutien van de Edele Groot Mog. Heeren Staaten van Holland en Westvriesland XIII (1761—1781), 79.

[23] Über die Wahlvorgänge in Münster siehe Stoecker a. a. O. 26 ff.; Ae. Huppertz: Münster im Siebenjährigen Kriege (Münster 1908) 271 ff. u. 323 ff. Vgl. auch Brunner II, 394/95.

[24] Berichte Bossarts, 29. Oktober u. 3. November 1762. Wien: Reichskanzlei, Köln, 8. Vgl. auch Rheinischer Antiquarius III, 7, 581; Brunner II, 397/98.

Digitized by Google

erklären müßte[25]. Ebenso schien Kurköln bereit, für den englischen Antrag auf Erklärung der Reichsneutralität zu stimmen: vergebens bemühte sich Pergen, eine dem Kaiser genehmere Fassung des entsprechenden Votums für den Regensburger Reichstag zu erlangen[26]. Der Hubertusburger Friede vom 15. Februar 1763 überhob den Gesandten der Sorge um diese Fragen. Aber wenn die Waffen nun auch ruhten, der diplomatische Kampf in Europa ging weiter. Die Konstellation der folgenden Jahre ist gekennzeichnet durch die Fortdauer der Feindschaft zwischen Österreich und Preußen, durch die Verbindung Rußlands mit Preußen, dagegen den Bestand des Bündnisses Österreichs mit Frankreich und endlich durch eine gewissermaßen neutrale Haltung der Seemächte, von denen England durch die Händel mit seinen amerikanischen Kolonien mehr und mehr abgelenkt wurde. Es war für keine der großen Parteien gleichgültig, welche Stellung der Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster auf dem Schachbrett der Politik einnahm. Würde er, wie es in den letzten Monaten des Krieges den Anschein hatte, sich eng an die Seemächte anschließen, oder fand er den Weg zurück zu Österreich, dem er sich nach seiner Kölner Wahl verpflichtet hatte, oder endlich ließ er sich von Preußen als Werkzeug gebrauchen?

Von persönlichen Stimmungen und Einflüssen hing in dieser Beziehung vieles ab, in Friedenszeiten noch mehr, als während des Krieges, dessen Verlauf öfters zu Entschlüssen zwang, die nicht dem eigentlichen Wunsche des Fürsten oder seiner Berater entsprachen. Wir werfen einen kurzen Blick auf die maßgebenden Persönlichkeiten am kölnischen Hofe während der 60er/70er Jahre des 18. Jahrhunderts, auf ihre Bedeutung, ihre politischen Absichten und Neigungen, wie sie sich in den Berichten der österreichischen Gesandten und in andern Quellen abzeichnen. Da ist zunächst der Kurfürst selbst, in hohem Alter schon, liebenswürdig und gutmütig, dabei gewiß nicht unbegabt[27]. Die kaiserlichen

[25] Die Gefahr wurde durch den Abschluß einer Waffenstillstands-Konvention zwischen Bauer und dem französischen Befehlshaber am Niederrhein, Marquis de Monteynard, gebannt. Berichte Pergens, 9. u. 16. Januar 1763. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 134. Vgl. Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. XXII (Berlin 1895), 455.

[26] Berichte Pergens, 3., 4. u. 13. Februar 1763. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 134. Siehe Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. XXII, 455—459.

[27] Der Kurfürst war am 13. Mai 1708 geboren, 1763 also 55 Jahre alt. Vgl. über ihn Ennen II, 396 ff.; F. E. v. Mering: Geschichte der vier letzten Kurfürsten



Digitized by Google

Vertreter, Pergen und sein Nachfolger Neipperg[28] ebenso wie die Bossarts, loben seine politische Einsicht, sie rühmen vor allem aber immer wieder seine aufrichtige persönliche Ergebenheit gegenüber dem Kaiser und dem Hause Habsburg-Lothringen, „seine wahre vaterländische Denkungsart", die auch durch die münsterschen Vorgänge nicht abgeändert worden sei. Daß diese Gesinnung jedoch politisch zur Auswirkung komme, das verhindere einmal die unbedingte Ablehnung, mit der er Österreichs Bundesgenossen Frankreich gegenüberstehe. Die Allianz zwischen Wien und Versailles, so äußerte er selbst einmal zu Pergen, betrachte er als das Unglück von Deutschland, ein jeder patriotisch denkende Reichsstand müsse wünschen und sich dafür einsetzen, „das alte System mit den Seemächten anwiederum hervorzubringen". Die Abneigung gegen den französischen Hof, berichtet Pergen ein andermal, sei bei ihm so eingewurzelt, daß die Begierde, dem Interesse dieser Krone einigen Abbruch zu tun, alles andere überwiege. Dieser Franzosenhaß aber mußte ihn notwendigerweise öfters in Konflikt mit der von Kaunitz geleiteten österreichischen Politik bringen, er führte ihn andererseits auf die Seite der Seemächte. Noch ein weiterer wichtigerer Umstand kam jedoch hinzu, um seine „Devotion" für das Erzhaus politisch unwirksam zu machen. Das war seine mit den Jahren zunehmende Arbeitsunlust, seine, wie es in dem geschnörkelten Stil jener Zeit heißt, „sich mit Affairen nicht beschäftigende Gemütsart", die ihn nur zu sehr bestimmte, die Last der Geschäfte auf andere Schultern abzuwälzen, damit aber auch auf die eigentliche Leitung der Politik zu verzichten. „Der Herr Kurfürst", so urteilt Graf Neipperg im September 1768, „hat zwar sehr aufrichtige und patriotische Principia, allein viele Arbeit in Geschäften ist seiner Neigung zuwider. Er hat zwar gute Einsichten, allein so stark sind sie jedoch bei weitem nicht, daß die geschickten Vorstellungen eines feinen Ministers ihn nicht

von Köln (Köln 1842) 93 ff.; Rheinischer Antiquarius III, 7, 532 ff. Siehe auch das Urteil der Prinzessin Wilhelmine von Oranien in einem Schreiben an Friedrich d. Gr. vom 8. Juli 1776: „L'électeur de Cologne, quoique très poli et avec les meilleures intentions du monde, n'a pas le talent de rendre sa cour aussi agréable; elle est plus nombreuse, plus magnifique que celle de Liège; mais le ton, qui y règne, est bien différent. Je préférerais l'électeur à tous ceux qui l'entourent." Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. XXXVIII (Berlin 1920), 218.

[28] Über den Grafen Leopold Johann Neipperg (1728—1792) vgl. Wurzbach XX, 157 ff.

Digitized by Google

öfters davon abbringen sollten. Er muß sich also auf dieses Mannes Einsicht allzuviel verlassen, und er glaubt dabei, daß alles zum Besten geschehe." Nun war es aber nach dem Urteil der kaiserlichen Diplomaten verhängnisvoll, daß der Fürst fast ausschließlich dem Rat des Freiherrn Kaspar Anton von Belderbusch vertraute und folgte[29]. Als Deutschordensritter an den Hof Clemens Augusts, der ja gleichzeitig Hochmeister des Ordens war, gelangt, hatte Belderbusch dank seiner geschmeidigen Art und vor allem dank seiner Virtuosität in der Behandlung finanzieller Fragen rasch Einfluß gewonnen; noch unter dem Wittelsbacher war er zum Ober-Bau-Kommissarius und Hofkammerpräsidenten aufgestiegen. Zum Herrn der Lage aber machte ihn dann der Regierungsantritt Königseggs; Max Friedrich brachte ihm, insbesondere nachdem der Baron die Wahl in Münster mit Geschick eingefädelt und durchgeführt hatte[30], blinde Zuneigung und uneingeschränktes Vertrauen entgegen. Sofort in die Geheime Staatskonferenz berufen, bestand diese Staatskonferenz für den Kurfürsten eigentlich nur aus ihm. Während eines Aufenthalts des Hofes in Schloß Ahaus im Münsterland im September 1766 fand seine überragende Machtstellung auch äußerlich in seiner Ernennung zum alleinigen Premier-, Hof- und Staatsminister Ausdruck. Er leitete und bestimmte alles, nichts geschah ohne seine Zustimmung, ja sein Wort, so behauptete man, galt mehr, als das des Kurfürsten, der in seiner Abhängigkeit von dem Minister seine eigenen Äußerungen und Versprechungen unfehlbar widerrufen würde, wenn sie Belderbuschs Meinung widersprachen. Gerüchte von seiner Ungnade oder gar seinem Sturz, die sich hier und da in den Berichten der diplomatischen Vertreter am kölnischen Hofe finden, erwiesen sich regelmäßig als unrichtig, ihrer Mitteilung folgte gewöhnlich auf dem Fuß ein Dementi und die Versicherung, „daß Belderbusch dermalen mehr als jemals unumschränkt regiere und vollkommen Gewalt über das Gemüt des Kurfürsten habe." Verhängnisvoll aber erschien einem Pergen und einem Neipperg der Einfluß dieses Mannes, weil er ihnen in seinem persönlichen Wesen und mehr wohl noch in seiner politischen Ge-

[29] Über Belderbusch vgl. Rheinischer Antiquarius III, 7, 530 ff.; Ennen II, 387/88 u. 398 ff.

[30] Die Behauptung Ennens II, 388, Belderbusch sei gegen die Wahl des Kurfürsten und gegen jede engere Verbindung mit Holland gewesen, ist sicher nicht richtig.

Digitized by Google

sinnung zuwider war. Er besitze, so behaupteten sie, „einen mit Niederträchtigkeiten verpaarten Charakter", die Haupttriebfeder seiner Handlungen bildeten Eigennutz und Geldgier; nicht genug können sie sich tun in Anklagen gegen sein ungebührliches Benehmen, seine unerhörte Grobheit und Unanständigkeit, seine Spitzfindigkeit usw. Vor allem aber warfen sie ihm seine Abneigung gegen das Erzhaus und seine völlige Abhängigkeit von den See mächten und von deren Gesandten, dem Grafen Wartensleben und dem Herrn von Cressener, vor. Man wollte wissen, daß er von England eine Pension genieße; jedenfalls brauchten Wartensleben und Cressener nur einen Wink zu geben, um alles zu erhalten, was sie verlangten. Es mußte daher das Bestreben der Wiener Diplomatie sein, diesen Mann aus dem Sattel zu heben, seinen Einfluß zu brechen. Schon im März 1765 wies Pergen darauf hin, daß Belderbusch ja Deutschordensritter sei: tatsächlich befahl im Sommer 1773 der Hochmeister Karl von Lothringen gewiß auf Veranlassung der kaiserlichen Regierung dem Minister, pflichtgemäß seine Tätigkeit als Landkomtur der Ballei Alten-Biesen aufzunehmen. Indessen auf die beweglichen Bitten des Kurfürsten, der eigens den Kammerherrn Freiherrn von Kleist und den Hofrat von Breuning zu ihm nach Brüssel entsandte, sah sich Karl schließlich doch bewogen, auf die Abberufung zu verzichten, Belderbusch blieb am kölnischen Hofe[31]. Aber gab es an diesem Hofe selbst nicht Persönlichkeiten oder Parteien, die dem allmächtigen Minister entgegenzuarbeiten vermochten? Beliebt war er gewiß nicht; er betrage sich, so berichtet einmal der Resident Bossart, „mit dem Übergewicht seines Vermögens bei Ihro Kurfürstlichen Gnaden dermaßen, daß alle Hofämter wider ihn wegen des ihnen zum Nachteil der kurfürstlichen Dienste geschehenden Abbruchs öffentlich klagen". Aber alle Klagen nützten nichts, jenes Übergewicht war eben nicht zu erschüttern. Von den Österreich freundlichen Mitgliedern der Staatskonferenz durfte keiner es wagen, seine Meinung zur Geltung zu bringen: Gymnich war im wesentlichen auf die Leitung der unpolitischen Geschäfte des Hofrats beschränkt, Raesfeld scheint schon bald ausgeschieden zu sein, und Föller hatte gewiß keinen

[31] „Es ist", so heißt es in dem Schreiben Max Friedrichs an Karl von Lothringen vom 30. August 1773, „eine Menge der wichtigsten mich und mein Erzstift anlangenden Geschäfte, so ich ihm anvertraut, ... jene, so meine Kur betreffen, versieht er ganz alleinig." Wien: Coloniensia, 13a.

Digitized by Google

Einfluß, er starb zudem schon 1769[32]. In politischen Angelegenheiten wurden der zum Staatssekretär ernannte Hofrat Franz Ludwig von Uphoff und der ehemalige Syndikus des Kölner Domkapitels Geheimrat Karl Kaspar Behren verwandt, beide nach den sich mitunter widersprechenden Urteilen der Gesandten achtbare und ehrliche, aber nicht übermäßig begabte Subalterne, die sich ganz nach den Weisungen Belderbuschs richteten[33]. Von der sonstigen Umgebung des Kurfürsten galt der Obriststallmeister Freiherr von Forstmeister als Busenfreund des Engländers Cressener[34], der General von Kleist sogar als „gänzlich preußisch" gesinnt[35]. Wohl spielten noch einige Damen dank ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu Max Friedrich eine gewisse Rolle, seine Schwester die Gräfin Fugger und insbesondere seine Nichten, die Gräfin von Thurn und Taxis und die Gräfin Hatzfeld[36], aber auch sie wurden Belderbusch nicht gefährlich. Man hätte vielleicht ja daran denken können, ihm durch Einwirkungen von Münster her beizukommen, um so mehr, als der Kurfürst eine besondere Vorliebe für das Fürstbistum zeigte[37]. Unmittelbar nach seiner Wahl hatte er den um das Er-

[32] Raesfeld wird in dem Hofkalender auf das Jahr 1765 noch aufgeführt, in dem auf das Jahr 1768 bereits nicht mehr. Über Föller siehe P. Kaufmann in Rheinische Geschichtsblätter IV, 1898/99, 69—71; vgl. auch AHVN. 111, 25/26 u. 112, 11.

[33] Uphoff wird schon in dem Hofkalender auf das Jahr 1760 als Hofrat aufgeführt, in dem auf das Jahr 1768 steht er noch unter den Staatssekretären, in dem auf das Jahr 1771 fehlt dagegen sein Name, er scheint also in der Zwischenzeit gestorben zu sein. Behren wird noch im Hofkalender auf das Jahr 1760 als Kapitelssyndikus geführt, in dem auf 1763 als Geheimrat, als solcher erscheint er auch noch in dem Hofkalender auf das Jahr 1779.

[34] Friedrich Karl Freiherr von Forstmeister zu Gelnhausen, Deutschordensritter, Koadjutor der Ballei Koblenz, Kommandeur zu Muffendorf, kurkölnischer Generalwachtmeister, seit 1770 Obriststallmeister.

[35] Über den Baron Clemens August von Kleist vgl. Rheinischer Antiquarius III, 7, 534 f.

[36] Vgl. Rheinischer Antiquarius III, 7, 532. Neipperg spricht im März 1770 von einer Partei der jungen Frau Gräfin von Taxis, die sich hauptsächlich gegen den mit Belderbusch eng verbundenen englischen Gesandten Cressener richte. In einem Bericht vom 10. Januar 1779 behauptet F. J. Bossart, die Gräfin sei in Ungnade gefallen.

[37] Bericht Neippergs, 18. November 1766: „Der Herr Kurfürst zeigt eine Vorneigung für das Münstersche Land, und ungeachtet er allda sehr schlecht bewohnt ist, bezeugt er mehr Zufriedenheit über den Münsterschen Aufenthalt, als über jenen von Bonn, allwo er prächtige Wohnungen besitzt. Seine Lebensart allda ist mehr jener eines Particulier ähnlich als jener eines Landesfürsten. Er zeigt sich sehr bekümmert, dieses Land aus dem durch den letzten Krieg erlittenen Schaden zu erheben."

Digitized by Google

gebnis dieser Wahl besonders verdienten Domherrn Franz von Fürstenberg zum Minister für das münstersche Departement mit weitgehendsten Machtbefugnissen ernannt[38]. Es war bald ein offenes Geheimnis, daß Belderbusch auf ihn aus Eifersucht und Neid schlecht zu sprechen war, daß Fürstenberg aber mit Hilfe der bei Max Friedrich besonders gut angeschriebenen Frau von Galen sich seine Stellung und das Vertrauen seines Herrn zu bewahren wußte. Was nützte dies aber dem Interesse Österreichs, da der Domherr noch weit entschiedener gegen das Erzhaus und für die Seemächte gestimmt war als Belderbusch![39] Er hatte nach einer Mitteilung Pergens den Spitznamen Mylord, man sagte ihm sogar Sympathien für Preußen nach, er hoffte wohl gar, dereinst selbst mit Hilfe der Seemächte und Preußens den fürstbischöflichen Stuhl von Münster besteigen zu können. Wie er, so stand auch Frau von Galen „vollkommen in dem Interesse der Seemächte, besonders aber der Generalstaaten". Von der Einflußnahme dieser münsterschen Kreise war also vom kaiserlichen Standpunkt aus eher eine Verschlechterung als eine Verbesserung der kölnischen Politik zu erwarten[40].

Schon aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß die Politik Max Friedrichs wenigstens in dem ersten Jahrzehnt nach Hubertusburg eine mittlere Linie einhielt. Feindschaft gegen Frankreich, kühles, mitunter sogar unfreundliches Verhalten gegenüber Österreich, auf der andern Seite enger Anschluß an die Seemächte, besonders an Holland, sind die Kennzeichen dieser Politik, die im übrigen gewiß nicht von hoher Warte geleitet wurde, sondern — den Verhältnissen der

[38] Über Fürstenberg und sein Verhältnis zu Max Friedrich vgl. Galland: Lebensbilder aus der neueren Geschichte des Münsterlands, Historisch-Politische Blätter 82 (1878), 349 ff. u. 531 ff. Siehe auch Huppertz 327.

[39] Über die Persönlichkeit Fürstenbergs sind die Urteile der kaiserlichen Diplomaten verschieden. Bossart nennt ihn 1762 „sehr einsichtig", Pergen 1763 „kenntnisreich". Dagegen ist die Meinung Neippergs weniger günstig: „Der v. Fürstenberg", schreibt er am 18. November 1766, „ist noch jung und sehr wortreich, will von allem sprechen und zeigt geringe Wissenschaft, noch weniger Einsicht; er soll sehr arbeitsam sein und seine Aktivität macht den größten Teil seines Verdienstes bei dem Kurfürsten aus."

[40] Die vorstehende Schilderung beruht auf folgenden Berichten: Pergen, 10. Mai u. 7. Oktober 1763, 27. März 1765. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich 135, 136 u. 147. Neipperg, 18. November 1766, 4. u. 11. September 1768, 5. Januar, 30. September, 9. November u. 16. Dezember 1769, 26. Januar, 8. u. 18. März 1770, 6. u. 26. Januar 1771, 19. Juli 1772. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 152, 156, 160, 161, 166 u. 167. Th. C. Bossart, 19. Juni u. 21. Oktober 1762, 5. Oktober 1766. Wien: Reichskanzlei, Köln, 8 u. 9. F. J. Bossart, 9. August 1770, 23. September 1773, 20. März 1774, 10. Januar 1779. Wien: Reichskanzlei, Köln, 9,

Digitized by Google

beiden im Grunde machtlosen Staaten Königseggs entsprechend — nur die nächste Zukunft bedachte. Wenn der Kurfürst auch seinem früheren Versprechen gemäß der Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König zustimmte und sich sogar persönlich zur Teilnahme an ihr im März 1764 nach Frankfurt begab[41], so glaubte Pergen doch bald darauf ihm oder vielmehr seinem Ministerium „Lauigkeit für das katholische Wesen und vorzügliche Rücksicht für seine protestantischen Nachbarn" vorwerfen zu können. Und nicht nur Freundschaft mit den Seemächten, sondern sogar „viele Rücksicht gegen den König von Preußen" wollte er beobachtet haben. In der Tat ist es in diesen Jahren im Zusammenhang mit dem leidigen Streit um Kaiserswerth zu einer Annäherung zwischen Preußen und Kurköln gekommen, die allerdings nicht von Dauer war[42]. König Friedrich war vom Reichskammergericht in seiner Eigenschaft als Mitdirektor des niederrheinischen Kreises die Exekution des Spruchs über Kaiserswerth übertragen worden. Wohl von preußischer Seite wurden darauf zu Beginn des Jahres 1766 Verhandlungen mit dem Kurfürsten eingeleitet, die zu einer geheimen Konvention führten, wonach die Exekution zunächst um 18 Monate verschoben wurde gegen das Versprechen Max Friedrichs, das preußische Projekt auf Schiffbarmachung der Lippe zu unterstützen. Die festgesetzte Frist wurde auch von preußischer Seite eingehalten, nach ihrem Ablauf aber warf man in Berlin dem Kölner vor, die übernommene Verpflichtung nicht erfüllt zu haben und ließ im März 1768 Kaiserswerth durch 125 Mann besetzen und dem Pfälzer übergeben[43]. Die Beziehungen verschlechterten sich dann noch durch die energischen Proteste und die Androhung von Repressalien seitens Preußens gegen den Versuch des Kurfürsten, sich für den Fortfall des Kaiserswerther Zolls durch eine neue Lizenterhebung in Uerdingen zu entschädigen. Konnte so von einer politischen Verständigung mit Preußen trotz jenes Geheimabkommens,

[41] Vgl. Rheinischer Antiquarius III, 14, 227. Immerhin hatte es vorher einige Schwierigkeiten und „eine unangenehme Korrespondenz" gegeben. Bericht Pergens, 21. Februar 1764. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 142.

[42] Vgl. zum Folgenden Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. XXV (Berlin 1899), 39 ff., 62 u. 65; XXVII (1902), 12, 14, 141, 172/73, 199.

[43] Ausführlich berichtet über diesen Vorgang, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann, Th. C. Bossart am 10. u. 29. März 1768. Der Kaiserswerther Streit wurde endgültig beigelegt durch eine in Bonn am 18. Januar 1772 unterzeichnete Vergleichspunktation zwischen Köln und Pfalz. Bericht F. J. Bossarts, 30. Januar 1772 mit Kopie der Punktation. Wien: Reichskanzlei, Köln, 9.

Digitized by Google

das ja auch nur Einzelfragen betraf, nicht die Rede sein, so waren dagegen die Befürchtungen der kaiserlichen Diplomaten betreffs einer engen, auch vertraglich festgelegten Bindung Max Friedrichs an die Generalstaaten keineswegs unberechtigt. Schon im Jahre 1763 hielt man den Abschluß eines Subsidientraktats für unmittelbar bevorstehend, voll Mißtrauen beobachtete man die fortdauernden eifrigen Besprechungen des Grafen Wartensleben mit Belderbusch[44]. In seinem Schlußbericht vom September 1766 nahm Pergen das Bestehen eines Vertrags fast als sicher an[45]. In Wirklichkeit hatten jene Besprechungen in der Hauptsache wohl einem Abkommen über eine Grenzregulierung zwischen Münster und Holland gegolten[46]; der gefürchtete Subsidienvertrag kam erst nach schwierigen Verhandlungen, an denen außer Belderbusch auch Fürstenberg teilnahm, im Oktober 1770 zustande[47]. Aus sechs Artikeln bestand diese Konvention: im ersten versprachen sich die Kontrahenten, als gute Nachbarn, Freunde und Verbündete sich in allen ihre beiderseitigen Lande betreffenden Angelegenheiten zu verständigen, im zweiten wurde dem Kurfürsten auf zehn Jahre eine jährliche Subsidie von 60 000 holländischen Gulden zugesichert, im dritten versprach Max Friedrich dafür seinerseits in Münster ein Infanterieregiment zu unterhalten, das nach dem vierten Artikel

[44] Berichte Pergens, 6. August u. 7. Oktober 1763. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 136.

[45] „Nicht weniger dürfte ein Subsidien-Traktat von Seiten des Herrn Kurfürsten von Köln über ein an die Republik abzugebendes Corps Truppen (wenn selbiger nicht wirklich allschon, wie ich vermute, geschlossen) zu Stande kommen, wie dann der Herr Kurfürst das Cartel mit England und Hannover unter dem 21. August allbereits unterschrieben haben, und bemerkte Krone dem Hoch-Stift Münster jährlich 60 000 fl. bis zu gänzlicher Tilgung der Schulden, so aus den von dasigem Lande an die Alliirte Armee gemachten Lieferungen entsprungen, verwilligt haben." Schlußbericht Pergens, abgedruckt bei Brunner II, 430/31.

[46] Vgl. Wartensleben II, 137/38. Secreete Resolutien XIII, 558 (Instruktion für Landsberg 1780).

[47] Der bisher unbekannte Vertrag, von Wartensleben am 13. Oktober 1770 in Mainz, von Belderbusch am 18. Oktober in Bonn und von Fürstenberg am 21. Oktober in Münster unterzeichnet, ist in seinem Wortlaut abgedruckt in Secreete Resolutien XIII, 235—237. Über den Verlauf der Verhandlungen siehe Wartensleben II, 139, u. Secreete Resolutien XIII, 230/31 u. 234/35. Siehe auch den Bericht Neippergs, 18. März 1770: „Wartensleben soll bei seiner letzten Anwesenheit zu Bonn den Antrag getan haben, 4000 Münstersche Truppen in holländischen Sold zu übernehmen, und diese Sache soll nun wirklich im Gange sein. So viel ist gewiß, daß er mit Belderbusch häufige Konferenzen gehabt; man will aber behaupten, daß beide nicht sonderlich miteinander zufrieden gewesen seien." Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 161.

Digitized by Google

auf Anforderung zur Verfügung der Generalstaaten stehen und nach dem fünften in diesem Fall von den Holländern wie ein eigenes Regiment besoldet und verpflegt werden sollte; der sechste Punkt endlich enthielt das Versprechen des Kurfürsten, auf Wunsch der Republik weitere kölnische oder münstersche Truppenteile gegen dann zu vereinbarende angemessene Bedingungen zu überlassen. Ein besonders unterzeichneter Separatartikel regelte noch die Subsidienzahlung genauer[48].

Damit hatte die Entwicklung der kölnisch-münsterschen Politik, die 1762 begonnen hatte, ihren vorläufigen Abschluß erreicht: Max Friedrich stand im Bündnis mit Holland. Es fehlte nur noch, daß die Seemächte sich auf dem Wege einer Koadjutur oder auf andere Weise die Gefolgschaft dieser geistlichen Staaten noch über die Regierungsdauer des alternden Fürsten hinaus sicherten. In der Tat wollten vielfach Gerüchte von entsprechenden Bemühungen Wartenslebens und einzelner Domherrn wissen, ja auch preußische Umtriebe, deren Ziel sich im wesentlichen mit den holländischen Wünschen deckte, wurden gemeldet. Schon im Herbst 1769 kam dem Grafen Neipperg auf dem Umweg über Kurtrier die Nachricht zu, „daß das Münstersche Domkapitel damit umgehe, sich von nun an auf den Fall des tödlichen Hintritts ihres dermaligen Bischofs einen Nachfolger zu versichern, wo es nicht möglich sein sollte, ihn zu Annehmung einer Koadjutorie freiwillig zu vermögen“[49]. Fürstenberg wurde als aussichtsreicher Anwärter genannt, der im Haag und in London ebenso wie in Berlin genehm war; die Kur Köln schien man dagegen dem Grafen Öttingen oder dem Fürsten Hohenlohe-Bartenstein verschaffen zu wollen. Daneben tauchte wohl auch der Name des Prinzen Anton von Sachsen auf, und einige Gegner Fürstenbergs unter den Münsterschen Domherrn schienen eine Bewerbung des soeben zum Koadjutor des Deutschmeistertums gewählten Erzherzogs Maximilian, des jüngsten Sohnes Maria Theresias, zu wünschen. Auf Grund der kategorischen Erklärung des Kurfürsten, er denke nicht daran, sich einen Koadjutor zur Seite zu setzen, solange er sich bei gesunden Leibes- und Gemütskräften befinde, war das Gerede verstummt, um von neuem hervor-

[48] Es sollten danach dem Kurfürsten in Wirklichkeit nur 54490 Gulden jährlich ausgezahlt werden.

[49] Berichte Neippergs, 30. September, 7. Oktober u. 9. November 1769. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 160.

Digitized by Google

zutreten, als den Fürsten während eines Aufenthalts in Münster im Januar 1771 eine schwere, wie es zunächst schien lebensgefährliche Krankheit befiel[50]. Er genas zwar wieder, aber noch ein Jahr später konnte Graf Neipperg während eines Besuchs am kölnischen Hof feststellen, daß Seine Gnaden sich zwar „in so ziemlichen Wohlsein, jedoch von seiner im vorigen Jahr zu Münster ausgestandenen Krankheit sehr entkräftet" finde, „indem er besonders an Knien und Füßen eine dermaßen große Schwäche empfindet, daß er ohne Hilfe und ohne sich anzuhalten ein Auf- und Absteigen der Stiegen nicht zustandebringt, folglich ohne saure Mühe und große Beschwernis nicht mehr fortkommen kann"[51]. Die Gefahr eines plötzlichen Regierungswechsels oder wenigstens der Sicherung der Nachfolge durch die Wahl eines Koadjutors war jedenfalls vorhanden, und wenn Neipperg auch im Mai 1774 „diesem nach seinem Herzen wahrlich patriotisch gesinnten und aufrichtigen, aber leider bisher zu sehr verleitsamen Fürsten" das Zeugnis ausstellen zu können glaubte, „daß er seit einiger Zeit mit mehr Ernst und Nachdruck seinen redlichen Willen bezeige und sein Ministerium dadurch zu einer glimpflicheren und anständigeren Benehmungsart gebracht habe"[52], so fühlte man sich doch in Wien bei der Meinung, die man von Belderbusch und Fürstenberg und von der engen Verkettung des Kölners mit den Seemächten hatte, vor Überraschungen gewiß nicht sicher.

Derartigen Überraschungen vorzubeugen und überhaupt eine den Wünschen des kaiserlichen Hofs mehr entsprechende Richtung der kölnischen Politik herbeizuführen, war die Aufgabe des im Sommer 1774 an die Stelle Neippergs tretenden neuen österreichischen Botschafters am Niederrhein, des Grafen Franz Georg von Metternich-Winneburg[53]. Was seine Vorgänger nicht erreicht hatten, ihm

[50] Vgl. Mering 97; Rheinischer Antiquarius III, 7, 584. Nach dem Bericht Neippergs vom 4. Februar 1771 war der Kurfürst bereits mit den Sterbesakramenten versehen worden. Als ihn der Resident Bossart nach der Genesung am 10. März 1771 in Köln sah, fand er ihn „im Gesicht ganz beigefallen, mager und schwarzbräunlich" aussehend, er sei jedoch „im Essen von gutem Appetit und sonst von aufgeweckter Humeur gewesen". Bericht Bossarts, 14. März 1771. Wien Reichskanzlei, Köln, 9.

[51] Bericht Neippergs, 19. Juli 1772. Wien: Staatskanzlei, Bericht aus dem Reich, 167.

[52] Bericht Neippergs, 25. Mai 1774. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 175.

[53] Über Metternich — bekanntlich der Vater des berühmten Staatskanzlers — vgl. H. Ritter v. Srbik: Metternich I (München 1925), 55.

Digitized by Google

gelang es erstaunlich leicht; in verhältnismäßig kurzer Zeit stellte er die denkbar besten und engsten Beziehungen zwischen dem Erzhaus und dem Königsegg her. Dies Ergebnis war allerdings wohl weniger die Folge seiner diplomatischen Künste, es hatte vielmehr seinen Grund in dem plötzlichen Frontwechsel des allmächtigen Ministers Belderbusch. Wir können mit Sicherheit nicht sagen, welche Überlegungen diesen Mann, über dessen „völlig abgeneigte Gesinnung" Pergen, Neipperg und die Bossarts immer wieder geklagt hatten, fast mit einem Schlage in den ergebensten Diener und Helfershelfer der österreichischen Politik gewandelt haben. Möglich, daß er nur dadurch auch über den Tod seines Herrn hinaus sich seine Machtstellung bewahren zu können glaubte, daß er — bei dem immer mehr zutage tretenden Desinteressement Englands an den kontinentalen Verhältnissen — eine Verständigung zwischen Österreich und Holland befürchtete, der er zum Opfer fallen würde, möglich auch, daß persönliche Enttäuschungen und Erwartungen, familiäre und pekuniäre Erwägungen ihn bestimmten. Das erste deutliche Zeichen seines Gesinnungswechsels bemerken wir bereits im Mai 1775 während eines kurzen Aufenthalts Metternichs in Bonn[54]. Bei dieser Gelegenheit teilte der Minister dem Gesandten im strengsten Vertrauen mit, daß er nichts mehr wünsche, als dem Erzherzog Maximilian die Nachfolge sowohl in Köln als auch in Münster zu verschaffen und daß er, „um ein entscheidendes Merkmal seiner alleruntertänigsten Devotion an den Tag zu legen", sich sofort förmlich verbinden wolle, in kurzem beide Wahlen zustande zu bringen. „Ich bemerkte", so fügte Metternich seinem Bericht bei, „bei Eröffnung dieser Gedanken einen lebhaften Eifer und viele scheinbare Zuverlässigkeit." Bei den Garantien, die Belderbusch gab, fand man in Wien bald keinen Grund mehr, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; schon 1776 wurde ihm auf sein Gesuch die Würde eines kaiserlichen Geheimen Rats verliehen[55]. Metternich aber bemerkte mit Genugtuung, wie der einst in österreichisch gesinnten Kreisen viel geschmähte und nun viel gepriesene Mann dem Steuer der köl-

[54] Bericht Metternichs, 11. Juni 1775. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 178.

[55] Berichte Metternichs, 28. April u. 26. Mai 1776. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 182. Belderbusch hatte schon früher um die Verleihung der Würde gebeten, das Gesuch war aber „damals wegen des widrigen Betrags dieses Hofes auf sich erliegen geblieben".

Digitized by Google

nischen Politik langsam und vorsichtig, aber doch sicher und bestimmt eine andere Richtung gab, eine Richtung, die den Wünschen des kaiserlichen Hofes wie den persönlichen Neigungen des Kurfürsten entsprach. Das Bündnis mit Holland zwar blieb in Kraft — Belderbusch war wohl der Ansicht, daß die Freundschaft mit Wien keineswegs den Bruch mit dem Haag bedeuten müsse —, von einem starken holländischen Einfluß aber konnte nicht mehr die Rede sein, zumal nachdem Wartensleben im März 1778 gestorben war. Deutlich trat die Annäherung an Österreich vor allem aus Anlaß des Streites wegen der bayrischen Erbfolge, der 1778/79 ja zu einem neuen Krieg zwischen Preußen und Österreich führte, hervor. Zwar der in die Vorgänge bei Hofe nicht eingeweihte Resident Bossart glaubte im August 1778 feststellen zu müssen, „daß die kurkölnischen und fürstlich münsterschen Weisungen bei dem Reichstag in der bayrischen Sache für den allerhöchsten kaiserlichen Hof nicht so günstig abgefaßt worden, als sich von einer devoten Denkensart zu versprechen wäre", und er gab daran Belderbusch die Schuld, „der sich des bekleidenden kaiserlichen Geheimen Rats Charakters nicht erinnere"[56]. Metternich dagegen war des Lobes voll über das Verhalten des Ministers, der mit großer Energie den gefährlichen Machenschaften Fürstenbergs und anderer preußischer Kreaturen entgegenarbeite, überhaupt alle schädlichen Einflüsse von dem Kurfürsten fernhalte und so dem Kaiser die kölnische Unterstützung sichere. In der Tat waren Versuche König Friedrichs, auch den Kölner in eine gegen die bayrischen Pläne Österreichs sich richtende Assoziation von Reichsfürsten zu ziehen, völlig ergebnislos verlaufen; Max Friedrich selbst teilte Metternich den Inhalt von Anträgen mit, die ihm der preußische Emissär Edelsheim auf seinem Jagdschloß zu Clemenswerth unterbreitet, die er aber selbstverständlich abgelehnt hatte[57].

Am wichtigsten für die österreichische Politik jedoch war es, daß es mit Hilfe Belderbuschs wirklich gelang, für den Erzherzog Maximilian die Koadjutur mit dem Recht der Nachfolge in Köln wie in Münster zu erringen[58]. Seit jener Unterredung mit Metternich im

[56] Bericht F. J. Bossarts, 2. August 1778. Wien: Reichskanzlei, Köln, 9.

[57] Berichte Metternichs, 20. September 1778 u. 3. Januar 1779. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 187 u. 191. Vgl. Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. XL (1928), 143, 177, 373 u. 423.

[58] Literatur über die Koadjutorwahl von 1780: A. v. Arneth: Geschichte Maria Theresias, X (Wien 1879); E. Reimann: Neuere Geschichte des Preußischen

Digitized by Google

Mai 1775 hatte sich der Minister immer wieder angeboten, die Sache einzuleiten und durchzuführen, er hatte sich beinahe für den Erfolg verbürgt. Seine Mahnungen waren insbesondere nach der Beendigung des bayrischen Erbfolgekrieges dringlich geworden und gewiß nicht ohne Eindruck geblieben. „Eure Fürstliche Gnaden", so schrieb Metternich am 1. Juli 1779 an den Staatskanzler Kaunitz, „werden nach Hochihro tiefsten Einsicht am besten zu beurteilen geruhen, von welcher Wichtigkeit die nicht weit entfernte Veränderung in den westfälischen Fürstentümern und auch in dem Erzbistum Köln, welche nicht allein eine sehr beträchtliche Strecke Landes betragen, sondern auch nach ihrer Lage in dem politischen System große Aufmerksamkeit verdienen, sowohl für das deutsche Reich als die königlichen Niederlande in Zukunft sein könne, da einerseits der preußische Hof auf die Gelegenheit lauert, Westfalen zu beherrschen, andererseits Holland geheime Maßregeln und Geld anwendet, diese Wahlen nach seinem Vorteil zu bestimmen und drittens der französische Hof auch nicht müßig ist, einen ihm ergebenen Fürsten zu Lüttich und Köln aufzustellen und immer mehr Einfluß in das deutsche Reichssystem zu nehmen." Nach Überwindung persönlicher und sonstiger Bedenken entschloß man sich gegen Ende des Jahres in Wien, die Koadjutorwahl des jungen Erzherzogs ernsthaft zu betreiben. War nicht das Ergebnis der Domdechantenwahl in Münster im Juli 1779, bei welcher der von Fürstenberg aufgestellte Kandidat unterlag, ein gutes Vorzeichen! Die erste Voraussetzung war allerdings, daß man die Zustimmung des nunmehr über 70 Jahre alten, aber immer noch rüstigen Kurfürsten gewann. Dieser Aufgabe unterzog sich seit Anfang Dezember 1779 Belderbusch. Nicht ohne große Verzögerungen und Schwierigkeiten gelangte er zum Ziel; Max Friedrich, der anscheinend gerade erst auf Anfragen sein Wort verpfändet hatte, keinen Koadjutor zu nehmen, zeigte sich zunächst unzugänglich. Schließlich gelang

Staates vom Hubertusburger Frieden bis zum Wiener Kongreß II (Gotha 1888), M. Braubach: Max Franz von Österreich, letzter Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster (Münster 1925); M. Braubach: Das Domkapitel zu Münster und die Koadjutorwahl des Erzherzogs Maximilian (1780), in Historische Aufsätze, Aloys Schulte gewidmet (Düsseldorf 1927); F. W. Niemann: Friedrich der Große und die Koadjutorwahl von Köln und Münster 1780 (Rostock 1928). Im Folgenden sind die für die Vorgänge am Kölner Hof bisher unbenutzten Berichte Metternichs aus den Jahren 1779 und 1780 verwertet. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 191, 193 u. 194.

Digitized by Google

es der raffinierten Überredungskunst des Ministers, der den etwas eitelen Herrn bei seinen persönlichen Schwächen zu packen und unvorsichtige Schritte der Gegenpartei auszunutzen wußte, ihn umzustimmen: Mitte April 1780 lag das Jawort des Fürsten vor[59]. Unmittelbar darauf begannen Metternich und Belderbusch gemeinsam die Bearbeitung der Kapitel. Trotz starker Gegenwirkung war der Erfolg auf ihrer Seite; am 7. August wurde Erzherzog Max in Köln, am 16. August in Münster zum Koadjutor gewählt.

Diese Wahl, überaus bedeutungsvoll für die Zeit nach dem Tode des Kurfürsten, legte doch auch schon Max Friedrichs eigene Politik für den Rest seiner Jahre in bestimmter Richtung fest. Die Gewährung pekuniärer Vorteile seitens des dankbaren Österreich verstärkte noch seine Abhängigkeit vom kaiserlichen Hof. Nicht nur daß er als ein „Extrapraesent" 120 000 Gulden ausbezahlt erhielt, war ihm auch in einer vom 12. August 1780 datierten Konvention eine jährliche Pension von 50 000 Gulden und für den Fall der Nichterneuerung des im Oktober ablaufenden Vertrags mit Holland die Übernahme der bisher von den Generalstaaten gezahlten Subsidien in Höhe von gleichfalls mindestens 50 000 Gulden zugesichert worden[60]. Auch Belderbusch gegenüber hatte man sich erkenntlich gezeigt: das Grafendiplom war ihm und seinen drei Neffen in Aussicht gestellt worden, außerdem hatte ihm Metternich Wiener Bankozettel auf 100 000 Gulden überreicht[61]. Ohne Mühe gelang es auf der anderen Seite dem österreichischen Botschafter, den Sturz Fürstenbergs, der von Preußen und den Seemächten unterstützt als Gegenbewerber gegen den Erzherzog in Münster aufgetreten war, herbeizuführen. Am 16. September 1780 reichte der verdiente Mann auf ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten sein

[59] Über das Vorgehen Belderbuschs unterrichten eingehend seine Schreiben an Metternich, die dieser den Berichten nach Wien beilegte. „Belderbusch", so konnte der Gesandte am 21. April 1780 rühmen, „hat sich in der die Zeit daher durch das bedenkliche Zurückhalten S. K. Gn. ungemein kritischen Lage des Geschäfts als ein unermüdeter und treu devotester Diener des allerhöchsten Hofes betragen und seinen ganzen Kredit und Ruhe dem Geschäft willig aufgeopfert."

[60] Dies war die Hauptbedingung, die Belderbusch in seinen Verhandlungen mit Metternich gestellt hatte. „Nous sommes ici", so schrieb er dem Gesandten am 19. April, „dans des engagemens pécuniaires avec leur Hautes Puissances les Etats Généraux des Provinces Unis; il faut nécessairement y faire face dans le cas où ils s'aviseraient d'y porter du changement; il n'y a qu'une assurance formelle de Votre Cour qui peut mettre les interêts de S. A. E. à l'abri des suites désagréables."

[61] Berichte Metternichs, 1. Juli und 7. September 1780. Wien a. a. O.

Digitized by Google

Entlassungsgesuch ein, das sofort genehmigt wurde[62]. Belderbusch hatte nun keinen Rivalen mehr zu fürchten, er und durch ihn Österreich bestimmten fortan den Gang der kölnischen Politik. Damit war vor allem die Front gegen Preußen gegeben, das vergebens alle Mittel verwandt hatte, um die Koadjutorwahl zum Scheitern zu bringen. Frankreich hatte zwar auf österreichischen Druck hin keine Schwierigkeiten bereitet, indessen diese Macht durfte am Hofe Max Friedrichs auf Erkenntlichkeit oder gar Freundschaft nicht hoffen. Wie aber — das war wohl die wichtigste Frage — nahmen die Seemächte, insbesondere Holland, den Sieg des Erzherzogs auf? Belderbusch hatte einen Bruch mit den Generalstaaten zwar für möglich gehalten, er wünschte ihn jedoch keineswegs, und ebensowenig hatte man nunmehr, da man des maßgebenden Einflusses in Kurköln versichert war, in Wien ein Interesse daran, zumal man dann ja für die ausfallenden Subsidien aufkommen mußte. Der Minister hatte auch anfangs Metternich gegenüber der Hoffnung Ausdruck gegeben, durch das Ansehen, das er im Haag genieße, durch seine intime Freundschaft mit dem Staatsrat Fagel und auch durch die Einwirkung des holländischen Gesandten Landsberg, „eines redlichen und wohldenkenden Mannes", die Generalstaaten beschwichtigen und „die bisherige Ordnung aufrechterhalten" zu können[63]. Auf preußisches Drängen hatten die Generalstaaten dann zwar doch eine feindselige Haltung gegen den Erzherzog eingenommen und sogar für die Bekämpfung seiner Kandidatur in Münster beträchtliche Geldmittel ausgeworfen[64]. Allzu energisch war allerdings zum Ärger des Königs von Preußen der Kampf von holländischer Seite nicht geführt worden[65], und

[62] Am 30. August berichtet Metternich über eine Unterredung mit dem Kurfürsten, in der er die Forderung der Entlassung Fürstenbergs gestellt habe. Nach anfänglichem Zögern habe Max Friedrich zugestimmt. Vgl. Galland, Historisch-Politische Blätter 82, 747.

[63] Berichte Metternichs, 15. Januar u. 9. Februar 1780. Am 23. Mai 1780 berichtet Metternich über eine eigene Unterredung mit Landsberg: „Derselbe bekannte freimütig, daß die abgegebene Versicherung wegen nicht abzuändernder politischer Verhältnisse beider Stifter in Bezug seiner Nachbarn der Republik sehr beruhigend sein würde, und versprach seine bestmögliche Verwendung, damit der Stand der Subsidien, worauf ich vorzüglich mitgedrungen, wie bisher beibehalten würde."

[64] Siehe die Beschlüsse der Generalstaaten vom 4. u. 11. Juli 1780, Secreete Resolutien XIII, 632—634.

[65] Am 3. Juni 1780 hatte der kaiserliche Gesandte im Haag, Baron von Reischach, Metternich mitgeteilt, daß, wie ihm der Herzog Ludwig von Braunschweig ver-

Digitized by Google

nachdem der Fall erledigt war und die Wogen der Erregung sich einigermaßen wieder geglättet hatten, hielt man es im Haag im eigenen Interesse für geboten, die Beziehungen zu dem Nachbarn nicht abreißen zu lassen, vielmehr neben dem jetzigen auch den künftigen Kurfürsten von Köln und Fürstbischof von Münster sich zu verpflichten. Zwar fand eine sofortige Erneuerung des Subsidienvertrages nicht statt, Österreich sah sich gemäß der eingegangenen Verpflichtung zunächst gezwungen, in die Bresche zu springen und dem Kurfürsten außer der Pension noch 50 000 Gulden für den Ausfall an Subsidien zu zahlen. Die Verhandlungen zwischen Belderbusch und Landsberg führten aber schließlich im April 1782 zur Unterzeichnung eines neuen Vertrages, dessen Inhalt im wesentlichen dem Abkommen von 1770 entsprach. Nur waren diesmal zwei Instrumente ausgestellt, das eine für den Kurfürsten, das andere für den Koadjutor, der förmlich seinen Beitritt erklärte[66]. Gewissermaßen mit kaiserlicher Genehmigung blieb so die Freundschaft des Kölners mit den Generalstaaten bestehen.

Bei dieser Sachlage bedeutete der Regierungswechsel, der im Jahre 1784 stattfand, für die Außenpolitik Kurkölns kaum eine Änderung. Dem greisen Kurfürsten ging im Tode sein Günstling und Minister voraus: eine Lungenentzündung machte seinem Leben am Morgen des 2. Januar 1784 ein Ende[67]. „Seine Kurfürstliche Gnaden", so berichtet der Resident Bossart, „sind über den Verlust dieses großen Staatsmannes ganz untröstlich und schicken seinem Andenken häufige Tränen nach." Einen Augenblick hatte man in Wien wohl die Befürchtung, daß der Tod Belderbuschs Für-

sichert habe, die Generalstaaten nur, „um den König von Preußen nicht an den Kopf zu stoßen, dem Scheine nach" die Bewerbung des Erzherzogs bekämpfen würden.

[66] Die Verträge, die am 14. April 1782 von Belderbusch und Landsberg in Bonn unterzeichnet, am 23. April von Max Friedrich und am 30. April von dem Erzherzog Maximilian in Wien ratifiziert wurden, sind abgedruckt in Secreete Resolutien XIV (1782—1784), 184—189. Über die Verhandlungen berichtet der von Belderbusch auf dem laufenden gehaltene Metternich am 15. Dezember 1781, 16. März u. 24. April 1782. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 197 u. 201. Siehe auch Secreete Resolutien XIII, 855 u. XIV, 181 ff.; ferner Braubach: Max Franz 67.

[67] Bericht F. J. Bossarts, 2. Januar 1784. Wien: Reichskanzlei, Köln, 10. Bericht des Gesandtschaftssekretärs Kornrumpf, 9. Januar 1784. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reiche, 209. Max Friedrich selbst teilte in einem Schreiben vom 3. Januar 1784 dem Fürsten Kaunitz den Todesfall seines „so einsichtsvollen als aufgeklärten Staatsministers" mit. Wien: Coloniensia, 13a.

Digitized by Google

stenberg wieder zur Macht führen würde. Indessen Max Friedrich dachte nicht daran, einen Systemwechsel vorzunehmen; von der aus Gymnich, Forstmeister, dem ältesten Neffen Belderbuschs und dem Hofkammerpräsidenten Grafen Wolff-Metternich bestehenden Staatskonferenz, der er die Leitung der Geschäfte anvertraute, hatte die österreichische Politik Störungen nicht zu erwarten[68]. Zudem wollte man bald wissen, daß „Seine Kurfürstliche Gnaden ihr Alter mehr als vorhin empfänden" und der Regierungsantritt des Erzherzogs wohl nicht mehr so weit entfernt sei. Tatsächlich starb Max Friedrich nach kurzer Krankheit, welche die Ärzte als „marasmus senilis" bezeichneten, am Morgen des 15. April 1784[69]. Die Ära Königsegg war zu Ende. Wieder bestieg ein Prinz aus hohem Hause den Kölner Kurstuhl, doch diesmal kein Wittelsbacher, sondern ein Habsburger. Wer hätte damals geglaubt, daß er der letzte der Kurfürsten von Köln sein sollte, daß in weniger als zwanzig Jahren die Todesstunde des Kurstaats wie auch des Fürstbistums Münster schlagen würde!

[68] Bericht Kornrumpfs, 6. Februar 1784, Metternichs, 5. März 1784. Wien: Staatskanzlei, Berichte aus dem Reich, 209.

[69] Berichte Metternichs, 9., 12., 13., 15. u. 16. April 1784. Ebenda. Schreiben aus Bonn, 6. April 1784. Wien: Reichskanzlei, Köln, 10.



Digitized by Google

# Aus der Franzosenzeit in Krefeld.

Von
**Gottfried Buschbell.**

Auf Krefelder Tagebücher, die das 18. Jahrhundert, und auf andere, welche die Franzosenzeit zum Gegenstande haben, ist von mir bereits früher hingewiesen worden[1]. Damals veröffentlichte ich auch eine Probe aus den Aufzeichnungen Heinrichs von Beckerath, die über die Beschwerlichkeit einer Reise von Krefeld nach M. Gladbach in damaliger Zeit handelt und im Anschluß daran von dem Bau der Landstraße zwischen beiden Städten erzählt.

Eine Gesamtdarstellung der Vorkommnisse in der Franzosenzeit gab bereits vor 70 Jahren Hermann Keussen[2]. Die Zeit von Oktober 1794 bis 1802 behandelte der auch durch zahlreiche andere Veröffentlichungen rühmlich bekannte ehemalige Direktor der Krefelder Höheren Töchterschule, Wilhelm Buchner, im Anschluß an das inzwischen nicht mehr nachweisbare Tagebuch Abraham Scheutens[3].

Mir liegen in Abschrift Aufzeichnungen Leonhards von Beckerath[4] vor, zu denen dessen Schwiegersohn Heinrich von Beckerath[5] aus seinem Jugenderinnern allerlei Erweiterndes beigefügt hat[6]. Es handelt sich nicht, wie bei Abraham Scheuten, um regelrecht geführte Tagebücher; die Aufzeichnungen finden mehr gelegentlich statt. Sie beginnen mit Ende 1792, behandeln ziemlich ausführlich die Jahre 1794, 1795 und 1796, berühren ganz kurz 1797, überschlagen 1798 und geben bei 1799 ganz kurz dazu die Erklärung: „Da Preußen sich neutral hielt und so die Lage immer gleich blieb, so habe ich in der Hoffnung auf günstigere und bessere Zeiten beschlossen, meine Anmerkungen einstweilen ruhen zu lassen". Nach 1799 folgt ein Bericht über Napoleons Besuch in Krefeld (12. September 1804), den Heinrich von Beckerath durch eine Menge von

[1] Vgl. „Die Heimat" (Krefeld), 1928, 117 f. und 131 f.

[2] Stadt und Herrlichkeit Crefeld (1865), 387—455.

[3] Aus der Franzosenzeit. Programm der Höheren Töchterschule (Krefeld), 1888, 35 S., 8°.

[4] Geb. 1759, gest. am 31. Oktober 1838.

[5] Er war geboren 1782.

[6] Die Urschrift beruht bei Herrn Oskar von Beckerath in Krefeld. Die danach von mir genommene Abschrift befindet sich in der Krefelder Stadtbibliothek.

Digitized by Google

Einzelzügen weiter ausgestaltet; es kommen dann Nachrichten über Truppendurchmärsche in 1805, worauf erst wieder aus 1811 und 1812—1813 einiges „angemerkt" wird; aus 1814 Durchzüge von Deutschen und Russen. Daß die Kosaken mit Jubel empfangen werden, ist kennzeichnend für die allgemeine Stimmung.

Allgemein ist zu bemerken, daß trotz der schweren Lasten, welche die Franzosen der Stadt und ihrer Umgegend auferlegten, das Verhältnis von Mensch zu Mensch damals weit freundlicher gewesen zu sein scheint, als beispielsweise in unseren Zeiten, in denen neue Besatzungsnöte dieselben Gegenden bedrückten. Zwar erfolgen lebhafte Klagen über den General Lefebvre[7]; der Tag, an dem dieser wegging, wird als der erfreulichste im ganzen Kriege bezeichnet, aber andere Franzosen erscheinen als sympathische und liebenswürdige Menschen[8]. Freilich gaben auch die Deutschen sich alle Mühe, den bei ihnen Einquartierten entgegenzukommen.

Der Kriegsschauplatz näherte sich Ende 1792 dem Niederrhein. Scharenweise strömten die Flüchtlinge aus Brabant herbei, besonders Geistliche. Furchtbare Gerüchte über ihr Rauben und Morden eilten den Franzosen voraus. Die französischen Emigranten entwichen über den Rhein oder nach Holland. Am 10. November 1792 begab sich Leonhard von Beckerath im Auftrage von Johann und Friedrich von der Leyen als deren Angestellter nach Rurmond, wo er bleiben sollte, bis sichere Nachricht von der Ankunft der Franzosen käme. Aber in der holländischen Stadt herrschte eine derartige Angst und Spionenfurcht, daß der Arzt Janson, an den von Beckerath empfohlen war, fürchtete in den Verdacht der Späherei zu geraten, so daß von Beckerath nur einmal zu ihm gehen konnte. Janson bewog ihn, nach Krefeld zurückzukehren gegen das Versprechen, er werde das Haus von der Leyen benachrichtigen, sobald sichere Kunde da sei. Janson hielt auch Wort; am 22. November meldete er, die Franzosen rückten in Maaseyck ein.

[7] Heinr. von Beckerath charakterisiert ihn so: „von Ansehn nicht sonderlich, aber ein tüchtiger Soldat, der für seine ... Truppen die größte Sorgfalt trug, daher auch die vielen Requisitionen" Lefebvre wohnte bei Friedr. Heydweiller. Einen berüchtigten Spitzbuben namens Lincken, der zu der Fetzerschen Bande gehörte, wollte er erschießen lassen. Da der Gemeinderat seine Zustimmung versagte, ließ Lefebvre den Dieb in sein Quartier bringen und „prügelte ihm (!) eigenhändig mit einem spanischen Rohr tüchtig ab".

[8] Vgl. das Verhalten Lamarlières gegen die Geiseln und das Urteil über Lagastine unten S. 356.

Digitized by Google

Nach Krefeld kamen sie unter Führung des Generals Lamarlière am 18. Dezember 1792[9] in elendem, zerrissenem und zerlumptem Zustande; man sah Reiterei in Holzschuhen. Die Brandschatzung um 300 000 Gulden, die Wegführung von Geiseln nach Rurmond bis zu deren Bezahlung und ihre Namen sind bekannt. Dort wurden sie in einem Kloster in nicht unangenehmer Haft gehalten, standen aber wegen der gleichzeitigen Vorgänge in Paris (Schreckensherrschaft) große Angst aus. Diese war jedoch überflüssig. Konrad Isaak von der Leyen erzählte oft, sie hätten mit Lamarlière Karten gespielt. Dieser sei auch sonst gütig zu ihnen gewesen.

Über einen anderen französischen General, Namens Lagastine, vom Corps de génie, der 1795 den Straßenbau Krefeld-Gladbach leitete, erzählt Heinrich von Beckerath, dieser Mann, der mit einem Burschen und vier Pferden über ein halbes Jahr bei ihnen im Quartier gewesen sei, schon dem Greisenalter nahe, sei einer der liebenswürdigsten Franzosen gewesen, lebhaft, durchaus geschickt, von kindlichem Gemüt und rechtschaffener Denkungsart, so daß er bald als Glied der Familie betrachtet worden sei. Die Knaben ritten öfters allein oder (meist) in Begleitung von François, dem Burschen, auf seinen Pferden, wobei Lagastine immer besorgt war und vor scharfem Traben mit den Worten warnte: „Cela vous fera mal à la poitrine." Auch zuhause spielte er mit den Knaben und konnte, so alt er war, Seil springen und Ball schlagen trotz den Jüngeren. „Viel Freude", sagt von Beckerath, „hat uns dieser gute Mann gemacht, wofür ich ihm noch dankbar bin." Als er wegmußte, nahmen alle mit Rührung von ihm Abschied. — Wo gäbe es unter den seit Ende 1918 im Rheinlande stehenden Franzosen einen General oder überhaupt einen Offizier, dem seine Quartiergeber ein ähnliches Zeugnis ausstellen könnten?

Die Franzosen mußten damals bald (Januar 1793) vor Österreichern und Preußen zurückweichen; Ende Januar waren bereits die Vorposten da (kaiserliche Ulanen mit Lanzen und Degen, darunter waren Türken, Polen und Serben, und einige Mann Husaren vom Regiment Blankenstein)[10]. Das vorzügliche Aussehen des preußischen Militärs (Regiment v. Kalkstein) wird besonders gelobt. Von ihnen hatte von Beckerath einen Hauptmann v. Wolff

[9] Vgl. Keussen 390.

[10] Vgl. auch Keussen 393.

Digitized by Google

oder Wulfen mit zwei Mann und Pferden im Quartier. Die Preußen waren am 2. Februar 1793 eingerückt.

Als anfangs Oktober 1794 die Franzosen unter General Lefebvre wiederkamen, begann eine arge Leidenszeit für die Stadt und das Land. Lefebvre erhob schwere Forderungen, die sämtlich mit nur geringem Nachlaß erfüllt wurden. Alle Waffen mußten abgeliefert werden. Täglich wurden 30—40 Karren auf das Land geschickt, von Soldaten[11] begleitet, die den schriftlichen Befehl hatten, Roggen, Weizen und Hafer zu holen, wo sie es fänden. Auch Butter, Eier, Fleisch und was ihnen sonst anstand, wurden fortgenommen[12].

Wie froh war man aber, daß man wenigstens von den 12 000 Mann der Division Morlo verschont blieb, die am 12. November 1794 an der Stadt vorbei dem Rheine zu marschierte. „Es war zusammengelaufenes Gesindel (sans culottes), von dem kaum ein Zehntel ordentlich gekleidet war. Die meisten trugen große runde Hüte mit kleinen Knöpfen, eine kurze Unter- und Oberweste von grobem Tuch und leinene Hosen, aber alles zerlumpt und ein großer Teil barfuß, so zogen diese Völker, die eine zusammengelaufene (!) Herde von Spitzbuben ähnlicher sah als eine (!) sivilisierte (!) Armee, unter wildem Gesang längst (!) dem Grünenwald und Pullerhof unsere Stadt vorbei." Am 13. November kam eine unter Jourdan stehende Armee von 40 000 Mann an und lagerte sich in der Willicher Heide und längs der Landwehr von Ritzhütt bis unter der Linde. Die Bauern wurden rein ausgeplündert.

Der Winter 1794/95 war sehr hart. In den ersten Tagen des Januar 1795 kam der Rhein zum Stehen. Die Kälte dauerte bis 28. Januar und erreichte am 22./23. Januar 14—15° R, am 24. gar 16,5° R. Fast jeden Tag hörte man von erfrorenen Schildwachen, namentlich von solchen, die am Rhein auf Posten gestanden hatten. Steinkohlen konnten vom rechten Rheinufer nicht eingeführt werden, so daß die Gartenbesitzer sich genötigt sahen, ihre stärksten und besten Obstbäume zu fällen, um Brennholz zu bekommen. Später wurde in Ewalds Haus „Zum weißen Pferd" ein Holzlager angelegt, aus dem die Franzosen Holz empfingen. Aber

[11] Was die Manneszucht angeht, so fielen unter den Grenadieren Lefebvres viele Duelle vor. An einem, der eine durch einen Säbelhieb entstandene tiefe, breit auseinander klaffende Armwunde heimbrachte, nahm Heinr. v. Beckerath auf Wunsch des Soldaten eine Pferdekur vor durch Auflegung eines mit Salz und Essig getränkten Lappens. Wunderbar schnell wurde die Wunde geheilt.

[12] Vgl. Keussen 399 ff.

Digitized by Google

die geringen Mengen des Vorhandenen und die Bestechlichkeit der Kommissare bewirkten, daß das Holz nur höchst selten an den rechten Mann kam.

Das Brot wurde selten und teuer. Weißbrot gab es nicht mehr, sondern man buk Weizen- und Roggenmehl durcheinander. Der Verbrauch wurde stark eingeschränkt, indem Begüterte nur täglich $^3/_4$ Pfund, Handwerker, Tagelöhner und „Fabrikknechte" 1 Pfund bekamen; jeder Hausvater erhielt ein Brotbuch und konnte darauf in den beiden Magazinen (das eine war im oberen Teile der Stadt, im Hause der Jungfer Stetius, das andere im unteren Teil im Großen Gesellschaftshaus) seinen Anteil holen. Die Magazine wurden aber bereits am 14. Februar 1795 wieder geschlossen, worauf die Herren von der Leyen und von Beckerath ähnliche einrichteten, die aber nur für ihre Arbeiter bestimmt waren.

Der Mangel an Nahrung und deren schlechte Beschaffenheit erzeugten eine Ruhrepidemie. Der Verfasser behauptet oft gesehen zu haben, daß Franzosen in den Gärten herumzogen, sich die erfrorenen Kappusstrünke abschnitten und gleich verzehrten. Eines Tages war von Beckerath mit seinem Freunde von Abbema in der Willicher Heide, wo ihr Hund eine Krähe fing. Ein Franzose nahm sie ihnen ab, rupfte sie und warf sie gleich in den Kochtopf. Es kam soweit, daß die Bürger im März/April 1795 stundenweit gehen mußten, um für vieles Geld Brot zu erhalten.

Zugleich seufzte man unter dem Assignatenelend. Gleich nach Ankunft der Franzosen wurde mit Todesstrafe bedroht, wer sich weigerte, das Papiergeld anzunehmen. Wochenlang stand das Warenlager der Firma von der Leyen voll von Offizieren, Soldaten und Angestellten des französischen Heeres, die für ihr Papiergeld Seidenwaren kauften[13]. Dem Unfug wurde später abgeholfen, indem in einem Zimmer des Hauses von Johann von der Leyen täglich für eine bestimmte Summe Waren ausgestellt und verkauft wurden. Der geringe Mann war meist ohne Verdienst; wer Arbeit hatte, erhielt den halben Lohn in Assignaten. Um die Einquartierung zu befriedigen, blieb den Leuten nichts übrig als zu verkaufen, was sie hatten.

Da in Frankreich und den eroberten Ländern wegen des Papiergeldes aller Handel aufhörte und man von dem rechten Rheinufer

[13] Bei Scheuten war es genau so. Dieser hatte einen Tuchhandel. Vgl. Buchner 9 ff.

Digitized by Google

ganz abgeschnitten war, so würde alles gewerbliche und kaufmännische Leben zum Stillstand gekommen sein, wenn nicht ein wohlwollender Volksrepräsentant namens Gillet (den man mit einem Fräulein von der Leyen in Beziehung brachte) sich dazu hätte bewegen lassen, zu genehmigen, daß für ebensoviel Gewicht Rohseide (später auch Salz), als vom jenseitigen Ufer eingeführt wurde, ebensoviel an Gewicht fertige Ware ausgeführt werden durfte. Dieser Austausch durfte nur über Wesel gehen. Übrigens fand das Reich der Assignaten bereits im März 1795 sein Ende; am 23. März 1795 wurden die Arbeiter der von-der-Leyenschen Fabrik wieder mit „pur Geld" ausbezahlt. Der Livre sank auf zwei Stüber Wert herab.

Längst war auch eine neue Regierung (Munizipalität) angeordnet worden. Sie setzte sich zusammen aus einem früheren Friseur namens Barthels, einem ehemaligen Postmeister namens Jacobi und einem verlaufenen Komödianten namens Toscani. Ein spotthaft ersonnenes Wappen dieser Behörde zeigte einen Kamm, ein Posthorn und eine Maske.

Am 8. März 1795 kam von der Distriktsverwaltung in Geldern der Befehl, am 10. März das Nationalfest zu feiern und dabei den Freiheitsbaum zu setzen.

Man wandte ein, es sei unschicklich, ein Fest zu begehen zu einer Zeit, da allgemeiner Mangel herrsche. Dafür wurde eine Sammlung für die Armen in der Stadt gehalten. Von der Errichtung des Freiheitsbaumes gibt von Beckerath folgende Beschreibung:

„Merz 9 oder 10 mußte der sogenannte Freiheitsbaum gesetzt werden. Hiezu wurde eine Erle gewählt, die am Inrath unter Egerhoff stand. Sie war 60 Fuß hoch und wurde den 9. Merz in die Stadt geholt und auf dem Platz am Hülser Tor (jetzt Friedrichsplatz) gefahren, wo sie abgeschält und zubereitet wurde. (Neben dem Text steht bei v. B. eine Zeichnung des Freiheitsbaumes mit Fahne und phrygischer Mütze.)

Den 9. Merz wurde er Morgens um 9 Uhr gesetzt unter dem Läuten aller Glokken; dieses geschah auf folgende Weise: Um 9 Uhr wurde die Erle mitten auf die Straße gefahren zwischen der Schererei und F. H. v. d. Leyen und Heydweillers Haus, hier wurde der Zug, der die Erle abholen mußte, abgewartet. Der Zug erschien um halb 10 Uhr. Eine Bande Musik unter Anführung von Musikant

Digitized by Google

Thelen[14] zog voraus, dann folgte, von Beamten getragen, die Bekleidung des Baumes, nähmlich eine blecherne Kappe mit rōtlich Tuch überzogen, welche 1 Fuß weit und $1^1/_2$ Fuß hoch war, und eine kleine Fahne von Roth blau und weiß Seide, dann folgten die Bürger der Municipalität und nach diesen die Deputation der Stadt, nach diesen einige Rottmeister und Handwerker. — Der Zug kam vom Stadthauß und zog nach dem Wagen, worauf der Freiheitsbaum lag, dann die Musik voran die Straße herauf nach dem alten Markt beim Stadthauß; hier hielt man inne und hier wurde der Freyheitsbaum aufgepflanzt. Erst wurde ihm die Kappe aufgesetzt und das Fendel angenagelt und dann aufgerichtet. — Ich wohnte damals auf dem alten Markt dem Stadthauß gegenüber in das Haumannsche Haus und konnte daher alles genau beobachten: Alsdann zog der oben beschriebene Zug dreimal um den Freyheitsbaum, wobei auch vivat (doch schwach) gerufen wurde. Zum Beschluß hielt der zeitliche Municipal Beamte (kurz vorher Schauspieler)[15] eine sehr erbauliche Rede, hierauf verfügte sich jeder Still nach Haus"[16].

Nach dieser Zeit hatte besonders Holland zu leiden. Große Massen von Hornvieh wurden von dort herangetrieben; einige 100 Stück trieb man auf Cracau auf den Wall. Aus Mangel an Nahrung ging eine Menge zugrunde; andere ertranken in den Gräben.

Um die Mitte des Jahres (1795) war Kleber Kommandierender in Krefeld; am 8. August hielt er (als am Jahrestage des Sturmes auf die Tuilerien) auf dem „Leyenthal im Orangerie Hauß" einen großen Bal paré, wobei die Regimentsmusik aufspielte. Der Garten war illuminiert und die Orangenbäume standen darin verteilt. Sie büßten bei der Gelegenheit fast all ihre Blüten und Früchte ein. Die Anschaffungen zu diesem Fest wurden requiriert und mußten geliefert werden. Kleber wird ein großer schöner Mann genannt.

[14] Vgl. Keussen 408[1]; Heinr. v. Beckerath macht zu obiger Darstellung den Zusatz: „Die Musik bestand, wie gesagt, aus Thelen, der einen Contrebaß mit einer Selfkant um den Hals trug, Siffrinen Pitt mit einer Violin und noch zwei Musikanten; der Effect war gar nicht großartig."

[15] Also Toscani.

[16] Vgl. bei Buchner 20 die kritische Betrachtung Scheutens. Nach einigen Tagen stand folgende Inschrift an dem Baume: „Als Preußen lebten wir ganz frey und assen friedlich Brot, Hier steht der Baum der Sclaferey, Der bringt uns Angst und Not."

Digitized by Google

„fast so groß wie der Postmeister Weber in Geldern", nur von schlanker Taille; er sprach auch Deutsch.

Es sammelte sich damals ein Heer von 60 bis 70 000 Mann in der Gegend. Es sollte anfangs August in einem Lager zusammengezogen werden, das von der Mühle am Wege von Linn nach Kaiserswerth bis zum Egelsberg bei Haus Traar sich erstreckte. Die ganze Ernte von Hafer, Weizen, Gerste und Buchweizen wurde dabei rücksichtslos vernichtet. In der ganzen Gegend war niemand seines Eigentums sicher.

Bis zum 6. August kamen 146 aus Holland weggenommene Pontons durch die Stadt. Selbst die Menschen und Pferde, die zur Beförderung gebraucht wurden, stammten fast ausschließlich aus Holland.

Die Anstalten dauerten fort bis zum 5. September. An diesem Tage versammelte sich das ganze Hauptquartier in dem Hause von Friedrich von der Leyen, wo der kommandierende General Jourdan wohnte, und brach gegen 7 Uhr abends auf. Nach gewaltiger, von 12 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens dauernder Kanonade erzwangen die Franzosen den Rheinübergang und nötigten die Österreicher zu einem schnellen Rückzug. Doch am 12. Oktober wurden die Franzosen so entscheidend geschlagen, daß sie sich wieder bis an den Niederrhein zurückziehen mußten; so bekam Krefeld wieder die Häuser voll hungriger Gäste. Der Rückzug wurde damit ein großes Unglück für die hiesige Gegend. „Die Franzosen plünderten, raubten und mordeten sogar zur Schande der Menschheit wohin sie kamen."

Der Ende Dezember 1795 abgeschlossene Waffenstillstand bewirkte, daß das Hauptquartier nach Krefeld kam. Der verhaßte Lefebvre nahm sein Quartier bei Friedrich Heydweiller am Hülser Tor, blieb aber nur bis 19. Januar 1796.

Es folgt dann eine Schilderung der französischen Zwangsanleihe, der Verhandlungen um diese und eine summarische Übersicht über den Kriegsverlauf in 1796. „Die Fordrungen an Geld, Pferde (!) usw. nahmen gar kein Ende. Dabei wurden die aufgehobenen geistlichen Güter von den französischen Commissairs und Beamten auf eine unerlaubte Art ganz willkürlich verschleudert, die Wälder ebenso verwüstet. Auf Beschwerden bei dem König in Berlin wurde endlich erreicht, daß die Contributionen an Geld nachgelassen wurden. Auch das unerlaubte Holzfällen wurde verboten, in Rücksicht auf

Digitized by Google

die geistlichen Güter sollten keine Veränderungen mehr vorgenommen werden. Es wurden aber die Requisitionen aller Art beibehalten und wegen dieser Plage, die kein Ende nahm, mußten sich die Einwohner mit den Commissairen, die dazu beordert waren, so gut es ging zu vergleichen suchen. Aber man war von deren Willen nur allzu abhängig."

Ende Januar 1797 kam Bewegung in die französische Armee: am 13. Februar trafen vier französische Generale, Moreau, Kleber, Damas und Richepense bei Friedrich Heinrich von der Leyen zu Besuch ein. General Kleber, der mit den von der Leyen sehr befreundet war, blieb einige Monate hier, während die drei übrigen nach drei Tagen wieder weggingen. Am 30. März 1797 traf General Hoche in Krefeld ein, der Befehlshaber der Sambre- und Maasarmee. Am 31. war im Hause von Friedr. Heinr. von der Leyen Kriegsrat und Zusammenkunft der Generale der Armee. Bei von der Leyen speisten an dem Tage 14 Generale. An demselben Tage manöverierten auf der Willicher Heide sieben Regimenter Dragoner[17]. Diese Truppen kamen aus Holland und Belgien und zogen dann über den Rhein nach Österreich, wodurch die hiesigen Länder von den großen Lasten etwas verschont wurden.

Beim Ausbruch des Krieges mit Österreich (1799) erfolgten fast täglich Truppendurchzüge. Alle, die kamen, ohne Ausnahme, mußten beköstigt und beherbergt werden. Dabei dauerten die Forderungen der Franzosen an Lieferungen für die Armee ungestört fort.

Über den Besuch Napoleons[18] bemerkt Leonhard von Beckerath: „1804 den 12. September besuchte Napoleon als erster Kaiser der Franzosen unsere Stadt. Er nahm sein Logis bei Herrn Friedrich von der Leyen, damals Maire der Stadt, besah besonders dessen Fabriken, ließ später den Stadtrath zusammenkommen und reiste am 13. wieder ab."

Weit ausführlicher ist das, was Heinrich von Beckerath ergänzend beigefügt: „Bonaparte wurde vom Stadtrath und Maire auf dem Felde bei Königshoff empfangen, wo der Maire Friedrich v. d. Leyen eine Rede ablaß, welches nicht ganz ohne zitternde Stimme ablief. Adam ter Meer und ich wir standen fast unmittelbar hinter F. von

[17] Die Ereignisse der folgenden Zeit, namentlich 1798, findet man ausführlich bei Buchner 27 ff.

[18] Vgl. auch Keussen 441 f.

Digitized by Google

der Leyen und hatten daher während der ganzen Rede Gelegenheit Bonaparte zu sehen und zu beobachten. Er saß in einem Wagen mit noch ein General reich mit Gold behangen; ich glaube, es war Duroc.

Der Kaiser hat eine gelbliche Gesichtsfarbe, graue Augen, dunkles Haar und seine Gesichtszüge waren nicht unangenehm. Nachdem v. d. Leyen seine Rede geschlossen, nickte er freundlich mit dem Kopf, sah auf seine Uhr und befahl gleich fortzufahren. Er hatte einige hundert Leibtruppen, gutberitten, und es folgten noch viele Wagen mit Generalen, Beamten, Küchen und Gepäck Wagen. Er war kaum in die Stadt angekommen, so sahen wir ihm (!) auf der Straße mit Herr Fritz von der Leyen Arm in Arm gehen. — Ein Vertrauen, was er nicht leicht Jemand bewieß, und zugleich auch beweist, daß Herr v. d. Leyen der rechte Mann war, um mit große Herren umzugehen, und mancher hätte auch den Muth nicht gehabt, sich so zu benehmen.

Nachdem nun Bonaparte die Fabriken besehen, ließ er den Gemeinde Rath zusammen kommen und that manche Frage, unter andern wieviel Millionair in Crefeld seien etc. Abends um 8 Uhr ungefähr wurden die Straßen um von der Leyens Hauß mit Ketten gesperrt, weil der Kaiser frühzeitig schlafen wollte und es durfte niemand dorten passieren, wofür dann auch einige 100 Mann Bedekkung sorgten.

Da der Kaiser seine eigne Küchenpersonal bei sich hatte, so wurde aufs Neue gekocht, obschon die von der Leyens, wie man denken kann, gewiß stattlich angerichtet hatten. Die französischen Köche machten aber ein so starkes Feuer und warfen soviel Butter ins Feuer, daß man ernstlich wegen Brandgefahr besorgt war, und hinten durch das Thor heimlich ein paar Brandspritzen auf den Hof fahren ließ.

Gottlob ging aber alles ohne Gefahr vorüber.

Abends beim Essen setzte von der Leyen dem Bonaparte seine besten Rheinweine vor (ich habe sie probiert und fand sie excellent), aber nachdem er davon gekostet, sagte er: Ce vin du Rhin est trop froid, worauf er rothen französischen Wein trank.

Abends nach 9 Uhr war es so stille in der Stadt, als wenn sie ausgestorben gewesen wäre.

Ich bemerke nun noch, daß marquante und auffallende Gesichter

Digitized by Google

und Leute, die außergewöhnlich gekleidet waren, von seinen Adjudanten immer entfernt wurden. Dies passierte auch dem hiesigen Baumeister Leydel, der sich etwas Sonderbar kleidete und auch bedeutet wurde sich zu entfernen, indem der Dienstthuende sagte, der Kaiser liebe dergleichen Gesichter nicht.

Ob auch sein Mameluck bei ihm war, entsinne ich mich nicht. 1808 habe ich ihm (!) auf dem Congreß zu Erfurt gesehen, wo er mit Duroc oben im Fenster lag und Nüsse knackte und mit den Schaalen auf die Vorübergehende warf.

Des andern Morgens früh fuhr er über Kempen weiter, eine Ehren Garde begleitete ihn bis eine halbe Stunde weit, worauf er sie verabschiedete.

Es hätte auch nicht gegangen, den er fuhr zu rasch."

Zu 1811 übergehend bemerkt Leonhard von Beckerath, im November seien zwei Regimenter Carabiniers, Leibregimenter des Kaisers, ausgesuchte schöne Leute wie auch Pferde eingetroffen und bis 1. März in Garnison geblieben. Sie waren für den Krieg gegen Rußland bestimmt und gingen von hier nach Polen. Mit dem Carabinierregiment, dessen Oberst Blanquart hieß, gingen Carl Schehl[19] und ein Barthels nach Rußland. Schehl war Trompeter und einer der ersten, die in Moskau einritten. Der Eindruck, daß niemand in der großen Stadt zu sehen war, sei höchst sonderbar gewesen.

Nach einem kurzen Überblick über den Verlauf der Dinge bis nach der Schlacht bei Leipzig wird uns weiter erzählt, am 11. November 1813 seien die Deutschen und Russen in Düsseldorf angekommen. Von da ab lebte man in Furcht und Schrecken, weil man nicht wußte, welche Maßregeln die französische Regierung treffen würde (Aushebungen usw.), dann aber auch wegen der entstandenen Verwirrung, indem französische Beamte mit ihren Frauen die Flucht ergriffen, ebenso Soldaten, die ganz ohne „Ordre" waren. Man hoffte täglich von dem drückenden Los durch die Deutschen befreit zu werden.

In der Tat wurden am 7. Januar 1814 alle bemittelten Bürger zur Garde nationale angefordert, was höchste Bestürzung hervorrief. Von der Aufforderung, die von Beckerath selbst zuging, datiert vom

[19] Vgl. Karl Schehl, Mit der großen Armee 1812. Herausg. von Ferd. Schehl. Krefeld 1912.

Digitized by Google

10. Januar, fügt er eine Abschrift bei[20] und meint: „Glücklicher Weise rührten sich die Deutschen von allen Seiten, so daß die Unruhe sich dadurch so mehrte, daß man es nicht wagen durfte, das Aufgebot der Garde in Activität zu setzen."

Den 12. und 13. gingen nun auch die Russen bei Düsseldorf über den Rhein, den 14. kamen schon drei Kosaken an, die mit Jubel empfangen wurden. Den folgenden Tag kamen 35 Kosaken und ein Offizier an. Den 15., 16., 17. und 18. kamen abwechselnd bald Kosaken, bald Lanzenträger, bald Husaren, den 20. zwei Regimenter Dragoner, alles Russen, hier durch.

Die Franzosenzeit in Krefeld war zu Ende.

[20] Der Gestellungsbefehl ist unterschrieben von dem Colonel commandant la demie Brigade Suisse Baron Abyberg.

Digitized by Google

# Die Stimmung der Rheinländer gegenüber Preußen 1814/16.

Von
**Alfred Herrmann.**

An einem weltgeschichtlichen Wendepunkte, als bei Liquidation der napoleonischen Epoche durch den Wiener Kongreß die Grenzen der Länder nach dynastischen Rücksichten neu bestimmt wurden, erfolgte die schicksalsschwere Vereinigung der Rheinlande mit dem Preußischen Staat. In der Vergangenheit war beider Entwicklung so verschieden wie nur möglich verlaufen. Seit Jahrhunderten hatten die Rheinlande bis auf die französische Zeit einem starken Staatswesen geschlossen nicht mehr angehört. Innerhalb der einzelnen Gebiete, in die sie zerfielen, vor allem aber insgesamt gegenüber dem Preußischen Staate, waren auf politischem und wirtschaftlichem, sozialem und religiösem Gebiet große Unterschiede festzustellen. Die Jahre der Fremdherrschaft hatten wohl dazu gedient, innerhalb der rheinischen Lande diese Unterschiede weitgehend zu beseitigen, aber die tief einschneidenden Neuerungen, durch die das geschah, vermochten den Gegensatz zu dem absolutistischen Preußen nicht zu verringern. Selbst die niederrheinischen Gebiete, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch Erbgang mit Preußen vereinigt worden waren, waren niemals voll in diesem Staat aufgegangen, hatten gegenüber den altpreußischen Provinzen ein weitgehendes Sonderleben geführt und waren auch von Berlin aus vielfach als Fremdkörper und militärisch unbequemer Außenposten empfunden und im Baseler Frieden von 1795 schließlich leichten Herzens preisgegeben worden.

So war es alles in allem wohl begreiflich, daß beide Teile, als der Beschluß des Wiener Kongresses ihre Vereinigung dekretierte, die Gegensätze stark empfanden, und es ist objektiv festzustellen, daß die Einverleibung der rheinischen Gebiete in den so anders gearteten Gesamtstaat wohl die schwierigste der Preußen bis dahin im Verlauf seiner Geschichte gestellten staatspolitischen Aufgaben war. Dennoch hätte dieser Verschmelzungsprozeß rascher und reibungsloser sich vollziehen können, wenn sich nicht gewisse Eigenschaften

Digitized by Google

des Preußentums und der preußischen Staats- und Verwaltungspraxis dabei schon frühzeitig allzusehr in den Vordergrund gedrängt hätten.

Die nachstehenden Äußerungen dürften, so knapp sie im Rahmen dieser Festschrift notgedrungen auch sind, beweisen, daß die Stimmung der Rheinländer, obwohl man die Gegensätze zu Preußen stark empfand, diesem anfangs doch keineswegs abträglich gewesen ist. Selbst auf Gebieten, auf denen sich später ein besonders schroffer Gegensatz entwickelte und wo auch die Voraussetzungen dafür von vornherein im Keime vorhanden waren, hätten die Zusammenstöße bei geschickterer Politik zum Teil vermieden, zum Teil wenigstens gemildert werden können.

*

Von einer inneren Französierung der Rheinlande, von der man später gern vorwurfsvoll gesprochen hat, und die unter anderem auch bei der Erklärung und Einschätzung des Liberalismus wie des politischen Katholizismus am Rhein eine Rolle spielt, kann keine Rede sein. Vor allem die Arbeiten Hashagens[1] haben eine große Zahl gewichtiger Zeugnisse beigebracht und Erscheinungen aufgezeigt, die uns deutlich machen, daß sich die Rheinländer den französischen Eroberern keineswegs kritik- und widerstandslos in die Arme geworfen haben, und daß die Kulturpolitik der Franzosen, im Gegensatz zu ihrer Verwaltung und ihrer Wirtschaftspolitik, am Rhein weitaus die geringsten Erfolge gehabt hat. Im staatstheoretischen Denken wie in Literatur, Kunst, Theater und Musik ist der Einfluß der Franzosen auffallend gering gewesen, ja vielfach zeigt sich hier geradezu eine gegenteilige Tendenz. Immer wieder haben die Rheinländer auch in der Franzosenzeit, obwohl oder gerade weil die Französierung vor allem durch die Alleingeltung der französischen Sprache im öffentlichen Leben sehr intensiv war[2],

[1] J. Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes. Bonn 1908. — Derselbe, Die Rheinlande beim Abschlusse der französischen Fremdherrschaft, in: „Die Rheinprovinz 1815—1915", I, Bonn 1917.

[2] W. Leyhausen, Das höhere Schulwesen der Stadt Köln 1794—1814, in: Studien zur rheinischen Geschichte, Heft VI, Bonn 1913. — In Nr. 26 vom 25. April 1815 begrüßt es die Kölnische Zeitung freudig, daß zugleich mit Verkündigung des Besitzergreifungspatentes die von Grashof umgewandelten Schulanstalten eingeweiht wurden, in denen wieder eine gute deutsche Erziehung eintrete „an Stelle der früher bestandenen französischen, für die Zwecke tyrannischer Gewaltherrschaft absichtlich auf Beschränkung der Kenntnisse berechneten Lehr- und Erziehungsmethode".

Digitized by Google

ihr Deutschtum hervortreten lassen und ihren starken Sinn für ihre Vergangenheit, für deutsche Art und deutsche Kunst bekundet. Allein schon durch die Bedeutung des Rheins für die Romantik ist das Rheinland auch in der Franzosenzeit als durchaus deutsch anzusprechen, hat es aktiv im nationalen Sinne gewirkt. Das bliebe richtig, selbst wenn man nachweisen könnte, daß die Rheinländer zur mehr lyrischen Romantik der Wunderhornzeit ein sehr viel geringeres Verhältnis gehabt haben als zur politisch gefärbten Rheinromantik der Simrockzeit und des Jahres 1840. Nur aus dem deutschen Charakter, den die Rheinlande sich auch in der Franzosenzeit bewahrt haben, erklärt sich die Rolle, die der Rhein in der Dichtung der Freiheitskriege spielt, nur so auch die Stimmung der Rheinländer gegenüber den Ereignissen von 1813/15 und die Art, wie sie schließlich am Werke der Befreiung Deutschlands auch aktiven Anteil nahmen[3]. Nur so auch ist die Tatsache verständlich, daß gerade auf rheinischem Boden im Rheinischen Merkur jener bitterste Haß gegen Napoleon sich entladen konnte, an dem wieder ein gut Teil der Gluten sich entzündete, die den Korsen verzehrten. Joseph Görres, der in seinem Verhältnis zu den Franzosen die verschiedensten Stadien durchgemacht hat, ohne sich doch jemals ihrem Geist ganz zu verschreiben, ist hier, bei aller Einmaligkeit seiner Erscheinung, doch zugleich auch ein Typus der Rheinländer seiner Zeit.

Die oppositionellen Regungen der Rheinländer gegen die Franzosen, soweit sie politischer, nicht, wie z. B. bei der kirchlichen Opposition, weltanschaulicher Natur sind, in ihren innersten Beweggründen zu bestimmen, ist freilich nicht leicht. Sie etwa ohne weiteres mit deutschnationaler Gesinnung gleichzusetzen, wäre ganz gewiß verfehlt. Daß aber auch solche vorhanden war, beweist wiederum Görres und sein Merkur, beweist die Rheinromantik.

Unmöglich freilich konnte man nach Lage der Dinge von den Bewohnern des linken Rheinufers — die Stimmung des Bergischen Landes war aus wirtschaftlichen Gründen und weil die Fremdherrschaft dort nur viel flüchtiger Wurzel geschlagen, ja sich schließlich

[3] F. Vollheim, Die provisorische Verwaltung am Mittel- und Niederrhein während der Jahre 1814/16, Bonn 1912. — A. Herrmann, Die militärischen Leistungen der Rheinlande 1814/15, in: „Der Niederrhein", 1913, Heft 1, 14 ff. — Briefe des Generals Neidhardt von Gneisenau 1809/15. Ges. u. herausg. von J. von Pflugk-Hartung, Gotha 1913, 149 ff., 161 ff.

Digitized by Google

geradezu verhaßt gemacht hatte, sehr abweichend[4] — verlangen, daß sie schon dem Tage von Leipzig und seinen unmittelbaren Folgen ebenso zujubelten wie jene deutschen Landschaften, auf denen die Faust des Eroberers schwer gelastet hatte, und die jetzt nach Jahren unerhörter Leiden und Anstrengungen um ihre Freiheit kämpften. Wie „gelindes Tauwetter und ohne sonderliche Angst" war den Rheinländern nach einem Ausdruck Benzenbergs „das Franzosentum unter der Hand weggekommen"[5].

Aber noch mit dem Erscheinen der verbündeten Heere hielt man, wie wir heute wissen, mit vollem Recht, das Schicksal des Schlachtenkaisers am Rhein keineswegs für endgültig besiegelt, und war man nicht sicher, ob die Rheingebiete wieder an Deutschland fallen würden. Bald lagen auch die Nöte der Kriegszeit so schwer auf jenen Gauen, die es als besondere Wohltat empfunden hatten, während der ganzen napoleonischen Ära niemals unmittelbarer Kriegsschauplatz gewesen zu sein, machten sich vor allem auch die Folgen des Krieges auf das durch die Schutzzollpolitik des Kaisers begünstigte Wirtschaftsleben des linken Rheinufers so nachteilig fühlbar, daß man zum mindesten nur mit gemischten Gefühlen an den Wandel der Dinge denken konnte. Dazu kam die lange, sich oft unangenehm auswirkende und peinlich empfundene Ungewißheit, welchem Landesherrn man bei dem Wiener Handel „zugeschlagen" werden würde.

Noch ehe freilich der Wiener Kongreß die Rheinlande endgültig an Preußen gab, hatte man sich mit dem Gedanken an die Herrschaft dieses Staates vertraut zu machen begonnen, schon weil bereits nach dem ersten Pariser Frieden die bis dahin von den Verbündeten gemeinsam abhängige und bestrittene provisorische Verwaltung auf Kosten Preußens weitergeführt wurde.

Wenn man am Rhein an das absolutistische Preußen des 18. Jahrhunderts dachte, konnten die Gefühle nicht eben freundliche sein, verglich man damit die eigene Vergangenheit, noch weniger, dachte man an die durch die Franzosen geschaffenen Zustände, oder sagen

[4] Über die von dem Generalgouverneur Justus Gruner genährte nationale Begeisterung und die militärischen und materiellen Opfer des Bergischen Landes 1814/15 vgl. P. Wentzcke, Justus Gruner, der Begründer der preußischen Herrschaft im Bergischen Lande, Heidelberg 1913, 24 f. — Die freudige Aufnahme der preußischen Herrschaft bezeugt auch J. Hasenclever, Erinnerungen aus meinem Leben, Hamburg 1911, 41 f.

[5] J. F. Benzenberg, Über Verfassung, Dortmund 1816, 395.



Digitized by Google

wir vorsichtiger deren Prinzip[6]. Eben diese Zustände befähigten die Rheinländer aber auch, wenn nicht die Ideenwelt, so doch die freiheitliche Basis und die praktische Bedeutung der Stein-Hardenbergischen Reformen, die überdies zum Teil aus den vorfranzösischen Zuständen am Niederrhein ihre Nahrung gezogen hatten, zu erfassen und zu würdigen. Dem durch die Reformen wiedergeborenen und in die Bahn einer freiheitlichen Entwicklung gelenkten Preußen konnte man sich in manchem verwandt fühlen. Dazu kam, daß die gewaltigen militärischen Leistungen, die nur durch diese allseitige Reformarbeit möglich geworden waren, und die Fülle der glänzenden Persönlichkeiten in seinem Dienste Preußen vorübergehend damals in ganz Deutschland Sympathien eintrugen, wie es sie niemals vorher, selten nachher in gleich hohem Maße besessen hat. Sie bestanden namentlich, solange man mit wirklichem oder vermeintlichem Rechte in Preußen auch den Träger einer deutschen Einheitspolitik erblickte.

Trotz allem blieb man sich aber begreiflicherweise von vornherein bewußt, daß auch zwischen dem Preußen Stein-Hardenbergs und den damaligen Rheinlanden tiefgehende, historisch begründete Gegensätze bestanden. Daß man diese auch in Altpreußen deutlich erkannte und stark bewertete, hatte den Rheinländern eben noch in nicht gerade schmeichelhafter Weise das eifrige Bestreben der preußischen Diplomaten auf dem Wiener Kongresse gezeigt[7], statt des kulturell fremden und militärisch so gefährdeten rheinischen Außenpostens die sächsischen Lande zu erlangen. So ging man denn in der Tat von beiden Seiten 1815 nur eine Vernunftehe ein, und sehr viel kam darauf an, wie die ersten Schritte der neuen Herren am Rhein ausfallen und wie sie aufgenommen werden würden.

Von der festen, umsichtigen und gerechten Verwaltung des Generalgouverneurs Johann August Sack, eines der tüchtigsten Beamten aus der Schule Steins, ist alles in allem gewiß zu sagen, daß sie unter sehr schwierigen Umständen werbende Kraft für das preußische Staatswesen bewiesen hat. Das gilt auch, so verschieden die beiden Männer an Charakter und Wirksamkeit im übrigen sein mochten, von Justus Gruners Verwaltung im Bergischen Lande

[6] J. Görres, Über das Verhältnis der Rheinlande zu Preußen. Werke (herausgegeben von M. Görres), III, 457 f.

[7] R. Koser in Westdeutscher Zeitschrift, XI (1892), 195 f., und Delbrück, Leben Gneisenaus, II, 306 (Brief Benzenbergs an Gneisenau).

Digitized by Google

und seiner zeitweiligen Verwaltung des Generalgouvernements vom Mittelrhein, bevor die provisorische Verwaltung der ganzen Provinz in den Händen von Sack vereinigt wurde. Beide Männer haben die französischen Einrichtungen zwar in allem wesentlichen bestehen gelassen und nur in Einzelheiten geändert, aber doch ein imponierendes Maß schwieriger technischer Arbeit geleistet. In den Stimmen der Rheinländer, die sich zur Begrüßung oder Kritik der preußischen Anfänge erhoben, spielt diese denn auch eine entsprechende Rolle[8].

Schon Anfang November 1814, als das Schicksal der Rheinlande in Wien noch ungewiß war, erging aus Kleve, wo man sich einst auch sehr gegen die Losreißung von Preußen gesträubt hatte, eine Petition an Friedrich Wilhelm III., die „im Namen der meisten Mitbürger" unter Klagen über die Fremdherrschaft die Bitte aussprach, wieder dauernd mit Preußen vereint zu werden[9]. Aber auch aus dem übrigen Rheinlande finden wir bereits bis um die Wende 1814/15 zurückreichende Zeugnisse über eine preußenfreundliche Stimmung. Ein Reisender findet besonders in Köln die Gesinnung der Einwohner im ganzen günstig, freilich vor allem, weil man hier von der neuen Regierung Abhilfe der starken wirtschaftlichen Nöte Kölns infolge der Franzosenzeit erhoffte[10]. Noch vorher hatte der Düsseldorfer Polizeidirektor Sigmund Peter Martin, ein bewährter Gehilfe Gruners, auf Grund von Reiseeindrücken unter dem 18. Februar 1815 niedergeschrieben: „Über Preußen urteilt man im ganzen sehr vorteilhaft. Die Besseren hoffen, freilich mitunter noch mit bangen Besorgnissen, daß die Herrschaft der Liberalität und der Idee sich in diesem Staate am ersten durchkämpfen wird. ... Daß in einem beträchtlichen Teile Deutschlands, selbst des nördlichen, der große Haufe aller Stände gegen Preußen einge-

[8] F. Vollhelm a. a. O. V.s günstiges Urteil über Sack findet Bestätigung in den Akten des Berliner Staatsarchivs, Rep. 74, J. III, 48. — Über Gruner Wentzcke a. a. O., 21 ff. — Daß es Sack auch an zum Teil heftigen Gegnern nicht gefehlt hat, zeigen unter anderem Vollheim a. a. O. und Berliner Staatsarchiv, Rep. 92, H. 13½. Namentlich Schenkendorf gehörte zu den Gegnern Sacks. Vgl. darüber F. Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., I (1899), 411, und E. Landsberg, Die Gutachten der rheinischen Immediat-Justizkommission und der Kampf um die rheinische Rechts- und Gerichtsverfassung 1814/19, Bonn 1914, XLI u. XLIX.

[9] Berliner Staatsarchiv, Rep. 74, H. II Gen. ad Nr. 2.

[10] Köln um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, geschildert von Zeitgenossen Herausgegeben von J. Bayer, Köln 1912, 173.

Digitized by Google

nommen ist, ist eine bekannte Sache. Wir sind darin einig, was es mit diesem Eingenommensein für eine Bewandtnis hat, und daß es keine öffentliche Meinung bildet"[11].

Am 8. Februar 1815 hatte sich Preußen in Wien mit der Entschädigung am Rhein einverstanden erklärt. Durch Berliner Blätter kam die Nachricht davon rasch an den Rhein, wo denn auch die Zeitungen, die bereits seit September des vorhergehenden Jahres davon sprachen, daß die Rheinlande zu Preußen kommen sollten (z. B. Kölnische Zeitung vom 20. September 1814, Nr. 138), sofort ihre Zustimmung erklärten. So gibt die Kölnische Zeitung vom 25. Februar ihrer Freude darüber Ausdruck, „daß die Verfügung, die aus Rücksicht auf das Allgemeine erging, auch mit dem besonderen Vorteil dieser Länder übereintrifft. Denn uns ist das Los geworden, einem großen Staate anzugehören, der unsere Erwartung einer glücklichen Zukunft erfüllen kann und gewiß erfüllen wird. Die begeisterte Verehrung, womit alle Untertanen Preußens ihrer Regierung anhängen, liefert die sicherste Gewähr, daß diese Regierung mild und rechtliebend sei. Wir dürfen daher kühn erwarten, daß sie den reinen deutschen Biedersinn der Bewohner dieses Landes, der ihr den Gehorsam und die Treue desselben verbürgt, würdigen und ihn durch Beschützung der Religion und des Handels, durch uneigennützige Beförderung des Bürgerwohles erwidern wird[12]." Der Kölner Verkündiger aber schreibt am nächsten Tage: „Unser Schicksal wäre also entschieden! Wir erfahren auf beinahe offiziellem Wege, daß auch wir dem sanften Zepter Friedrich Wilhelms angehören sollen. Getrost dürfen wir in die Zukunft hinblicken, denn die humane und liberale Regierungsverfassung des Preußischen Staates berechtigt uns zu den schönsten Erwartungen[13]."

Auch die Proklamation, mit der König Friedrich Wilhelm III. sich am 5. April an die wiedergewonnenen und neuen Untertanen am Rhein wendete, fand vollsten Beifall. Der Kölner Welt- und Staatsboth z. B., der mit Nr. 62 vom 18. April, in der er sie mitteilt,

[11] E. Müsebeck, S. P. Martin und H. v. Plehwe, zwei Vertreter des deutschen Einheitsgedankens 1806/20, in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der deutschen Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, II, 75 ff.

[12] Die 1809 unterdrückte Kölnische Zeitung erschien seit dem 1. Januar 1814 wieder. Vgl. von der Nahmer, Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Zeitung, ihrer Besitzer und Mitarbeiter, 1. Teil: Markus Dumont, 1802/31, Köln 1920.

[13] Zitiert nach Bayer in: „Beiträge zur Kölner Geschichte, Sprache, Eigenart", Köln 1915, 328.

Digitized by Google

den preußischen Adler in seinen Kopf aufnahm — im September legte sich ihn auch die Kölnische Zeitung zu —, sagte: „Uns ist nun definitiv das glückliche Los geworden, einem großen deutschen Staate anzugehören; wir stehen von nun an unter dem milden Zepter Friedrich Wilhelms des Edlen. ... Die enthusiastische Anhänglichkeit des preußischen Volkes an seinen König ist uns der sicherste Bürge für dessen edle Gesinnungen, die keines weiteren Lobes bedürfen"[14]. Am 20. April widmen auch der Verkündiger und die Kölnische Zeitung dem Besitznahmepatent warme Worte. „Die Rheinländer hätten", sagt letztere[15], „wenn sie die Wahl gehabt, sich nicht anders entscheiden können als für das kraftvolle und machtvolle Preußen, das — der Feldzug gegen den Napoleon der hundert Tage stand bevor — allein sie gegen den französischen Angriff schützen könne, das aber auch die Künste des Friedens, die Wissenschaften, die Erziehung und die Gerechtigkeit auf gründliche und freisinnige Art pflegt, die alles, was ihren Untergebenen heilig und verehrungswürdig erscheint, zu achten versteht, und die in der Bildung, in den geistigen Fortschritten der Bürger ihre sicherste Stütze gesucht und gefunden hat."

Wir werden solche und ähnliche, überdies ziemlich gleichlautende Stimmen aus der damals sehr unentwickelten rheinischen Presse gewiß mit einiger Vorsicht zu bewerten haben, zumal festgestellt werden muß, daß unter den Augen der neuen Herren die Zeit der Fremdherrschaft mit fast verdächtigem Eifer verurteilt, der deutsche Charakter der Rheinlande betont und die Befreiung von den Franzosen wohl etwas zu laut gepriesen wird[16]. Aber eine relativ freundliche Aufnahme der preußischen Herrschaft ist auch sonst hinrei-

[14] Ebenda 333.

[15] Nr. 63 der Kölnischen Zeitung; das Patent selbst in Nr. 62 und auch in allen anderen Blättern.

[16] Vgl. z. B. Nr. 8 der Kölnischen Zeitung von 1815 und 1816 zum Jahrgedächtnis der Ankunft der Verbündeten am Rhein; ferner die Artikel über Waterloo, das Jahrgedächtnis der Leipziger Schlacht 1815, zum Geburtstag Friedrich Wilhelms III., bei der ersten Anwesenheit des Königs in Köln und ähnliches. — Stark antifranzösische Äußerungen unter nachdrücklicher Abwehr des Vorwurfs blinder Franzosenfreundlichkeit unter anderem in einer Denkschrift des Trierer Domherrn Graf Kesselstadt vom 31. März 1815 (Koblenzer Staatsarchiv O. P. Jülich-Kleve-Berg, I, 1, 14), den Schriften Benzenbergs und einer Broschüre von Boost, Was waren die Rheinländer als Menschen und Bürger, und was ist aus ihnen geworden? Mainz 1819. Daß die Franzosenherrschaft selbst in Aachen keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte, bezeugt A. von Reumont in seinen Jugenderinnerungen, AHVN LXXVII (1904), 49 u. 51.

Digitized by Google

chend bezeugt, und die Feierlichkeiten, mit denen in den rheinischen Gemeinden die Verkündigung der Proklamation vom 5. April und der offizielle Aachener Huldigungsakt vom 15. Mai begleitet wurden, gaben Gelegenheit, Sympathien zu erwecken und zu bekunden. Auch kritische Sentenzen, die damals umliefen oder später gut erfunden wurden, verraten doch keine Feindseligkeit und sind vielleicht überhaupt nur ein Ausfluß des unübertrefflichen rheinischen Humors. Charakteristisch ist dafür der dem Kölner Bankier Abraham Schaaffhausen bei der Nachricht von dem Anfall an Preußen zugeschriebene Ausspruch: „Do heerode mer ävver en en ärm Famillje."

Unverdächtig zeugen ja für die Gesinnung der Rheinländer gegenüber Preußen vor allem die Äußerungen, mit denen Joseph Görres im Rheinischen Merkur die Entwicklung der Dinge begleitete. Nach seiner ganzen Wesensart konnte der Koblenzer Feuerkopf dem „eingebildeten, nüchternen norddeutschen Wesen" grundsätzlich nur mit Abneigung gegenüberstehen. Er hat das unter anderem seinem preußischen Freunde Achim von Arnim gegenüber öfter deutlich genug zum Ausdruck gebracht[17]. Auch der Beginn der preußischen Erhebung hatte Görres noch nicht gewonnen[18]. Um so bedeutsamer sind uns darum die Ansichten, die sich unter den Eindrücken des Jahres 1813 und im Wechsel der Ereignisse von 1814/15 bei ihm über Preußen entwickelten und im Merkur zum Ausdruck kamen[19]. Wenige Wochen nach Blüchers Rheinübergang am 23. Januar 1814 war die erste Nummer des Merkur erschienen; schon im Februar preist Görres „Preußen und sein Heer"[20]. Die „Grundsäule Teutschlands", „Mittelpunkt und Bronnen, aus dem das gute Feuer wie eine Naphthaquelle aufgequollen", nennt er den Staat Friedrichs des Großen, und die militärischen Ruhmestaten der preußischen Armee

[17] R. Steig und H. Grimm, Achim von Arnim und die ihm nahestanden, II. Stuttgart 1904, 146 u. 165.

[18] J. Uhlmann, Joseph Görres und die deutsche Einheits- und Verfassungsfrage bis zum Jahre 1824, in: Leipziger Historischen Abhandlungen, XXXII (1912).

[19] Ebenda 95 ff. und Rheinischer Merkur, der jetzt leicht zugänglich als Bd. VI—XI von Jos. Görres, Gesammelte Schriften, herausgegeben im Auftrage der Görresgesellschaft von Wilh. Schellberg, Köln 1928.

[20] Rheinischer Merkur, Nr. 8 ff. vom 5. Februar 1814 ff. Die Ansichten der Zeit über Wehrpflicht, stehendes Heer, Landwehr, und Landsturm bei A. Mürmann, die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz von 1814 während der Jahre 1814—1819 in: Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte XIX. (1910).

Digitized by Google

und ihre Führer, namentlich Blücher und Gneisenau, fanden immer wieder verdiente Bewunderung, um so mehr, als sie sich in erfrischendem Gegensatz befanden zu der von Görres so scharf verurteilten Diplomatie der Koalition. Daß er dabei mit so vielen Zeitgenossen aus politischem Vorurteil die Leistungen der Landwehr auf Kosten des verhaßten alten „preußischen Soldatengeistes" überschätzte, ist charakteristisch. Das Preußen der Volksbewegung, in dem neben dem starren Soldaten- auch der starre Beamtengeist überwunden schien, war es, mit dem Görres eine Vereinigung nicht scheute, das Preußen vor allem, von dem auch er hoffte, daß es ein Hort und Schutz des erträumten Reiches sein werde, ohne daß er ihm doch in diesem eine entscheidende Rolle zugedacht hat, solange er noch ein habsburgisches Kaisertum erwartete. Interessant ist nun, daß sich in Görres, als er diese Hoffnung begraben mußte, eine weitere Besserung seiner Stimmung zugunsten Preußens vollzieht, die sich sogar, allerdings nur sehr vorübergehend, bis zu Hegemoniewünschen für diesen Staat steigern sollte[21]. Görres traf sich darin mit Ernst Moritz Arndt, der bereits seit Anfang 1814, von Österreich enttäuscht, für die preußische Führerschaft eintrat und sich darum auch zum Wortführer der deutschen Gesellschaften, die seit dem Sommer 1814 an Main und Rhein propagiert wurden, und später des Hoffmannschen Bundes machte, deren Hauptforderung eben ein einiges Reich unter der Führung eines freiheitlichen Preußen war[22]. Görres selber glaubte damals, daß seine günstige Stimmung für Preußen sich mit der der Rheinländer überhaupt deckte. So schrieb er am 21. Februar 1815 an Jakob Grimm: „Die Abneigung gegen sie im Lande nimmt immer mehr ab, während diese im Herbst des Vorjahres noch lebhaft gewesen sei[23]." Nicht nur Preußens kriegerische Leistungen, auch seine politische Haltung bei den langwierigen Friedensverhandlungen nach Waterloo, als z. B. die preußischen Unterhändler vor allen anderen für die Rückkehr des Elsaß zum Reiche eintraten, verstärkten dann diese

[21] Görres' Werke (herausgegeben von M. Görres), III, 448.

[22] F. Meinecke, Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund, Stuttgart 1891; Die Schriften Müsebecks; H. Haupt, Karl Follen und die Gießener Schwarzen, Gießen 1907, 112 ff., und J. v. Gruner, J. v. Gruner und der Hoffmannsche Bund in Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, XIX (1906), 167 ff.

[23] Görres' Werke (herausgegeben von M. Görres), VIII, 455, und Deutsche Revue 1893, Heft 3, 360, Brief von Görres an Gruner vom 27. September 1815.

Digitized by Google

Sympathien für Preußen immer mehr. Im Sommer des Jahres 1815 waren sie in ganz Deutschland auf einem Höhepunkt[24]. Am Rhein haben sie, in viel stärkerem Maße als Görres, Gruner und vor allem Ernst Moritz Arndt genährt, der — damals auf dem Höhepunkt seiner publizistischen Leistungen — seine patriotischen Flugschriften systematisch im Lande verbreiten ließ und vom Mai 1815 an in Köln in zwanglosen Heften die Zeitschrift Der Wächter herausgab. Er war von Frankfurt an den Rhein gezogen, „wo man", wie er sagte, „auf alle Weise in das Volk und an das Volk blasen muß". Gruner aber schrieb am Tage von Belle-Alliance an Gneisenau: „Ich habe durch und mit Hoffmann eine geheime Verbindung eingeleitet, welche die deutsche Einheit unter Preußen zum Ziele hat"[25].

Jedenfalls war nach dem Voraufgegangenen auch Görres durchaus in der Stimmung, die endgültige Besitznahme der Rheinlande durch Preußen sehr freundlich zu werten. Über die Proklamation des auch sonst von ihm oft überraschend günstig beurteilten Königs sagte er[26]: „Der König hat bei dieser Gelegenheit ein Wort zu den Einwohnern geredet, wohlwollend, einfach von Herzen weg, ohne Phrasenaufwand und Redeprunk, und darum auch wohl verstanden und geglaubt. Was er darin gesprochen, wird er zu halten wissen, eben weil es einfach nur in seinem Sinne liegt und nicht ihm angeredet worden. Diese Lande gewinnen einen Fürsten, mild und gut und gerecht und ernst, auf dessen Stamme der Segen eines guten Geistes ruht. Sie kommen in nahe Gemeinschaft mit einem Volke, das so wunderbar stark die Fülle des Guten, die ihm beigewohnt, in den Gefahren dieser Zeit ausgelegt. Sie erfreuen sich des unmittelbaren Schutzes einer Heeresmacht, die in dem grimmigen Hasse, den der Feind auf sie geworfen, den höchsten Triumph ihrer Kraft und Ehre feiert. Ohne ihre Eigenthümlichkeit einzubüßen, kommen sie in Berührung und nehmen theil an allem, was in einem großen Staate in Geist, Kraft, Gesetzgebung und Verwaltung sich Tüch-

[24] Hagen, Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen in Raumers Historisches Taschenbuch, N. F. VII und VIII (1846/47), 599 ff. bzw. 493 ff. — Vgl. auch Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1813/20, Leipzig 1843, II, 151 ff.

[25] E. Müsebeck, E. M. Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit, Tübingen 1905. — Derselbe, E. M. Arndt. Ein Lebensbild, I (bis 1815), Gotha 1914, 508 ff., 559 ff. u. ö.; Pertz-Delbrück, Leben Gneisenaus IV, 566.

[26] Rheinischer Merkur, Nr. 225 vom 19. April 1815.

Digitized by Google

tiges und Heilsames entwickelt. ... Was verschieden ist in beiden nach des Himmels verschiedener Art und der Abweichung der Stämme, wird sich mischen und aushelfen und wechselseitig zu einem starken Ganzen sich ergänzen."

So wenig Görres im damaligen Augenblicke ein Lobredner französischer Einrichtungen war, so betont er doch schon hier den Altpreußen gegenüber die rheinischen Eigentümlichkeiten, deren Erhaltung der König ausdrücklich verheißen hatte. Bei Schilderung der Aachener Huldigungsfeier schreibt er denn auch die vertrauenden, aber doch wohl zugleich warnenden Worte[27]: „Königswort muß einem Eidschwur gleichgehalten werden; wer ein also öffentlich und feierlich vor aller Welt gegebenes Versprechen brechen wollte, wäre meineidig, obgleich er nicht geschworen. ... Friedrich Wilhelm ist nie ein Tirann gewesen, noch hat er irgend wortbrüchig sich gezeigt; wir können also mit Vertrauen sein Wort an Eidesstatt aufnehmen."

Es leuchtet ein, daß sich im Bergischen Lande, wo für Preußen auch lebhafte konfessionelle Sympathien bestanden, und wo man große wirtschaftliche Hoffnungen auf die neue Herrschaft setzte, der Jubel über das Besitznahmepatent und die Aachener Huldigung lebhafter äußerte als in den alten Krummstablanden. Hier hätte man gewiß vielfach nichts dagegen gehabt, wenn die auch jetzt noch immer wieder auftauchenden Abtretungsgerüchte auf Wahrheit beruht hätten. In den ehemals preußischen Gebieten am Niederrhein, namentlich in Krefeld, war dagegen die Freude über die Rückkehr der preußischen Herrschaft groß[28].

Die schon mehrfach erwähnte Proklamation[29] begann mit einer auf die damalige Stimmung der Rheinländer glücklich berechneten Erinnerung an die nationalen Pflichten Preußens. Es ist eine wohl völlig einwandfreie Beobachtung, daß die Rheinländer in dieser erwartungsvollen Übergangszeit ihre deutsche Gesinnung gar nicht genug hervorkehren zu können meinten, und daß jede Sympathie für die französische Herrschaft zum mindesten vorübergehend unterdrückt erscheint. Das entsprach wohl auch wirklich im wesent-

[27] Rheinischer Merkur, Nr. 233 vom 5. Mai 1815.

[28] Den Jubel über das Besitzergreifungspatent bezeugen außer den Zeitungsberichten unter anderen Benzenberg (vgl. J. Heyderhoff, J. F. Benzenberg, Der erste Rheinische Liberale, Düsseldorf 1909, 39) und Gruner (Wentzke a. a. O. 48).

[29] Journal des Nieder- und Mittelrheins vom 16. April 1815, Beilage, 353 f.

Digitized by Google

lichen den damaligen innersten Stimmungen der Rheinländer, und zu Lobrednern der französischen Vergangenheit sind sie zum guten Teil erst wieder geworden, als ihre Erwartungen auf die preußische Herrschaft enttäuscht wurden. Einmal in Oppositionsstimmung, haben sie dann vielfach, ihrem der Kritik weitgehend geneigten Charakter entsprechend, die französischen Einrichtungen und ihre Träger auf Kosten der preußischen über Gebühr verherrlicht, ohne doch übrigens auch dann über der Negation gegen Preußen jemals ihre nationale Zuverlässigkeit ernsthaft zu gefährden.

Was der Proklamation vom 5. April 1815 sachliche Bedeutung gibt, stellt sich als ein förmliches Regierungsprogramm dar, das Gerechtigkeit und Milde, Schonung der Religion, Pflege des geistigen und materiellen Wohles, volkstümliche Kriegsverfassung und maßvolle Steuern verhieß. Alles dies trug den wichtigsten Hoffnungen und Beschwerden der Rheinländer Rechnung, und mit der Verheißung, an der Steuerregulierung teilnehmen zu dürfen, war auf den Erlaß einer Verfassung hingedeutet.

In den neben der Proklamation einhergehenden Besitzergreifungspatenten vom gleichen Tage[30], deren Hauptinhalt die Grenzumschreibung bildet, war von höchster Bedeutung folgende Stelle: „Wir versichern (die Einwohner) dagegen Unseres wirksamsten Schutzes ihrer Personen, ihres Eigentums und ihres Glaubens, sowohl gegen äußeren feindlichen Angriff als im Innern durch eine schnelle und gerechte Justizpflege und durch eine regelmäßige Verwaltung der Landespolizei und Finanzbehörden. Wir werden sie gleich allen Unseren übrigen Untertanen regieren, die Bildung einer Repräsentation anordnen und unsere Sorge auf die Wohlfahrt des Landes und seiner Einwohner gerichtet seyn lassen. Die angestellten Beamten bleiben, bei vorausgesetzter treuer Verwaltung, auf ihrem Posten und im Genusse ihrer Einkünfte; auch wird jede öffentliche Stelle, solange bis Wir eine andere Einrichtung zu treffen zweckmäßig finden, in der bisherigen Art verwaltet."

Die Vertrauen werbende wie Vertrauen bietende Sprache dieser königlichen Kundgebungen tat ein übriges, die Rheinländer zu gewinnen. Der Gedanke liegt freilich nahe, daß sie nicht unbeeinflußt gewesen sind von der Rücksicht auf die angedeuteten, Preußen so

[30] Ebenda, wo auch die Bekanntmachung Sacks und Gneisenaus darüber vom 15. April abgedruckt ist.

Digitized by Google

günstigen nationalen Strömungen, deren Voraussetzung stets war, daß Preußen nicht nur auf dem Gebiete der deutschen Einheit, sondern auch der Freiheit, durch Einführung eines zeitgemäßen Verfassungslebens, vorangehen müsse. Unbeeinflußt mochten die Kundgebungen ferner auch nicht sein von der drohenden Kriegsgefahr, zu deren Beschwörung der König, wie schon vorher, so auch am 5. April, von den Rheinländern Opfer heischte. Gleichzeitige Stimmen haben — soweit wir sehen — Zweifel nach dieser Richtung nicht zum Ausdruck gebracht[31]. Später indes sind fast alle Punkte der Verheißungen von 1815 für die Rheinländer Gegenstand der Beschwerden geworden, und sie haben nicht unterlassen, dabei immer wieder an die ihnen gegebenen Versprechungen zu erinnern.

Für den Augenblick schien aber alles befriedigt, und rüstete man sich im ganzen Lande, den 15. Mai festlich zu begehen, an welchem in Aachen die offizielle Huldigung und Eidesleistung der Provinz stattfand. Nach übereinstimmendem Urteil von Presse und Behörden waren Teilnahme wie Begeisterung bei den Festlichkeiten durchaus befriedigend; aus den offiziellen Feiern machte rheinische Festesfreude vielfach wahrhafte Volksfeste. Gleichwohl fehlte es in Aachen selbst nicht an einem charakteristischen leichten Mißton, der sich aus der Rivalität des Zivilgouverneurs Sack zu dem Militärgouverneur General von Dobschütz ergab. Auch an der Zusammensetzung der Delegationen, in denen die Beamten stark überwogen, wurde vielfach Kritik geübt und charakteristischerweise die Meinung geäußert, daß statt ihrer gewählte ständische Stellvertreter nach Aachen hätten entsandt werden sollen. Jedenfalls wird man aber nicht sagen können, daß einige Enttäuschungen und unerfüllte Wünsche bei der Huldigungsfeier eine tiefergehende Verstimmung hinterlassen hätten, zumal Ort und Zeitpunkt der Huldigung geschickt gewählt waren. Aus historischen Gründen, vielleicht auch als Konzession an die damalige nationale Bewegung, hatte man Aachen als Huldigungsort bestimmt und als Tag den von den Franzosen abgeschafften und vom Volke stets sehr entbehrten zweiten Pfingst-

[31] Die Kölnische Zeitung, Nr. 44 vom 17. März 1816, deutet diesen Zusammenhang mit den Worten an: „Die Hoffnungen der Deutschen sind jetzt fast überall auf Einführung neuer Verfassungen gerichtet, die den Wünschen und Rechtsbegriffen entsprechen sollen, welche ihnen in den Anstrengungen des großen Kampfes gegen Despotismus und Tyrannei vorschwebten. Zugleich mit der Befestigung der Throne war die erneute Sicherung der Volksrechte als Hauptziel in diesem schwierigen Kampfe vorgesteckt."

Digitized by Google

feiertag. Auch daß man ängstlich bemüht war, jeden konfessionellen Anstoß zu vermeiden, wurde günstig vermerkt[32].

Den Festen des Mai folgte schon im Monat darauf der Jubel über den Sieg bei Waterloo[33] und im August die erste Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelms III. Im September wurde die schon vorher bekanntgewordene Verfassungsverheißung vom 22. Mai offiziell veröffentlicht. Man ahnte nicht, daß der König die Veröffentlichung dieses Versprechens, das er nur höchst widerwillig unterzeichnet hatte, anfangs zurückgehalten hatte, weil er erst den Ausgang des Krieges abwarten wollte[34]. Ohne Mißtrauen durften also die Rheinländer in der Verheißung vom 22. Mai ein Anzeichen dafür sehen, daß Preußen, nachdem es auch auf dem Wiener Kongreß besonders nachdrücklich für Verfassungen in den deutschen Staaten eingetreten war, jetzt mit ihrer Verwirklichung im eigenen Lande voranschreiten wollte[35].

Einer der unermüdlichsten Vorkämpfer für eine preußische Verfassung, Benzenberg, der darum den Beinamen des ersten Rheinischen Liberalen führt, schrieb in diesen Tagen an Gneisenau: „Die Stärke beruht in der Eintracht, die Eintracht im Recht — alle gesellschaftliche Verbindung auf Vertrauen, und ist irgendein Fürst, dessen redlichem Herzen ein Volk so vertraut, wie unser Volk unserem Könige?" Im Oktober 1815 ließ Benzenberg in Paris seine erste politische Schrift erscheinen, „Die Hoffnungen und Wünsche eines Rheinländers", in der die Verfassungsfrage eine entscheidende Rolle spielt.

Auch die zweite Hälfte des Jahres 1815 und die Wende des Jahres gehört im allgemeinen noch zu jener Zeit, in der die Vertrauens- und Hoffnungsseligkeit der Rheinländer gegenüber den neuen Verhält-

[32] Über Programm und Verlauf der Aachener Feierlichkeiten die offizielle Beschreibung im Journal für den Mittel- und Niederrhein, aus dem sie die anderen Zeitungen übernahmen, z. B. die Kölnische Zeitung, Nummern vom 21. Mai bis 15. Juni. — Vgl. dazu Harleß, Die Huldigung der Rheinlande zu Aachen, Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, II, 2 (1865), 290 f. Dazu Berliner Staatsarchiv, Rep. 74, H. II, Nr. 3 und Rep. 89, B, I, 3, $2^1/_2$. — Vgl. auch Görres' Werke (herausgegeben von M. Görres), III, 63.

[33] Daß dagegen die Nachricht von Ligny unter dem Aachener Pöbel eine übelwollende Stimmung hervorrief und man hier und da ein Vive l'empereur hörte, bezeugt G. Bärsch, Aus meinem vielbewegten Leben. Als Manuskript gedruckt 1856.

[34] P. Haake, Ancillon und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1920), 114.

[35] Den günstigen Eindruck im Bergischen Land bezeugt Gruners Bericht bei Wentzcke a. a. O. 48.

Digitized by Google

nissen am größten war[36]. Was in dem berühmten Koblenzer Kreise Gneisenaus, der im Dezember das rheinische Generalkommando übernahm, sich abspielte, die dort herrschende, von edelster Rheinromantik wie stolzer Siegesfreude gleichermaßen belebte Stimmung, das rege gesellige und geistige Leben, fand einen Widerhall doch auch in der Umwelt des Feldherrn, wie es seinerseits durch diese vielfach erst erzeugt worden ist. Die Männer, die sich hier zusammen fanden, waren alle von dem ethisch-religiösen und freiheitlich-nationalen Geiste der Befreiungskriege im Sinne eines Arndt und Stein mehr oder minder beseelt. In erster Linie waren es die Männer des Schwertes im frischen Lorbeer der Befreiungskämpfe: neben Gneisenau General von Dobschütz, die Obersten Graf Karl von der Gröben und von Wolzogen, Gneisenaus Generalstabschef Karl von Clausewitz, Oberst Rühle von Lilienstern, Oberstleutnant Ferdinand von Stosch, Scharnhorsts ältester Sohn Wilhelm, damals Major und Bräutigam von Gneisenaus Tochter Agnes, der bekannte Parteigänger Major von Hellwig, der Württemberger Oberst von Jasmund und der Vertraute Schills, Rittmeister Georg Baersch. Daneben standen die Zivilisten, wie der Oberpräsident von Ingersleben, der bedeutende Schulmann Johannes Schultze und seine Kollegen Konsistorial- und Schulrat Lange und Regierungsrat von Bonin, der Fischartforscher und Präsident des Revisionshofes Freiherr von Meusebach, Schenkendorf, der Generalprokurator Eichhorn (der „rheinische Eichhorn") und der Geh. Legationsrat Sixt von Armin. Als auswärtige Gäste und Freunde des Kreises seien genannt: Ernst Moritz Arndt, der vielgewandte Naturwissenschaftler und Politiker Johann Friedrich Benzenberg, Justus Gruner und die Regierungsräte von Haxthausen und Eberhard von Grote von der Kölner Regierung. Liebenswürdige und gebildete Frauen verschönten den Kreis, und die Liebe, die sie alle dem deutschen Strome ehrlich und begeistert entgegenbrachten, konnte nicht unerwidert bleiben und ist es nicht geblieben, wie die große Popularität beweist, die Gneisenau in wenigen Monaten am Rhein erlangte, und die sich auf seinen Reisen durch das Land in begeisterten Huldigungen entlud. Auch einheimische Koblenzer Familien, wie die Deinhardt, Busson und andere, gehörten zu dem Kreise, und

[36] Vgl. Kölnische Zeitung vom 24. Dezember 1815. — Kritischer über die Stimmung Gneisenau an Hardenberg am gleichen Tage bei Pflugk-Hartung a. a. O. 176 f.

Digitized by Google

selbst der eigenwillige Görres und sein gastliches Haus, mochte ihn auch sein Mißtrauen von der preußischen Beamtenwelt im allgemeinen fernhalten, stand den meisten Männern dieses Kreises nahe, vor allem Gneisenau, Schenkendorf und Meusebach. So war dieser Koblenzer Kreis auch eine Verkörperung der Einigkeit zwischen Zivil und Militär wie der Einigkeit der Konfessionen, und durch sein Bestreben, die Bevölkerung zu verstehen und zu gewinnen, war er ganz gewiß dazu geschaffen, Vorurteile gegen das Preußentum am Rhein zu bekämpfen. Vollends der Sänger dieses Kreises, Max von Schenkendorf, mußte als Mensch und Dichter die Herzen am Rhein erobern, dessen Vergangenheit und Gegenwart ihm seine schönsten Weisen entlockte.

Aber diesem Koblenzer Kreise war nur kurze Dauer beschieden. Es war ein letztes Aufblitzen vor dem Erlöschen der Begeisterung aus großer Zeit, ein Nachsommer vor dem eintretenden Winter, der sich bald eisig auf die Hoffnungen und Stimmungen der Rheinländer legen sollte[37].

Die Anzeichen des Umschwungs lagen sogar bereits vor, als Gneisenau nach Koblenz kam, denn auch für das Rheinland hat er seinen Ausgang genommen von der im Herbst 1815 erschienenen Schrift des ersten Berliner Universitätsrektors Theodor Schmalz[38], die mit Ancillons gleichzeitger Schrift über Souveränität und Staatsverfassungen und den Anklagen des Hofrats Janke gegen die geheimen Verbindungen den Auftakt bildet zur Reaktion in Preußen. Ehe diese nach schwerem Ringen mit den Gedanken und Kräften des neuen Preußen zu vollem Siege gelangte, vergingen zwar noch Jahre, aber allein schon am Schicksal der Verfassungsentwicklung, an der die Rheinländer einen besonders starken Anteil nahmen,

[37] Über den Koblenzer Kreis vgl. Pertz-Delbrück, Leben Gneisenaus, V, und Delbrück a. a. O., II, 297 ff. (³ 1908); K. Schwartz, Leben des Generals Karl von Clausewitz (1878), II, 172 ff.; A. Hagen, Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten, Berlin 1863, 219 ff.; C. Varrentrapp, Johannes Schultze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit, Leipzig 1889; G. Bärsch, Aus meinem vielbewegten Leben; Wendeler, Fischartstudien Meusebachs, Halle 1879, 41 ff.; Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, XXII (1890) S. 1 ff.; W. Schellberg, J. von Görres' Ausgewählte Werke und Briefe, Kempten 1911, LXXXI f.; J. Heyderhoff, Bensenberg, der Rheinländer und Preuße 1815/23, im Rheinischen Archiv, VII, Bonn 1928, 32 f.

[38] Th. Schmalz, Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für 1808, Berlin 1815.

Digitized by Google

deutete sich die Reaktion doch rasch Schritt für Schritt an. Da ist es von großem Interesse, daß das gewaltige Scherbengericht, das in ganz Deutschland alsbald über die Schmalziade erging, auch am Rhein lebhaftes Echo fand[39]. Man hatte hier eine Empfindung dafür, daß die künftige Meinung über Preußens Beruf in Deutschland davon abhing, welche Haltung die Berliner Regierung dem Pamphlet gegenüber einnehmen würde. Zwei Rheinländer — man darf den damaligen Aachener Gouvernementsrat Koppe zu ihnen rechnen — stellten sich würdig in den Reigen der hervorragenden Männer, die gegen Schmalz auftraten. Ihre Äußerungen und deren Aufnahme am Rhein sind um so bedeutsamer, als die Rheinländer sich direkt kaum getroffen fühlen konnten von den Anwürfen der Schmalzischen Schrift, die eine Häufung von Verleumdungen darstellt gegen die preußischen Patrioten, aber auch gegen das ganze Volk von 1813, dessen Initiative, Begeisterung und Opferwilligkeit in der schmählichsten Weise vergiftet werden. Auf allerhöchsten Befehl seien die Massen eingeschwenkt; man habe nur seine gewöhnliche Bürgerpflicht getan, so wie bei Feuerlärm ein jeder mit dem Löscheimer herbeieile. Den Hauptschlag führte der armselige Geschichtsklitterer aber gegen die politischen Geheimbünde. Ihre Mitglieder waren ihm Jakobiner, die die „Teutschheit vorspiegeln", um die Eide gegen die Fürsten vergessen zu machen und in „tollen Deklamationen für die Vereinigung ganz Deutschlands unter einer Regierung eintreten, mit dem Ganzen aber nur ihrer Eigensucht dienen".

Das Unglaublichste aber ist die Mißdeutung einer Wendung Arndts, der sich freilich oft in dunklen Ausdrücken und biblischen Anklängen gefiel. Die ominöse Stelle bei Schmalz lautet: „Diese Menschen wollen durch Krieg der Teutschen gegen Teutsche Eintracht in Teutschland bringen; durch bitteren gegenseitigen Haß Einheit der Regierungen gründen und durch Mord, Plünderung und Notzucht (letztere gar klärlich gepredigt) altteutsche Redlichkeit und Zucht vermehren." Wie das Streben nach politischer Einigung Deutschlands, so bedachte Schmalz mit seinem Bannfluch auch das nach neuen Staatsverfassungen. Görres und Koppe erkannten darum auch sehr richtig, daß hinter dieser Schrift der prinzipelle Kampf gegen alles Freiheitliche und Volkstümliche der Entwick-

[39] Görres' Werke (herausgegeben von M. Görres), III, 471; Heyderhoff a. a. O. (1928), 39.

Digitized by Google

lung der letzten Zeit stand, und daß somit auch ein rheinisches Interesse gegeben war. So feierte denn Koppe[40] den Geist von 1813, der Preußen gerettet habe, um dann seine Wünsche für die deutsche und preußische Verfassung zu entwickeln, die nicht unbeeinflußt blieben von dem Zeitpunkt ihrer Niederschrift zwischen der Schmalziade und dem zweiten Pariser Frieden. Im Dezember aber erging Görres' geharnischte Fanfare gegen die „Rückwirkung in Preußen"[41], von Spott und Hohn gegen Schmalz triefend. Hier wird seine tiefe Abneigung gegen das Altpreußentum wieder lebendig, denn alles, was ihn mit Preußen vorübergehend versöhnt, verleugnete ja der unselige Schmalz so vollständig wie möglich. Da bricht Görres wieder los gegen das verjagte Gespenst, das alle Welt in innerster Seele gehaßt, und das nun wieder herbeigeschleppt werde, um es ihr von neuem aufzudrängen: das Altpreußentum „in seiner ganzen Herbheit und der widerwärtigen Schärfe, als solches nicht etwa dem wackeren Stamme angehörig, sondern als der Inbegriff aller fiskalischen, kameralistischen, militärisch-despotischen sogenannten Tendenzen der letzten Zeit betrachtet". Man denkt bei solchen Ausbrüchen an Klemens Brentanos Wort, das Görres „den über die Erde hinfahrenden Donner und Blitz" nennt[42]. Ein andermal sagt Görres: „Preußen geht aus diesem Streite, in dem es Wunder der Kraft getan wie Einer der auf der Folter gelegen, dem alle Glieder auseinandergereckt, dabey innerlich zerrissen, zerfetzt und zerschlagen sind. Es hat keine leibliche Basis, keinen festen, gediegenen Zusammenhang, keine innerliche Sättigung und sich selbst genügende Gehaltenheit; seine Glieder sind weithin ausgestreut wie die Gebeine, die das Wort des Propheten, der die Winde aus allen vier Weltgegenden zusammenruft, beleben soll. Was ist dies lebendige Wort, sicher nichts als der Geist, mit dem Preußen steht und fällt; nicht der alte böse Dämon, der es so lange besessen hat, sondern der frische, rege Lebensgeist, der von seiner Jugend ausgegangen[43]." Mußte Görres nicht an diesem Geiste verzweifeln und sich von Preußen, für das ihn eben nur dieser Geist gewonnen hatte, wieder abwenden, als Friedrich Wilhelm III. eine Petition

[40] Koppe, Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit, Köln 1815.

[41] Rheinischer Merkur, Nr. 347, 49, 51, 52.

[42] J. Janssen, Böhmers Leben, Leipzig 1868, I, 103.

[43] Rheinischer Merkur, Nr. 352.

Digitized by Google

der besten Männer des Vaterlandes um Untersuchung der Schmalzischen Anwürfe mit der berüchtigten Kabinettsordre vom 6. Januar 1816 beantwortete, die eine Fortsetzung der literarischen Fehde über Geheimbünde „bei namhafter Geld- oder Leibesstrafe" verbot[44]? Auf der anderen Seite hatte er es nicht vermieden, Schmalz schon vorher mit dem Roten Adlerorden auszuzeichnen.

Wenige Wochen nur nach jenem flammenden Artikel wurde der unbequeme Mahner zum Schweigen gebracht, auf den ganz Europa gehört[45], dessen Feder in Blut und Feuer getaucht, der zwei Jahre lang der wuchtigste Vorkämpfer gegen Napoleon, für freiheitliche Ideen und nationale Gedanken gewesen war, allerdings oft mit scharfen Worten und schneidender, ja maßloser Kritik, die auch vor den Höchsten nicht haltmachte, aber doch stets auch mit heiliger, lohender Begeisterung und in ehrlichster Überzeugung und, was die den Machthabern so besonders unangenehme Verfassungsfrage betrifft, überaus maßvoll, durch und durch monarchisch und ständisch. So ist die Unterdrückung des Merkur, bei aller zweifellosen Mitschuld des eigenwilligen, ja halsstarrigen Görres, doch bereits ein untrügliches Zeichen der Reaktion. Schon lange war es den Berliner Zensoren ein Dorn im Auge gewesen, wie der Merkur, aber auch die öfter als „kühn" bezeichnete Gazette D'Aix la Chapelle „unter preußischen Auspizien ihr Gift verspritzten"[46]. Ver-

[44] P. Czygan, Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, 2 Bde. in 3 Teilen, Leipzig 1909/11, II, 2, 407 f. — In dem Aufsatz: Die Anklagen des Jakobinismus in Preußen im Jahre 1815 (Historische Zeitschrift, VC (1905, 435 f.) führt H. Ulmann die Sorge Friedrich Wilhelms III. vor einem staatsgefährlichen Parteigeist bis mindestens 1813 zurück. 1815 sei sie besonders scharf geworden durch die vor allem auch vom Zaren (und Metternich) ausgesprochenen Verdächtigungen gegen den Geist des siegreichen preußischen Heeres, das namentlich über die glimpfliche Behandlung Frankreichs nach Waterloo seinen Unmut deutlich äußerte.

[45] Der Rheinische Merkur hatte die für die damalige Zeit sehr bedeutende Auflage von 3000 Exemplaren. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß zahlreiche Äußerungen von Zeitgenossen beweisen, daß er von Hand zu Hand ging, in den Kaffee- und Wirtshäusern stark gelesen wurde, ja, daß es in der Heimat und im Feldlager förmliche Zirkel gab, die sich eigens zur Lektüre des Blattes versammelten. — Über die Geschichte des Merkur, für die bisher vor allem Czygan a. a. O. reichliches Material bot, vergleiche jetzt auch die von P. Wentzcke, K. D'Ester und H. A. Münster stammenden Einleitungen zu dem Neudruck von 1928; dort auch weitere Literaturnachweise.

[46] Czygan a. a. O., I, 334 ff. und II, 2, 299 ff. (41 Aktenstücke). Dazu Görres' Werke (herausgegeben von M. Görres), III, 374 ff. und IV, 496 ff. — Vgl. auch Justus Gruner, Die Zensur des Rheinischen Merkur in Westdeutsche Zeitschrift XXXII (1913), 469 ff.



Digitized by Google

folgt man an der Hand der Akten die Anwürfe gegen den Rheinischen Merkur, so ergibt sich ein getreues Bild des Kampfes der Berliner Reaktion gegen Hardenberg und das rheinische Blatt. Es erweist sich auch, daß es nur dem Staatskanzler noch eine achtmonatliche Lebensdauer zu danken hatte, nachdem es am 16. Mai 1815 von ihm verwarnt worden war[47]. Gerade in diesem Jahre, als er mit der preußischen Hegemoniebewegung kokettierte, hatte der Kanzler besonders freisinnige Ansichten über die Presse geäußert und der Zensur „liberale, dem Geist der Zeit und den Umständen angemessene Grundsätze" empfohlen[48]. Auf eine Beschwerde Württembergs hin hatte der Staatskanzler im Oktober 1814 zwar Sack beauftragt, Görres vertraulich zum Maßhalten zu ermahnen, aber hinzugefügt: „Es würde dem Geiste unserer Regierung entgegen sein, diese Zeitung einer solchen Zensur zu unterwerfen, durch welche wohltätige Geistesfreiheit unterdrückt, der Austausch der Gedanken über Gegenstände des Gemeinwohls gestört und die öffentliche Stimme wider öffentliches Unrecht und regellose Willkür erstickt würde[49]." Nur mit innerem Widerstreben konnte darum Hardenberg der Kabinettsordre folgen, die am 18. November 1815 dem Polizeiminister Wittgenstein, unter Berufung auf eine ganz fruchtlos gebliebene Kabinettsordre vom 6. Juni 1815 an Görres, die Aufsicht über sämtliche öffentliche Blätter unterstellte[50]. Am 3. Januar 1816 erging dann die Kabinettsordre an Sack, den Merkur sofort zu verbieten. Am 10. Januar erschien die letzte Nummer des Blattes, das ein so wichtiges Bindemittel gewesen war zwischen Altpreußen und den Rheinlanden, zwischen Preußen und Deutschland. Es war der erste einer Reihe von Schlägen gegen den rede- und sprachgewaltigen rheinischen Agitator, die zu den verhängnisvollsten Schritten der preußischen Regierung am Rhein gehören und rasch auch als solche empfunden wurden. In ihrem damaligen Heros, ihrer europäischen Berühmtheit, fühlten sich die Rheinländer schlechthin beleidigt und heraus-

[47] Czygan, I, 348. Die Warnung vom 16. Mai und die Antwort von Görres vom 10. Juni ebenda, 341 ff.

[48] Ebenda, I, 291 und II, 2, 197. — Über Hardenbergs Beziehungen zur Presse nach 1815 auch Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798/1898, München 1898 und Dorow a. a. O., dem Hardenberg öfter Artikel zur Berichtigung in rheinischen Blättern zugehen ließ.

[49] Czygan II, 2, 319 ff.

[50] Ebenda 358 ff.

Digitized by Google

gefordert. Wie sehr Görres durch seine unbelehrbare Schroffheit und die gänzliche Ignorierung ihrer Vorschriften die Regierung gereizt hatte, wurde kaum beachtet.

Für Görres selbst ist das Verbot des Merkur „geradezu die Tragik seines Lebens geworden"[51], zusammen mit der Entlassung als Direktor des öffentlichen Unterrichtes, die ihn im April 1816 traf. Bei der erst später von Görres aufgegebenen Zurückhaltung drang es zunächst wohl kaum in weitere Kreise, mit welch törichter Kleinlichkeit das Ministerium Görres dabei behandelte, wie er, trotz dringender Fürsprache von Männern wie Staegemann, Ingersleben und Gneisenau, erst nach fast zwei Jahren durch Eingreifen Hardenbergs sich das Recht auf ein angemessenes Wartegeld gegen die spitzfindigen Gründe der Berliner Reaktionäre erkämpfte[52]. Aber die Tatsache stand doch sinnfällig vor aller Augen, daß Görres, ohne jedes äußere Verschulden, eines Amtes, in dem er sich zwei volle Jahre bewährt hatte, entsetzt und der Übernahme eines anderen gleichwertigen nicht für würdig befunden wurde. Man verglich mit dieser Behandlung die Verheißung vom 5. April 1815 über die Rechte der Beamten. War auch das Amt von Görres durch die Errichtung der Konsistorien überflüssig geworden, hätte ein Mann wie er doch möglichst rasch eine gleichwertige Verwendung oder ein Wartegeld erhalten müssen. Die Gutachten, die Oberpräsident von Ingersleben in dieser Angelegenheit erstattete, sind ebenso viele Belege für die Verstimmung der Rheinländer über die Behandlung ihres größten Landsmannes wie für den Einfluß, den Görres noch fortdauernd auf die öffentliche Meinung am Rhein ausübte[53].

Eine ähnlich hohe Auffassung vom Wesen der Presse wie Hardenberg hegte auch Sack, und er hat damit, wie mit anderen Ansichten, nicht hinter dem Berge gehalten[54]. So kann es nicht wundernehmen,

[51] W. Schellberg a. a. O. LXXIX.

[52] Während dieser Zeit lehnte Görres das Anfang 1817 an ihn ergangene Anerbieten, Direktor der Kunstschule in Stuttgart zu werden, mit der stolzen und ehrenwerten Begründung ab, er wolle sich nicht „durch übereiltes Abreißen der Verhältnisse dem guten Willen, der begangenes Unrecht wieder gutmachen will, trotzig entziehen". Werke (herausgegeben von M. G.), IV, 649.

[53] Näheres bei A. Schagen, Joseph Görres und die Anfänge der preußischen Volksschule am Rhein 1814/16, Bonn 1913, in: Studien zur Rheinischen Geschichte, VII, 1 ff. Dazu zahlreiche amtliche Berichte in den Akten aus den Jahren 1816 ff.

[54] Czygan II, 2, 346 ff. und 370 ff. — Vgl. auch L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, III, 61 ff.

Digitized by Google

daß auch er der Reaktion längst verdächtig war. Kaum hatte sich die erste tiefgehende Erregung über die Unterdrückung des Merkur gelegt, die Preußen „unheilbaren Schaden in der Meinung getan“[55], als die Reaktion ein weiteres Opfer forderte und die Rheinländer dadurch abermals lebhaft erregte und verstimmte. Dieses Opfer war Sack, ein Sohn der Stadt Kleve, die in Sack, Beuth, Sethe und Maaßen Preußen damals gleichzeitig vier seiner hervorragendsten Beamten geschenkt hatte. Ohne stichhaltigen Grund und für die öffentliche Meinung völlig unverständlich wurde Sack aus seiner Heimatprovinz, für die er bereits als Oberpräsident ernannt war, entfernt und nach Pommern versetzt; der „Jakobiner“ war den Berliner Reaktionären auf dem heißen rheinischen Boden unheimlich[56]. Auch einen weiteren, den Rheinländern vertraut gewordenen Mann, Justus Gruner, den feurigen Patrioten und Vorkämpfer politischer Freiheit und nationaler Einigung, mußte man von der Reaktion beargwohnt sehen[57].

Weit tiefer noch als durch die Entfernung von Sack und Gruner, fast so wie durch die Behandlung von Görres, wurden aber die Rheinländer berührt durch den Fortgang Gneisenaus vom Rhein[58]. Eine Persönlichkeit von stark werbender Kraft schied mit diesem Manne, und wenn auch die Annahme nicht haltbar ist, daß nur oder auch nur hauptsächlich politische Rücksichten Gneisenau bewogen, seinen Abschied zu nehmen, für die öffentliche Meinung war und blieb maßgebend, daß das Denunziantengift auch gegen ihn, den Genialsten unter den Militärs des damaligen Preußen, den treuesten Erben des Scharnhorstschen Geistes, emporgespritzt war, daß man den Koblenzer Kreis des Feldherrn in Berlin mit dem

[55] Czygan I, 350. Dazu Görres' Werke (herausgegeben von M. G.), VIII, 2, 489; Varnhagen, Denkwürdigkeiten, V, 11; Schellberg a. a. O. LXXIX.

[56] Berliner Staatsarchiv, Rep. 74, J. III, 48; Vollheim a. a. O. 243 ff.; Neigebauer, Darstellung der provisorischen Verwaltungen am Rhein, Köln 1821, 229 ff.

[57] Für die Wertschätzung Gruners zeugt unter anderem, daß ihn eine Partei im Bergischen vom Könige sogar als Oberpräsidenten erbitten wollte (Berliner Staatsarchiv, Rep. 92, H. $13^1/_2$). Gleichwohl und trotz warmer Empfehlungen, z. B. durch Stein und Gneisenau, wurde er, nachdem Sack im Juni 1815 seine Verwaltung übernommen hatte, nicht mehr angemessen beschäftigt, sondern erst im April 1816 auf dem Posten eines Residenten in der Schweiz kaltgestellt. Vgl. Wentzcke a. a. O. — Ungünstig urteilte 1814 Josua Hasenclever über G. (Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, XXXVI [1906], 5), günstig Gneisenau in einem Brief an Hardenberg vom 9. Januar 1814 bei Pflugk-Hartung a. a. O. 139.

[58] Delbrück a. a. O. II, 301 ff.

Digitized by Google

bitteren Scherzwort „Wallensteins Lager" verdächtigt hatte, weil in ihm die hochgemute Stimmung der Freiheitskriege fortlebte und alle die Wünsche und Hoffnungen eine Stätte fanden, die man auch am Rhein an sie geknüpft. Gneisenau hatte es als die Aufgabe des Staates und seiner Vertreter betrachtet, das Vertrauen des Volkes am Rhein zu gewinnen, und hat seinerseits erfolgreich an dieser Aufgabe gearbeitet. Wie konnten gerade die Rheinländer vergessen, daß Gneisenau neben dem Primat der Waffen auch den der Wissenschaft und der Verfassung für Preußen gefordert hatte!

Angesichts der geschilderten Mißgriffe hätte viel dazu gehört, um den im Frühjahre 1816 die provisorische Verwaltung ablösenden preußischen Behörden die allgemeine Zufriedenheit zu erwerben. Der Bonner Kreisdirektor Rehfues hat damals in einem „Über den Volksgeist in den königlichen Provinzen des rechten Rheinufers" betitelten Aufsatz gesagt: „Die Stimmung der Bewohner dieser Provinz ist, was auch die Polizeirapporte darüber sagen mögen, im ganzen der königlichen Regierung völlig entgegen und würde dies noch mehr sein, wenn sie einen äußeren Punkt hätte, auf den sich der Widerwille mit einer Befreiungshoffnung für die Zukunft stärken könnte. Da die letzten kriegerischen Erfolge den einzigen Punkt derart geraubt haben, so ist unleugbar, daß der Volksgeist seit einem Jahre einen großen Schritt zum Besseren gemacht hat. Kein Anhänger Frankreichs hofft noch etwas von demselben, aber keiner ist auch für das Interesse der Regierung anders gewonnen worden als durch den individuellen Vorteil, den er durch Anstellung und dergleichen bei ihr gefunden hat. Rehfues bespricht dann Lage und Stimmung der einzelnen Stände, um zusammenfassend daraus zu folgern: „Überblickt man nach diesen Ansichten die ganze Masse der Bevölkerung des linken Rheinufers, so stellt sich ein sehr ungünstiges Resultat heraus[59]." Rehfues berührt mit dieser Äußerung in der Tat ein sehr wichtiges Motiv für die Einstellung gegenüber Preußen. Nicht nur Einzelpersönlichkeiten, sondern auch die Städte waren in dem Wettlauf um den Sitz der Behörden und der neu zu gründenden Universität und ähnliches geneigt, je nach Erfolg oder Mißerfolg ihr Verhalten einzurichten.

Noch ungünstiger als das von Rehfues lautete das gleichzeitige

[59] Berliner Staatsarchiv, Rep. 92, H. $13^1/_2$.

Digitized by Google

Urteil des angesehenen Landwirts Schwerz, der im August 1816 aus seiner Heimat Koblenz an Hardenberg schrieb: „Kein Mensch ist mehr hier, der nicht Gott auf den Knien danken würde, wenn das Land wieder unter französischer Botmäßigkeit stände[60]." Gleichzeitig weilte auch Friedrich Perthes am Rhein, gewiß ein scharfer Beobachter, aber auch ein milde und besonnen urteilender Mann. Er fand die rheinische Bevölkerung nicht abgeneigt, es Preußen als eine ihm von der neuen Provinz erwiesene Gunst anzurechnen, daß sich dieselbe die Verschmelzung mit dem großen und ruhmreichen Staate gefallen lasse, und betrachtete es als eine Art Undankbarkeit, wenn die Regierung ihre Stellung zur Rheinprovinz nicht wie eine von den Bewohnern empfangene Gabe, sondern wie ihr gutes, durch eigene Kraft erworbenes Recht behandele. Bei dem leidenschaftlichen Görres vollends fand er Anmaßung und Groll und ungerechte Verständnislosigkeit in schroffster Form. Der sprach schon vier Monate nach dem Amtsantritt der ordentlichen Behörden, allerdings unter dem Eindruck seiner eigenen üblen Erfahrungen, davon, daß die Regierung ihre Verheißungen gebrochen habe: „Die weitschweifigen, lähmenden, geisttötenden Formen der Preußen würden dem frischen Volke des Rheines aufgezwängt; das Gericht durch Geschworene und die öffentliche Rechtsverhandlung wolle man beseitigen, und Stände führe man nicht ein. Unter solchen Umständen sei es kein Wunder, wenn das Volk den gegenwärtigen Zustand mit dem unter französischer Herrschaft zu vergleichen beginne und eine trübe, dumpfe Stimmung und allgemeine Unzufriedenheit die Gemüter ergriffen habe[61]."

Daß man solche Urteile, obwohl sie sich vermehren ließen und namentlich seit 1817 rasch noch sehr viel ungünstiger lauten, fürs erste nicht zu sehr verallgemeinern darf, zeigt das Buch Benzenbergs aus dem Sommer 1816, das allerdings mit der Absicht geschrieben war, die Rheinländer über die Anfänge der Reaktion, die sie in der Schmalziade, der Unterdrückung des Merkur und anderem sahen, zu beruhigen, daneben aber auch, eindringlicher und ausführlicher als im Vorjahre, auf die Notwendigkeit einer Verfassung

[60] H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Leipzig 1882. II, 273. Von großer wirtschaftlicher Unzufriedenheit in Aachen und einem stark raisonierenden Ton in Koblenz berichtet das Tagebuch eines anonymen Reisenden, abgedruckt in Rheinischen Blättern, Nr. 58 vom 10. X. 1816.

[61] C. Th. Perthes, Friedrich Perthes Leben, II, 90 ff.

Digitized by Google

hinzuweisen, deren Verheißung nun schon über ein Jahr alt war[62]. Bedeutsam ist, daß auch die Stimmungsberichte der Ober- und Regierungspräsidenten vom Rhein schon seit dem Ausgang des Jahres 1816 zumeist dunkel gefärbt sind.

Die Schwierigkeiten, die die Behörden zu überwinden hatten, waren groß und wurden von den Rheinländern bestimmt zumeist nicht gebührend gewürdigt; ebensowenig wurden die großen Vorzüge des preußischen Beamtentums anerkannt, aber auch an den Grundsätzen der preußischen Verwaltung nahmen die Rheinländer doch sehr häufig Anstoß. Hatten die Deputierten vom Aachener Huldigungstag den König in einer Petition gebeten, „so manche noch bestehende drückende, für ein deutsches Volk unpassende napoleonische Einrichtung und Gesetze abzuschaffen und die Rheinlande mit den alten Provinzen inniger zu verbinden", waren auch sonst noch häufig Stimmen nach dieser Richtung laut geworden[63], so begannen jetzt nur allzu rasch die Vergleiche der französischen Zeit mit der Gegenwart, die nicht immer zugunsten Preußens ausfielen. Da stieß man sich an der Vielköpfigkeit des preußischen Beamtenheeres, daran, daß an Stelle des einen Präfekten jetzt ein ganzes Kollegium regierte; da klagte man ungezählte Male über Benachteiligung der Einheimischen gegenüber Altpreußen bei den Anstellungen, und selbst ein Mann wie Benzenberg verstieg sich bis zu der unzeitgemäßen Forderung des Indigenats; da rechnete man aus, wie wenig Katholiken in den höheren Beamtenstellen vertreten seien, und machte den altpreußischen protestantischen Beamten zum Vorwurf, daß sie zu hochmütig, kaltherzig und ungeschickt seien, den Anschauungen und dem Charakter der Rheinländer Rechnung zu tragen[64], deren Abneigung doch vielfach auf Vorurteilen und auf ihrer eigenen ungerechtfertigten Überhebung beruhte. Da ergaben sich, was immer am unmittelbarsten die Ge-

[62] Das Kapitel „Unsere Zukunft" vergleicht die französische mit der preußischen Verwaltung sehr zum Vorteil der letzteren. Später, aber auch aus eigener Anschauung, urteilt ähnlich P. Kaufmann, Rheinpreußen und seine staatswirtschaftlichen Interessen, Berlin 1837.

[63] Berliner Staatsarchiv, Rep. 74, H. II, Nr. 3; Koblenzer Staatsarchiv, O. P., Jülich-Kleve-Berg, I, 1, 14 (Denkschrift des Grafen E. v. Kesselstadt vom 31. März 1815); Trierer Zeitungsbericht vom Juli 1816.

[64] Ein Beispiel für herausforderndes Benehmen des Militärs bei Wentzcke a. a. O. 36 ff.; für ungeschickte, weil unverständige Beamte zeugt unter anderem Dorow III, 277 f.; der Kölner Polizeipräsident Struensee war besonders unbeliebt.

Digitized by Google

müter berührt, infolge der neuen Zollgrenzen und der Öffnung des Kontinents für die englischen Waren starke wirtschaftliche Verschiebungen, deren Nachteile sich nicht über Nacht ausgleichen ließen. Die mannigfachen Wünsche, welche die Rheinländer bezüglich der Steuerpolitik der neuen Herren hatten, hingen vielfach damit zusammen. Ferner war das französische Recht umstritten und die Erhaltung seiner zweifellosen Vorzüge anfangs stark gefährdet[65]. Das preußische Heerwesen, von dem man gegenüber der namentlich in der letzten französischen Zeit so verhaßten Konskription große Erleichterungen erwartet hatte, brachte diese mit der allgemeinen Wehrpflicht nicht in erwünschtem Maße; die Not der in der revolutionären Ära zertrümmerten Kirche schrie laut nach Abhilfe, und auch konfessionelle Reibungen stellten sich schon seit 1817 häufiger ein[66]; die Gemeinden seufzten unter der Last ihrer Schulden.

Neben allgemeinen Wünschen und Klagen stand die Fülle der Sonderwünsche, die von sozialen oder wirtschaftlichen Gruppen, von Einzelpersonen und Kommunen zahllos an die Regierung herangebracht wurden. In allen diesen Kategorien mußte es Enttäuschte geben. Neben der Fülle der Wünsche für die Verwaltung verstummten natürlich besonders auch die Forderungen nach einer Verfassung nicht. Kurzum, es gab ein Klagen und Drängen von allen Seiten, wozu man sich prinzipiell berechtigt glaubte angesichts der königlichen Verheißungen und faktisch wegen der wirklichen oder vermeintlichen Langsamkeit oder Unfähigkeit der Behörden, sie zu

[65] E. Landsberg a. a. O. In seiner wertvollen Aktenveröffentlichung, die leider so kurz vor Kriegsausbruch erschien, daß sie nicht gebührend bekannt und gewürdigt wurde, zeigt Landsberg, daß auch der Kampf ums rheinische Recht von den Rheinländern anfangs keineswegs aus Französelei oder Abneigung gegen Preußen geführt wurde. Geschworenengerichte, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens waren objektive Fortschritte, um deren Erhaltung zu kämpfen die Rheinländer ein Recht hatten. — Vgl. dazu auch C. Wohlers, Der Flugschriftenkampf um das rheinische Recht 1816 — 17 in Historischen Aufsätzen, Aloys Schulte gewidmet, Düsseldorf 1927.

[66] Daß die katholische Vergangenheit der Rheinlande und die sehr frühzeitig sich regenden Anzeichen einer Kirchlichkeit im Sinne der französisch-belgisch-elsässischen Vorbilder trennend zwischen Preußen und den Rheinlanden standen, ist fraglos, aber die Entwicklung bis zum Kölner Kirchenstreit und dem „Athanasius" von Joseph Görres scheint mir zu beweisen, daß es ohne allzu starres Festhalten an staatskirchlichen Formen und ohne Ungeschicklichkeiten in der Personalpolitik nicht zu dem verhängnisvollen Gegensatz zwischen Staat und Kirche hätte zu kommen brauchen.

Digitized by Google

erfüllen. Man hatte unter dem Provisorischen des Zustandes der Jahre 1814/16 arg gelitten; gerade über die fortdauernde Ungewißheit auf manchen Gebieten mit ihren schweren, oft auch materiellen Schäden im Gefolge, wurde darum auch jetzt immer wieder geklagt. Im Trierer Bezirk war die Redensart: „Daß du ewig provisorisch bleiben mögest" zur übelwollenden Verwünschung geworden, und auf die Frage: „Wie geht's dir?" antwortete man: „Provisorisch", d. h. schlecht[67]. So forderte man denn jetzt ungestüm geregelte Verhältnisse und ganze Arbeit, und es traf sich ungünstig, daß Ungeschick der Behörden im einzelnen oder Versagen im großen der Opposition der Rheinländer gelegentlich berechtigte Unterlagen boten, so vor allem die klägliche Haltung der Zentralinstanzen während des Hunger- und Teuerungsjahres 1817, das durch eine Reihe von Mißernten hervorgerufen war und ganz erheblich dazu beitrug, die preußischen Anfänge am Rhein zu erschweren[68].

Mit der ihm eigenen Zuspitzung, aber doch nicht ganz zu Unrecht, hat Heinrich von Treitschke geäußert: „Die Unzufriedenheit galt gleichsam als Stammesvorrecht des echten Rheinländers[69]." Aber nach den obigen Ausführungen ist man doch berechtigt zu sagen, daß diese Unzufriedenheit sich in den Anfängen der preußischen Herrschaft nicht als grundsätzliche Opposition darstellt, sondern daß sie sich allmählich entwickelt hat und selbst in den Fragen, die später besonders scharf umkämpft waren, wie die Erhaltung des rheinischen Rechts, die Ausgestaltung der Gemeindeordnung und der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, ein unüberbrückbarer Gegensatz nirgends sich auftat. Es scheint mir erwiesen zu sein, daß durch die Stimmung, die die Rheinländer in den Jahren 1814/16 der preußischen Herrschaft gegenüber bezeigt haben, ihr späterer starker Gegensatz nicht hinreichend erklärt ist, sondern

[67] Immermann in den „Maskengesprächen", Kürschners Nationalliteratur, CLIX, 37 und Trierer Zeitungsbericht vom Mai 1816. Die sogenannten Zeitungsberichte der rheinischen Regierungen (Berliner Staatsarchiv, Rep. 89 B X) sind für die Beurteilung der Stimmung am Rhein eine zwar nicht erschöpfende und nicht immer ungefärbte, aber doch nicht unwichtige Quelle.

[68] Görres' Werke (herausgegeben von M. G.), III, 397 ff. in Sachen des Koblenzer Hilfsvereins. Das scharfe Urteil G.s wird durch zahlreiche Aktennotizen gestützt, die zeigen, daß auch die rheinischen Behörden die Mißstimmung über die Berliner Instanzen teilten. Scharfe Urteile unter anderen auch bei Schwartz, Leben des Generals K. v. Clausewitz, 238 ff., und Aus den Papieren Th. von Schöns, IV, 412 ff.

[69] Treitschke a. a. O. II, 271.

Digitized by Google

daß mancherlei Fehlgriffe der preußischen Regierung, solche personeller wie sachlicher Art, daran die Hauptschuld trugen. Beide Teile sind dadurch in ihrer Entwicklung im 19. Jahrhundert genug gehemmt worden, aber die Vorteile, die ihnen aus der Vereinigung erwuchsen, waren doch weitaus überwiegend, so daß die Rheinlande rasch zu einem politischen und wirtschaftlichen Eckpfeiler Preußens und des neuen Reiches werden konnten. Namentlich während des Weltkrieges und in der Zeit der Besetzung haben sie bewiesen, was die einst so umstrittene Entscheidung des Wiener Kongresses für Gesamtdeutschland bedeutet.

Digitized by Google

# Wilhelm von Schadow, ein Erneuerer rheinischen Kunstlebens.

## Die Ausmalung der Stolzenfelser Schloßkapelle durch Ernst Deger.

Von
**Paul Kaufmann.**

Die vom Kurfürsten Karl Theodor, zweitem Nachfolger Johann Wilhelms, des Begründers der später nach München verpflanzten prächtigen Gemäldegalerie, errichtete Düsseldorfer Kunstakademie war nach langem Verfall 1822 von der preußischen Regierung hochherzig erneuert und Peter Cornelius, dem „Hauptmann" der Klosterbrüder von St. Isidoro, unterstellt worden. Dem genialen Direktor, der noch dazu seine Zeit zwischen Düsseldorf und München teilte, lagen die mit dem Aufbau einer neuen Kunstschule verbundenen amtlichen Geschäfte wenig. Auch in der Auswahl seiner Hilfskräfte zeigte er keine glückliche Hand. Die Lehrtätigkeit des auf den monumentalen Freskostil eingeschworenen Meisters war nur auf Menschen seines Geistes und seiner Befähigung zugeschnitten. Als Cornelius wenige Jahre später von Düsseldorf schied, hinterließ er keine tiefen und nachhaltigen Spuren. Das Hauptwerk seiner rheinischen Schule, die Fresken in der Bonner Universitätsaula, kam über blutleere Nachahmungen Raffaels nicht hinaus.

Cornelius' Nachfolger wurde Wilhelm von Schadow, des großen Berliner Bildhauers Sohn. An der Spitze eines Stabes begabter Jünger traf er 1826 in der anmutigen Gartenstadt an der Düssel ein und hat schon bald der jungen Akademie einen der ersten Plätze in Deutschland erobert. In vielem war er verschieden von seinem Vorgänger. Als Künstler blieb er weit hinter ihm zurück. Nur Schadows Früharbeiten erfreuen durch frische Lebendigkeit und farbigen Reiz, während seine späteren Schöpfungen einen zwar geschmackvollen, aber matten Eklektizismus zeigen. Überlegen war er Cornelius durch hohe organisatorische Begabung, scharfen Blick für das Praktische und feinstes Verständnis für die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten. Schadow hat auf diese Weise anregend und befruchtend auf zwei Generationen eingewirkt; viele Maler, die später die deutsche Kunst vorwärts brachten, sind durch seine Schule ge-

Digitized by Google

gangen. Sie lernten von dem Lehrer die sorgfältige Technik, in welcher Schadow schon in römischen Jugendtagen die Freunde im Lukasbunde übertroffen hatte. Ein überzeugter Naturalist, selbstredend im damaligen Sinne, wollte er nichts wissen von großen Gedanken, hinter welchen kein ebenbürtiges Können stand. Am Rhein hat Schadow den Weg aus dem Nazarenertum in das weltliche Traumland gefunden, in dem die blaue Blume blüht, in Märchenschlössern Ritter und Edelfräulein schwärmen, Mönche und Nonnen in stillen Klostergängen wandeln, Elfen und Nixen sich bei Mondschein an Spiel und Tanz ergötzen.

Schadow berief tüchtige Lehrer nach Düsseldorf und gab, besonders durch Einrichtung von Meisterklassen, dem akademischen Unterricht eine mustergültige Gestalt. Eifrig bemühte er sich, für die Arbeiten der Schüler Absatzmöglichkeiten zu schaffen, ohne die bestes Können und redlichster Wille brachliegen mußten. Auf der Suche nach tatkräftigen Mäzenen wußte er den in Düsseldorf residierenden kunstfreundlichen Prinzen Friedrich von Preußen für die jungen Maler zu erwärmen. Den Grafen Spee bewog er, den von dem Corneliusschüler Stürmer begonnenen Freskenzyklus in Schloß Heltorf vollenden zu lassen. Von Immermann wirksam unterstützt, rief Schadow den Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen ins Leben, der seit 1829 durch Veranstaltung jährlicher Ausstellungen und Verteilung wohlfeiler Nachbildungen meist Düsseldorfer Werke zur Förderung der Künstler und zur ästhetischen Erziehung der breiten Massen des rheinischen Volkes erfolgreich beigetragen hat.

Der unermüdliche Akademiedirektor regte auch den Freiherrn, späteren Grafen Fürstenberg, seit 1836 Besitzer des Apollinarisbergs bei Remagen, an, die dort von dem Dombaumeister Zwirner neuerbaute gotische Kirche ausmalen zu lassen. Wenngleich grundsätzlich der Freskomalerei nicht gewogen, erkannte Schadow doch ihre Bedeutung für religiöse Schöpfungen an. Mit der Arbeit in Remagen wurden betraut die ihrem Direktor besonders nahestehenden Vertreter der vom römischen Nazarenertum abgeleiteten Düsseldorfer kirchlichen Kunst. Es war eine kleine Zahl von jungen Malern, die in Ernst Deger ihren Führer erblickten. Zu den begabtesten unter ihnen gehörten die Brüder Andreas und Karl Müller sowie Franz Ittenbach. Den 1809 in Bockenem bei Hildesheim geborenen Deger, früher in Berlin und seit 1829 Schadows

Digitized by Google

Schüler, hat der eifrige literarische Herold der aufblühenden Schadowschule, Immermann, 1840 in seinen „Düsseldorfer Anfängen, Maskengespräche" also geschildert: „Er ist ein reiner, schöner Mensch; er ist der hervorragendste unter den frommen Malern, und auf ihn rechnete Schadow wohl am meisten als Stütze der sogenannten höheren Richtung." Wie später, im Jahre 1854, Wolfgang Müller von Königswinter rückschauend geschrieben hat („Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe"), „hatte jene Künstlerschar gleichsam eine verborgene Kirche gebildet und in wahrer Frömmigkeit nur den Ideen gehuldigt, welche ihr nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Leben als die ersten und notwendigsten erschienen".

In den Jahren 1843 bis 1851 schufen Deger, die Brüder Müller und Ittenbach auf dem Apollinarisberg dank ihrer gleichartigen Geistesrichtung ein erstaunlich geschlossenes Werk, das nach einem treffenden Worte Franz Rebers „dem schönen Rheinstrom ein wahres Schatzkästlein neuer religiöser Kunst" geschenkt hat. Lange schwankte das Bild der Maler der Apollinariskirche zwischen warmer Anerkennung und kühler, oft spöttischer Ablehnung. Erst in jüngster Zeit hat eine vorurteilslosere Beurteilung eingesetzt. In der Beschreibung meiner an Arbeiten der Düsseldorfer Nazarener reichen Sammlung („Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst. Was meine Bilder erzählen. Berlin, Verlag Georg Stilke, 1922") habe auch ich versucht, bei ihrer Würdigung Licht und Schatten gerecht verteilend, Deger und seinen Freunden zu dem ihnen gebührenden Platz in der Kunst des 19. Jahrhunderts zu verhelfen.

Mit großem Gefolge war König Friedrich Wilhelm IV. im Herbst 1847 auf dem Apollinarisberg erschienen und hatte sich höchst befriedigt über das dort Gesehene ausgesprochen. Es scheint schon der zunächst nicht weiter verfolgte Gedanke erwogen worden zu sein, Deger für die Ausmalung der Stolzenfelser Schloßkapelle zu gewinnen. Erst im Frühjahr 1849 wurde er ernsthaft aufgenommen. Dazu gab eine Berufung Degers an die Münchener Kunstakademie Anlaß, bei der Wilhelm Kaulbach die treibende Kraft gewesen war. Er hatte sich in Rom, wo Deger 1837 bis 1842 mit Vorarbeiten für die Remagener Fresken beschäftigt war, mit ihm befreundet und war seitdem trotz seiner ganz anderen Weltanschauung Deger eng verbunden geblieben. Der Münchener Plan zerschlug sich aber,

Digitized by Google

ebenso ein erneutes Angebot, das Deger 1850 von der bayerischen Regierung gemacht wurde. In einem von Finke in den „Literarischen Blättern der Kölnischen Volkszeitung" vom 5. Juli 1928 veröffentlichten Briefe Kaulbachs an Deger aus dem Dezember 1849 heißt es: „Ich könnte mich fast versucht fühlen, Sie glücklich zu preisen, daß Sie nicht zu uns kommen, besonders da sich Ihnen in Ihrer Heimath ein neues Feld erwünschter Tätigkeit eröffnen wird, denn als ich während meiner letzten Anwesenheit in Berlin Herr von Olfers von der auf Sie gefallenen einstimmigen Wahl unseres Collegiums erzählte, trat derselbe mit der Versicherung entgegen, daß man Sie in keinem Falle aus Preußen scheiden lassen werde, da Sie unten am Rhein notwendig seien, um die Schule dort aufrecht zu erhalten, und es würde daher Alles aufgeboten werden, um Ihnen einen ebenso angenehmen wie schönen Wirkungskreis am Rhein zu verschaffen: fürs Erste soll die Kirche in Stolzenfels durch Ihre Meisterhand ausgeschmückt werden."

Ein glücklicher Zufall spielte mir im Preußischen Geheimen Staatsarchiv und im Preußischen Hausarchiv, die beide für rheinische Forscher noch ungehobene Schätze bergen, den über Degers Berufung nach Stolzenfels gepflogenen Schriftwechsel in die Hand. Er wurde zwischen Schadow, Deger, dem preußischen Kultusminister von Ladenberg, dem Vorstand des Geheimen Zivilkabinetts des Königs, Geheimem Kabinettsrat Illaire, und dem Generaldirektor der Berliner Museen von Olfers geführt (Geh. Staatsarchiv: Rep. 89 B XV 3931, 1849; Hausarchiv: Acta des Königl. Civil-Cabinets III, S. 10). In der Hauptsache ist es das Verdienst Wilhelm von Schadows gewesen, dem begabten Schüler den Weg zu weiterem Aufstieg in der Kunst gebahnt zu haben. Bevor ich aber diesen Schriftwechsel bekannt gebe, soll der Schauplatz für Degers neue Tätigkeit kurz umrissen werden.

Die Burg Stolzenfels war einst ein bevorzugter Wohnsitz der Erzbischöfe von Trier. In Albrecht Dürers Reiseskizzenbuch von 1520 blieb das Bild des 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses erhalten. 1802 wurde die Burgruine Eigentum der Stadt Koblenz. Der dortige Stadtrat hatte sich wegen seiner eifrigen Beteiligung an der rheinischen Adressenbewegung die höchste Ungnade des schwunglosen Königs Friedrich Wilhelm III. zugezogen, dafür aber an dem leutseligen, von der Romantik tief beeinflußten Thronfolger einen wohlgeneigten Freund gefunden. Um den Kronprinzen

Digitized by Google

sich noch enger zu verbinden, bot ihm der kluge Stadtrat im Frühjahr 1823 die Ruine Stolzenfels zum Geschenk an. In der Antwort Friedrich Wilhelms IV. vom 30. April 1823 hieß es: „Bei dem großen Interesse, welches ich für die Rheingegenden überhaupt fühle, und bei dem Wohlgefallen, das ich ganz besonders an der Lage des Schlosses Stolzenfels genommen habe, hat mir das Anerbieten der Stadt Koblenz eine wahrhafte Freude gemacht. Ich nehme dieses Anerbieten um so dankbarer an, als es mir ein neuer Beweis der Anhänglichkeit der Bewohner der Stadt Koblenz ist und es mir Gelegenheit geben kann, länger an den Ufern des Rheins zu verweilen, dessen Bewohner mir bei meinen Reisen so wert geworden sind." Die im Preußischen Hausarchiv aufbewahrten, bis zum Ausbruch des Weltkriegs reichenden Stolzenfelser Akten (Rep. 14 F. Stolzenfels) erzählen anregend von den weiteren Schicksalen des nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV. seiner Witwe, der Königin Elisabeth, zugefallenen und von ihr Kaiser Wilhelm I. vererbten Schlosses. Sie beginnen mit einem Schreiben des Koblenzer Oberpräsidenten von Ingersleben, das dem Kronprinzen den Dank des Stadtrats für seinen willkommenen Bescheid übermittelt und mit der verbindlichen Wendung schließt, „daß er (Ingersleben) sehnlich wünsche, recht bald das Glück zu haben, auf dieser schönen Burg, die sowohl ihrer edlen Benennung als ihrer herrlichen Lage wegen des jetzigen hohen Besitzers so würdig ist, Euer Königlichen Hoheit im Namen der Rheinbewohner die Gesinnungen der tiefen Ehrfurcht bezeugen zu können, womit alle Herzen für Höchstdieselbe durchdrungen sind." Nachdem Schinkel im Auftrage des Kronprinzen im Herbst 1823 die Schloßruine besichtigt, wurde in den nächsten Jahren nur das zu ihrer Erhaltung Notwendigste durchgeführt. Erst 1836 erhielt Schinkel den Befehl, Pläne vorzulegen, um „bei möglichster Schonung der Überreste auf den noch vorhandenen Grundmauern ein den alten Burggebäuden nachgebildetes, aber den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit entsprechendes vollständiges Ganze wiederherzustellen". Bei einem Besuch des von Schinkel für den schon erwähnten Prinzen Friedrich von Preußen erbauten Schlosses Rheinstein hatte der Kronprinz 1833 den Entschluß gefaßt, auf dem Stolzenfels ein Gegenstück zum Rheinstein erstehen zu lassen. Sieben Blätter mit Stolzenfelser Entwürfen Schinkels aus dem Jahre 1836 sind im Berliner Rauch-Schinkel-Museum erhalten. Sie wurden später durch Auf-

Digitized by Google

führung umfangreicher Nebenbauten erweitert, da Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Thronbesteigung gewünscht hatte, „aus der alten Ritterburg ein Königliches Residenzschloß zu machen" (Beschreibung der Burg Stolzenfels. Zur Erinnerung für Rhein-Reisende von Geheimem Hofrat R. Dohme. Berlin 1850. Carl Kühn & Söhne.)

Es war ein buntes, echt romantisches Bild, als König und Königin im September 1842 feierlich in die vollendete Burg Stolzenfels einzogen. Der neuernannte Schloßhauptmann überreichte ein aus dreizehn achtzeiligen Stanzen bestehendes Huldigungspoem. „Es gereichte unserm Meister Goethe, an den es erinnert, nicht zur Unehre", hieß es in dem später erschienenen Festbuch „Erinnerung an Stolzenfels". Seinen Verfasser, den Koblenzer Gymnasiallehrer Brandenbusch, hatten „die von Herzen zu Herzen gehenden, die tiefe Verstandeskraft und den edel-gemütlichen Sinn des allverehrten Monarchen betätigenden" Dankesworte des Königs zu Tränen gerührt. Erst 1843 wurde der Bau einer Schloßkapelle beschlossen. Der König genehmigte einen von Stüler, dem leitenden Architekten nach Schinkels Tode, überarbeiteten Entwurf, der eine gotische Kapelle mit geräumiger Krypta und zwei Türmen vorsah. Im August 1845, am Geburtstage des Königs, wurde die Kapelle feierlich eingeweiht. Mit einem Kostenaufwand, der sich bis 1850 auf 350 000 Taler belief, hatte die Kunstfreude des fürstlichen Erbauers in Stolzenfels mit seinen Türmen und Zinnen, efeuumsponnenen Mauern, plätschernden Brunnen und stimmungsvoll ausgestatteten Innenräumen ein Schulbeispiel romantischer Schloßherrlichkeit geschaffen. Meisterhaft hat seinen Zauber geschildert der mit beweglicher Phantasie begabte Düsseldorfer Maler Kaspar Scheuren, auch ein Romantiker von reinstem Wasser. Die in der Berliner Schloßbibliothek befindliche, insgesamt 132 Blatt zählende Aquarellsammlung Friedrich Wilhelms IV. enthält allein 72 Bilder aus Stolzenfels, darunter 52 von Scheurens Hand.

Und nun hat Schadow das Wort, dessen Brief an Minister von Ladenberg den Schriftwechsel über die Ausmalung der Stolzenfelser Schloßkapelle eröffnet. Der Akademiedirektor trägt vor:

Excellenz!

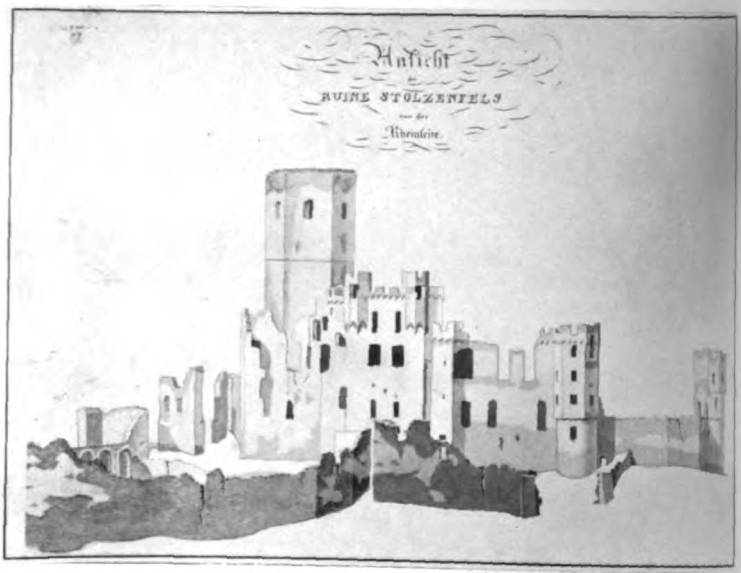
So zweifelhaft in dieser verhängnißvollen Zeit der Erfolg dieser Anzeige und das daran sich knüpfende Gesuch auch seyn mag, halte ich es nichts destoweniger im

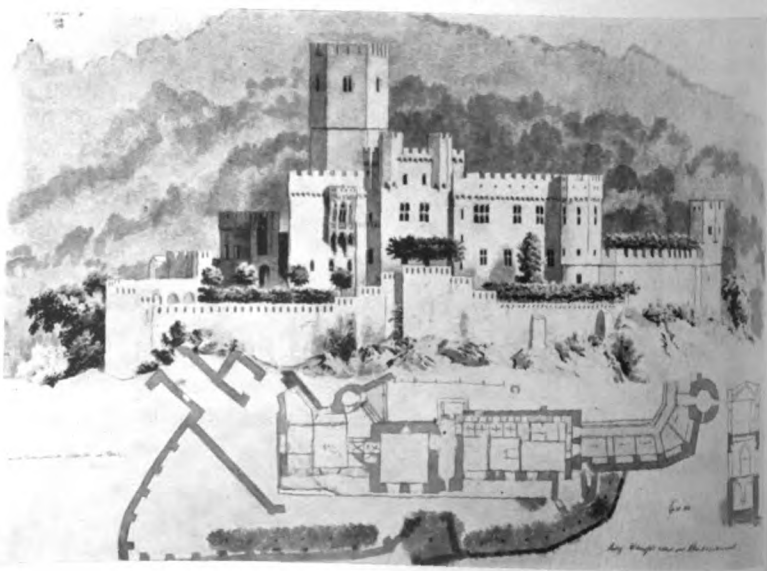
Digitized by Google

Eduard Bendemann. Bildnis des Akademiedirektors Wilhelm Schadow.

Digitized by Google

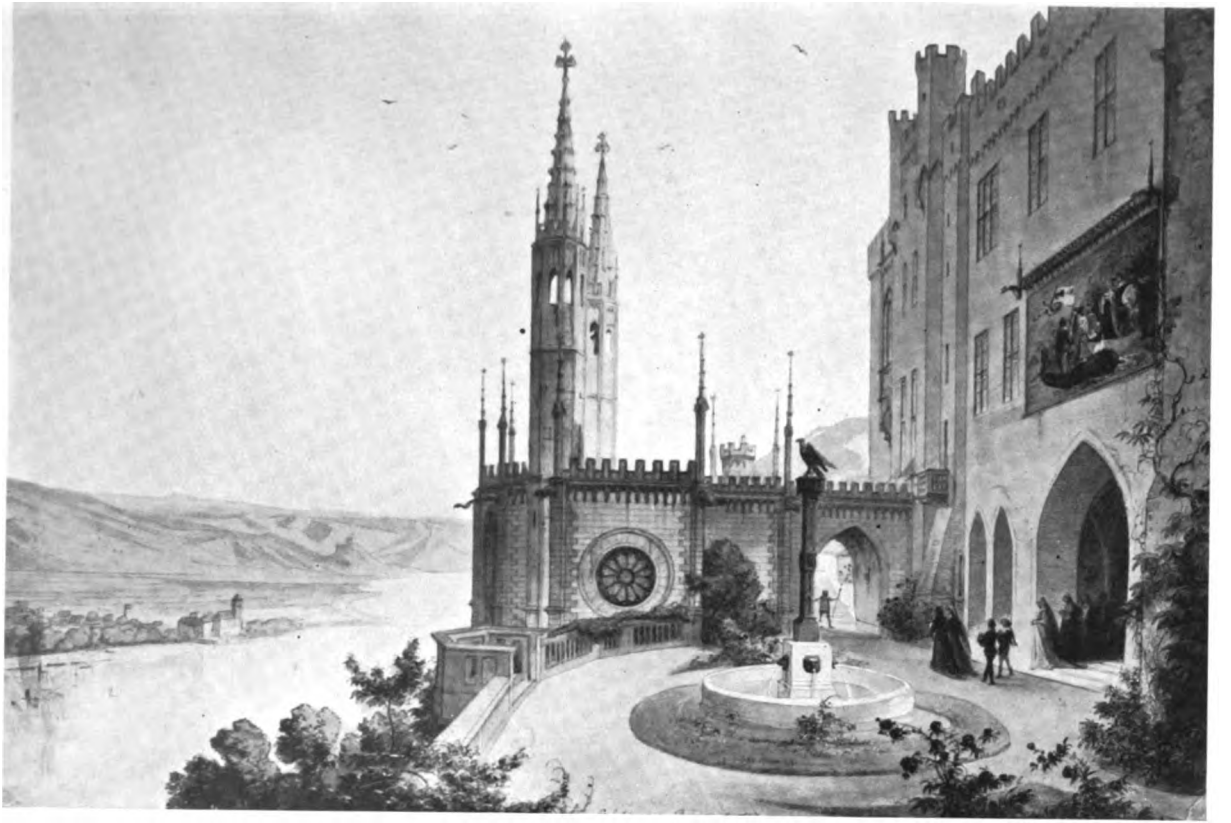
TAFEL II.



Aus
Karl Friedrich Schinkels Entwürfen für den Wiederaufbau von Schloß Stolzenfels

Digitized by Google



Kaspar Scheuren. Schloß Stolzenfels. Blick auf Terrasse und Kapelle.

TAFEL III.

Digitized by Google

TAFEL IV.

Ernst Deger. **Das Jüngste Gericht**

(Zeichnung zu dem Wandgemälde in der Kapelle des Schlosses Stolzenfels.)

Digitized by Google

allgemeinen Interesse der vaterländischen Kunst, als meiner amtlichen Stellung nach für meine Pflicht, Ew. Excellenz Nachfolgendes ergebenst mitzutheilen.

Der Historienmaler Ernst Deger (ganz auf hiesiger Schule gebildet) in neuerer Zeit berühmt geworden durch seine außerordentlichen Leistungen in der Appollinariskirche bei Remagen, erhielt vor einigen Wochen ein Schreiben des Directors der Münchener Akademie des ebenfalls hochberühmten Malers Kaulbach, in welchem ersterem eine Professur an der Münchener Akademie mit 800 Gulden Gehalt offerirt wurde. Die ferner in diesem Schreiben in Aussicht gestellte Gehaltsvermehrung mag dahin gestellt bleiben.

Nach meinem Urtheil und Ansicht kann nun die rheinische Kunst und speciell die hiesige Anstalt nicht leicht ein härterer Schlag treffen, indem ich in der gesammten Künstlerwelt Niemand kenne, der im Fache religiöser Malerei ihn erreicht.

Gelingt es der Münchener Anstalt ihn uns zu entziehen, so liegt es keines weges außer dem Bereich der Möglichkeit, daß wir ihn, gleich Cornelius u. Kaulbach nach 10 Jahren mit unerschwinglichen Opfern wieder zurückholen müssen, insofern nicht Deutschland bis dahin in eine solche Barbarei versinkt, daß Kunstwerke so erhabener Natur außer dem möglichen Bereich des nationalen Bedürfnisses liegen!

Des Königs Majestät, so wie die Männer Seines besonderen Vertrauens in Kunstangelegenheiten sind, soweit mir bekannt, über die Verdienste des Deger durchaus meiner Ansicht. Hier bleibt also nur die Frage, auf welche Weise ist derselbe zu halten und erlaube ich mir Ew. Excellenz in dieser Beziehung in tiefster Ergebenheit einige Andeutungen mitzutheilen.

Es giebt zweierlei Art einen Künstler zu fesseln, entweder man kann ihn amtlich placiren oder man giebt ihm eine seinem Geiste angemessene größere Bestellung.

Ersteres ist wahrscheinlich hier nicht möglich, denn es giebt augenblicklich noch keine Vacanz, letzteres jedoch wäre thunlich, insofern des Königs Majestät bewogen werden könnte, einem Projecte, nach welchem dem Deger schon vor 18 Monaten der Auftrag der Ausmalung der Kapelle des Stolzenfels ertheilt werden sollte, Folge zu geben.

Unterdeß ein solches Werk zur Vollendung käme, würde sich in Berlin bei der großen Anzahl Veteranen oder hier eine aequivalente Stelle eröffnen.

Indem ich Ew. Excellenz bitte, die ganze Anregung dieser Angelegenheit meinem Eifer für unsre speciell vaterländische Kunst und für die hiesige Kunstanstalt selbst, zuzuschreiben, zeichne ich mich fernere Befehle erwartend, Ew. Excellenz ganz ergebenster

Düsseldorf, d. 30. April 1849. Dr. W. v. Schadow, Director hies. Akademie.

## Der Kultusminister teilt dem Geheimen Kabinettsrat Illaire mit:

Der Direktor der Kunst-Akademie zu Düsseldorf, von Schadow, hat mir in dem abschriftlich anliegenden Schreiben vom 30. v. Mts. über eine, dem dortigen Maler Ernst Deger zu Theil gewordene Berufung an die Akademie von München berichtet und sich für die Ergreifung von Maaßregeln, welche geeignet wären, den Künstler der engeren Heimat zu erhalten, aufs Lebhafteste verwandt. Auch ich theile die Ueberzeugung von der seltenen künstlerischen Bedeutung Degers u. würde es sehr bedauern, wenn er den Preußischen Staat verließ; innerhalb meines Ressorts ist zur Zeit jedoch keine Gelegenheit vorhanden, ihm einen etwaigen Ersatz für die in München eröffneten Aussichten zu bieten. Sehr erfreulich dürfte es demgemäß sein, wenn der nach Aeußerung des p. von Schadow schon früher in Aussicht genommene Plan wegen Ausführung von Wandmalereien in der Kapelle von Stolzenfels durch Deger, wieder aufgenommen und zur Ausführung gebracht werden könnte. Ew. Hochwohlgeb. werden mit den desfallsigen Absichten Sr. Majestät des



Digitized by Google

Königs bekannt oder im Stande sein, die Sache zur eventuellen Allerhöchsten Beschlußnahme wieder in Anregung zu bringen. Dieselben würden mich sehr verbinden, wenn Sie der Sache hienach ein näheres Interesse widmen und mich von den Absichten oder der Beschlußnahme Sr. Majestät gefälligst in Kenntniß setzen wollten.

Berlin, d. 9. Mai 1849. Ladenberg.

## Schadow geht folgende Antwort Illaires zu:

Der Herr Staatsminister v. Ladenberg hat mir das von Ew. Hochwohlgeboren an ihn gerichtete, durch die Berufung des Historien-Malers Deger an die Kunstakademie zu München veranlaßte Schreiben mitgetheilt, um die darin angedeutete Möglichkeit, den ausgezeichneten Künstler durch einen, ihm für die neue Kapelle in Stolzenfels zu ertheilenden Auftrag der dortigen Kunstanstalt zu erhalten, weiter zu verfolgen und allenfalls zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs zu bringen. Bei dem Interesse, welches diese Angelegenheit verdient, ist letzteres sogleich von mir geschehen und ich bin darauf von Seiner Majestät beauftragt worden, mich mit Ew. Hochwohlgeboren in Verbindung zu setzen, um den von Ihnen angegebenen Gedanken womöglich zur Ausführung zu bringen.

So sehr nämlich auch die gegenwärtigen Verhältnisse es notwendig machen, die Privatmittel des Königs zusammenzuhalten, so ist derselbe doch geneigt, die Ausmalung der Kapelle in Stolzenfels dem Deger zu übertragen und zwar in der Art, daß ihm für die Ausführung eine Frist von mehreren Jahren und innerhalb derselben ein bestimmtes Jahrgehalt entweder als Honorar oder abschläglich auf dasselbe gezahlt würde. Insofern Sie glauben, daß der Deger auf ein solches Arrangement eingehen und im Fall es zu Stande komme, den ihm gewordenen Ruf ablehnen werde, ersuche ich Sie ganz ergebenst, dasselbe mit ihm näher zu besprechen und mich eventuell mit den Modalitäten, unter welchen es in Ausführung kommen könnte, bekannt machen zu wollen, damit ich die Allerhöchste Entscheidung darüber einholen könne.

Genehmigen Ew. p. die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit.

Berlin, den 19. Mai 1849. Illaire.

## Schadow erwidert dem Geheimen Kabinettsrat:

Hochwohlgeborener Herr!

Mit großer Genugthuung und Freude habe ich den Beschluß unsers wahrhaft hochgesinnten und kunstliebenden Monarchen begrüßt, welcher in Ihrem geehrten Schreiben vom 19. d. M. uns die Aussicht eröffnet, den p. Deger hier zu behalten. —

Es hat etwas Trostreiches für uns Künstler in Zeiten so gewaltiger momentaner Aufregung einen Herrn auf dem Thron zu wissen, der die ewige Bedeutung der Kunst so wohl zu würdigen weiß. —

Die Verhandlungen Degers mit München verzögern sich, theils wohl, weil derselbe eine Frist zur völligen Vollendung seiner Arbeiten in der Appollinariskirche verlangt, vielleicht auch der obwaltenden politischen Wirren wegen. —

Außerdem aber kann Deger, insofern er des Königs Majestät erhaltenen Auftrage gemäß, bestimmte Vorschläge sowohl in Bezug auf die zu malenden Gegenstände, als auch auf die erforderlichen Geldmittel machen soll, schwerlich unter drei bis vier Wochen damit in's Reine kommen. — Derselbe denkt dies Geschäft mit seiner Hinaufreise nach den Appollinarisberg zu verbinden, indem er eben so sehr Ursach hatt, Geld als Zeit zu sparen.

Digitized by Google

Uebrigens brauche ich Ew. Hochwohlgeb. wohl weiter nicht zu versichern, wie tief gerührt und dankbar dieser Künstler für die Königliche Auszeichnung ist. —

Zu den Verlusten, welche der hies. Künstlerwelt bevorstehn, möchte vielleicht auch die des Musikdirektor Hiller gehören, welcher sich um die Stelle des kürzlich verstorbenen Nicolai bewirbt.

Obgleich weit entfernt auf ein Urtheil über den Werth musikalischer Composition ein Anspruch zu machen, halte ich es nach seinem Wunsche für meine Pflicht, völlig meiner Ueberzeugung gemäß, bescheidentlich zu äußern, daß ich nebst Felix Mendelssohn keinen Dirigenten gekannt, der mit mehr Geschick und Energie die Massen zu leiten weiß, außerdem ist er im Umgang ein unverkennbar geistreicher Mensch. —

Seine Aufführung der großen Bachischen Passionsmusik hierselbst mit sehr mangelhaften Mitteln geben nach der allgemeinen Anerkennung den treffensten Beweis.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren gehorsamst bitte, mich der Gnade S. Majestät insbesonders zu empfehlen, habe ich die Ehre, mich zu zeichnen Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Düsseldorf, d. 28. Mai 1849. Dr. W. v. Schadow.

## Deger berichtet Schadow:

Sehr verehrter Herr Director.

In Folge Ihres geehrten Schreibens, betreffend das ausgezeichnete Anerbiethen Sr. Majestät des Königs, beeile ich mich Ihnen, so weit ich für jetzt dazu im Stande bin, zu antworten. Bevor ich jedoch die von mir gewünschten Bedingungen in Bezug auf die Ausmalung der Kapelle Stolzenfels höhern Orts einsenden kann, glaube ich Ihnen das Resultat meiner neulichen Excursion nach dorthin mittheilen zu müssen und Sie zu bitten, mir Ihr Gutachten gelegentlich darüber mittheilen zu wollen.

Der Eindruck, welchen die Architektur der Kapelle macht, verlangt eine malerische Ausschmückung in kleinen, mäßigen Figuren Verhältnissen. Der Räume in derselben, welche bemalt werden müßten, sind viele und in gewisser Beziehung günstig, wenn auch nicht der Form nach, doch günstig für einen größern Ideenkreis. — Ich halte nehmlich dafür, daß sich mit wenigen Gestalten die Räume nicht füllen lassen, ohne mit dem baulichen Theile in Disharmonie zu treten, deßhalb werden kleine Figuren und darum reichere Kompositionen nothwendig. Meinen ersten Plan dafür will ich versuchen, Ihnen mit zu theilen.

Die Kapelle bildet in ihrer Grundform ein Kreuz und ich gebe nachstehend zur größern Verständlichkeit einen Plan mit hinweisenden Zeichen.

Die ersten Theile derselben, welche auf der Hälfte der Höhe getheilt ist, dient als Königliche Loge. Hier wäre zu beginnen. Fläche A, welche zugleich den Eingang bildet, sollte auch zugleich als Eingang zur Geschichte der Darstellungen dienen und hier möchte ich das Verhältniß des Schöpfers zu seinen glückseeligen Geschöpfen, Adam und Eva auffassen; — in b, links den Sündenfall, in c rechts, Vertreibung aus dem Paradiese. — Es wäre wohl nicht unpassend das uns fern liegendere alttestamentarische Theil nicht farbig, sondern grau zu malen.

Erster Kreuzarm, der wieder 3 Flächen biethet, würde in d, Abraham, der seinen Sohn Isack zum Opfer bringt, enthalten; zuerst um dadurch die Nothwendigkeit der Opferidee nach der Sünde zu geben und zugleich im Übergange zum neuen Bunde den Opfer-Tod Christi durchblicken zu lassen. Die Wand e, mit erster correspondirend, enthält die Orgel, deßhalb zum größten Theil unbemalbar. Je-

Digitized by Google

doch ist hinlänglich Raum für eine Gestalt, dafür würde König David passend sein, indem er ebenfalls den kommenden Erlöser so auffallend ankündigt und auch als königlicher Sänger an diesem Orte würdig einen Platz fände.

Der größere Raum f, welcher in Mitte ein Rundfenster hat, wäre für die Verkündigung; über dem Fenster, in Spitzbogen, Gott der Vater, der durch den heiligen Geist die Jungfrau überschattet. Der gleiche Raum g, enthielte die Geburt des göttlichen Kindes, wo zugleich die Anbetung der Hirten und Könige dargestellt würden und wieder um die Spitzbogen Engel das Gloria in excelsis singend. — Fläche h, die Kreuzigung und i, die Auferstehung.

Nun kommen die beiden größten und letzten Flächen zu Seiten des Altars, wovon k mit der Himmelfahrt und l mit dem jüngsten Gericht ausgefüllt würden. Ich möchte grade dieses als letztes Moment vorziehen, damit ein abgerundeter Gedanke zu Stande käme. Das Geschöpf makellos vom Schöpfer ausgehend, durch die Sünde von Ihm abgefallen, durch Christus der Erlösung theilhaftig geworden und dadurch den Eingang ins Paradies wieder eröffnet.

Es scheint mir unerläßlich nöthig, vorab über den Plan sich zu verständigen, welcher höherer Seits zur Ausführung festgestellt werden soll, denn nur so kann ich die mir nöthigen Bedingungen bei Sr. Majestät dem Könige vorlegen.

In der Hoffnung, hiermit die Einleitung zu jenem Auftrage gemacht zu haben, sehe ich, verehrter Herr Director Ihrer gütigen Antwort entgegen.

Es verharret in Hochachtung und Liebe Ihr treu ergebener Schüler

St. Apollinarisberg, d. 21. Juli 1849. Ernst Deger.

## Schadow schreibt an Illaire:

Homburg, den 26. Juli 1849.

Hochwohlgeborener Herr!

Um keine Verzögerung in einer Angelegenheit eintreten zu lassen, bei welcher die rheinische Kunst und speciell die Akademie von Düsseldorf interessirt ist, erlaube ich mir Ew. Hochwohlgeboren zur eventuellen Vorlage an des Königs Majestät den mir brieflich mitgetheilten Plan des p. Deger zur Ausmalung der Kapelle von Stolzenfels ergebenst vorzulegen.

Hierher par ordres du medecin auf einige Wochen gebannt, konnte ich mündlich in der letzten Zeit mit Deger nicht conferiren, halte aber dessen Projeckt für zweckmäßig und begreife auch sehr wohl, daß eine Geldforderung sich unmöglich machen ließe, bevor des Königs Majestät die vorgeschlagenen Gegenstände nicht approbirt hätte.

Auch nach meinem Gefühle würden lebensgroße Figuren in dem an sich kleinen Raum nur erdrückend wirken, außerdem hat Deger in den kleinen Passionsbildern unter der großen Kreutzigung in der Appollinariskirche hinlänglich bewiesen, wie zart er al fresco im kleineren Maaßstabe zu behandeln versteht; ich bilde mir ein, es müßte die Kapelle von Stolzenfels ein kleines christliches Bijou abgeben.

Obgleich nach meiner Ansicht im Ganzen die Rheinländer weder ein solches Geschenk und noch weniger die Nutzanwendung desselben durch den Aufenthalt des Königs in Stolzenfels verdienen, so sprechen anderseits zwei mächtige Motive für dessen Realisirung u. Acquisition; ein göttliches: thuet wohl, selbst solchen, die euch nicht lieben und zweitens die Erhaltung u. Entwicklung einer edlen Kunst, die sonst entweder erstirbt oder von der erstickenden Genremalerei überfluthet wird. —

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren diese Angelegenheit im Interesse der Kunst insbesondere ans Herz lege, zeichne ich mich, fernere Befehle erwartend, Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster Dr. W. v. Schadow.

Digitized by Google

## Illaire antwortet Schadow:

Berlin, den 1. August 1849.

Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben nebst Anlage, welche ich ganz ergebenst wieder beifüge, habe ich empfangen und den Inhalt beider zur Kenntniß Seiner Majestät des Königs gebracht. In Folge dessen verfehle ich nicht, Sie zu benachrichtigen, daß der König im allgemeinen mit der von dem Künstler vorgeschlagenen Benutzung des Raumes, sowie mit der Anordnung und Vertheilung der Bilder einverstanden ist. Indessen wünschen Se. Majestät, daß derselbe die einzelnen Räume im verjüngten Maaßstabe in den Dimensionen genau aufnehmen und darauf die Bilder in allgemeinen Umrissen andeuten möchte, um auf diese Weise eine klarere Ansicht des ganzen Arrangements zu gewinnen. Ich vermuthe, daß der General von Wußow sich im Besitz von dergleichen Aufrissen der Kapelle befinden und es daher keiner besonderen Aufmessung bedürfen werde.

Hinsichts der Ausführung geht die Idee des Königs dahin, daß die ganzen Wände bis zu den Panelen herab in Goldgrund gefärbt, die einzelnen Felder jedoch durch Verzierungen in bunter gothischer Art, welche an den Rändern der Architektur folgen abgetheilt werden, so daß die Bilder keiner besonderen Einrahmung weiter bedürfen.

Auch die einzelnen vorgeschlagenen Gemälde haben die Allerhöchste Billigung gefunden, nur vermißte der König die Ausgießung des heiligen Geistes und schlug vor, diese an die Stelle des jüngsten Gerichts treten zu lassen. Außerdem schien das Bild für den Raum f. im Spitzbogen: „Gott der Vater, der durch den heiligen Geist die Jungfrau beschattet" wenig zu gefallen; indessen wollte der König hierüber sowie über die Wahl der sämmtlichen Bilder überhaupt die Entscheidung noch vorbehalten, bis die obigen Aufnahmen eingegangen seyn würden.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren daher g. ergb. anheimgebe, den Herrn p. Deger zu deren baldigen Einsendung veranlassen zu wollen, wird derselbe vielleicht nun auch schon im Stande seyn, sich über die Bedingungen und Modalitäten der Ausführung näher auszusprechen, damit dann die definitive Bestellung ohne weiteren Vorzug erfolgen könnte.

Mit der vollkommensten Hochachtung verbleibe ich Illaire.

## Olfers berichtet Illaire:

Berlin, den 19. 12. 49.

Verehrtester Freund!

Bald nach Ihrem Schreiben vom 6. d. über die Entwürfe zu den Fresken der Stolzenfelser Capelle erhielt ich durch Herrn Stöhr die Zeichnungen von S. k. M. zugeschickt, und habe dem Befehle gemäß die erste Gelegenheit zum Vortrage der Sache genommen.

S. k. M. sind im Ganzen mit den schönen Entwürfen und deren Anordnung in Beziehung auf die Räume der Capelle einverstanden; einzelnes wird sich später besprechen lassen, indem es nur Untergeordnetes betrifft.

Der Preis von 20,000 Thlr. für die ganze Ausführung soll auf 8 Jahre vertheilt nach dem Antrage des p. Deger in der Weise bewilligt werden, daß mit dem Beginne des Werkes 2000 Thlr. und sofort alljährlich praenumerando dieselbe Summe gezahlt werde, sodaß nach dem Schlusse und der Abnahme desselben noch 4000 Thlr. zu zahlen bleiben. Wird mehr Zeit auf die Arbeit verwendet, so wird dafür keine Vergütung gewährt.

Für Farbenmaterial und andere Auslagen, sowie für den Maurer, welcher bei der Arbeit hilft, sorgt H. Deger, und wird dafür jährlich nach seinem Antrage die runde Summe von 235 Thlr. vergütet.

Digitized by Google

Hingegen wird demselben die Mauer für das Fresko praeparirt gestellt, ebenso wird ihm das nöthige Gerät, Wohnung auf der Burg, Heizung im Frühjahr und Herbst gewährt; die Kosten der Goldgründe und der Decken- und Rippenverzierungen fallen ihm nicht zur Last.

Er wird im Winter 1850 die Cartons beginnen und zur guten Jahreszeit im J. 1851 die Ausführung in der Capelle selbst.

Ein bestimmter Vertrag wird wohl abgeschlossen werden müssen.

Die Zeichnungen wünschen S. k. M. zurückzuerhalten, indem H. Deger wird davon Durchzeichnungen nehmen wird. Sie erfolgen nebst den Schriftstücken hierbei. v. Olfers

## Illaire schreibt Schadow:

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich ergebenst, daß Seine Majestät mit den Entwürfen des Herrn Deger zu den Fresken in der Stolzenfelser Kapelle im Ganzen einverstanden sind und sich nur in untergeordneten Einzelheiten noch Abänderung zu treffen vorbehalten. Allerhöchstdieselben genehmigen auch die von dem Herrn Deger für die Ausführung gestellten Bedingungen und wollen ihn danach mit der Arbeit beauftragen.

Der Königliche Hofmarschall Graf von Keller ist angewiesen über das Unternehmen das Nähere mit dem p. Deger zu verabreden und festzustellen und demnächst das zur Ausführung desselben Nöthige anzuordnen.

Berlin, den 31. December 1849. Illaire.

## Der dem Brief abschriftlich beigefügte Allerhöchste Erlaß an den Hofmarschall Grafen von Keller lautete:

Ich will den Maler E. Deger in Düsseldorf mit Ausführung von Fresken in der Kapelle zu Stolzenfels nach den beigefügten Zeichnungen und unter den Bedingungen beauftragen, welche er selbst in dem mit einem Schreiben des Direktors von Schadow angeschlossenen Briefe an letztern gestellt hat.

Danach erhält der p. Deger für die ganze auf die Dauer von 8 Jahren berechnete Arbeit 20,000 Thlr., worauf ihm vom Beginn der Arbeit ab jährlich die Summe von 2000 Thlr. praenumerando und nach Beendigung derselben der Rest zu zahlen ist und außerdem zur Bezahlung der Mauer-Arbeiten und Utensilien sowie des Malerei-Materials die Summe von 235 Thlr. jährlich, nebst Wohnung auf der Burg und Heitzung im Frühjahr und Herbst. Die Kosten der Gerüste und Goldgrundirungen, sowie der Decken- und Rippenverzierungen sind darunter nicht einbegriffen. Ich ermächtige Sie, auf diese Bedingungen einen Vertrag mit ihm abzuschließen und wegen Ausführung desselben das Erforderliche zu veranlassen, auch seiner Zeit die Anweisung der Zahlungen bei Mir zu beantragen.

Die Zeichnungen wünsche Ich, nachdem der p. Deger davon Durchzeichnungen genommen haben wird, zurück zuerhalten.

Charlottenburg, den 31. December 1849. Friedrich Wilhelm.

## Deger dankt dem König:

Allergnädigster König und Herr!

Ew. königlichen Majestät den tiefgefühlten Dank selbst auszusprechen für das hohe Vertrauen, welches mir durch den ehrenvollen Auftrag zu Theil geworden, die Kapelle zu Stolzenfels auszumalen, wage ich es Ew. Majestät ehrfurchtsvoll diese Zeilen zu zusenden.

Digitized by Google

Wenn ich schon wegen der gnädigen Annahme meiner schriftlichen Entwürfe mich sehr glücklich schätzen mußte, so ist dieses Gefühl um so mehr gesteigert durch die gnädige Aufnahme, welche wie ich hoffen darf, meine Zeichnungen bei Ew. Majestät gefunden haben. Die Liebe und Begeisterung für die hohen Gegenstände, deren Darstellung mir von Ew. Majestät allergnädigst aufgetragen worden ist, welche ich zu empfinden das Glück habe, dürften Ew. Majestät einige Bürgschaft gewähren, daß ich alle meine Kräfte der mir gewordenen Aufgabe widmen werde, um das Werk zur Befriedigung Ew. Majestät zu vollenden.

Schließlich erlaube ich mir noch, nicht minder meinen Dank Ew. Majestät darzubringen für die huldvolle Genehmigung des von mir eingesandten Contraktes.

Es verharret in tiefster Ehrfurcht Ew. Königlichen Majestät unterthänigster

Düsseldorf, d. 22. April 1850. E. Deger.

Deger erwartete nach Remagen auf Stolzenfels eine noch schönere, weil einheitliche Aufgabe. 1853 begonnen, wurde sie 1857 vollendet. Für die Anordnung der nach des Königs Wunsch auf Goldgrund gemalten Bilder war im wesentlichen Degers ursprüngliches Programm maßgebend geblieben. Neu aufgenommen wurden nur eine Darstellung der Ermordung Abels und der Ausgießung des Heiligen Geistes. Trotz der aus den ungünstigen Raumverhältnissen in der Kapelle sich ergebenden Schwierigkeiten schuf in ihr Deger sein Meisterwerk. Und gerade dadurch, daß er die gegebene Architektur zu einem Kompositionsfaktor machte, ist ihm, wie Koetschau ausführlich dargelegt hat (Heft 6 der Pempelfortsammlung kleiner Düsseldorfer Kunstschriften 1925), eine neue und zugleich überzeugende Anordnung seiner Bilder gelungen. Hervorragend sind die nackten Gestalten von Adam und Eva sowie die Bilder des Pfingstwunders und des Jüngsten Gerichts. Beide voll tiefen Ernstes und verhaltener Leidenschaft. Im Gerichtsbild hat die Gewalt des Gegenstandes den Künstler förmlich fortgerissen. Aufrichtig ist zu bedauern, daß Kaulbachs Voraussage unerfüllt blieb und Deger später nie wieder Gelegenheit geboten worden ist, in großen Wandgemälden seine hohe künstlerische Begabung zu betätigen. Wie Schadow eine rückläufige Bewegung an der Akademie erlebte, wurden auch Deger und seine Freunde einsame, nicht mehr verstandene Künstler. Die Düsseldorfer religiöse Schule stieg, wenige Nachzügler abgerechnet, schon mit ihren Begründern in das Grab.

Zu den Düsseldorfer Nazarenern, von denen zwei, die Brüder Andreas und Karl Müller, Vettern meines Vaters waren, führten aus meinem Bonner Elternhause viele Fäden. Oft hat der Vater von Schadow, den er aufrichtig verehrte, erzählt und seinen Kindern

Digitized by Google

das Hübnersche Bild des in Rauchwolken gehüllten „Alten“ g-
zeigt. Deger bin ich wiederholt begegnet, und steht seine hoh-
würdige Gestalt noch deutlich vor mir. Bei der akademischen G-
denkfeier zu Ehren des 1885 Heimgegangenen hat Karl Müller d-
Bild des verewigten Freundes trefflich gezeichnet. (Akademisc-
Feier zum Andenken an Ernst Deger. Düsseldorf 1885, Verlag v-
Aimé Henry.) In Stolzenfels sei es Deger, so meinte Müller, g-
lungen, „das Christentum in der ganzen Strenge seiner Lehren u-
seinem tiefsinnigen Ernste mit so viel Holdseligkeit und Anmu-
auch künstlerisch als die Religion der Liebe darzustellen“. Mög-
dieser Aufsatz das Andenken des großen Künstlers, dem leider ei-
ausführliches Lebensbild noch nicht gewidmet wurde, und seine-
edlen Gönners, des um die rheinische Kunst verdienten Akademie-
direktors Wilhelm von Schadow, neu beleben.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03938 8676
Filmed by Preservation 1990
Digitized by Google

Digitized by Google